ALLGEMEINE DEUTSCHE SPRACHKUNDE

Karl Heinrich Ludwig Pölitz

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Allgemeine teutsche Sprachkunde,

logisch und ästhetisch begründet,

und

mit literärischen Notizen begleitet

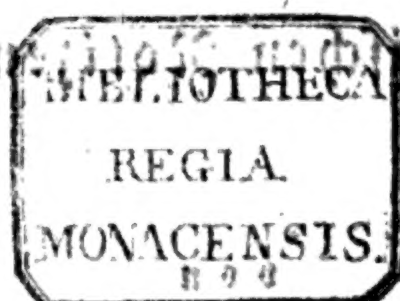
von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Qui ante nos ista moverunt, non domini nostri, sed duces sunt; patet omnibus veritas, nondum est occupata.

Seneca.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage,
1804.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wenn ich dieses Werk als den Versuch ankündige, durch philosophische Begründung und Anwendung des Gesetzes der Form das ganze Gebiet der durch Sprache möglichen Darstellung zu erschöpfen; so kann ich nur diejenigen als meine vollgültigen Beurtheiler anerkennen, die, bei der Achtung gegen die, welche bisher dieses Feld im Einzelnen anbauten, demohngeachtet nicht blind der Auctorität derselben folgen; die mit dem ganzen Felde der Sprachwissenschaft, durch mehrjährige Untersuchungen und durch Unterricht über die einzelnen Theile desselben, bekannt geworden sind, und Unpartheilichkeit und Leidenschaftslosigkeit genug besitzen, um dieses Werk theils ganz zu lesen, theils nach seinem innern Zusammenhange zu prüfen.

Seit zehn Jahren beschäftigte ich mich aus Neigung und aus Pflicht mit dem Gebiete der teutschen Sprache. In pädagogischen Verhältnissen fand ich so manches nicht anwendbar, worauf Andre einen Werth legten, und manches mußte ich anders stellen, wenn ich mir und denkenden Zöglingen Genüge leisten

wollte. Immer vermißte ich ein Werk, wo das **ganze Sprachgebiet**, nach einem innern nothwendigen Zusammenhange und mit gleichmäßiger Haltung aller seiner einzelnen Theile, bearbeitet wäre; immer fühlte ich, daß die einzelnen Theile dessen, was man als Grammatik, Theorie des Styls, Rhetorik und Poetik aufstellt, unter sich nur sehr unsicher zusammenhingen; immer sah ich mich nach einer vollständigen Literatur aller einzelnen Theile des ganzen Sprachgebietes um. — Vorbereitet durch wiederhohlte Untersuchungen und Bearbeitungen der einzelnen Theile des Sprachgebietes; durchdrungen von der Ueberzeugung, daß blos durch **philosophische** Grundsätze nothwendiger Zusammenhang und Symmetrie in dieses Ganze kommen könne (ohne doch die Principien irgend eines herrschenden Systems dabei zum Grunde zu legen); drängte ich die Resultate meines zehnjährigen Fleißes in diesem Werke zusammen. Dankbar sind die Verdienste derer, die bisher dieses Feld angebaut haben, in dieser Schrift anerkannt; daß ich selbst einen **neuen** Weg versuche, wer kann **das** dem denkenden Manne mißdeuten, wenn er da, wo er von seinen verdienten Vorgängern abweicht, dies mit Bescheidenheit erinnert, und nie anders als **durch Gründe** gegen sie streitet?

Um die Idee, welche diesem Werke zum Grunde liegt, vollständig zu umschließen, verweise ich auf den 283sten Paragraph. Das, was mir **ganz eigenthümlich** ist, und wofür ich besonders die Kritik in Anspruch nehmen möchte, sind folgende Puncte: 1) die Aufstellung des Gesetzes der Form selbst für alle Darstellung durch Sprache; 2) die daraus abgeleite-

ten beiden höchsten Principien der Korrectheit und Schönheit im innigsten Zusammenhange, als die einzigen, aus welchen die untergeordneten Eigenschaften des Styls hervorgehen; 3) die Anwendung der Logik und Aesthetik zur Begründung der philosophischen Sprachwissenschaft, und zwar die **Art** und das bis **wie weit** dieser Anwendung, um ein neues selbstständiges Ganze daraus aufzuführen; 4) die genau gezogene Grenzlinie zwischen philosophischer und empirischer Sprachwissenschaft, wovon die **erste** das Gesetz der Form, nach seiner Begründung und den daraus hervorgehenden Principien und Resultaten, die **zweite** aber die Anwendung desselben auf die blos empirisch wahrzunehmenden und unter einer Form darstellbaren Stoffe, nach dem ganzen Umfange dieser Stoffe, und nach der Art, wie sie durch das Gesetz der Form stylistisch dargestellt werden müssen, enthält; 5) die Lehre von dem Verhältnisse der **drei** Schreibarten zum Gattungsbegriffe: **Styl**, und zwar die möglichst erschöpfte Darstellung des Charakters der drei Schreibarten; 6) die neubegründete und durchgeführte Theorie des **Briefstyls**, 7) und des **historischen Styls**; 8) die nähere Bezeichnung des Charakters aller poetischen Formen in Angemessenheit zu dem allgemeinen Gesetze der Form, und den daraus resultirenden Principien der Korrectheit und Schönheit; 9) und die möglichst vollständige Literatur in Hinsicht auf den Anbau der teutschen Sprache von den Teutschen. —

Unsre Aesthetik ist zwar noch in Gährung; aber daß es eine Aesthetik gebe, darüber ist wohl kein Streit. In diesem Werke ist eine solche Darstellung derselben versucht, die innern Zusammenhang hat,

ohne irgend einer Schule zu huldigen, weil es gewiß noch eine wahre Philosophie, auch außerhalb der herrschenden Schulsysteme gibt. — In Hinsicht auf die **unmittelbar empirische Sprachlehre** habe ich allerdings nichts Neues sagen, sondern nur das Vorhandene systematisch ordnen, und nach seinem Verhältniße zu dem von mir versuchten Systeme aufstellen können. Was aber die **Literatur** betrifft, so bescheide ich mich gern, daß man sie nur unter den Maasstab der **relativen** Vollständigkeit wird bringen können; aber ich bin mir bewußt, daß ich mit sorgfältigem Fleiße viele Jahre hindurch gesammlet, durch meine Schuld nichts, selbst kleine Abhandlungen, die für meinen Zweck gehörten, nicht übersehen, und beinahe zweitausend Bücher und Abhandlungen für die Bearbeitung dieses Werkes durchgelesen habe.

Ich sage dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich es für Pflicht hielt, alles, was man nur zu lesen erhalten kann, über einen Gegenstand zu prüfen, der schon von Meistern, aber auch von vielen Stümpern bearbeitet worden ist, wenn man für die Darstellung desselben einen neuen Weg einschlagen will, um nicht das, was schon längst dagewesen ist, als neue Weisheit mit stolzem Gepränge anzukündigen, ein Fall, der itzt um so häufiger wird, je mehr man sich des Studiums der Literatur überheben zu können glaubt, wenn man sich in den Wahn einwiegt, alles aus apriorischen Principien deduciren zu wollen.

Uebrigens würde es mir, ich gestehe es, wehe thun, wenn man dieses Werk durch Machtsprüche, ohne beigebrachte Gründe, herabwürdigen, und mich nicht

aus mir selbst widerlegen wollte. Was Andre gesagt haben, kenne ich; und wo ich mich nicht an sie angeschlossen habe, da haben mich gewiß Gründe und Ueberzeugung bestimmt. Verweisung auf fremde Auctorität möchte mich also nicht bessern. Auch wäre mir es lieb, wenn die Redactoren der kritischen Institute diese Schrift nicht angehenden Bearbeitern der teutschen Sprache übergäben, weil man bei diesen weder umschließende Bemächtigung und Uebersicht des ganzen Sprachgebiets, noch auch die Geduld erwarten kann, ein Buch ganz zu lesen und nach seinem innern Zusammenhange zu prüfen; denn eine Recension nach einer etwa zweistündigen Bekanntschaft mit diesem Buche und nach dem Durchblättern des Inhaltsverzeichnisses, verbrämt mit einigen bittern Bemerkungen über losgerissene Bruchstücke der Ausführung im Detail, würde mich nicht überzeugen, noch meine Ansicht ändern.

So wenig mich nun auch die ehemahls meine ersten Versuche über Verdienste lobenden Urtheile, und die in der Folge meine reifern Arbeiten unter ihr Verdienst herabsetzenden Anzeigen derselben, abgehalten haben, die wissenschaftlichen Felder, denen ich mich mit inniger Theilnahme widme, von neuem zu durchforschen, und von irrigen Meinungen zurück zu kommen; so würde ich es doch gern sehen, wenn man ohne vorgefaßte Meinung dieses Buch als ein Werk ansähe, dessen Verfasser anonym wäre, wenn nach den denkenden Mann mit Achtung behandelte, und ihn, wo er irrt, mit Gründen widerlegte, besonders aber, wenn man nach strenger Prüfung, finden sollte, daß durch dieses Werk doch Ein Schritt vorwärts in diesen

Untersuchungen gerückt worden wäre, da wir im Gebiete der teutschen Sprache eben so wenig Stillstand machen dürfen, wie in andern Wissenschaften, und da nichts so mächtig von dem Einfluße des Zeitgeistes abhängt, als eine lebende Sprache. — Bei der Vergleichung der Literatur in den ersten nnd letzten Bogen dieses Werkes wird man finden, daß eilf Monate an diesem Werke gedruckt worden ist, wo es mir nur in den letzten Bogen möglich war, die neuesten Schriften in den Noten aufzunehmen. — Geschrieben auf der Universität Leipzig, den 26. Aprill 1804.

Pölitz.

Inhalt.

Seite

Erster Theil.

Philosophische Sprachwissenschaft.

Zweiter Theil.

Empirische Sprachwissenschaft.

Seite

Seite

Seite

Verbesserungen.

S. 7 Z. 20 v. u. Lehrbuch st. Beschreib. S. 24. Z. 28 v. o. Mansost. Maaß S. 29 Z. 17 v. u pädagogische. S. 31 Z. 24 v. o. 87 Theile, st. 78 Th. S. 32 Z. 11 v. o. die allg. Hallesche L. Z. (Redacteur: Schütz) seit ꝛc. S. 37 Z. 9 v. o. diesem. S. 46 Z. 2 v. u. artikulirten. S. 47 Z. 16 v. o. begreifen. S. 47 Z. 19. v. o. Bezeichnung. S. 48 Z. 22 v. o. Aggregat. S. 52 Z. 16 v. o. Thatsachen. S. 69 Z. 14 v. o. Vorstellungen. S. 69 Z. 20 v. o. der einzelnen. S. 71 Z. 4 v. o. so scheinen bei ꝛc. S. 79 Z. 1 v. u. folgt st. stellt. S. 89 Z. 9 v. o. an den Substanzen. S. 90 Z. 15 v. o. Sprachen. S. 90 Z. 28 v. o. Monboddo. S. 98 Z. 20 v. u. erhobenen. S. 98 Z. 14 v. u. Begriffes. S. 103 Z. 7 v. o. bezeichnen. S. 109 Z. 15 v. u. welchen das. S. 117 Z. 5 v. o. koordinirte. S. 119 Z. 20. v. u. richtige. S. 119 Z. 6 v. u. stylistischen. S. 121 Z. 9 v. u. Ursache. S. 125 Z. 13 v. o. geschwindere. S. 126 Z. 9 v. o. So wie. S. 127 Z. 21 v. o. conditionalen. S. 141 Z. 25 v. o. daß das S. 149 Z. 11 v. u. fällt das eine noch weg. S. 151 Z. 15 v. u. ästhetische. S. 154 Z. 26 v. u. muß nach ! ist ein Komma stehen. S. 155 Z. 8 v. u. jenen. S. 159 Z. 25 v. u. der st. des. S. 170 Z. 4 v. o. Nach dieser ꝛc. S. 178 Z. 10 v. u. Wissensw. st. Wissensch. S. 180 Z. 15 v. u. in st. auf. S. 181 Z. 5 v. o. in seine. S. 195 Z. 10 v. o. schleierlose. S. 198 Z. 6. v. o. auferstich. S. 201 Z. 14 v. o. einen. S. 206 Z. 25 v. o. in einem. S. 207. Z. 16 v. o. 3) st. 2). S. 211. Z. 8. v. o. erblicken. S. 212 Z. 21. v. u. flehte st. flechte. S. 225 Z. 6 v. o. Th. 1, S. 330. S. 230 Z. 17 v. u. 24, f. 29. S. 253 Z. 23 v. o. des Wissensw. S. 253 Z. 2 v. u. Kohler. S. 255 Z. 9 v. o. Manier ohngeachtet, S. 257 Z. 12 v. o. Würz. S. 259 Z. 3. v. o. Prosodie. S. 259 Z. 16 v. u. philologische. S. 309 Z. 1. v. u. seinem. S. 311 Z. 2. v. u. und mit dem zehnten Theile geschlossen. S. 312 Z. 4 v. o. u. 1804 der zweite Theil. S. 319 Z. 15 v. u. Solöcismen S. 368. Z. 9. v. o. Seyn. S. 369 Z. 15 v. u. glänze. S. 370 Z. 15 v. u. Flexion. S. 411 Z. 6. v. o. quantitirenden. S. 416 Z. 2. v. o. Versmaas. S. 435 Z. 6 v. o. vnnd. S. 443 Z. 7 v. o. Gaheis. S. 447 Z. 23 v. u. 1) statt a. S. 455 Z. 7. v. u. a) st. 1) S. 511 Z. 5 v. o. väterliche. S. 511 Z. 10. v. o. F. st. J. S. 513 Z. 1. v. u. historischer Darstellungen. S. 555 Z. 23 v. u. origineller. S. 575 Z. 8 v. o. 8te Aufl. 1803. S. 577 Z. 17 v. u. Teutschen S. 578 Z. 21 v. u. Pezzl. S. 581 Z. 3 v. u. st. 22 — 13 Bände. S. 582 Z. 8. v. o. N. A., 1804. S. 583 Z. 20 v. u. 6r Theil 1804. S. 586 Z. 23 v. u. Fiorillo. S. 590 Z. 5 v. o. Jan. S. 590 Z. 5 v. u. 4 Th. st. 3. S. 605 Z. 10 v. u. Parallelen. S. 622 Z. 5 v. o. Kriminalrecht. S. 655 Z. 5 v. u. st. Neuros: Neuere. S. 734 Z. 18 v. o. Schiebeler.

Historische Einleitung.

§. 1.

S p r a c h e.

Nur der Mensch spricht; denn nur er besitzt neben den sinnlichen Sprachwerkzeugen, um Laute und Töne zu bilden, die zu einer ewigen Perfectibilität bestimmten drei Vermögen: das Vorstellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen. Was wir die Sprache der Thiere nennen, ist blos ein dunkler Ausdruck sinnlicher Empfindungen und Zustände, der nothdürftig dazu hinreicht, daß sich das Thier dem Thiere mittheilen kann. Nur wo Vernunft ist, da ist, im eigentlichen Sinne, Sprache; nur ein vernünftiges Wesen konnte die Sprache erfinden, und dieselbe, bei der ebenmäßigen Ausbildung aller ihm einwohnenden Vermögen, allmählig vervollkommnen; nur die ausgebildete und gereifte Vernunft endlich vermag die Sprache zu einem harmonischen und vollendeten Ganzen, das zur Bezeichnung aller Abstufungen und Schattirungen der erworbenen Kultur hinreicht, zu erheben.

Die Literatur zur Geschichte vom Ursprunge der Sprache hat gesammlet:

J. S. Vater, in d. Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, Halle 1801, S. 277 – 287.

In historischer und philosophischer Hinsicht verdienen über den Ursprung der Sprache verglichen zu werden:

J. C. Adelung, Ursprung der Sprache und Bildung der Wörter, in dessen umständlichem Lehrgebäude der t. Sprache, Leipz. 1782, Th. 1, S. 177 ff. und dessen Versuch einer Geschichte der Kultur des menschl. Geschlechts, N. A. Leipz. 1800.

J. G. Herder, Abh. über den Ursprung der Sprache. Preisschrift, 2te Aufl. Berl. 1786.

(D. Tiedemann), Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga 1772.

(J. N. Tetens), Ueber den Ursprung der Sprache und Schrift. Bützow 1772.

J. P. Süßmilch, Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern von Gott erhalten habe. Berl. 1766.

Des *Brosses*, Traité de la formation mechanique des langues et des principes physiques de l'Etymologie. 2 Theile, Paris 1765; übersetzt: Ueber Sprache und Schrift, von Hißmann. 2 Theile. Leipz. 1777.

I. Burnett, (Lord *Monboddo*) of the Origine and Progress of Language, 6 Theile, Edinb. 1773 ff. — übersetzt von C. A. Schmidt, Riga 1784, 2 Theile, mit Vorrede von Herder.

K. H. Jobel, Gedanken über die verschiednen Meinungen der Gelehrten vom Ursprunge der Sprachen. Frankfurt 1773.

I. Beattie, The Theory of Language, in 2 parts; p. 1, of the origine and general Nature of Speach; p. 2 of universal Grammar. Lond. 1788. (N. A.) Uebersetzt: Beattie Theorie der Sprache, oder der kritischen und moralischen Abhandlungen, 3ter Theil, Gött. 1790.

H. A. Franke, de origine linguae primaevae humana, 3 Programmen, Erf. 1785 ff.

C. *Michaeler*, de origine linguae tum primaria tum et speciali, Vind. 1788.

A. J. Dorsch, Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift, Mainz 1791.

Mackensen, Ueber den Ursprung der Sprache, in d. Beitr. zur Beförd. ꝛc. Braunschw. St. 7, S. 65 ff.

J. G. Fichte, von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache, in Niethammers philos. Journal v. J. 1795, 3 Heft, S. 255 ff. und 4s Heft S. 287 — 326.

F. J. Forberg, Ueber den Ursprung der Sprache, in Niethammers philos. Journ. v. J. 1795, 10s Heft, S. 133 — 160.

Ueber den Ursprung der Sprache und die Bildung der Sprachen, in J. S. Vater Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, S. 29 — 134.

K. H. L. Pölitz, Historische Darstellung des Ganges der Bildung der Sprachen überhaupt, in dessen Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der t. Sprache, Görlitz 1802, S. 31 ff.

Ueber die Thiersprache:

Philosophischer Zeitvertreib über die Thiersprache. A. d. Franz. Frankf. und Leipz. 1748.

K. Ph. Moritz, Ueber die Thiersprache, im teutschen Museum, v. J. 1781.

J. S. Vater, Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Teutschland gethan worden ist. Gotha, 1799, S. 3—6.

§. 2.

Ausbildung der Sprache.

Die Geschichte der Ausbildung der **Individuen** und ganzer **Völker** bestätiget diese Behauptung. Das Kind ahmt zwar die Töne der Erwachsenen nach; aber mehrere Jahre hindurch bleibt seine Sprache unzusammenhängend und unbestimmt. Bei rohen Völkern erhält sich diese Armuth und Unbestimmtheit der Sprache bis in die Zeiten, wo sie durch Verhältnisse und Umstände civilisirt werden; eben so bleibt bei unzähligen Menschen aus den niedern Ständen die Sprache in jenem unvollkommnen Zustande während ihres ganzen Lebens. Nur wenn sich die höhern Bedürfnisse entwickeln; wenn Noth oder Zufall, Egoismus oder Wohlwollen die Menschen einander näher bringt; wenn der Verkehr und die Verbindung der Völker sich erweitert, und der Umtausch von Producten auch den Umtausch der Ideen befördert; wenn Sinn für Wissenschaft und Kunst sich entfaltet; wenn die Erziehung im Einzelnen und im Ganzen größere Fortschritte macht; mit einem Worte, nur, wenn Individuen und Völker zur höhern **physischen**, **intellectuellen**, **ästhetischen** und **moralischen Reife** gelangen, erhebt sich auch allmählig die Sprache zu weiterem Umfange, zu größerer Bestimmtheit, zur grammatischen und logischen Korrectheit, zum Wohlklange, und zur vollendetern Darstellung aller wahrgenommenen sinnlichen und geistigen Eindrücke und Zustände, — überhaupt: **zur höhern Vollkommenheit**.

L. Wachler, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur, Th. 1, S. 73 f. Lemgo 1793.

J. C. Gottsched, teutsche Sprachkunst, 6ste Aufl. (1776) S. 14 ff.

J. C. Adelung, teutsche Sprachlehre für Schulen, §. 4 (3te Aufl. Berl. 1795).

J. Kant, über Pädagogik, herausg. v. Rink. Königsb. 1803, S. 15 f.

§. 3.

Fortsetzung.

Wie es mit den Individuen in Hinsicht auf die Ausbildung der Sprache beschaffen ist; so ist es auch mit den **Völkern**. Je näher das menschliche Geschlecht seinem Ursprunge auf dem Erdboden stand; desto unvollkommner und mangelhafter war seine Sprache. Man darf die Sprachen des fernsten Alterthums nur etwas kennen, um in ihnen jene Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit zu entdecken, die sie keine Vergleichung mit der Sprache der Griechen und Römer, und, nächst diesen, mit den neuern Sprachen der kultivirten Völker aushalten läßt.

Ein großer Schritt vorwärts zur Ausbildung und Vervollkommnung der Sprachen war zwar die **Erfindung der Buchstabenschrift**. Um aber der Kultur der Sprache die freieste und höchste Richtung zu geben; um alles Große, Gute und Nützliche, das von Menschen gedacht wird und mittheilbar ist, schneller zu verbreiten, und auf immer vor dem Untergange zu bewahren, und die entferntesten Völker, so wie die verschiedensten Generationen der ablaufenden Jahrhunderte durch ein gemeinsames Band zu umschließen, mußte die **Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst** der Schlußstein des Ganzen werden.

Nun erst war es möglich, daß die Sprache eines über einen großen Erdstrich ausgebreiteten Volkes Einheit und Symmetrie bekam; nun erst konnte aus den Dialecten der verschiedenen Provinzen eine Schriftsprache hervorgehen, welche sich frei erhielt von der Ausdrucksart des gemeinen Mannes, und welche in den Händen der Dichter und Philosophen, und überhaupt der Schriftsteller einer in der Kultur fortschreitenden Nation, eben so sicher und eben so lange fortschritt, als die Nation selbst im Fortschreiten begriffen war. — Sinken die Nationen; so sinken auch die Sprachen derselben. Der Genius unsers Geschlechts

hat diese traurige Erscheinung den beiden kultivirtesten Völkern des Alterthums nicht erlassen können; möchten doch die jetzt existirenden Völker nie vergessen, von dem Fortschritte oder Rückgange ihrer Sprache auf ihre gesammte Kultur zu schließen!

S. F. G. Wahl, allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprache und Literatur ꝛc. Leipz. 1784.

S. S. Witte, über die Bildung der Schriftsprache, Rostock 1799.

K. G. Anton, Analogie der Sprachen, Leipz. 1773.

J. C. Vollbeding, Stammtafel aller Sprachen, Berl. 1802.

T. G. Voigtel, de consensu linguarum, Hal. 1796.

J. L. Hug, die Erfindung der Buchstabenschrift, Ulm 1801.

C. W. Büttner, Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, 16 Stück mit Kupfern, Göttingen 1771.

A. J. Dorsch, über die symbolische Vorstellung und Wortsprache, Frankf. 1790.

I. C. Hoffbauer tentamina semiologica, s. quaedam generalem theoriam signorum spectantia. Hal. 1789.

J. C. Adelung, Beweis der fortschreitenden Kultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern; in dessen Magaz. f. t. Sprache, 1 B. 2 St. S. 9 ff.

J. G. Büsch, gewinnt ein Volk in der Aufklärung, wenn seine Sprache universell wird? Berl. 1786.

J. G. J. Breitkopf, über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Leipz. 1779.

Derselbe, Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen, 2 Theile. Der erste: Leipz. 1784; der zweite herausgegeb. v. Roch. Leipz. 1801.

Denis, Einleitung zur Bücherkunde, Th. 1, S. 90 ff.

C. J. Bougine, Handbuch der allgem. Literargeschichte, Th. 1, S. 37 ff.

§. 4.

Teutsche Sprache.

Die ewigen Gesetze, an welche die Natur die Entwickelung aller Völker und ihrer Sprachen gebunden hat, entdecken wir auch in dem Gange der Ausbildung der teutschen Sprache. — Roh und ohne Bildung waren die Horden gewesen, die, während daß in Griechenland und Italien Künste und Wissenschaften blühten,

über die asiatischen Grenzflüsse gingen, und das mittlere und nördliche Europa allmählig bevölkerten. Zwar ist jener lange Zeitraum ihres Aufenthalts in Europa, bis sie den Römern näher bekannt wurden, für die Geschichte verloren; aber als kräftige und muthige Völkerstämme lernten sie die Römer in der Folge am Rheine und an der Donau kennen, und zugleich von einem Freiheitsgefühle beseelt, welchem, nach einem zweideutigen Kampfe durch einige Jahrhunderte hindurch, zuletzt der römische Adler unterlag. Der große Tag im Teutoburger Walde war nur das Vorspiel der nachfolgenden entscheidenden Ereignisse, an welchen die Tapferkeit der Teutschen eben so großen Antheil hatte, wie die allmählige Verweichlichung der Römer, das Sinken der Verfassung derselben, und die oft so elende Regierung ihrer Imperatoren. — Rom mußte endlich seine entferntern Provinzen aufgeben. **Britannien, Gallien, Hispanien, Afrika** wurden von teutschen Völkerschaften besetzt; schon oft war Italien und Rom selbst von teutschen Horden überfallen und verwüstet worden; im Jahre 476 nach Christi Geburt entthronte ein Teutscher den letzten Schattenkaiser Roms. — Hatte schon die Sprache der Römer seit der Zeit des Sinkens ihrer Sitten und ihrer Staatsverfassung viel von ihrer ehemaligen Reinheit und Schönheit verloren; wie groß waren nun die Veränderungen, die sie erlitt, als die Sprache der Sieger mit derselben amalgamirt wurde?

Nur in dem eigentlichen Teutschland, das roh, unabhängig und frei blieb, blieb auch die **ursprüngliche** teutsche Sprache am meisten vor fremden Eindrücken bewahrt, und ging bei jedem teutschen Hauptvolke (bei den Sachsen, Franken, Bayern ꝛc.) einen eignen Gang ihrer Ausbildung; nur daß sie das allgemeine Gepräge des Volkes selbst behielt, Armuth, Unvollkommenheit und Rauheit. **Karls des Großen** kühne Idee, alle Völker germanischer Abkunft zu Einem politischen Ganzen zu verbinden, und durch Sprache, Religion, bessere Sitten und bessere Verfassung zur Civilisation zu bringen, hätte

für die Sprache die wohlthätigsten Folgen haben müssen, wenn auf seine Nachfolger sein Geist und seine Kraft übergegangen, und sein großes Reich, zu einer consolidirten Masse vereiniget, vor den gewaltsamen politischen Stürmen des neunten und zehnten Jahrhunderts bewahrt geblieben wäre.

Da eine allgemeine teutsche Sprachkunde mehr die Absicht hat, das Gegenwärtige als das ehemalige Gebiet der teutschen Sprache darzustellen, und sich der historischen Rücksichten blos deshalb bedient, um zu zeigen, wie unsre Sprache sich allmählig entwickelt, und welche Stufen und Grade der Kultur sie in dem Laufe der Jahrhunderte durchgangen hat; so darf hier hauptsächlich nur, nächst der Bestätigung des Satzes: daß die teutsche Sprache eine ursprüngliche und keine abgeleitete sey, auf diese Resultate aufmerksam gemacht werden.

Im Allgemeinen gehören hieher:

J. C. **Adelung**, über die Geschichte der teutschen Sprache, über teutsche Mundarten und teutsche Sprachlehre. Leipz. 1781. (S. 14—45) —

J. J. **Eschenburg**, Beschreib. der Wissenschaftskunde, Berl. 1792. S. 28. ff.

L. **Wachler**, Geschichte der Lit. Th. 2. S. 7. f. S. 67. S. 79. ff.

E. F. **Koch**, Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Teutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod. 2 Theile. Berl. 1795 und 1798. (noch unvollendet.)

Lauterbach, de originibus linguae germanicae, Ien. 1689.

C. S. **Walter**, kurzgefaßte Geschichte der teutsch. Sprache. Stettin 1782.

J. H. **Eis**, von den Schicksalen der teutschen Sprache. Magdeb. 1767.

Eine kurze Geschichte der teutschen Sprache in: **Höfers** Volkssprache in Oestreich, (Wien 1800) S. 10. ff. vergl. **K. G. Anton**, Geschichte der teutschen Landwirthschaft. 3 Theile.

J. F. A. **Kinderling**, von dem Ursprunge der teutschen und besonders der niedersächsischen Sprache in der (klassischen) Geschichte der niedersächsischen oder sogenannten plattteutschen Sprache (Magdeb. 1800) S. 9 ff.

Wo die verschiednen, oft seltsamen Meinungen der Gelehrten

von dem Ursprunge der teutschen Sprache geprüft, und die dahin gehörenden Schriften angeführt sind.

Noch immer erwartet das Publikum die von Adelung schon im Jahr 1781 versprochene Geschichte der teutschen Sprache; bis dahin muß man mit eignen Sammlungen folgende Uebersichten benutzen.

El. Casp. Reichard, Versuch einer Geschichte der teutschen Sprachkunst. Hamburg 1747.

Er vereinigt mit vielem Fleiße ein gesundes, obgleich nicht immer durch Kritik geleitetes Urtheil. Zu dem philosophischen Standpuncte, aus welchem die Geschichte der allmähligen Ausbildung einer Sprache gefaßt und nach den verschiedenen Kulturperioden des Volkes selbst, so wie nach den aus jeder Periode noch vorhandenen literarischen Denkmälern dargestellt werden muß, hat er sich freylich nicht erhoben; sondern vielmehr nur in chronologischer Ordnung und mit gemäßigtem Urtheile, wiewohl mit ermüdender Weitschweifigkeit, die erschienenen Anweisungen zur Orthographie, Grammatik, Prosodie, Poesie ꝛc. aufgeführt. — — Berichtigend und ergänzend, doch mit schärferem Urtheile, ist der 39ste Brief von Heynatz, in dessen Briefen die teutsche Sprache betreffend, fünfter Theil, S. 127. ff. Berl. 1774. —

Als Ergänzung zu diesen beiden muß verglichen werden:

J. C. C. Rüdiger, Uebersicht der neuern Literatur der teutschen Sprache seit Gottsched, in dessen neuestem Zuwachs ꝛc. St. 4. S. 3. ff. (Leipz. 1785)

Ueber den celtischen Ursprung derselben, und ihr Verhältniß zu den andern europ. Sprachen:

G. C. Kirchmaier, Disp. de lingua vetustissima Europae Scytho - celtica et Gothica. (Vit. 1686). Vorher schon schrieb er (1667) de linguae teutonicae aetatibus.

Dan. Georg Morhof, Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, deren (celtischen) Ursprunge, Fortgange und Lehrsätzen, sammt dessen t. Gedichten. Kiel 1682. Die dritte Auflage von dessen Sohne, Lübeck 1718.

Er handelt in der ersten Abtheilung: von der teutschen Sprache überhaupt; von der Vortrefflichkeit und dem Alterthume derselben; daß sie älter sey, als die griechische und lateinische; daß diese beiden Sprachen von derselben abstammen, und sucht die Gründe für diese Behauptung in der Vergleichung der Wörter.

M. Casaubonus, Commentatio de quatuor linguis (Lond. 1650).

Der erste Theil derselben handelt mit einem großen

Aufwande von Gelehrsamkeit: de lingua hebraica et anglica vetere sive saxonica, ejusque cum graeca cognatione.

Joh. Conr. Wakii kurze Anzeigung, wie nehmlich die uralte teutsch. Sprache meistentheils ihren Ursprung aus dem Celtischen oder Chaldäischen habe 2c. Regensb. 1733.

G. W. v. Leibnitz, collectanea etymologica, illustrationi linguarum veteris celticae, germanicae, gallicae, aliarumque inservientia. 2 Theile, herausg. von Eccard. Hannov. 1717.

I. G. de Eccard, historia studii etymologici lingu. germ. Hanov. 1717.

J. A. Egenolf, Historie der teutschen Sprache, 2 Theile, Leipz. 1716 und 1720. Er gab auch heraus: *Val. Ern. Loescheri* Literato rem Celtam, seu de excolenda literatura europaea occidentali et septentrionali consilium et conatum. Lips. 1726.

J. Ihre, Glossarium Suio-Gothicum, in quo tam hodierno usu frequentata verba, quam antiqua proferuntur. 2 Tom. Upsal. 1770.

Car. Michaëler, Tabulae paralellae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum Moeso-Gothicae, Franco-Theotiscae, Anglo-Saxonicae, Runicae et Islandicae &c. Inspruck 1776. vergl. die Rec. von Adelung in dessen Mag. für t. Spr. 1 B. 1 St. S. 103. ff.

Pelloutier, älteste Geschichte der Celten, insonderheit der Gallier und Teutschen, aus dem Franz. von Purmann. 2 Theile, Frankf. 1777.

J. C. C. Rüdiger, über die Völkerstämme und celtischen Namen in Teutschland, in der 2ten Ausgabe des ersten Stücks v. s. neuestem Zuwachs der teutsch. fremden und allgem. Sprachkunde, Halle 1796, und dessen Grundriß einer Gesch. der menschl. Sprache, Th. 1. Leipz. 1782.

K. D. Hüllmann, historisch-etymologischer Versuch über den keltisch-germanischen Volksstamm. Berl. 1798.

I. Clauberg, ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata, i. e. via germanicarum vocum et origines et praestantiam detegendi. Duisb. 1663. (beschäftiget sich hauptsächlich mit Etymologie.)

C. *Gruebel*, differt. de lingua Germanorum veteri et hodierna, Jen. 1670.

G. C. Peisker, index de vernaculae linguae et rerum germanicarum significatione, pro graecae ac germanicae linguae analogia. Lips. 1685.

I. L. Prasch, diss. de origine germanica latinae linguae, Ratisb. 1686.

G. H. Ursinus, Onomasticon germanico-graecum, vocum

germanicarum et graecarum, plerumque etiam conspirantium cum his latinarum harmoniam exhibens. Ratisb. 1690. (Prasch war Mitarbeiter.)

I. G. Schottel, horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum. Braunschw. 1673.

(Wo er den Beweis führen will, daß die itzige teutsche Sprache eben dieselbe sey, welche vor 2 bis 3000 Jahren schon in Teutschland geredet worden sey.)

P. F. Suhm, Symbolae ad literaturam teut. antiquiorem. Hafn. 1786.

Fulda, über die beyden Hauptdialecte der teutschen Sprache, eine Preisschrift. Leipz. 1773.

J. P. Willenbrücher, praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis ins 14te Jahrh. Leipzig. 1789

Von der gothischen Sprache: J. R. Forster, Geschichte der Entdeckung der Schiffahrt im Norden. S. 192. ff. Frankf. 1784

G. D. Wiarda, Geschichte der ausgestorbenen altfriesischen oder sächsischen Sprache. Aurich 1784.

(Ueber Ossians Gesänge in der alten celtischen Sprache, Macphersons Samml. derselben (London 1776), Denis Uebersetzung derselben, (nebst Sineds Liedern) Wien 1784. 4 Th. und Eschenburg und Gurlitt über denselben).

Schriftsprache erhielten die teutschen Mösogothen zuerst zu Ulphilas Zeiten, (im 5ten Jahrh.) die übrigen teutschen Völkerschaften später; zuerst die Angelsachsen gegen das Ende das 6ten, oder Anfang des 7ten Jahrhunderts; dann die Franken und Sachsen unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen. —

Der Streit über die Dialecte der teutschen Sprache verdiente, nach Fuldas, Adelungs und anderer Untersuchungen, eine völlig unpartheyische, das bisher Gesammelte planmäßig verarbeitende, Prüfung. — Kinderling (Gesch. der nied. Sprache S. 24. f.) scheint diesen Gegenstand am richtigsten zu fassen. Bei der Absonderung (der früher an den Ausflüssen der Donau verweilenden beyden Hauptvölkerstämme, die sich dann über Germanien und über den europäischen Norden verbreiteten) bildeten sich zwey Hauptmundarten, eine weichere und eine härtere. Beyde sind zwar durch mannigfaltige Vermischung und Versetzung der verschiedenen Völkerstämme über ganz Teutschland verbreitet, aber die härtere ist nach und nach in dem südlichen Theile Teutschlands, im Oestreichischen, Bayerschen, Fränkischen, Schwäbischen, Oberrheinischen, auch zum Theile im Obersächsischen herrschend geworden, weil diese Länder vermuthlich von der einen Horde bevölkert worden sind. Die

weichere Mundart ist im Niedersächsischen, Westphälischen, Niederrheinischen und in ganz Belgien verbreitet. — Aus der härtern Mundart bildete sich besonders das Gothische, das Fränkische, und überhaupt das Oberteutsche mit seinen verschiednen Mundarten. Aus der weichern Mundart bildete sich das Angelsächsische, das Altfriesische, Niederländische und Isländische. Aus der Vermischung beider entstand zunächst das Dänische, Schwedische und Norwegische, und nach und nach auch das Hochteutsche.„—

Obgleich die Bereicherung der hochteutschen (oder Schrift-) Sprache aus den in den Idioticis gesammelten Provinzialismen nicht bedeutend seyn wird, so ist es doch ein günstiges Zeichen für die neubelebte Sprachforschung, daß wir bereits schon so viele vollständige Idiotica besitzen, und daß in mehreren Zeitschriften, besonders in dem zu zeitig eingegangnen Journal von und für Teutschland einzelne Sammlungen von Provinzialismen aus mehrern Gegenden Teutschlands gefunden werden. — Im Allgemeinen verdient hier Adelungs Abh. verglichen zu werden: Literat. der teutsch. Mundarten (in dessen Magazin für teutsche Sprach. 1 B. 2 St. S. 44. ff.) ob sie gleich nur bis zum J. 1782 reicht.

Zur härtern teutschen Mundart gehören folgende Sammlungen:

Obersächsisches Idiotikon, in Rüdigers neuestem Zuwachs rc. St. 2. S. 60. ff.

Thüringisches Idiotikon, von Winkler, in den sächsischen Provinzialblättern, von den Jahren 1801 und 1802.

W. F. H. Reinwald, Hennebergisches Idiotikon, od. Sammlung der in der gefürsteten Grafschaft Henneberg gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Anmerkungen und Vergleichungen andrer alten und neuen germanischen Dialekte. Berl. 1793.

A. Zaupser, Versuch eines bayrischen und oberpfälzischen Idiotikons. Nebst grammatischen Bemerkungen über diese zwo Mundarten und einer kleinen Sammlung von Sprüchwörtern und Volksliedern. München 1789. und Nachlese dazu.

M. Höfer, die Volkssprache in Oestreich, vorzüglich ob der Ens, nach ihrer innerlichen Verfassung und in Vergleichung mit andern Sprachen. Wien 1800. (Das Oestreichische ist eine Abart des Bayrischen).

de Luca, von den Mundarten in Tyrol, in Adelungs Magazin für teutsche Sprach. 2 B. 1 St. S. 100. ff.

Johann Seyverts Nachricht von der siebenbürgischen Sprache, im 3ten Stücke des Ungarischen Magazins.

J. C. Schmid, Versuch eines schwäbischen Idiotikon, oder Sammlung der in verschiednen schwäbischen Ländern und Städ-

ten gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Anmerkungen (Berl. ohne Jahrzahl, aber 1795). Oberschwäbische Wörter in den Beytr. zur krit. Historie der teutsch. Sprache, 5 B. S. 277. ff.

Gräters Schwäbischhallisches Idiotikon, in Rüdigers neuestem Zuwachs rc. St. 5. S. 134. ff.

K. Ch. L. Schmidt, Westerwäldisches Idiotikon, oder Sammlung der auf dem Westerwalde gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Anmerkungen und mit der Vergleichung andrer alten und neuen germanischen Dialekte. Hadamar, 1798.

Sammlung von Schwäbischen, Augsburgischen, Ulmischen, Salzburgischen, Schweizerischen, Hennebergischen, Hohenlohischen, Pfälzischen rc. Idiotismen in mehrern Jahrgängen des Journals von und für Teutschland.

Probe von Nürnbergischen Provinzialwörtern, im teutschen Museum 1781. St. 11. S. 457 ff.

Zur weichern Mundart gehören folgende Sammlungen:

Mich. Richey, Idioticon Hamburgense, oder Wörterbuch zur Erklärung der eignen in und um Hamburg gebräuchlichen niedersächsischen Mundart. 2te Aufl. Hamb. 1755. — Daran ist S. 405. ff. H. F. Zieglers Sammlung dithmarsischer Wörter.

(J. H. Tiling,) Versuch eines bremisch - niedersächsischen Wörterbuchs, 5 Theile, Bremen 1767 — 1771. (ist ein ziemlich vollständiges niederteutsches Idiotikon.)

J. C. Strodtmann, Idioticon Osnabrugense. Leipzig und Alt. 1756.

Müller, Westphälische Idiotika aus der Grafschaft Diepholz, in den Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande, vom Jahr 1794, St. 4.

Th. D. Wiarda, altfriesisches Wörterbuch. 1786.

J. F. Schütze, Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte; oder Sammlung plattteutscher, alter und neugebildeter Wörter, Wortformen, Redensarten, Volkswitzes, Sprüchwörter, Spruchreime, Wiegenlieder, Anekdoten, und aus dem Sprachschatze erklärter Sitten, Gebräuche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner. 2 Theile. Hamb. 1800 u. 1801 noch unvollendet; diese beiden Theile gehen von A — K.

J. C. Dähnert, Plattteutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart. Stralsund 1781.

J. G. Bock, Idioticon prussicum, oder Entwurf eines preußischen Wörterbuches. Königsb. 1759. (meistens aus den niedersächsischen Mundarten.)

G. E. S. Hennig, preußisches Wörterbuch. Königsb. 1785.

J. G. Berndt, Versuch zu einem schlesischen Idiotikon, nebst einer großen Anzahl anderer veralteten Wörter, welche in Documenten und sonderlich bey alten schlesischen Dichtern angetroffen werden. Stendal 1787.

Allgemeine Idiotikensammlungen:

Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland, als eine Einleitung zu einem vollständigen teutschen Wörterbuche, Wien 1780 (erschien nach dem Tode des Verfassers.)

F. C. Fulda, Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, Berl. 1788.

A. v. Klein, teutsches Provinzialwörterbuch. 2 Theile, Frankfurt 1792.

J. F. Heynatz, über das Sammlen der Idiotismen, oder landschaftlicher Eigenheiten; in dessen N. Beitr. zur Verbesserung der teutschen Sprache. 1 St. S. 98. ff.

Langer Streit zwischen Adelung und andern über Hochteutsch. Wenn man vielleicht auf beyden Seiten zu weit gegangen seyn sollte; so dürfte das Resultat am sichersten seyn, nach welchem unter dem Hochteutschen kein besonderer, irgend einer teutschen Provinz ausschließend eigenthümlicher, Dialect, sondern die von den besten Schriftstellern der Nation allmählig ausgebildete und von Provinzialismen gereinigte Schriftsprache verstanden wird, an welcher aber, ob sich gleich die Spuren beyder Hauptmundarten nicht ganz in derselben verkennen lassen, dennoch seit Luthers Bibelübersetzung die obersächsische ausgebildete Mundart den nächsten Antheil hat.

Man kann vergleichen:

J. C. Adelung, was ist hochteutsch: in dessen Magazin für teutsche Spr. 1 B. 1 St. S. 1. ff. und Ebenderselbe, ebend. S. 32. ff. von der nieder-hochteutschen Mundart, und von obersächsischen Sprachfehlern. — Gegen Adelung erklärte sich: was ist hochteutsch? im teutschen Merkur 1782, Nov. u. Dec. — Adelungs Antwort, im Mag. f. teutsch. Spr. 1 B. 4 St. S.

79. ff. und desselben gesammlete Zeugnisse für die hochteutsch Mundart, im Mag. 2 B. 1 St. S. 3. ff. und fernere Geschichte der Frage: Was ist hochteusch? Mag 2 B. 4 St. S. 138 ff. — Ueber das Verhältniß der hochteutschen Sprache und obersächsischen Mundart, in Rüdigers neuestem Zuwachs 2c. St. 2. S. 1. ff. — J. H. Campe, was ist hochteutsch? in den Beitr. zu Bef. 1 St. S. 145 ff. und Fortsetzung, St. 2 S. 99. ff.

§. 5.

Fortsetzung.

Karl der Große hatte die Kultur seiner Nation zum Theil an die Kultivirung der teutschen Sprache geknüpft; er verordnete Predigten in teutscher Sprache; er gab den Monaten und Winden teutsche Namen, und soll auch selbst, nach Eginhards Bericht, an einer teutschen Sprachlehre gearbeitet haben. — Die Zöglinge, welche aus seiner Hofakademie ausgingen, nahmen von daher den wissenschaftlichen Sinn mit, und belebten den Fleiß, wenn gleich nicht immer den Geschmack in den neugestifteten Klosterschulen. Die Gelehrsamkeit ward erneuert; aber freilich als Angelegenheit der Schule von dem wirklichen Leben entfernt. Die Logik war, in Ermangelung der Objecte aus der wirklichen Welt, von welchen sie ihre Beispiele hätte entlehnen sollen, eine unfruchtbare Dialectik. — Karls des Großen jüngster Enkel erhielt im Vertrag zu Verdün (843) Teutschland als eignes Reich, und bald ging dieses Reich, nach dem Erlöschen der Karolinger in Teutschland (911), seine eigne, wiewohl langsame Bahn zur Kultur. Stürmische Zeiten unter dem sächsischen und fränkischen Kaiserhause; Kämpfe mit den Ungarn, mit den Slaven, die den Osten von Europa bis an die Elbe besetzt hatten, mit den aufrührerischen Italienern, mit Griechen und Normännern, und mit der sich unter Hildebrand begründenden Hierarchie; die Anfänge der Kreuzzüge, und die heilige Wuth, mit der man an denselben Theil nahm; dies alles brachte die teutsche Nation nicht vorwärts. Der Rittergeist bildete sich zwar aus; aber nur

erst in dem Zeitalter der Kreuzzüge konnte die Dichtkunst sich etwas erheben, als sie ihren abentheuerlichen Stoff aus den Thaten der damaligen Heroen entlehnte, die doch in Asien andere Sitten und Gebräuche, andere Menschen, und neue, bis dahin noch nicht gefühlte Bedürfnisse kennen gelernt hatten. --- Vom südlichen Frankreich aus kam dieser Dichtergeist (die Ritterpoesie) ins südliche Teutschland. Die hohenstaufischen Kaiser wirkten durch ihr eignes Beispiel mächtig auf den Geist der noch unbehülflichen Nation; die oberteutsche Mundart ward bald, in der Nähe dieses kultivirten Kaiserhofes, die gebildeteste und siegende in Teutschland; aber schon war jener erste bessere Geist der teutschen auflebenden Dichtkunst etwas ausgeartet, als mit dem Tode Konrads 4 der Rückfall in die vorige Verwilderung das Licht der Wissenschaften verdunkelte, bis nach der spätern Beruhigung Teutschlands wieder bessere Zeiten kamen.

L. Meister, Hauptepochen der teutschen Sprache seit dem 8ten Jahrhunderte, (oder 1ster und 2ter Theil der Schriften der churpfälzischen Gesellsch. in Mannheim.)

(L. Meister) Beiträge zu d. Geschich. der teutsch. Sprache und Nationalliteratur. (London) Zürich 1777.

W. Petersen, welches sind die Veränderungen und Epochen der teutschen Hauptsprache seit Karl dem Großen. (3ter Theil der Schriften der churpfälzischen Gesellschaft in Mannheim.)

Bodmer, über die Hauptepochen der teutschen Sprache seit Karl dem Großen (umschließt die karolingische und hohenstaufische Epoche) im Schweiz. Mus. 2 Jahrg. 2tes und 3tes St.

J. C. Adelung, über die Geschichte der teutschen Sprache, S. 37. ff. — Kochs Geschichte der Spr. und Lit. der Teutschen rc. Th. 1. S. 21. ff. Der die teutschen Sprachdenkmale aus jenem Zeitalter aufgeführt hat.

Die meisterhaft geschriebene kurze Uebersicht der Geschichte der teutschen Poesie, bis zum Jahre 1721, in den Nachtr. zu Sulzers allgem. Theorie, 1 B. 2 St. S. 199 ff. — Herzogs Versuch einer allgemeinen Gesch. der Kultur der teutschen Nation. Mainz 1799. —

J. G. Eichhorn, allgem. Geschichte der Kultur und Literatur des neuen Europa, 1 B. S. 213. ff. — Bouginé Handbuch der Literargesch. Th. 1. S. 425.

Wachlers Gesch. der Lit. Th. 2. S. 424. ff.

Joh. Schilter, Thesaurus antiquitatum teutonicarum, Schat alter teutscher Schriften und Gedichte; herausgegeben nach dessen Tode von Scherz. 1727 und 1728. in 3 Th. fol.

Incerti Monachi Weisseburgensis Catechesis theotisca, seculo IX conscripta, nunc vero primum edita (v. Eccard) Hanov. 1713.

J. A. Egenolf, Karls des Großen Lebensbeschreibung, durch Eginhard rc. Leipz. 1728.

I. Scherzii Glossarium germanicum medii aevi potissimum dialecti Suevicae. Strasb. 1781.

C. G. *Haltaus*, glossarium german. medii aevi. Lips. 1755.

J. F. A. Kinderling, Beitrag zur teutschen Sprachkunde durch Fragmente aus alten teutschen Handschriften und seltenen gedruckten Büchern; in Adelungs Mag. für teutsche Spr. 2 B. 1 St. S. 32. ff.

Manso, über provenzalische Dichter, in den Nachträg. zu Sulzers Theorie rc. 4 B. 2 St. 271. ff.

Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitpuncte, 140 Dichter enthaltend, 2 Th. 4. Zürich, 1758. 1759 (ist die im 13ten Jahrhunderte von Rüdiger von Manesse gemachte Sammlung, die Bodmer nach einer Pariser Handschrift herausgab. — Vorher schon (1748) Proben der alten schwäbischen Poesie des 13ten Jahrhunderts aus der Manessischen Sammlung). — J. C. Wagenseil, comment. de civit. Norimberg. worin: von der Meistersänger holdseligen Kunst, Anfang, Fortgang, Nutzbarkeit und Lehrsätzen. Altorf 1697.

B. C. B. Wiedeburg, Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten, aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte. Jena 1754. (vergl. J. G. Herder, zerstreute Blätter 5ter Th. S. 212. — Adelung, über die Gesch. der teutschen Sprache, S. 50 — 58.) Vollständiger, als die Manessische Sammlung, hat Adelung die Ueberreste der schwäbischen Poesie in 222 Nummern, aus einem Zeitraume von 200 Jahren zusammengestellt: Chronologisches Verzeichniß der schwäbischen Dichter in d. Mag. f. t. Spr. 2 B. 3 St. S. 3 — 92.

J. G. Dahl, Handbuch zu Vorl. über die Gesch. der Lit. u. Kunst (Jena 1788) S. 338. ff.

J. G. Eichhorn, Literärgeschichte, Th. 1. (Götting. 1799) S. 181. f. u. S. 252. ff. — Kochs Gesch. der Spr. u. Liter. rc. Th. 1. S. 28 — 45. — Nachtr. zu Sulz. Theorie 1 B. 2 St. S. 207. ff.

Noch gehören hieher: Fr. Adelung, Nachrichten von altteutschen Gedichten, welche aus der Heidelberger Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind. Königsb. 1796. (Bekanntlich ward nach der Eroberung Heidelbergs, welche auf die Achtserklärung

Friedrichs des 5ten im Anfange des 30jährigen Krieges erfolgte, die dortige Bibliothek dem Pabste geschenkt.) — Eschenburg, Denkmäler altteutscher Sprache und Dichtkunst. Bremen. — Derselbe, in Lessings Beitr. zur Gesch. und Lit. St. 5. — (Bodmers und Breitingers) Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger, Zürich 1757. — Müller, Ausgabe einiger schwäbischen Dichter, 2 Th. Berl. 1783 vergl. die Rec. in Adelungs Mag. f. t. Spr. 2 B. 2 St. S. 137 ff. — (Müller) Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12ten, 13ten, 14ten Jahrhunderte, 2 Th. Berl. 1784. 1785.

Eine klassische Stelle aus Eichhorns Gesch. der Kultur und Lit. Th. 1, S. 220 ff. über die schwäbische Periode gehört hieher: „Teutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus. Die Moräste waren abgezapft; die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Selbst in seinen innern Theilen wechselten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab; Handlung, Künste und Gewerbe beschäftigten bereits einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner. Mehrere Fürstenthümer hatten einen großen Länderumfang, und ihre Fürsten liebten Pracht. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine heilsame Revolution in dem Gemüthe der Teutschen, in ihrem innern und äußern Wesen angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntnisse und Begriffe erweitert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt; und da die Sprache immer der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Teutschland allmählig zum Besitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehörte.

Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemannien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theiles der Schweiz. Von da verbreitete sie ihre Stralen in nicht gar langer Zeit über die übrigen Provinzen Teutschlands in dem Maaße, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Teutschland war, wie in dem übrigen Europa, Ritterpoesie der Vorbote besserer Kenntnisse; und, worüber man sich wundern möchte, sie zeichnete sich sogleich von ihrem ersten Anfange an durch harmonische Gesänge aus.

Soll diese Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthsel sein; so muß Alemannien, schon vor der Periode seines uns bekannten Minnesanges, Lieder und Gesang geliebt, und seinen Dialect durch Reimen ausgebildet ha-

ben. Denn eine Sprache von so vieler Lieblichkeit und Mild von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfal Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemannische den Minnesängern zeigt, kann nicht mit einem Male entsteher ihr gebildetes und feines Lebensalter setzt ein ungebildetes ur plumperes, und einen stufenweisen Uebergang von einem das andere voraus. — Durch (frühere) Uebungen, die w vermuthen müssen, hatte sich die schwäbische Mundart Woh laut, Lieblichkeit und sanften Ton, eine angenehme Mild Fülle für das Ohr durch die vielen Selbstlauter, Reichthu durch Freiheit der Zusammensetzungen, Kürze durch Abkürzur und Auslassen entbehrlicher Worte, Bildsamkeit und Geschme digkeit für die verschiedenen Abstufungen der Empfindung und Leidenschaften; etwas Sinnliches, Mahlerisches, Stark in Beiwörtern zu sinnlichen und starken Zeichnungen; wah Jugendkraft zu einem raschen, öfters regellosen Gang jugen licher Empfindungen erworben. Allerdings war sie damit no lange nicht vollkommen. Bei aller ihrer Lieblichkeit und Mil kommen in derselben noch viele gehäufte harte Consonante widerwärtige Hoch- und Doppellaute, und tiefe Vokale vo noch ist sie ohne feste Regeln; oft gesetzlos in Grammatik, Beugungen der Wörter und im Sylbenmaase.

Auf diese Weise zu der Dichtkunst vorbereitet, nahm d teutsche Adel Theil an der Chevalerie, und gelangte durch di selbe zu poetisch-reichen Gegenständen; sie belebte seine Pha tasie durch ihre reichen Mittel und nährte sie durch Schwärm reien der Liebe und Religion. Mit einer solchen Stimmu trat der teutsche Ritter seine Wallfahrt in die Morgenländ an. Durch die häufige Veränderung der Luft und Nahrung mittel ward in seine Organisation größere Reizbarkeit gebrac und durch den Umgang mit so vielen ganz verschiedenen N tionen ward sein Wesen in vielen Stücken ganz verände Er lernte von dem Oriente und Occidente, von Arabern, Tü ken und Griechen, von Italienern, Engländern und Franzose Seine Kaiser (vorzüglich Friedrich 2) nahmen Antheil an d Literatur anderer Völker, und flößten ihren Rittern durch i Beispiel gleichen Eifer ein, sich mit dem bekannt zu mache was andere Nationen Schönes hatten. — Während dies Zeit fuhr man in Teutschland immer fort, zu reimen; n drückte sich die neue Welt, die sich gebildet hatte, in die teu schen Lieder ab. Besonders wirkte Frankreich, das man a das allgemeine Muster in Sachen der Chevalerie betrachte auf die teutschen Ritter; und auf welchen Theil von Teutsc land mußte dieses Muster stärker wirken, als auf Alemanni in seiner Nachbarschaft? — —)„

§. 6.

Fortsetzung.

Das große Interregnum in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts begünstigte die Anarchie. Die Kreuzzüge hörten auf, und die einmal an Kämpfe gewöhnte Ritterschaft verwilderte, indem sie ihre Kräfte gegen sich selbst wandte, in der Wiederherstellung des Faustrechts. Selbst **Rudolphs von Habsburg** durchgreifende Maaßregeln konnten der eingerißnen Verwirrung nur theilweise steuern. Der Dichtergeist verlor sich, da der Stoff zu demselben fehlte, da die Künste nicht mehr von oben herein begünstiget wurden, die Verbindung mit den benachbarten kultivirten Völkern und Reichen größtentheils aufhörte, und die Poesie **handwerksmäßig** von bloßen Zunftgenossen (**Meistersängern**) betrieben wurde, welche ihren Vorgängern, den Minnesängern, völlig unähnlich waren. — Zwar hoben sich die Städte, der einzige damalige Zufluchtsort gegen die Beeinträchtigungen des verwilderten Ritterstandes; aber mehr waren es Handel und Rechtswissenschaft, als Liebe und Abentheuer, was in den Städten ausgebildet wurde, und also auch auf die Ausbildung der Sprache nur mittelbarer Weise zurück wirkte. Die neugestifteten Universitäten belebten zwar das Studium der Alten; allein der klösterliche Anstrich war in der alles beherrschenden Dialektik nicht zu verkennen. —

Nur wichtige politische Ereignisse konnten itzt dem menschlichen Geiste den neuen und höhern Umschwung geben, der bald in der Religion und in den Wissenschaften überhaupt, mithin auch in dem Anbaue der Sprache sichtbar wurde. — Das griechische Reich unterlag (1453) dem Andrange der Osmanen; die Reste der griechischen Literatur flüchteten sich nach Italien, und bald strebte der dort sich erhebende Geist muthig und mit Glück gegen die Scholastik der französischen und teutschen Universitäten an. **Wicliff** und **Huß** hatten neue Meinungen in Umlauf gebracht, die ein zwanzigjähriger Krieg in der ersten

Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts weiter verbreitet, als daß er sie zu unterdrücken vermocht hätte. — Der Handel hatte schon, als er noch ausschließend in den Händen des hanseatischen Bundes und der reichen lombardischen Städte war, Industrie und wissenschaftlichen Sinn befördert; wie sehr mußte er den menschlichen Geist zu einer erhöhtern Anstrengung aller seiner Kräfte beleben, als Bartholomäus Diaz einen neuen Weg zu den Schätzen und Producten Indiens, (1486), und Colom (1492), im vollen Sinne des Wortes, eine neue Welt entdeckte. — Guttenberg, Fust und Schoiffer hatten schon vorher durch ihre Erfindungen die möglichst größte Vervielfältigung und möglichst schnellste Verbreitung menschlicher Begriffe begründet, und den schriftlichen Denkmälern des menschlichen Verstandes durch die Buchdruckerkunst einen weitern Wirkungskreis und eine längere Dauer gesichert. —

Der Geist der Nation war durch dies alles geweckt und vorbereitet worden auf die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts, die von der neugestifteten Universität Wittenberg ausging. Um das Volk von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Reformation zu überzeugen, und ewige Wahrheiten auf immer und gereinigt in dessen Mitte zu bringen, erschien (1534) die Bibelübersetzung, durch deren außerordentlich schnelle und allgemeine Verbreitung der obersächsische Dialect der teutschen Sprache sich allmählig zur Büchersprache (zum eigentlichen Hochteutschen) erhob, und allmählig aus der letztern die Idiotismen des südlichen Dialects (der in dem Zeitalter der schwäbischen Kaiser der herrschende und gebildeteste gewesen war) verdrängte, so wie er auch über die niedersächsische Sprache den Sieg davon trug, obgleich diese in ihrer Bildung nicht ganz Stillstand machte, aber dennoch nicht zu einer allgemeinern Verbreitung über mehrere teutsche Provinzen sich erheben konnte.

In dieser Zeit, wo die gereinigten Begriffe das Gemeingut des Volks vermittelst der Predigten, der liturgie

und des Schulunterrichts in teutscher Sprache wurden, gewann diese Sprache selbst bedeutend. Luthers Bibelübersetzung war für jene Zeiten klassisch und größtentheils frei von Provinzialismen und ausländischen Wörtern. Die männliche Sprache, die seinem Charakter angemessen war, ward das kennbare Gepräge seiner Schriften und seiner religiösen Lieder. — Der meißnische Dialect bildete sich weiter aus, und wenn er auch der niedersächsischen Sprache an Weichheit nachstand, so behauptete er doch sein errungenes Recht durch die höhere Kultur, welche er den Wissenschaften und ihrem höhern Flore verdankte.

Im Allgemeinen darüber:

Adelung, über Geschichte der teutschen Sprache. S. 58. ff. — J. G. Eichhorn, Gesch. der Kultur und Lit. Th. 1. S. 239. ff. — Kurze Uebers. der Gesch. der t. Poesie, in den Nachtr. zu Sulzers Theor. rc. 1 B. 2 St. S. 217. ff. — (Küttner,) Charakter teutsch. Dichter, Th. 1, S. 59. ff. — Hußens Leben, von Tischer. — C. Meiners, Gesch. d. hohen Schulen unsers Erdtheils. Th. 1. S. 170. ff. Götting. 1802. — A. H. L. Heeren, Gesch. d. klass. Lit. Th. 2. S. 141. ff. Gött. 1801. — L. Wachler, Gesch. d. Lit. rc. Th. 3. S. 22. ff. und Th. 3. 2te Abth. S. 609. ff. — Koch, Gesch. d. Spr. u. Lit. Th 1. S. 46 — 69. — Flögel, Gesch. d. kom. Lit. Th. 3. S. 28. ff.

Ueber Luther selbst — dessen Biographie von C. C. Wieland im Pantheon der Teutschen Th. 1. — J. M. Schröckh Lebensbeschr.. Th. 1. — (Tischer), Luthers Leben. — Kurze Gesch. d. teutsch. Poesie rc. in den Nachtr. zu Sulzers Theor. Th. 1. St. 2. S. 224. ff. — Luthers Schriften in C. J. Bouginé, Handb. d. Literargesch. Th. 2, S. 27. f.

Bibelübersetzung. Schon im 16ten Jahrhunderte, 19 Auflagen von derselben durch Luft, ohngefähr 100000 Exemplare — Dann 185 Ausgaben aus der Cansteinschen Bibelanstalt (von 1712 — 1780), jede zu 5000 Exemplaren (Bouginé Th. 1, S. 61.) — Schon durch diese außerordentliche Verbreitung der Bibelübersetzung mußte der obersächsische Dialect eine allgemeine Herrschaft über die andern in der Büchersprache erhalten.

Dietr. v. Stade, Erläut. und Erkl. der vornehmsten teutschen Wörter, deren sich Luther in Uebersetzung der Bibel in die t. Spr. bedient hat. Bremen 1724. Dann 1747 mit dem neuen Titel: Teutscher biblischer Sprachlehrer, welcher aus t. Alterthümern die in Abgang gerathenen, und viele andere in der Bibel und den Gesangbüchern vorkommende Wörter erklärt.

J. L. Frisch, Bödikers Grundsätze der teutsch. Sprache, meistens mit andern Anmerkungen und einem völligen Register der Wörter, die in der teutsch. Uebers. der Bibel eine Erläuterung erfordern rc. Berl. 1723.

Schon vorher: *B. Scheid, Enodatio vocabulorum quorundam germanicorum, in vulgus minus notorum, quibus Lutherus in sua versione usus est.* Argent. 1663. — Ph. Salzmann *Singularia Lutheri,* Norimb. 1664, worin: sonderbare Worte, welche entweder veraltet, oder neuerdichtet, oder sonst ein feines Nachdenken verursachen, aus den Schriften Lutheri zusammengetragen und erkläret. (vergl. *Fabricius in Centifolio Lutherano.*)

Conring urtheilte von der Lutherischen Bibelübersetzung: dixerit merito, ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

G. G. Zeltner, Hist. der gedruckten Bibelrevision, u. andern Schriften Lutheri. Alt. 1727.

Mit wichtigen literarischen Anmerkungen ausgestattet ist die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung und der verschiednen Ausgaben derselben, in J. F. Heynatz, Briefe die teut. Sprache betreffend, 6ter Th. (Berlin 1775.) der 42ste und 43ste Brief. S. 40 — 109.

Ch. A. Palm, Historie der t. Bibelübers. Luthers mit Anmerkung. von Götze. Halle, 1772.

J. M. Götze, von Luth. Bibelübers. Hamburg, 1777. — — Desselb. Kritik. u. Hist. der Bibelübers. Luthers. Hamb. 1778.

G. W. Panzer, Gesch. der t. Bibelübers. Luthers. Nürnberg 1783. ein klassisches Werk.

G. G. Gieße, hist. Nachr. von der Bibelübers. Luthers. Nürnb. 1780.

Kurzgefaßtes Wörterbuch zur Erläuterung der Luth. Bibelübersetzung. Leipz. 1793.

W. A. Teller, vollständige Darstellung und Beurtheilung der teutsch. Sprache in Luthers Bibelübersetzung. 2 Theile. Berlin, 1794, 1795.

J. C. Vollbeding, zweckmäßige Darstellung u. deutliche Erklärung der veralteten, dunkeln und fremdartigen Wörter und Redensarten in Luthers Bibelübersetzung. Köthen 1797.

§. 7.

Fortsetzung.

Die Reformation war die unaufhaltbare Folge der wieder emporblühenden Gelehrsamkeit gewesen; die Un-

tersuchungen, die sie veranlaßte, der Geist der Prüfung, auf welche der Protestantismus gegründet ist, bewirkten einen fortdauernden höhern Anbau der Wissenschaften. — Demohngeachtet schritt die teutsche Sprache nach Luthers Zeiten in ihrer Ausbildung nicht so rasch fort, als man bei dem Umschwunge, den sie in dieser denkwürdigen Periode erhielt, hätte erwarten sollen. Zu den wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung gehören wohl theils die vielen theologischen Streitigkeiten, die sich seit dieser Zeit entspannen, und die größtentheils in lateinischer Sprache verhandelt wurden; theils die Wiederbelebung des Studiums der alten Litteratur selbst. Die Gelehrten, von denen doch die freiere Kultivirung der Muttersprache hauptsächlich zu erwarten war, zogen den Ausdruck in einer todten Sprache, deren Gebiet völlig abgeschlossen war, deren Bildung und Reichthum entschiedne Vorzüge vor der damaligen teutschen hatte, die sich hauptsächlich zum wissenschaftlichen Vortrage eignete, und an welche der Schul- und akademische Unterricht die gelehrte Jugend frühzeitig band, — dem Anbaue der noch nicht zu einer höhern Vollkommenheit herangereiften teutschen Sprache vor. Die Dichter jener Zeit dichteten lateinisch und gefielen sich in der Nachahmung der klassischen Ueberreste des Alterthums. Selbst diejenigen, welche damals als klassische Humanisten galten, schrieben ein unbehülfliches, unlesbares Teutsch, und wer sollte sich itzt der vernachläßigten teutschen Sprache annehmen, da es weder die Gelehrten überhaupt, noch insbesondere die Philosophen und die Dichter thaten!

Doch mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges gab ein genialischer Dichter, **Martin Opitz**, der Sprache eine neue Richtung. Nicht ohne Grund bezeichnet man diese Periode der teutschen Dichtkunst mit dem Namen der **schlesischen**, da Opitz (dessen Gedichte 1624 zum erstenmale erschienen) nicht nur selbst eine neue Bahn brach, und hauptsächlich die Prosodie berichtigte, sondern auch sehr viele seiner Landsleute dieselbe mit mehr oder minder Glück betraten; von **Logau**, **Flemming** und von **Canitz** blieben ihm am nächsten. — Bald aber ent-

fernte sich der noch unsichere Geschmack, hauptsächlich durch die Vorliebe für die italienische Dichtkunst verleitet, von der neugebrochenen Bahn. **Hofmannswaldau** und **Lohenstein** gefielen sich in einem Schwulste, der, so wenig er auch von wahrem Dichterschwunge unterstützt wurde, bald Nachahmer fand, aber die teutsche Dichtkunst auf Abwege brachte, von denen sie nur schwer zurückkommen konnte. — Die Opposition dieser schwülstigen Dichterparthei (**Neukirch** und andere) verfiel auf den entgegengesetzten Abweg, und reimte mattherzig und wässerig. — Mehrere in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gestiftete teutsche **Gesellschaften** (die **fruchtbringende Gesellschaft, oder der gekrönte Palmenorden** (1617); **der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer** (1644); **die teutschgesinnte Genossenschaft** (1643); **der Schwanenorden an der Elbe** (1660), und viele andere), die man nach dem Muster der italienischen und französischen organisirte, arbeiteten mit mehr gutem Willen und Fleiß, als mit Geschmack *), obgleich die **jüngern** von diesen Gesellschaften sich durch einen andern Geist charakterisirten, als die früher gestifteten.

Adelung, über die Gesch. der t. Sprache, S. 67. ff. — Nachtr. zu Sulzers Theorie rc. 1 B. 2 St. S. 231 — 234. — Eichhorn, Literargesch. Th. 1. S. 515. ff. — Koch, Gesch. d. t. Spr. u. Lit. Th. 1, S. 79 — 85. — Wachler, Gesch. d. Lit. Th. 3, S. 624. ff. J. G. Meusel, Leitfaden zur Gesch. d. Gelehrs. (Leipz. 1800.) Th. 3, S. 947. ff. — Maaß, Martin Opitz und einige seiner Nachfolger, Logau, Flemming rc. in den Nachtr. zu Sulz. Theor. 6 B. 1 St. S. 178. ff.

Teutsche Gesellschaften.

Die fruchtbringende Gesellschaft, oder der gekrönte Palmenorden, gestiftet zu Weimar 1617 von Caspar von Teutleben, um die teutsche Sprache weiter auszubilden. — Zur Geschichte

*) Unter den einzelnen Rubriken der Sprachwissenschaft (z. B. unter Grammatik, Orthographie, Prosodie rc.) werden die bedeutendsten Schriften der Mitglieder dieser Gesellschaften aufgeführet werden.

derselben. G. P. Harsdörfer, die Fortpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft mit einer Rede vom Geschmacke vermehrt. Nürnb. 1651. (G. Neumark) der neusprossende teutsche Palmbaum, oder Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzungen, Eigenschaften und Fortpflanzung; von dem Sprossenden. Nürnb. 1668. — *Ed. Geisleri disquisitio historica de societate frugifera* Lips. 1672. — J. C. Gottsched, Einladungsschrift von der vormaligen fruchtbringenden Gesellsch. Leipz. 1755. — Heinze, (Progr.) Erzähl. von der fruchtbringenden Gesellsch. und dem Palmenorden. Weimar, 1780.

Der Blumenorden an der Pegnitz, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, gestiftet von G. Ph. Harsdörfer und J. Klajus zu Nürnberg 1644. — Zur Geschichte desselben: (J. Herdegen) histor. Nachr. von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang; von Amaranthes. Nürnb. 1744.

Die teutschgesinnte Genossenschaft, gestiftet zu Hamb. 1643 von Phil. v. Zesen, um alle fremde Wörter aus der teutschen Sprache zu verdrängen. — Zur Geschichte derselben: (J. Peisker) der teutschgesinnten Genossenschaft Zunft- Tauf- und Geschlechtsnamen. Wittenb. 1705.

Der Schwanenorden an der Elbe von J. Rist 1660 gestiftet. Zur Geschichte desselben: Candorins teutscher Cimberschwan, Lübeck 1666.

Unter den übrigen gestifteten teutschen Gesellschaften sind von folgenden schriftliche Nachrichten und Sammlungen ihrer Arbeiten erschienen:

Die Leipziger G., gestiftet 1697. von J. B. Mencke. — Zur Gesch. derselben: Schediasma de instituto societatis philoteutonico-poëticae Lips. 1722. — Nachricht von der erneuerten teutschen Gesellsch. Leipz. 1727, und Fortsetzung derselben bis 1731. — Der teutschen Gesellschaft in Leipzig eigne Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart; mit Vorrede von J. C. Gottsched. Leipz. 1730. — Der teutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelte Reden und Gedichte bei dem Eintritte und Abschiede ihrer Mitglieder; mit Vorrede von Gottsched. Leipz. 1732. — Derselben Ausarbeitungen und gelehrte Schriften. 3 Theile 1742. — Derselben Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst betreffen 1740 — 1744.

Die Jenaische gestiftet 1728 von J. A. Fabricius. — Zur Geschichte derselben: Gesetze der teutschen Gesellschaft in Jena, Jena 1730. — Versuche in der teutschen Rede- Dicht- und Sprachkunst, von einigen Mitgliedern der vertrauten Rednergesellschaft in Thüringen. Blankenh. 1732. — (G. Stolle)

Sammlung der Schriften der teutschen Gesellschaft in Jena, in gebundener und ungebundener Schreibart. Jena 1732. — C. G. Müller, Nachr. von der teutschen Gesellschaft und der itzigen Verfassung derselben. Jena 1753. C. G. Müller, Schriften der teutschen Gesellschaft zu Jena. Leipz. 1754.

Die Hamburger. — C. F. Wichmann, Poesie der Niedersachsen, sonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutsch-ausübenden Gesellschaft. 6 Theile. Hamb. 1725 — 1738.

Die Greifswaldische (1740 gestiftet). — Gesetze der königlichen teutschen Gesellschaft in Greifswalde. Greifsw. 1740. — Der Greifswalder teutschen Gesellschaft kritische Versuche zur Aufnahme der teutschen Sprache. 15 Stücke. 1744 ff.

Die Göttingische. — Von dem itzigen Zustande der teutschen Gesellschaft in Göttingen, 1749.

Die Königsbergische, (gestiftet 1741.) — Der königl. teutschen Gesellschaft in Königsberg Schriften in ungebundner und gebundener Schreibart. 1 Th. Königsb. 1754.

Die Kielische. — Der teutsch. Gesellsch. zu Kiel Schriften und Ausarbeitungen. Kiel 1757.

Die Altorfische. — (Will) Versuch in Beyträgen zur teutschen Sprachlehre, Beredsamkeit und Geschichte von der teutschen Gesellschaft in Altorf, 1751. — Schriften der Altorfischen teutschen Gesellschaft. Altorf 1760.

Die Wittenbergische. — Der Wittenbergischen teutschen Gesellschaft vier Aufsätze. Leipz. 1758.

Die Duisburgische. — Der Duisburgischen gelehrten Gesellschaft teutsche Schriften. 1 Th. Duisb. 1758.

Die Helmstädtische. — Der herzogl. teutschen Gesellschaft zu Helmstädt bestätigte Hauptgesetze.

Die Anhaltische. — Nachricht von der Einrichtung der fürstl. Anhalt. teutschen Gesellschaft. Bernburg 1762. — Schriften der fürstl. Anhalt. teutsch. Gesellsch. 2 Theile in 12 Stücken, Quedlinb. 1764 — 1771.

Die Mannheimer. — Eröffnungsrede bey der öffentlichen Sitzung der churpfälz. teutsch. Gesellsch.. — Schriften der churfürstl. teutschen Gesellschaft in Mannheim, 7 Bände, Mannheim 1789 — 1792. — Die Schriften dieser Gesellschaft haben einen ausgezeichneten Werth für den Anbau der teutschen Sprache.

Die Berliner königl. Akademie der Wissenschaften hat theils durch mehrere ihrer Mitglieder (Teller, Zöllner, Engel, Meierotto, 2c.) theils durch Preisausgaben das Gebiet der teutschen Sprache zu vervollkommnen gesucht. Ueber die Bemühungen der Berliner Akademie vergl. Rüdiger, in dem Zuwachs 2c. St. 5. S. 1 — 184.

Von der Wiener teutschen Gesellschaft ist nur die Ankündi-

zung derselben von Sonnenfels bekannt geworden. — In Halle, Bremen, Bern, Erlangen, Basel, Frankfurt an d. Oder, Ollmütz ꝛc. bestanden auch teutsche Gesellschaften, ohne daß ihre Verfassung und ihre Arbeiten näher bekannt gemacht worden wären.)

§. 8.

Fortsetzung.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kamen zu den bereits angeführten Ursachen, daß die teutsche Sprache in ihrer Ausbildung nicht zu schnell vorwärts rückte, noch die **unglückliche Nachahmungssucht der Franzosen.** Schon während des Mittelalters war die französische Sprache kultivirter, als die teutsche; schon damals waren die provenzalischen Dichter die Muster, nach welchen sich die schwäbischen bildeten; schon damals wirkte der französische Rittergeist mächtig auf die Ritterschaft der teutschen Nation. Immer blieb Frankreich in seiner Kultur einige Schritte vor der teutschen voraus, wozu schon die Ueberreste der römischen Bildung, bey der Eroberung Galliens von den Franken, das Ihrige beytrugen. — Nach langen Bürgerkriegen in Frankreich hatte endlich Richelieus Politik das Gebäude von Herrschermacht begründet, welches Ludwig XIV. immer mehr vollendete. Unter seiner Regierung that das französische Volk beträchtliche Fortschritte in seiner Verfeinerung und wissenschaftlichen Bildung, und diese Fortschritte beförderten zugleich den freien Anbau der französischen Sprache. Gebildeter und mannigfaltiger als die teutsche, ward sie itzt, in ihrer gereinigtern Gestalt, bald die Lieblingssprache der höhern Stände, die zu wenig Patriotismus und zu viel Gallomanie besaßen, um sich der minder gebildeten vaterländischen Sprache anzunehmen. — Doch nicht dies allein; auch unzählige französische **Wörter, Endungen, Redensarten und Nachbildungen des französischen Periodenbaues** wurden damals der teutschen Sprache aufgedrungen, und ob es ihr gleich gelang, sich der ersten allmählig zu entschlagen, so haben sich doch

noch unverkennbare Spuren der letztern, selbst bei guten teutschen Schriftstellern, erhalten. —

Während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber nahmen sich mehrere große Männer unsrer Nation der vaterländischen Sprache an. **Thomasius** wagte es auf die Gefahr, verspottet zu werden, über philosophische Gegenstände teutsch zu schreiben; **Leibnitz** rettete bei vielen Gelegenheiten die Ehre der teutschen Sprache, und **Wolf** gieng mit Sicherheit und Kraft, doch vielleicht mit nicht genug Geschmack, auf der von **Thomasius** betretenen Bahn fort. **Haller** gewann in seinen Gedichten der teutschen Sprache einen so kraftvollen Ausdruck ab, daß man es gern darüber vergißt, wenn er bisweilen an die schwülstigen Dichter des vorigen Zeitraums erinnert. Mehrere geschmackvoll gebildete Männer (**J. A. Schlegel, J. A. Cramer, Gellert, Rabener, Gärtner** etc.) zeigten, welcher Bildung die teutsche Sprache fähig wäre, und **Gottsched** erwarb sich bleibende Verdienste um die Reinigung und Verbesserung derselben, ob er gleich mehr Kritik als Geschmack, mehr Wärme für die gute Sache als Feinheit des Gefühls und stylistische Fertigkeit und Vollkommenheit zeigte. Er hatte viele unbedeutende Gegner an den Freunden des alten einseitigen Geschmacks; aber **Bodmer** und **Breitinger**, von einem richtigen Geschmacke, von Gelehrsamkeit und sicherer Beurtheilungsgabe geleitet, hätten, bei ihrem edlen Bestreben, die teutsche Sprache zu vervollkommnen, Gottscheds Verdienste nicht zu sehr verkennen sollen. — Es erfolgte, was aus dem Kampfe zweyer Partheien gewöhnlich entsteht, wo die Wahrheit in der Mitte liegt; die folgende Generation benutzte dankbar, was **in der Gottschedischen Schule** und **von den Schweizern** brauchbar war, ohne die Fehler beider anzunehmen und beizubehalten, und verarbeitete das auf zwei verschiednen Wegen gewonnene Haltbare und Brauchbare für die Zukunft zu einer vollkommnern Form der Sprache selbst.

K. H. L. Pölitz, historische Darstellung des Ganges der Bildung der Sprache überhaupt und der teutschen insbeson-

dere, in dessen Elementarbuch rc. S. 41. ff. — Adelung, über die Geschichte der teutschen Sprache. S. 68. ff. — Eichhorn, Litterargesch. Th. 1. S. 511. ff.

(Die wichtigern Schriften von Gottsched, Bodmer, Breitinger, Popowitsch rc. kommen unter den Scienzen vor, wohin sie gehören.)

§. 9.

Fortsetzung.

Mit mehr Geschmack, Kritik und Sicherheit des Urtheils, als die Schweizer und Gottschedianer, wirkten seit dem Anfange der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, theils viele periodische Schriften 1), zu welchen sich treffliche Männer vereinigten; theils kritische Blätter 2), die entweder das ganze Gebiet der Wissenschaften mit Sachkenntniß und reifem Urtheile, oder zunächst die schönen Wissenschaften und Künste umschlossen; theils Männer 3), welche den Umfang der teutschen Sprache sowohl in grammatischer, als in lexicographischer Hinsicht, und durch eine befriedigende Theorie des Styls zu erweitern versuchten; theils viele pädagopische und vermischte Schriften 4), welche das Feld der teutschen Sprache zwar oft sehr verschiedenartig, aber im Ganzen doch mit wesentlichem Erfolge für die Vervollkommnung derselben anbauten.

Im Allgemeinen ist zu vergleichen: Uebersicht der neuesten Literatur der teutschen Sprachkunde seit Gottsched, in Rüdigers neuestem Zuwachs rc. St. 4. S. 3. ff. — Bouginé, Handbuch der Literargesch. Th. 3. S. 530 ff. — J. W. Hermann, Ueber den gegenwärtigen Zustand unsrer teutschen Literatur und Sprache, und die Zulänglichkeit derselben zur Bildung brauchbarer Geschäftsmänner unter den Gelehrten. Elberfeld 1800. — J. G. K. Klotzsch, de lingua germanica philosophiam tractandi studiis haud parum culta. Vit. 1789.

---

1) Durch periodische Schriften und Sammlungen ward der bessere Geschmack zuerst weiter verbreitet. Dahin gehörten gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: Belustigungen

des Verstandes und Witzes, 8 Bände, Leipz. 1742. ff. die, unter J. J. Schwabens (eines Freundes von Gottsched) Redaction, von Gellert, Schlegel, Cramer, Ebert, Rabener, Kästner, Zachariä, Kleist, Utz ꝛc. bearbeitet wurden. — Unter Gärtners Redaction vereinigten sich dieselben Gelehrten in den neuen Beiträg. zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 6 Bände. Bremen 1750. ff. — Unter der Sündfluth von neuern Journalen sind manche brauchbare durch jüngere Zeitschriften verdrängt worden und eingegangen. Zu diesen erloschenen gehören: Teutsches Museum von Boje u. Dohm, seit 1776 — 1788. Seit 1789 — 1792. neues teutsches Museum. — Iris, von J. G. Jacobi von 1775 - 1778. — Journal von und für Teutschland (unten v. Bibra Redaction) von 1784 — 1792, Nürnb. welches besonders durch seine Sammlungen von Provinzialismen aus den verschiedensten Gegenden Teutschlands sehr nützlich bleibt. — Rheinische Thalia, von Fr. Schiller, Mannh. u. Leipz. 1785 - 1791. dann neue Thalia, 4 St. 1792. Leipz. — Darauf Horen von Schiller, 1795 — 1797. — Amalthea, Zeitschrift für Wissenschaft und Geschmack, herausgegeben von C. D. Erhard, 6 Stück (in 2 Bänden), Leipz. 1788 - 1790. — Akademie der schönen Redekünste herausgegeben von Bürger, 3 Stücke, Berl. 1790, 1791. — Apollo. Herausgeg. von A. G. Meißner. Es erschienen die Jahrgänge 1793. 1794. 1797. — Die gemischten Zeitschriften, die sich nicht unmittelbar und ausschließend auf die Bildung des Geschmacks einschränken, erhalten sich gewöhnlich am längsten. Von denselben verdient hier einen Platz: der teutsche Merkur, herausgegeb. von C. M. Wieland, seit 1773; seit 1789. der neue teutsche Merkur, hauptsächlich unter Böttigers Auspicien.

---

2) Kritische Blätter, sowohl partielle, als universelle, wodurch der Geschmack berichtiget und verbessert wurde.

Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Leipz. 32 Stücke in 8 Bänden (1733-1744), unter Gottscheds Redaction; und fortgesetzt unter dem Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste, 8 Bände; 1745 - 1750. — Die schweizerischen Kunstrichter (Bodmer, Breitinger ꝛc.) redigirten: Discurse der Maler. Zürch 1723. — J. J. Bodmer, Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistreichen Schriften, 12 Stück, Zürich 1741. ff. — Kritische Briefe. Zürich 1746. — Neue kri-

tische Briefe, Zürich 1749. — Seit dieser Zeit verminderte sich der Einfluß der Schweizer, die seit 1732 hauptsächlich Gottscheds Gegner gewesen waren. — Wieland gab (1760) in 4 B. eine Sammlung der schweizerischen Streitschriften heraus.

Seit dieser Zeit fieng Fr. Nicolai mehrere kritische Blätter an, von denen einige sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben. Er schrieb zuerst allein (1755):

Briefe über den itzigen Zustand der Wissenschaften in Teutschland. — Dann begann 1757. die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, wovon Nicolai und Moses Mendelssohn die 4 ersten Bände besorgten. Dann übernahm C. F. Weiße die Redaction, und Hagedorn, Winkelmann, Lippert ꝛc. waren Mitarbeiter. Seit 1766. hieß sie: neue Bibliothek ꝛc. Garve nahm lebhaften Antheil daran; in neuern Zeiten Manso ꝛc. — Ein treffliches (auch von Nicolai gestiftetes) Institut waren, die Briefe, die neueste Literatur betreffend, Berl. 1759 — 1764. 24 Bände, an welchen Lessing, Mendelssohn, Abbt, Resewitz, Grillo ꝛc. Antheil hatten. Eine universelle Bestimmung hatte die allgemeine teutsche Bibliothek, seit 1765. unter Nicolais Redaction (der sie 1792 auf einige Jahre an Bohn abgab, und 1801 wieder annahm). 118 Theile, ohne die Anhänge. Dann neue teutsche Bibliothek bereits auch 78 Theile.

Andere kritische Schriften, speciellen Inhalts waren:

C. A. Klotz, teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, von 1767 — 1777. — Kritische Wälder, oder Betrachtungen über Wissenschaft und Kunst; 3 Theile, Riga 1769. — G. B. von Schirach, Magazin der teutsch. Kritik, 4 Bände, Halle 1772 — 1776. — Kritische Uebersicht der neuesten schönen Literatur der Teutschen, (herausgegeb. von K. H. Heydenreich) 2 Theile, Leipz. 1788. 1789. — Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften, Köthen 1795 und 1796, 2 Jahrgänge. — Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte der teutschen Literatur, von G. Merkel, in den Jahren 1801 und 1802. Seit dem Juny 1803. gibt er heraus: Ernst und Scherz.

Zum Theile gehören, als Blätter für die Bildung des Geschmacks, hieher:

Spaziers Zeitung für die elegante Welt, seit 1801. Leipz.

u. der Freimüthige, von Kotzebue redigirt, seit 1803. — Lägen dem Athenäum, einer Zeitschrift von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel, die mit dem vierten Bande geschlossen wurde, der Europa von Fr. Schlegel (Frankf. 1803. 1s und 2s Stück), u. überhaupt allen theoretischen und practischen Schriften der ganzen Schlegelschen Schule nicht zu revolutionaire ästhetische Principien zum Grunde; so würden die einzelnen hellen Ansichten und Urtheile dieser Männer mehr Eingang finden.

In universeller Hinsicht verdienen neben der allgemeinen teutschen Bibl. einen Platz:

Die allgem. Literat. Zeitung (Redacteurs Schütz u. Hufeland) seit 1785; die Leipziger Literaturzeitung (seit 1715 eine Universitätszeitung, wo blos einige Jahrgänge nicht erschienen; dann unter Höpfners Redaction erst unter dem Namen Jahrbuch der Lit., darauf 1802. Literaturz. seit dem July 1803 unter der Redaction von Erhard, Beck, Blümner, Kühn u. Carus); die Götting. gelehrte Zeit. seit 1739 (itzt unter Heyne's Redaction); die oberteutsche L. Z. seit 1788 (unter L. Hübner's Redaction); die Würzburger L. Z., (seit 1803. unter Siebolds und Goldmayers Redaction); die Tübinger, seit 1752, Nürnb. Greifswalder seit 1743, Gothaische seit 1774, Erfurter ꝛc. gelehrte Zeit.

In unmittelbarer Beziehung auf die teutsche Sprache erschienen:

J. F. Heynatz, Briefe die teutsche Sprache betreffend, 6 Theile, Berl. 1771 — 1775. — Dessen neue Beiträge zur Verbesserung der teutsch. Spr. Küstrin, 1s St. 1801. — Dessen Wochenbl. über die Richtigkeit des teutsch. Ausdrucks, Züllichau 1802. Jeder Jahrg. besteht aus 4 Stücken. — Schwäbisches Magazin ꝛc. Stuttg. 1774 — 1777 enthält Abhandlungen von Fulda, Nast ꝛc. — Der teutsch. Sprachforscher (von Fulda, Nast u. a.) allen Liebhabern ihrer Muttersprache zur Prüfung vorgelegt. Stuttg. 2 Theile 1777 u. 1778. J. C. C. Rüdiger, neuester Zuwachs der teutsch. fremden und allgem. Sprachkunde. Erstes Stück, neue Aufl. Halle 1796. 2s St. Leipz. 1783. — 3s St. 1784. — 4s St. 1785. — 5s St. Halle 1793. — 6s St. 1803. — J. C. Adelung, Magazin für die teutsche Sprache, 2 Bände. Jeder enthält 4 Stücke, Leipz. 1781. ff. — Unter J. H. Campe's Redaction: Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der teutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 9 Stücke. Braunschw. 1797 — 1797.

In näherer Beziehung auf die ältere teutsche Sprache: Braga und Hermode; Magaz. für die vaterländischen Al-

terthümer, Sprache, Kunst und Sitten; herausgegeben von F. D. Gräter, Leipz bis 7 Bs 1 Th. (auch vom 4ten Bande an, unter einem neuen Titel.)

---

3) a) Die teutsche Sprachlehre (die eigentliche Grammatik) ward in neuern Zeiten von mehrern denkenden Köpfen bearbeitet. Sämmtliche hieher gehörige Schriften werden weiter unten aufgeführet. Die originellsten darunter sind: Gottsched, Heynatz, Adelung, Roth, Vollbeding.

b) Die Philosophie der Sprache bearbeiteten: Meiner, Moritz, Vater, Roth, Mertian, Bernhardi ꝛc.

c) Die Theorie des Styls (deren vollständige Literatur ebenfalls weiter unten aufgeführet wird) ist, ob sie gleich mehrere philosophische Denker beschäftiget hat, doch noch nicht das, was sie seyn sollte, und dereinst seyn wird, wenn ihr Gebiet gehörig bestimmt worden ist. — Der richtige Gesichtspunct für sie scheint einzig der zu seyn, daß sie eine abgeleitete Wissenschaft ist, welche sich blos mit der stylistischen Form beschäftiget, und die Korrectheit und Schönheit dieser Form auf feste Principien zurückführet, welche aus Grammatik und Logik (für die Korrectheit) und aus der Aesthetik (inwiefern in derselben die Principien für Rhetorik und Poetik liegen) für die Schönheit entlehnt sind. — Die Theorie des Styls wird also nur dann gehörig angebauet werden können, wenn diese Wissenschaften zuvor völlig begründet sind, und das Verhältniß derselben gegen einander, so wie ihr innerer Zusammenhang unter sich ausgemittelt ist. Ist dies geschehen; so wird auch die Theorie des Styls ein völlig gerundetes und in sich abgeschlossenes Gebiet erhalten. Bisher war sie mehr nur ein Aggregat von Sätzen, die man aus jenen Wissenschaften entlehnte, ohne ihnen einen neuen wissenschaftlichen Zusammenhang zu geben, weshalb denn die Theorien des Styls auch bald mehr einen grammatischen, bald mehr einen ästhetischen Zuschnitt erhielten, und bald zu bloßen trockenen Rhetoriken wurden. —

d) Nächst der Grammatik wurde, besonders seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, der lexikographische Theil der teutschen Sprache verhältnißmäßig am meisten angebauet. Etymologie war, seit der Wiederbelebung der alten Sprachen, ein Lieblingsstudium der Teutschen ge-

worden; so wie überhaupt die Behandlung der alten Sprachen, in grammatischer und lexikographischer Hinsicht, der Maasstab für die Behandlung der neuen Sprachen wurde, ohne gehörige Rücksicht auf die große Verschiedenheit ihres Charakters zu nehmen. So trieb man auch das Studium der Etymologie in Beziehung auf die teutsche Sprache oft zu weit Selbst Männer von Geschmack und Kritik haben sie bisweilen zu sehr berücksichtiget, wie dies Adelung in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Wörterbuchs für die erste Ausgabe zugesteht. Da, nach dem Plane dieser Sprachkunde, der Fortschritte des Anbaues der teutschen Sprache in lexikographischer Hinsicht blos hier gedacht werden kann; so wird hier sogleich, um keine Lücke in der Uebersicht aller Theile, welche zum Umfange der teutschen Sprache gehören, zu lassen, die möglichst vollständige Literatur derselben beigebracht.

Wörterbücher.

Im Jahr 1480 erschien anonym: *Vocabularius, in quo Latinum praecedit, et Teutonicum subjungitur.* — Dann 1482 zu Nürnberg ein in 4. gedrucktes Wörterterbuch auf 312 Blättern; auf dessen letzter Seite stehet: explicit vocabularius theutonicus, in quo vulgares dictiones ordine alphabetico preponuntur et latini termini ipsos directe significantes sequuntur. — Darauf erschien zu Strasburg 1489 ein Wörterbuch in 4. von W. Brack, und zu Straßburg 1508 ein neues unter der Aufschrift: *gemma gemmorum.*

Joh. Altensteig, Sammlung verteutschter grammatikalischer Kunstwörter 1515.

Erasm. Alter schrieb: *Lexicon germanico-latinum, in quo ultimis seu terminalibus germanicarum vocum syllabis observatis latina vocabula cum suis quaeque synonymis additis loquendi etiam figuris ac modis protinus se offerunt.* Francof. 1540.

Josua Maaler, die teutsche Spraach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden, in hochteutscher Sprach, dem A. B. C. nach ordentlich gestellt und mit gutem Latein gantz fleißig und ordentlich verdollmetschet, dergleichen bisher noch nie gesehen. Zürich 1561. in 4.

Sim. Rothe, Teutscher *Dictionarius*, so die im Teutschen eingeschlichenen fremden Wörter verteutscht. Augsb 1571.

Georg Henisch, *Thesaurus linguae et sapientiae germanicae.* Schatz der teutschen Sprache und Weisheit. Augsb. 1616. fol. (aber nur ein Theil.)

C. von Stieler, der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz, worinnen alle und jede

teutsche Wurtzeln oder Stammwörter, so viel deren annoch bekannt und itzo im Gebrauche seyn, nebst ihrer Ankunft, abgeleiteten Duppelungen, und vornehmsten Redensarten, mit guter lateinischer Tolmetschung und kunstgegründeten Anmerkungen befindlich; sammt einer hochteutschen Letterkunst, Nachschuß und teutschem Register. Nürnb. 1691. 11 Alph. in 4.

(Philipp von Zesen, ließ: der hochteutschen Sprache Work- und Stammbuch unvollendet.)

J. L. Prasch, *organon latinae linguae*, Ratisb. 1686, wobey sich ein *Onomasticon germanico-latinum* befindet, ein Register von mehr als 800 lateinischen Wörtern, die mit teutschen Wörtern eine Aehnlichkeit haben.

H. J. Spannutius, Teutsch-orthographisches Schreib-, Conversations-Zeitungs- und Sprüchwörterlexikon, nebst einer ausführlichen Anweisung, wie man accurat und zierlich teutsch schreiben, höflich reden, und was man sonst bey einem Briefe observiren soll; aus dem Schottelio, Morhof, Weisen, Bödiker, Talander, Menantes und vielen andern berühmten Scribenten zusammengetragen. 4 Theile, Hannov. 1720.

Cramer, das herrlich große teutschitalienische Dictionarium oder Wort- und Redartenschatz der unvergleichlichen hochteutschen Grund- und Hauptsprache. Nürnb. 1724. 2 Theile.

Benjamin Hederich, vollständiges teutsch-lateinisches Lexikon. 94 Bogen, Leipz. 1729. — 2te Aufl. 1745. — 3te Aufl. 1753.

J. H. Seume, kleines teutsches Lexikon, in sich fassend eine deutliche und ausführliche Anweisung zur teutschen Orthographie. Nürnb. 1731.

(*I. G. Scherz,*) Glossarium medii aevi &c. und *C. G. Haltaus*, Glossarium germanicum &c. sind weiter oben bereits angeführt.)

C. E. Steinbach, vollständiges teutsches Wörterbuch, vel Lexicon germanico-latinum &c. 6 Alphabet. Berlin. 1734. 8. 2 Bände.

I. G. Wachter, Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae germanicae hodiernae. 12 Alph. fol. Leipz. 1736. (Vorher schon 1727 einen Versuch dieser Art.)

J. Leonh. Frisch, teutsch-lateinisches Wörterbuch, darinnen nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; sondern auch die bei den meisten Künsten und Handwerken, bei Berg- und Salzwerken, Fischereyen, Jagd-, Forst und Hauswesen, und andere mehr gewöhnliche teutsche Benennungen befindlich, vor allem, was noch in keinem Wörterbuche geschehen, den Einheimischen und Ausländern, so die in den mittlern Zeiten

geschriebenen Historien, Chronicken, Uebersetzungen, Reimen und dergl. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken versehen wollen, möglichst zu dienen, mit überall beygesetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, sammt angehängter, theils versicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und critischen Bemerkungen. 2 Theile. 7 Alph. 4. Berl. 1741.

(Ein in seiner Art sehr vollkommenes, durch dreißigjährige Arbeiten und Sammlungen vollendetes Werk.)

J. C. Gottsched, Probe eines teutsch grammatischen Wörterbuchs. Leipz. 1765.

Fulda, Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter nach der Reihe menschlicher Begriffe. Herausgegeben von Meusel. 2 Bände, Halle 1776. 4.

J. C. Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochteutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten.

(Es erschien zuerst Leipz. 1774 — 1786. in 5 Bänden. — Die 2te Ausg. 1793. ff. in 4 Bänden. 4. Ein Supplementband ist angekündigt. — Es ist bis itzt das vollständigste, gründlichste und befriedigendste Werk. Grammatik und Etymologie sind in demselben mit dem ausdaurendsten Fleiße und mit Kritik bearbeitet. — Nur in stylistischer Hinsicht, und in Beziehung auf die Philosophie der Sprache dürfte es einige Wünsche übrig lassen.)

J. C. Adelung, Auszug aus dem grammatisch-kritischen Wörterbuche der hochteutschen Mundart. 4 Theile, Leipz. 1796 bis 1802. 8.

J. Richter, grammatisches Wörterbuch der teutschen Sprache. Leipz. und Wien 1791.

J. S. von Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland, als eine Einleitung zu einem vollständigen teutschen Wörterbuche. Wien 1780.

J. C. Blum, teutsches Sprichwörterbuch, 2 Theile. Leipzig 1782.

T. G. Voigtel, Versuch eines hochteutschen Handwörterbuchs für die Aussprache, Orthographie, Biegung, Ableitung, Bedeutung und Verbindung, in 3 Theilen, Halle 1793. 1795

K. Ph. Moritz, Grammatisches Wörterbuch der teutschen Sprache. 1r Th. Berl. 1793. 2r Th. 1794. (vom 4ten Bogen an, von Stutz); 3r Th. 1797. (bis S. 202. von Stutz; von S. 203 an von Stenzel) 4r Th 1802. von Vollbeding.

(Es ist zu bedauern, daß durch die vier verschiednen Bearbeiter dieses Wörterbuchs dasselbe an Gleichmäßigkeit und Brauchbarkeit nicht gewinnen konnte.)

Handwörterbuch der teutschen Sprache, zum Gebrauche des Lesens, Sprechens und Schreibens, nach den besten teutschen Sprachforschern. Leipz. 1798.
(Für den ersten Anlauf sehr brauchbar und wohlfeil.)

J. H. Campe, Wörterbuch zur Erklärung und Verteutschung der unsre Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche, in 2 Bänden. 4 Braunschw 1801. mit 114 S. Einleitung.
(Er hat in diesen Werke das von neuem verarbeitet und zusammengestellt, was schon früherhin von ihm in seinen Schriften über die Reinigung der teutschen Sprache enthalten war.)

(Unter der Lehre von den Barbarismen werden die Wörterbücher zur Erklärung ausländischer Wörter und Terminologien; in der Synonymik, die synonymischen Wörterbücher; unter der Orthographie, die orthographischen Wörterbücher, und die, welche sich mit gleichlautenden Wörtern beschäftigen; unter der Prosodie, die prosodischen, und in der Theorie des Styls die eigentlichen stylistischen Wörterbücher aufgeführt werden.

---

4) Pädagogische und vermischte Schriften, welche die teutsche Sprache betreffen.

A. Pädagogische,

a) welche die Methodik der teutschen Sprache betreffen. Im Ganzen ist noch wenig für diese Methodik gethan, obgleich in manchen einzelnen Schriften über die teutsche Sprache viele treffliche Winke darüber zerstreut liegen. Hieher gehören:

C. F. Steinbach, kurze und gründliche Anweisung zur teutschen Sprache. Rostock 1724.
(Der erste Versuch, die teutsche Sprache mit Ordnung und Deutlichkeit practisch zu behandeln.)

G. J. Schatz, Gründliche und leichte Methode, wie man sowohl in öffentlichen Schulen, als auch durch Privatinformation denen Kindern verständlich zu lesen und deutlich zu schreiben in kurzer Zeit und mit leichter Mühe beibringen kann, sammt den nöthigsten Regeln von der teutschen Orthographie. Büdingen 1725.

A. F. Hecker, Methode, die Sprachen zu lehren und zu lernen. Berlin 1795.

J. F. Chr. Gräffe, Versuch eines sokratischen Unterrichts in der teutschen Sprachlehre und im schriftlichen Gedankenausdrucke. Schlesw. 1800.

H. Hinrichsen, Methodischer Leitfaden zum Unterrichte in der teutschen Sprachlehre für Volksschulen. Schlesw. 1802.

C. F. Etzler, Ueber die Leseübungen auf Schulen, in den Beitr. zur Krit. des Schulunterrichts St. 1. Leipz. 1796. S. 144. ff.

Derselbe, Ueber den teutschen Sprachunterricht in obern Klassen, nebst zwei Vorlesungen über Klopstockische Oden, in den Beitr. zur Krit. des Schulunt. St. 3. S. 70. ff.

Derselbe, Methodik des wissenschaftlichen Unterrichts 1 Th. vom Unterrichte in der teutschen als Muttersprache. Breslau 1802.

J. B. Basedow, Große Verbesserungen in der Kunst lesen zu lehren. Leipz. 1785.

J. H. Campe, Neue Methode, Kinder lesen zu lehren. Hamburg 1778.

Plato, einige Gedanken über die gewöhnlichen A. B. C. Bücher in unsern vaterländischen Schulen, nebst einer kurzen Beschreibung und Abbildung der Lesemaschine, welche in der Leipziger Freischule gebraucht wird. Leipz. 1797. — Desselben Buchstaben und Schriftzeichen zur Lesemaschine.

H. Stephani, Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren. Erlang. 1802.

F. Olivier, die Kunst, Lesen und Rechtschreiben zu lehren, auf ihr einzig wahres, höchst einfaches und untrügliches Grundprincip zurückgeführt, 1r Theil, 2te Aufl. Leipz. 1803.

Ueber die methodische Behandlung der teutschen Sprache, hauptsächlich die trefflichen Aufsätze von Fr. Gedike, in dessen Schulschriften, Th. 1. S. 129. ff. — Th. 2. S. 235. ff. — Th. 2. S. 136. ff.

K. H. L. Pölitz, Vorrede zu Hahns populärer Sprachlehre, (auch wieder abgedruckt in den Fragmenten zur Philos. des Lebens, Chemnitz 1802); und dessen Einleitungen zur Analysis stylistischer Aufgaben, zur Interpretation teutscher Autoren, und zu den Materialien zum Dictiren.

b. welche einzelne pädagogische Uebungen, in Beziehung auf die Sprache, betreffen;

α) Das Lesenlernen. — Fibeln gehören nicht hieher —

U. H. Laut, Neues durch Theorie und Erfahrung erprobtes Elementarbuch des Lesenlernens der teutschen Sprache. Leipz. 1799.

J. C. Vollbeding, Hülfsbuch zur teutschen Buchstaben- und Sylbenkunde, zur Lesekunst und zur leichten Sprachübung für Volksschulen. Leipz. 1803.

β) Dictirübungen, (die vorzüglichsten sind die, wo der Zögling selbst fehlerhafte Schemata corrigiren muß, die ihm vorgelegt werden).

J. C. Angerstein, Sammlung merkwürdiger Aussprüche, Anecdoten, lehrreicher und angenehmer Erzählungen, witziger Einfälle rc. fehlerhaft und verbessert dargestellt. Stendal 1801. (auch der dritte Theil seiner Anweisung rc.)

K. H. L. Pölitz, Materialien zum Diktiren, nach einer dreifachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet, mit fehlerhaften (besonders in 4 abgedruckten) Schemen. Leipzig 1801.

W. J. Wiedemann, vermischte Aufsätze zum Diktiren beym teutschen Sprachunterrichte, mit allen hierzu nöthigen Regeln begleitet. Quedlinb. 1800.

Kunitsch, 350 Sätze lehrreichen Inhalts zu Vorschriften und zum Diktiren. 2te Aufl. Grätz 1800.

Lesebuch für Volksschulen und Materialien zum Diktiren und zu Vorschriften zu gebrauchen. 2 Theile. Leipz. 1799. f.

γ) Interpretation teutscher Schriftsteller (nach Analogie der Römer und Griechen).

K. H. L. Pölitz, Vorlesungen über Fragmente aus teutschen Autoren, als Versuche in der Interpretation, für die reifere Jugend, die sich des Geistes der Muttersprache bemächtigen will. Görlitz 1800. (Auch der 2te Theil des Systems des teutschen Styls rc.)

Desselben Elementarbuch des Wissenswürdigsten rc. Seite 457. ff.

K. F. Etzler, Anleitung zur Wohlredenheit. Bresl. 1802.

(Enthält Fragmente zum Interpretiren, aber ohne Anleitung, wie interpretirt werden soll.)

δ) Kalligraphie.

J. F. Heynatz, Handbuch zur Verfertigung rc. 6te Auflage, S. 7 — 34.

J. G. Weber, Allgemeine Anweisung der neuesten Schönschreibekunst für die Jugend. 2 Theile, Lemgo 1784 und 1786.

G. F. Vogel, Kurze und gründliche Anweisung, nach der neuesten Art zierlich zu schreiben. 4. Nürnb. 1784.

J. F. Pixis, Vollständiger Unterricht der Schönschreibekunst. mit 31 Blättern Kupferst. Querf. Mannh. 1786.

J. F. Kirchel, Neue methodische Anweisung zur teutschen Kurrent- Canzlei- und Fracturschrift, zum Gebrauche des Schul- und Privatunterrichts, mit 31 Kupfert. Straßb. 1788.

C. G. Roßberg, Systematische Anleitung zum Schön- und Geschwindschreiben. Leipz. 2 Theile. 1796 und 1803.

J. G. H. Müller, Anleitung zum Schönschreiben, nebst einer Anweisung, Kinder auf dem kürzesten und zweckmäßigsten Wege eine schöne und gute Hand schreiben zu lehren, 2te Ausg. Nürnb. 1799.

Schröter, Briefsteller für das gemeine Leben, nebst einer Anweisung zur Schönschreibekunst, mit 33 in Kupfer gestochenen Vorschriften, 10te Ausg. Leipz. 1799.

J. P. Schneider, Anweisung zum Schönschreiben, nach der Hallischen Lehrart. Hildburgh. 1800.

C. H. Mäckel, Vollständige Anweisung zur teutschen Schönschreibkunst, mit 24 in Kupfer gestochenen Vorschriften. Altenb. 1801.

J. C. Dolz, Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibekunst ꝛc. für die obern Klassen in Bürgerschulen. Leipz. 1801.

Bergmann, Vorlegeblätter, oder methodischer Unterricht im Schönschreiben, — 2 Kursus, Querf. Leipz. 1801 u. 1802.

B) Vermischte Schriften.

α) Pasigraphie.

D. Solbrig, Allgemeine Schrift, d. i. eine Art, durch Ziffern zu schreiben, vermittelst deren alle Nationen, bei welchen nur einige Weise zu schreiben im Gebrauche ist, ohne Wissenschaft der Sprachen, von allen Dingen ihre Meinung einander mittheilen können. Salzwedel, 1726.

C. G. Berger, Plan zu einer überaus leichten, unterrichtenden und allgemeinen Rede und Schriftsprache für alle Nationen. Berl. 1779.

C. H. Wolke, Erklärung, wie die wechselseitige Gedankenmittheilung aller kultivirten Völker des Erdkreises, oder die Pasigraphie möglich und ausüblich sey, ohne Erlernung einer neuen besondern, oder einer allgemeinen Wortschrift oder Zeichensprache, Dessau 1797.

v. M. Pasigraphie, oder Anfangsgründe der neuen Kunstwissenschaft, in einer Sprache alles so zu schreiben und so zu denken, daß es in jeder andern ohne Uebersetzung gelesen und verstanden werden kann. 1797.

J S. Vater, Pasigraphie und Antipasigraphie. Weißenfels 1799. und dessen Versuch einer allgemeinen Sprachlehre S. 268. ff. Halle 1801.

β) Stenographie (Kryptographie.)

Die ältere Literatur darüber in C. J. Bouginé, Handbuch der Literargeschichte 1r B. S. 55. f.

J. B. Friederici, Cryptographie, oder geheime Schrift, und mündliche Correspondenz. Hamb. 1735.

F. Mosengeil, Anleitung zur Stenographie, oder Geschwindschreibkunst. Eisenach 1796.

Horstig, erleichterte teutsche Stenographie, oder Geschwindschreibekunst, mit Kupf. Leipzig 1797.

Kurze Anleitung zur teutschen Stenographie oder Kurzschreibekunst, mit Kupf. Nürnb. 1798.

γ) **Vermischte Schriften über einzelne Gegenstände der teutschen Sprache.**

(Aus dem Lippenius hat Heynatz (s. dessen Briefe Th. 5. S. 134) einige minder bekannte Schriften über die teutsche Sprache aus dem 17ten Jahrhunderte gesammelt.)

Joh. Vorst, Specimen observationum in linguam vernaculam, oder Versuch einiger Anmerkungen über die teutsche Sprache. Cölln 1769.

(Becherer) Synopsis grammaticae germanicae, latinae et graecae. Jen. 1569.

Die Kunst, Teutsch zu schreiben. Chemnitz 1711.

Wohlgemeinte Vorschläge zu einer allgemeinen und regelmäßigen Einrichtung und Verbesserung der teutschen Sprache in dem ober- und niedersächsischen Kreise. Halberst. 1732.

Bel, institutiones linguae germanicae. Nor. 1755.

I. D. Michaelis, de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur. Goett. 1750.

J. Hemmer, Abhandlung über die teutsche Sprache, zum Nutzen der Pfalz. Mannh. 1769. Er fand viele Gegner; vergl. Heynatz Briefe rc. Th. 5. S. 27. ff. und schrieb 1771: Vertheidigung der Abhandlung über die teutsche Sprache.

F. G. Klopstock, die teutsche Gelehrtenrepublik. Hamburg 1774. — Ueber Sprache und Dichtkunst, Fragmente fon Klopstock. Hamb. 1779. — Grammatische Gespräche, von demselben, Altona 1794.

J. H. Kistenmacker, Kritik der griechischen, lateinischen und teutschen Sprache. Münster 1793.

W. Mackensen, Beiträge zur Kritik der Sprache, besonders der teutschen. 1s St. Wolfenb. 1794.

(Des verstorbenen Prof.) Löwe, Beiträge zur Kritik der teutschen Sprache. Breslau 1803.

G. F. Hillmer, Bemerkungen und Vorschläge zur Berichtigung der teutschen Sprache und des teutschen Styls. Berlin 1793.

J. G. D. Schmiedtgen, Rügen für biedere Teutsche in Hinsicht ihrer Sprache, in Briefen. Leipz. 1796.

Jerusalem, über die teutsche Sprache und Literatur. Berlin 1781.

v. Blankenburg, über teutsche Sprache und Literatur, mit Adelungs Anmerkungen;. in Adelungs Magaz. für teutsche Sprache, 2 B. 2s St. S. 3. ff.

J. F. Mieg, Abhandlung über das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache, in der churpfälz. teutschen Gesellschaft vorgelesen. Frankf. 1782.

M. A. Köl, Handbuch zum Studium der teutschen Sprache und Literatur. 1s St. Würzb. 1786.

H. F. Diez, Ueber teutsche Sprache und Schreibart. Magdeburg 1787.

C. G. Schocher, Etwas über teutsche Literatur. Leipz. 1792.

R. K. v. Senkenberg, Gedanken über einige Gegenstände, die teutsche Sprache betreffend. Frankf. 1798.

J. C. Adelung, Verdienste der Schriftsteller um die Sprache, in dem Magaz. für teutsche Sprache, 1 B. 3 St. S. 45. ff.

Ueber die teutsche Sprache mit ihren Zweigen; in Walds Einl. in die Geschichte der Kenntnisse, Wissenschaften und schönen Künste. Halle 1784. S. 95. ff.

C. Garve, Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unsrer Sprache und Literatur. Zuerst in der N. Bibl. der schönen Wissensch. 14 B; dann in Garve Sammlung einiger Abhandl. Th. 2. S. 1. ff. Leipz. 1802. 2te Ausg.

C. Garve, einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbesserungen; vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in der Samml. einiger Abhandl. Th. 2. S. 317. ff.

Fr. Gedike, Ueber Du und Sie in der teutschen Sprache, in dessen vermischten Schriften S. 101 ff. Berlin 1801.

S. J. E. Stosch, kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der teutschen Sprache, Berl. 1778. 3 Stücke. — und: Dessen neueste Beiträge zur nähern Kenntniß der teutschen Sprache, nach seinem Tode herausgegeben von C. L. Konrad, nebst Register über Stoschs sämmtlich, die teutsche Sprache betreffende Schriften Berlin 1798.

C. Ph. Moritz, Kleine Schriften, die teutsche Sprache betreffend. Berlin 1781.

Beiträge zur teutschen Sprachkunde, vorgelesen in der königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin. 2 Sammlungen. Berl. 1794.

Allgemeine teutsche Sprachkunde.

§. 10.

Die Sprache ist der Ausdruck der individuellen Kultur.

Tief in der menschlichen Natur liegt der Sinn fürs Wahre und Schöne. Dieser Sinn war von jeher bei der Entwickelung des Menschen zur Vollkommenheit thätig; er war es auch **bei der Bildung der Sprache.** Je mehr sich der Mensch durch Uebung und Kraftäußerung zum hellen Bewußtseyn empor arbeitete; je mehr er die Fesseln des Instincts durchbrach und seine Freiheit gebrauchen lernte; je mehr die ihn umgebende Natur die Spuren seines Fleißes und Kunstsinnes in sich bewahrte; desto mehr wurde auch jener Sinn berichtiget und geläutert. Wenn der gebildete Verstand Anstoß nimmt an allem Inkorrecten und Unwahren; so wird das veredelte Gefühl durch alles beleidiget, was den Gesetzen der Schönheit widerspricht. — Dies angewandt auf die Sprache; so wird auch der wahrhaft kultivirte Mensch den ausgebildeten Sinn fürs Wahre und Schöne im Sprechen und Schreiben zeigen; **denn unsre Sprache ist der Wiederschein unsrer geistigen Kultur.**

So spricht der lebhafte und feurige Mensch rasch und schnell, weil er das Bedürfniß fühlt, sich der Gedanken, die ihm zuströmen, durch Worte zu entladen; der phlegmatische hingegen spricht, aus dem entgegengesetzten Grunde, langsam und bedächtig. Der Mann von gebildetem Verstande aber kaltem Herzen, wird deutlich und klar schreiben, doch zur Empfindung wird er nicht sprechen können. Der Mann von tiefem Gefühle, aber wenig gebildetem Verstande, wird sich leicht zu einem mystischen Ausdrucke verirren, der mehr Glut als Wärme, mehr Dunkelheit als Bestimmtheit und Deutlichkeit, mehr gesuchte Stärke als eigenthümliche Kraft enthält. Wer verworren denkt, wird auch verworren und unzusammenhängend sprechen und schreiben; wo aber ein gebildeter Geist sich alle Begriffe, deren er sich

bemächtiget hat, deutlich und zusammenhängend vergegenwärtiget; wo das Gefühl so innig und warm, als der Verstand hell und aufgeklärt ist; wo also eine ebenmäßige Kultur den **ganzen** Menschen umschließt, und jedes geistige Vermögen im Verhältnisse zu den übrigen entwickelt und gebildet ist; da wird auch die Sprache, sey es mündlich oder schriftlich, jene Klarheit, Deutlichkeit und Korrectheit, und jene Feinheit, Wärme und Kraft haben, durch welche sie unwiderstehlich auf den **gleichgebildeten** Geist wirkt. So wie Niemand den Maasstab des großen Mannes in sich trägt, der nicht selbst in einer gewissen Beziehung sich zur Größe erhoben hat; so wird auch nur der harmonisch kultivirte Mensch den Maasstab für die richtige Beurtheilung der **stylistischen** Vollkommenheit in sich tragen, und der am vollendetsten ausgebildete Mensch wird auch, in der Ordnung, der **beste Stylist** seyn, sobald er die Fertigkeit erlangt hat, das, was er mit einem gewissen Grade von Vollendung denkt und fühlt, **so, wie** er es fühlt, in Worte zu kleiden.

§. 11.

Darstellung durch die Sprache.

Darstellung in Worten ist also das allgemeinste Merkmal der Sprache und des Styls. Das innere Wesen des Menschen, der Grad seiner Bildung, ist nur erkennbar durch **Darstellung**. Etwas **darstellen**, heißt, eine Anschauung davon geben. So stellen alle Künste dar; die bildenden Künste durch Figuren, die Musik durch Töne, die **redenden** Künste (Rhetorik und Poesie) durch **artikulirte Töne**. Der Darstellung muß aber die Vorstellung vorausgehen, und selbst das Gefühl muß in Vorstellung verwandelt worden seyn, wenn es darstellbar werden soll. Von der Wahrheit und Richtigkeit der Vorstellung wird also nothwendig die Wahrheit und Richtigkeit der Darstellung abhängen; denn beide verhalten sich gegen einander wie Ursache und Wirkung. So wie aber bei der Vorstellung **Stoff und Form** verschieden sind; so muß man auch bei der Darstellung Stoff und Form trennen. Der **Stoff** ist

das, was dargestellt wird; die **Form**, die Art, **wie** der Stoff dargestellt wird.

§. 12.

Darstellung ist ein Werk der Freiheit.

Nur ein Wesen, das Vernunft und Freiheit besitzt, vermag in sein Inneres zurückzugehen, und Stoff und Form in der Vorstellung zu unterscheiden. Da nun diese Trennung und die Bestimmung des nothwendigen Verhältnisses zwischen Stoff und Form durchaus der Darstellung vorausgehen müssen; so ist auch die Darstellung selbst **ein Werk** (Aktus) **der Freiheit**, und in diesem Sinne die **Kunst** (die reine durch Freiheit hervorgebrachte Darstellung der Vorstellung,) mithin auch die **redende** Kunst (die Sprache) nur das Eigenthum des Menschen. Zwar drücken die Thiere durch die Töne ihre Empfindungen aus; aber diese Töne sind ohne **Darstellung**, inwiefern der Darstellung nothwendig die Vorstellung zum Grunde lieget. (Sehr richtig sagt **Schiller** in seinen **Künstlern**:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn;
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!")

§. 13.

Begriff der Sprache unter der Voraussetzung der Darstellung.

Eine Sprache ist das abgeschlossene und einer beständigen Fortbildung fähige Ganze von Wörtern, welche die sich ausbildende Vernunft zur Darstellung aller äußern Wahrnehmungen und aller innern Zustände, erfunden, geordnet und zur Einheit verbunden hat.

Dieser Begriff faßt folgende in sich:

1) Ohne Vernunft gibt es keine Sprache.
2) Ein vernünftiges Wesen, wie der Mensch ist, ist äußerer Wahrnehmungen und innerer Zustände fähig.

3) Der Mensch fühlt das Bedürfniß, diese äußern Wahrnehmungen und innern Zustände darzustellen.

4) Stellt er sie durch Wörter dar; so entstehet Sprache.

5) Diese Wörter werden, durch die Thätigkeit der sich ausbildenden Vernunft, erfunden, geordnet und zur Einheit verbunden.

6) Durch diese Ordnung und Verbindung werden die Wörter, welche zur Bezeichnung und Darstellung erfunden und gebraucht werden, ein abgeschloßnes Ganze.

7) Dieses Ganze ist, wegen der fortschreitenden Thätigkeit der Vernunft, einer beständigen Fortbildung fähig.

(Mit diesem Begriffe der Sprache streitet das keinesweges, was die philosophischen Sprachforscher darüber aufgestellt haben. Man vergleiche deshalb:

J. S. Vater, Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Teutschland gethan worden ist, in Einleitungen, Auszügen und Kritiken, Gotha 1799; welche Schrift das Eigenthümliche, was Harris, Meiner, Roth, Meyer, Mertian, Neide und Forberg in Betreff der philosophischen Sprachforschung aufgestellet haben, nicht nur concentrirt darstellt, sondern auch mit vieler Sachkenntniß beurtheilet.

Seit der Erscheinung jener Schrift gab derselbe Verfasser eine allgemeine Sprachlehre, das Resultat seines eignen Forschens über diesen Gegenstand heraus, und A. F. Bernhardi, schrieb eine Sprachlehre, (in zwei Theilen, deren mehrmals gedacht werden wird.)

§. 14.

Verschiedenheit der Darstellung in der Sprache.

Ein vernünftiges Wesen, wenn es seine innern Zustände durch Worte darstellt, kann nur zwei Arten der Darstellung wählen; das Hörbare und das Sichtbare. Zu der ersten Art gehört die mündliche Darstellung (Sprache im engern Sinne); zu der zweiten Art gehört die schriftliche. Die schriftliche Darstellung besteht, im Gegensatze gegen die artikulirten Töne der mündlichen, in symbolischen Zügen, die, während der Kindheit des mensch-

lichen Geschlechts, Hieroglyphenschrift war, die sich aber bei der höhern Entwickelung des menschlichen Geistes zur Buchstabenschrift erhob. — Nur dadurch konnte die Sprache ein bleibendes Eigenthum der Menschen werden.

Gewiß aber würde die Sprache das Gepräge einer höhern Vollkommenheit an sich tragen, wenn sie erst in dem Zeitalter der gereiften Vernunft erfunden und gebildet würde; so aber ist sie ein Kind der Noth, des Zufalls und des Bedürfnisses. Die Wörter zur Bezeichnung sinnlicher Gegenstände sind größtentheils die ältesten in jeder Sprache; bald trug man dieselben, einmal an sie gewöhnt, auch auf übersinnliche Dinge über. Viele behielten in der Folge diese doppelte Bedeutung (z. B. Licht — Licht der Wahrheit); viele gelten blos noch in der zweiten Beziehung (z. B. begreife). Diejenigen Wörter aber, welche aus dem Zeitalter der höhern Bildung der Sprache stammen, sind gewöhnlich richtiger gebildet und bestimmter in der Beziechnung des darzustellenden Gegenstandes, als jene frühern. — Der philosophische Sprachforscher muß daher, wenn er die Menge der in der Sprache vorgefundenen Wörter bearbeitet, sie sämmtlich zu Einem harmonischen Ganzen zu vereinigen suchen.

Man vergleiche über die ganze Lehre der Darstellung, als Princip der Sprache:

A. F. Bernhardi, Sprachlehre, Th. 1. (Berl. 1801.) S. 13. ff.

G. M. Roth, Antihermes, oder philosophische Untersuchung über den reinen Begriff der menschlichen Sprache und der allgemeinen Sprache. Fankfurt. 1795. Seite 27. ff.

J. S. Vater, Versuch einer allgemeinen Sprachlehre. Halle 1801. S. 18. ff.

§. 15.

Harmonie der Sprachen.

Es ist nicht ohne Interesse, dem historischen Forscher bei seinen Bemühungen zu folgen, die existirenden Sprachen mit einander zu vergleichen und ihre Aehnlich-

keit und Verwandtschaft darzuthun. Allein dieser Versuch kann nur dann gelingen, und die dadurch gewonnenen Resultate werden nur dann weniger überraschen, wenn man sich von dem historischen Standpunkte zu dem philosophischen erhebt, und von dem Begriffe der Darstellung ausgehet. Nur er kann uns darüber Aufschluß geben, wie alle Sprachen in den allgemeinsten Formen, die ihnen zukommen, so viel Aehnlichkeit haben können, weil ihnen allen die Fähigkeit des Menschen zum Grunde liegt, die Vorstellung durch Darstellung zu bezeichnen, und wie, bei der Einheit des menschlichen Geistes und bei den allen Menschen zukommenden geistigen Anlagen, die Thätigkeit dieser Anlagen und Vermögen in jeder Sprache sichtbar werden mußte. Nur dadurch kann zugleich die Erscheinung aufgeklärt werden, daß jede Sprache so früh oder so spät, oder gar nicht zu einer höhern Vollkommenheit gelangte, wenn man von den allgemeinen Gesetzen der Ausbildung und Entwickelung der geistigen Anlagen ausgehet, und mit diesen Gesetzen die historischen Resultate über den erreichten Grad der Kultur bei den verschiedenartigsten Völkern zusammenhält. Wer auf dem entgegengesetzten Standpunkte sich befindet, erhält blos ein Aggergat historischer Resultate, ohne das leitende Princip für ihre Verbindung zu Einem Ganzen zu haben. — Uebrigens darf, so interessant auch die Vergleichung der Sprachen an sich ist, dieselbe nicht zu weit ausgedehnt werden, weil jede Sprache, so wie jedes Volk, ihren eigenthümlichen Gang der Ausbildung festhielt, der von der frühern Verfassung, Regierung, Verbindung mit andern Völkern durch Handel, Kriege und Verträge, und von der Religion, Gesetzgebung und der Moralität eines jeden Volks zunächst abhängig war.

§. 16.

Verhältniß der todten und lebenden Sprachen gegen einander.

Die Sprache theilt gewöhnlich das Schicksal des Volkes, dem sie angehört. Sinkt das Volk; so sinkt auch die Sprache desselben. Gehet ein Volk endlich ganz unter; so

daß sein Name zuletzt nur noch der Geschichte angehört; so erlischt auch seine Sprache, die wenigstens, wenn sie mit andern Sprachen vermischt wird, nur noch in den schriftlichen Ueberresten aus dem Zeitalter der höhern Blüthe des Volkes selbst **in ihrer wahren Gestalt** erkannt werden kann. Eine solche Sprache, die von keinem existirenden Volke mehr gesprochen wird, heißt eine **todte** Sprache. Die Summe derselben mag sehr groß seyn, da die Geschichte des Alterthums so viele Völker nennt, die nach und nach von dem Schauplatze der Welt verschwanden und andern Platz machten; aber für den Sprachforscher sind nur **diejenigen** todten Sprachen von höherem Interesse, aus welchen sich **schriftliche** Ueberreste erhalten haben, und zwar **solche**, welche in das Zeitalter der höhern Ausbildung und Reife dieser Sprachen gehören. Hier stehen nun die Sprachen **der Griechen und Römer** oben an. Sie waren die Sprachen der kultivirtesten Völker der Vorwelt in unserm Erdtheile. Sie hatten in dem Zeitalter der höhern Kultur dieser Völker eine Vollkommenheit erreicht, zu welcher die Sprachen der itzt existirenden Völker sich nur mit Mühe erheben können. Sie sind in den Schriften der klassischen Dichter, Redner, Staatsmänner, Philosophen und Historiker jener Völker aufbewahrt, die, nach dem Erlöschen der Sprache, klassischen Werth behalten mußten, weil eine todte Sprache nicht mehr unter dem Einflusse der unzähligen Veränderungen stehet, welchen die lebenden Sprachen unterworfen sind. Sie sind deshalb, in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit der Darstellung, bleibende Muster für die Schriftsteller in allen jüngern Sprachen. — Nicht nur, daß uns jene klassischen Ueberreste ein wahres und treues Bild von dem wissenschaftlichen und bürgerlichen Zustande jener Völker zu geben im Stande sind: sie haben auch, in dem Zeitalter der Wiederbelebung der Wissenschaften den guten Geschmack von neuem geweckt; sie haben damals den Kreis der wissenschaftlichen Erkenntniß bereichert und erweitert, und wenn auch in unserm Zeitalter die Wissenschaften selbst eine höhere Richtung genommen und eine andere Gestalt erhalten haben sollten; so **begründeten**

jene Ueberreste doch diesen spätern Fortschritt der Wissenschaften, und sind für alle künftige Zeiten die bleibenden Muster von dem, was in irgend einer Sprache auf Klassicität Anspruch macht. Denn wenn alle klassische Schriftsteller unsrer Zeiten und der jetzt lebenden Völker allmählig, unter dem ewigen Einflusse der Veränderungen, welche die Völker und Sprachen in jedem Jahrhunderte erfahren, veralten und jüngern Mustern Platz machen werden; so bleiben doch jene Muster in formeller Hinsicht immer dieselben. Sie würden, wenn Europa einer neuen Barbarei, wie der des Mittelalters unterliegen sollte, immer wieder den guten Geschmack herzustellen vermögen, da das Erlöschen der römischen und griechischen Sprache ihnen den Charakter der Unveränderlichkeit gegeben hat, und durch sie nur der richtige Begriff von dem goldenen Zeitalter einer Sprache ausgemittelt werden kann, weil kein Schriftsteller einer lebenden Sprache klassisch zu nennen ist, der nicht in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit der Darstellung mit ihnen die Vergleichung in seiner Sprache aushält, obgleich alle Klassicität in lebenden Sprachen, aus den bereits angeführten Gründen, relativ bleibt und bleiben muß.

§. 17.
Verschiedenheit des Stoffes und der Form in der Darstellung.

Obgleich keine Darstellung in der Sprache ohne Vorstellung möglich ist; so ist doch der Stoff der Vorstellung selbst sehr verschieden. Die äußere und die innere Anschauung geben sehr verschiedenartige Stoffe für die Vorstellung, woraus sich die, nur auf den ersten Anblick befremdende, Verschiedenheit der in der Sprache vorhandenen Begriffe, durch welche das Sinnliche und das Nichtsinnliche bezeichnet wird, erklären läßt. So stammen z. B. von verschiedenem Boden die Worte: Glas, Fenster, Haus, Thüre rc. und: Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligkeit, Vollkommenheit rc. — Aber noch eine größere Verschiedenheit, (die uns nur durch die Gewohn-

Zeit, sie beständig in der Sprache selbst unter einander gemischt zu treffen, weniger auffallend wird,) findet statt zwischen Worten, durch welche wir Vorstellungen, als reine Vorstellungen, und solche Vorstellungen bezeichnen, welchen Gefühle zum Grunde liegen. Hier liegt die Grenzlinie zwischen Prosa und Poesie; eine Grenzlinie, die wahrer gefühlt, als theoretisch bestimmt bezeichnet werden kann, weil alle Darstellung, sie sey prosaisch oder poetisch, doch zuletzt jedesmal auf Vorstellung zurückführt, obgleich der Ursprung der Vorstellungen und Gefühle in dem innern Wesen des Menschen (so harmonisch und unzertrennbar dieses Wesen auch an sich seyn mag) sehr verschieden ist. — Nicht also blos die historische Aufgabe: wie die in der Sprache vorhandenen prosaischen und poetischen Formen verschieden sind, darf hier aufgelöset werden; sondern alles würde darauf ankommen, zu bestimmen: wie durch die Form der Darstellung die wesentliche Verschiedenheit des Stoffes, welcher dargestellt werden soll, und der entweder unmittelbar aus dem Vorstellungsvermögen oder unmittelbar aus dem Gefühlsvermögen entspringt, so bezeichnet werden kann, daß man den verschiedenartigen Ursprung des Stoffes in der verschiedenartigen Darstellung der Form (entweder der prosaischen oder der poetischen) sogleich wieder erkennt?

§. 18.

Verschiedenheit zwischen Prosa und Poesie.

Es hat bisher der Philosophie noch nicht gelingen wollen, die Grenzlinie zwischen Prosa und Poesie ganz scharf zu bezeichnen, obgleich die vorhandnen stylistischen Producte sich ohne Schwierigkeit unter eine von beiden Klassen bringen lassen. Denn nicht das Metrum, nicht der Reim machen den Charakter der Poesie aus; tiefer, in dem Wesen des Menschen selbst, liegt die große Verschiedenheit zwischen Prosa und Poesie. So wie man die Menschen selbst, viel-

leicht ziemlich richtig, in prosaische und poetische abtheilen könnte; so muß auch nur das Verhältniß, in welchem bei jedem Individuum die verschiednen geistigen Anlagen stehen, der sichere Maasstab für jene Verschiedenheit zwischen Prosa und Poesie in den Formen der Darstellung seyn. Aber wenn es auch dem Philosophen gelingt, jene Verschiedenheit auf das Wesen des Menschen selbst zurückzuführen, (das Einzige, was ihm in dieser Untersuchung wahrscheinlich gelingen kann); so wird doch sein Nachdenken und sein Scharfsinn immer an dem Versuche scheitern, das Wie? und Warum? jener Verschiedenheit in dem unerklärbaren und doch harmonischen Zusammenhange aller geistigen Anlagen selbst aufzusuchen; ein Versuch, der nothwendig deshalb schon mißlingen muß, weil noch kein philosophisches System, (das sich nicht mit der Analysis der Thatsache des Bewußtseyns begnügte), eine Transcendentalphilosophie begründet hat, welche die mannichfaltigen Erscheinungen am Geiste des Menschen aus Einem letzten Princip, (viel weniger aus Einem einzigen Satze) zu erklären vermochte.

Die wahren Dichter aller Völker und aller Zeiten fühlten es selbst zu gut, wenn sie nicht Prosa, sondern Poesie geschrieben hatten, obgleich keinem von ihnen es je gelang, den Unterschied zwischen beiden so genau zu bestimmen, wie wir ihn zwischen der Plastik und Malerei angeben können. — Ein sehr wahres Wort in dieser Hinsicht sagt Kosegarten: „In der Empfängniß süßen Augenblicken bedenkt der Dichter wohl weder sein Zeitalter, noch die Nachwelt. Der heilige Gesang besucht ihn rasch und ungerufen. Der Schwung seiner Fittige entrückt ihn ungestüm und übermannend. Er dichtet, weil er dichten muß. Er würde dichten, wenn auch nur der Wiederhall der Wüste des Liedes losgerissene Laute hörte, und mit dem sterbenden Wiederhall sein Lied zugleich auf ewig stürbe. — Und du, Lieblingin der Weisen, Lehrerin der Urwelt, Vertraute der Natur und Gottheit, heilige und süße Dichtkunst, nach Platos Zeugniß herbergst du nur in einer zarten und ungefärbten Seele. Nach den Sagen der Väter entwaffnest du die Wildheit. Du gibst Empfänglichkeit für Größe und Güte. Du liesest die Lettern der Natur. Du entzifferst die Hieroglyphen der Vorwelt. Du ent-

flammst für Gottheit und Tugend. Für die Armseligkeiten der Wirklichkeit entschädigest du mit deinen holden Phantasien. Aus der Thatendürftigkeit unsers schwatzseligen Zeitalters zauberst du zurück in die Heldenalter der Vorzeit; aus der Karthäuserklause dieses Raupenlebens entrückest du in die weiten Räume der Unendlichkeit.„

Unter allen, was frühere und spätere Aesthetiker über die Bestimmung der Grenze der Dicht- und Redekunst geschrieben haben, will ich blos drei Urtheile anführen, welche wichtig sind. J. Kant sagt in der Kritik der Urtheilskraft S. 203. „Beredsamkeit ist die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben; Dichtkunst, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen„ — womit er aber eigentlich nicht den Unterschied zwischen Prosa und Poesie, sondern zwischen Rhetorik und Poetik bezeichnet. — Heydenreich, in seinem System der Aesthetik Th. 1. S. 217. ff. „Daß man von jeher so viele Schwierigkeiten gefunden hat, die Grenzen der Dicht- und Redekunst zu ziehen, ist mehr falschen Grundbegriffen von der Dichtkunst, als von der Redekunst zuzuschreiben. Denkt man sich bei einem Gedichte nichts bestimmteres, als eine Reihe von Ideen in vollkommen sinnlicher Rede vorgetragen; so ist man in Gefahr, viele Werke der Redekunst, welche diese Beschaffenheit unverkennbar an sich haben, für Werke der Poesie zu halten; hingegen manches Gedicht, in welchem sich nicht vollkommen sinnliche Rede findet, für ein Werk der Redekunst. Der höchste Zweck allein kann hier den Unterschied und die Gleichheit bestimmen. Die Werke des Dichters sind Darstellungen bestimmter Zustände der Empfindsamkeit, und zwar solcher, wo er durch Ideen des Verstandes und der Vernunft, oder durch sinnliche, aber nach Gesetzen des Verstandes und der Vernunft verbundene Vorstellungen lebhaft gerührt ist. Sein höchster Zweck ist allezeit Rührung. Alle Werke also, bei denen dies Hauptendzweck war, wo also alle andre Zwecke diesem bis auf den Grad nachgesetzt werden mußten, wo dieses Nachsetzen ihm nicht nachtheilig ward, gehören nicht zur Redekunst. — Allein zwischen den Werken des Dichters und denen des bloßen Prosaisten liegt eine Gattung von Werken gleichsam in der Mitte, welche den Zweck hat, zugleich Verstand und Herz zu interessiren, doch so, daß der Verstand durchaus herrschende Seelenkraft bleibt, und nie der Zweck zu rühren dem Zwecke der deutlichen, vollständigen und bündigen Erkenntniß vorgezogen wird.

Diese nun sind die Werke der Redekunst, und so sind sie, glaube ich, von denen der Poesie, und der blos referirenden oder didactischen Prosa hinlänglich unterschieden. Auch bin ich überzeugt, daß aus diesem Begriffe die ganze Wissenschaft der Redekunst, die ganze Rhetorik, abgeleitet werden kann."

Noch schärfer hat die Grenzlinien zwischen Prosa und Poesie zu ziehen gesucht: G. Hermann, in der *Disp. de differentia prosae et poeticae orationis, Lips.* 1803. Er bestimmt ihre Verschiedenheit nach der Form der Gedanken, des Ausdrucks, und der mündlichen Darstellung. In Hinsicht der Gedanken seien Prosa und Poesie darin verschieden, daß wir in der Prosa die darzustellenden Begriffe auf ein Object außer uns, in der Poesie aber auf uns selbst und unser Gefühl beziehen. Jene arbeite also auf Erkenntniß und Einsicht, diese auf das Gefühl hin. Jene suche ihren Zweck durch Darstellung des Einzelnen durch das Allgemeine (durch Begriffe und Producte des Verstandes), diese durch Aufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen (durch Ideenproducte der Phantasie) zu erreichen. Die Verbindung der Gedanken in der Prosa beruhe also auf objectiven, in der Poesie aber auf subjectiven Gründen. Der Eindruck, der bei der Prosa beabsichtiget werde, sey Ueberzeugung vermittelst der Einsicht; der Zweck der Poesie aber Vergnügen, eine Wirkung des Spiels der Ideen. Die einzelnen Arten der Prosa ergäben sich aber daraus, weil sich die Ueberzeugung entweder auf das Vorstellungs- oder Gefühls- oder Begehrungsvermögen beziehe. — In Hinsicht des (schriftlichen) Ausdrucks der Gedanken gebe es eine vierfache Verschiedenheit der Prosa und Poesie. Es komme nämlich dabei an, theils auf die, beiden Gattungen eigenthümlichen, Worte; theils auf die Qualität, d. i. die Bedingungen derselben; theils auf die Verbindung der Wörter, oder die Construction; theils auf die, den verschiedenen Stimmungen des Gemüths anpassende, Einkleidung des Ganzen. — In Hinsicht auf die mündliche Darstellung ergebe sich eine vierfache Modifikation der Stimme bei der Bestimmung des Unterschieds der Prosa und Poesie, welche theils auf der Natur der Töne selbst beruhe: theils in der Modulation bestehe; theils den Numerus in sich begreife; und endlich den Unterschied des Gesanges und der gesanglosen Sprache betreffe.

So viel erhellt aus allen über die Grenzlinien zwischen Prosa und Poesie angestellten Untersuchungen: daß es der Zweck der ersten zunächst sey, Ueberzeugung, der zweiten hinge-

gen, Rührung hervorzubringen; daß bei der ersten hauptsächlich der Verstand, bei der zweiten Phantasie und Gefühl thätig sind; daß die erstere sich zunächst an Begriffe, die zweite sich vorzüglich an Bilder halte; daß sie aber beide sehr nahe verwandt sind, weil beiden das gemeinsame Merkmal der Darstellung durch Worte zukommt, und beide ihren letzten zureichenden Grund in dem zur Einheit verbundenen geistigen Wesen haben, dessen verschiedene Aeußerungen wir aber nur einzeln auffassen, und nach ihrer ursprünglichen Verschiedenheit unter gewisse von sich unterschiedene Vermögen und Kräfte (Gedächtniß, Phantasie, Vorstellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen) bringen können. Der Mensch ist in der Wirklichkeit ein ungleich inniger vereintes Ganze, als er in der Wissenschaft dargestellt werden kann; so ist es auch mit dem Zusammenhange zwischen Prosa und Poesie. — Sehr wahr sagt daher Pörschke in den Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen, Th. 2. S. 9. „Rede und Gedicht sind Product desselben Geistes. Sie sind zwar im Begriffe, nicht aber in der Natur zu unterscheiden. Ihre Grenzen laufen in einander; die Merkmale der einen gehen in das andre über. In der Natur gibt es keine reine Rede und kein reines Gedicht. „ — In dem menschlichen Geiste ist Prosa und Poesie Ein Ganzes; nur in der verschiedenen Thätigkeit und Bewegung der einen oder der andern geistigen Vermögen und Kräfte, und in den Arten der Aeußerung dieser Thätigkeit in stylistischer Hinsicht wird der Unterschied zwischen Prosa und Poesie sichtbar. — Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß der höhere Schwung der Dichtkunst gewöhnlich bei den Individuen und Völkern in die Zeit ihrer Jugend fällt; und daß, je prosaischer das Leben selbst wird, der frühere dichterische Aufflug sich in Prosa verwandelt. Nicht selten sind die vortrefflichsten Dichter einer Nation zugleich klassische Prosaiker; unsre Nation hat an Lessing, Klopstock, Weiße, Manso und andern die Belege zu diesem Resultate. —

§. 19.
Historische Ansicht der Ausbildung der Sprachen.

Verschieden von den Forderungen des philosophischen Sprachforschers ist das Geschäft des Historikers, wenn er den Gang der Entwickelung und Ausbildung der einzel-

nen Sprachen durch die verschiedenen Epochen begleitet, in welchen entweder eine lebende Sprache vorwärts rückte, oder eine ausgestorbene Sprache vorwärts und darauf auch wieder rückwärts ging. — Diese historische Untersuchung ist ebenfalls reich an fruchtbaren Resultaten. Zu den wichtigern derselben gehören: **daß die Ausbildung der Sprache zunächst von Dichtern und Philosophen abhing,** so daß, wenn die erstern den Reichthum der Sprache an Wörtern und Formen der Bezeichnung vermehrten, die letztern die in der Sprache vorgefundenen Wörter und Formen berichtigen, und denselben ihre bestimmten Grenzen und ihre wissenschaftliche Geltung anweisen mußten. Ein eben so wichtiges Resultat stellt uns die Geschichte in der Erscheinung dar, **daß jede Sprache nur so lange vorwärts ging in ihrer Ausbildung, als die Sitten und die Verfassung des Volkes, dem sie zugehörte, nicht in Verfall geriethen.** Unaufhaltbar aber sank auch die Sprache der Völker von der erreichten Stufe der Vollkommenheit herab, sobald die Völker selbst entweder in Hinsicht auf intellectuelle und moralische Kultur verloren, oder ihre Verfassung durch einwandernde fremde Völker unaufhaltbar verändert wurde (§. 16). Selbst die kultivirtesten Völker des Alterthums haben diesem unveränderlichen Schicksale unterliegen müssen. —

§. 20.

Unterschied zwischen den Sprachen.

Die Sprachen des Erdbodens, sie mögen nun lebende oder ausgestorbene Sprachen seyn, haben das Merkmal **der Darstellung** mit einander gemein. Ihre Verschiedenheit beruht nur auf dem, **was** sie darstellen, und **wie** sie es darstellen. Daher der große Unterschied zwischen kultivirten und unkultivirten Sprachen, **oder** richtiger zwischen den Sprachen der kultivirten und unkultivirten Völker. Die Sprache eines **kultivirten** Volkes reicht nämlich in **materieller** Hinsicht (in Beziehung auf den darzustellenden Stoff) hin für alle **mögliche Kulturmo-**

mente dieses Volkes, sie mögen nun die **physische**, oder die **intellectuelle**, oder die **ästhetische**, oder die **moralische** Kultur betreffen. Für jeden Begriff, für jedes Verhältniß und für jeden Zustand der Individuen ist dann in der Sprache ein erschöpfendes Wort vorhanden, gehöre es nun **ursprünglich** dieser Sprache selbst an, oder sey es aus der Sprache eines früher kultivirten Volkes entlehnt. Daraus entspringt denn die **Vollständigkeit** und der **Reichthum** einer Sprache in Rücksicht auf die Bezeichnung. — Zugleich muß aber auch die Sprache eines kultivirten Volkes in **formeller Hinsicht** (in Beziehung auf die **Art der Darstellung** selbst) das Gepräge der Kultur des Volkes tragen, dem sie angehört. Die Darstellung muß **Korrectheit** haben, d. h. die Darstellung muß sich an die nothwendigen **Gesetze der Logik** binden, um den ganzen Vorrath von Wörtern **sprachrichtig** zu bearbeiten; es muß ihr aber auch **Schönheit** zukommen, d. h. die Darstellung muß um ihrer selbst willen, als Form, gefallen, ohne Rücksicht auf den dargestellten Stoff. Dieses letztere ist nur durch die Befolgung der **Regeln der Aesthetik** möglich.

§. 21.

Die beiden wesentlichen Erfordernisse der Darstellung.

Zur stylistischen Vollendung gehören daher zwei wesentliche und nothwendige Erfordernisse: **Korrectheit und Schönheit in der Darstellung in unzertrennlicher Verbindung.** Alle übrigen Eigenschaften des Styls sind unter diesen beiden Hauptgattungen enthalten, und gehen aus denselben hervor. Da die erste aus den Gesetzen der Logik, die zweite aus den Regeln der Aesthetik resultirt; so folgt daraus, daß die befriedigende und systematische Darstellung der Sprachwissenschaft nur durch die Anwendung der Logik und Aesthetik auf dieselbe gelingen kann. Deshalb ist auch die Sprachwissenschaft (obgleich die Sprachfähigkeit zu den ursprünglichen Anlagen der menschlichen Na-

tur gehört) eine **abgeleitete**, und keine primitive Wissenschaft. Denn wenn die **empirische** Sprachwissenschaft, als solche, sich blos mit der Zusammenstellung der in einer Sprache vorhandenen Redetheile und ihrer erfahrungsmäßigen Verbindung begnügt; so geht die **philosophische** zuerst auf die Sprachfähigkeit selbst und auf den Begriff der Darstellung zurück, dann aber muß sie aus **Logik und Aesthetik** die Gesetze entlehnen, welche der höchste Maasstab für die stylistische Vollendung sind. Nur wenn dies geschehen ist, bringt sie die **empirische Anordnung der Sprache** (die freilich bei jedem Volke aus einem Zeitalter herrührt, wo die höhere Kultur und also auch eine systematisch geordnete Sprachwissenschaft nicht statt finden konnte) unter jene logischen und ästhetischen Gesetze; nicht deshalb, um die vorhandne Sprache selbst nach denselben zu revolutioniren, sondern **theils** um zu zeigen, wie derselbe menschliche Geist, der in dem Zeitalter seiner höhern Bildung sich zu einer Philosophie der Sprache erheben konnte, bereits in den Perioden seiner Unmündigkeit doch schon (sich selbst unbewußt) nach Gesetzen wirksam war, an welche einmal die Entwickelung seines ganzen Wesens gebunden ist; **theils** um das in der Sprache Vorgefundene so bestimmt zu **ordnen**, als es nur möglich ist, und dasselbe besonders unter die beiden Hauptrubriken der Korrectheit und Schönheit zu klassificiren; **theils** die noch vorhandnen Unbestimmtheiten, Mängel und Lücken sowohl in Hinsicht auf den Vorrath, als auf die Verbindung der Wörter entweder anzudeuten, oder Versuche zur Verbesserung derselben vorzuschlagen.

Hier ist die Grenzlinie zwischen der philosophischen und empirischen Sprachwissenschaft. — Wenn die letztere das Positive in der Sprache sorgfältig angiebt, verbindet und ordnet; so reicht sie für den Hausbedarf und für den Schulunterricht hin. Für den künftigen Gelehrten und Schriftsteller aber muß es noch einen höhern Standpunkt geben. Er darf sich nicht mit der schulgerecht erlernten Grammatik begnügen, um wenigstens, nach empirischen Regeln, fehlerfrei zu schreiben, er muß diese aus der Erfahrung und dem Sprachgebrauche abstrahirten Regeln

nach ihrer tiefern Begründung zu erforschen, er muß das philosophische Band zu entdecken suchen, das zwischen Korrectheit und Schönheit stattfindet. Nur dann wird er das Wesen der Sprache selbst, unabhängig von ihrer empirischen Bildung, ergründen. — Aber auch hier muß er sich vor Verirrung bewahren. Er darf die empirische Sprachlehre nicht vernachlässigen auf Kosten der philosophischen Sprachforschung. Eine Sprachlehre, wie sie seyn sollte (d. i. eine solche, wie sie seyn würde, wenn der Mensch seine Sprache erst nach vollkommnen entwickelter Vernunft und in dem Zeitalter seiner gesammten höhern Reife und Kultur gebildet hätte), paßt nicht in die wirkliche Welt. So demüthigend und niederschlagend auch für uns der Rückblick auf das Zeitalter der ersten Kindheit der Sprachen seyn mag; so können wir uns doch demselben eben so wenig entziehen, so wenig wir es bedauern dürfen, daß wir alle selbst als Kinder, und nicht bereits als gereifte Wesen auf der Erde auftreten. — Darum wird auch jede philosophische Sprachlehre (so richtig übrigens ihre Prämissen seyn mögen,) verunglücken, welche die natürlichen Stufen der menschlichen Entwickelung und Bildung überspringen, und die empirische Sprachlehre entweder ganz vernachlässigen, oder sie nach philosophischen Principien modeln will. Die empirische Sprachlehre ist in der That ein in sich abgeschlossenes Ganze, dem aber nur die höhere Begründung fehlt. Diese höhere Begründung muß für den philosophischen Forscher vorausgehen, wenn er sich anders die wunderbare Anordnung der Sprache selbst, (wie sie empirisch vor uns liegt,) richtig erklären will; er darf aber seine philosophischen Principien nicht in die empirische Sprachlehre hineintragen, und sie derselben aufdringen, wenn nicht dieselbe ein regelloses Chaos werden soll; vielmehr muß nur seine philosophische Sprachforschung in der Anordnung des Planes und in der Verbindung der einzelnen Theile der empirischen Sprachlehre sichtbar werden. — Der unverzeiblichste Fehler aber würde es seyn, nach den Principien eines herrschenden philosophischen Systems die empirische Sprachlehre ordnen zu wollen. Denn, zu geschweigen, daß sich niemals die Sprachforscher über die Gültigkeit irgend eines philosophischen Systems vereinigen werden; so ist die empirische Sprachlehre auch ein Ganzes von einer solchen Art, das wohl die philosophische Behandlung — aber nicht die Anwendung eines einzelnen philosophischen Systems verstattet; so wie, beiläufig gesagt, das Philosophiren selbst dem

menschlichen Geiste angemessener zu seyn scheint, als die philosophischen Systeme, wo immer das jüngste den vorhergehenden die Herrschaft mit sultanischem Despotismus zu entreißen drohet.)

§. 22.

Fortsetzung.

Wenn Korrectheit und Schönheit die wesentlichen Erfordernisse der stylistischen Vollendung sind; so wird man beide in der Darstellung nicht zu trennen versuchen dürfen. Die bloße Korrectheit wird nämlich ohne Schönheit der Form nicht interessiren, und die angebliche Schönheit der Form, ohne Korrectheit, wird zurückstoßen, da eigentlich nur derjenige Geist sich zur Darstellung der Schönheit erheben kann, der vorher den Sinn für Korrectheit in sich entwickelt und ausgebildet hat, und mithin die isolirte Darstellung der Schönheit, ohne Korrectheit, aus einem einseitig und fehlerhaft gebildeten Geschmack entspringt, der die Korrectheit verschmähet, weil sie ihm zu mühsam zu erreichen ist. — Um aber die Principien der Korrectheit und der Schönheit aufzusuchen, müssen wir auf die ursprünglichen Formen des Wahren und des Schönen selbst zurückgehen. Nur in dem Menschen können diese liegen; nur in ihrem Ausdrucke kann er sich, nach seiner innern Reife, wieder erkennen und verstehen lernen. Werden aber diese ursprünglichen Formen aus dem Wesen des Menschen selbst, nach ihrer Begründung und nach allen ihren Beziehungen, entwickelt und geordnet; so entstehen die Wissenschaften, welche wir **Logik** und **Aesthetik** nennen. Die erste enthält die Gesetze für alles, was wir als **wahr** und **korrect**, die letztere die Regeln für alles, was wir als **schön** anerkennen.

§. 23.

Rücksicht des philosophischen Sprachforschers auf empirische Psychologie.

Die Philosophie der Sprache, oder (wenn man sogleich auf ihre zur Fertigkeit erhobene Bestimmung Rücksicht neh-

men will) die **Philosophie des Styls** gründet sich also zuerst auf die Sprachfähigkeit, und auf die Fähigkeit des Menschen, **darzustellen**. Da aber die Vollkommenheit der Darstellung abhängt von der ebenmäßigen und vollständigen Ausbildung der **gesammten geistigen Vermögen**; so setzt die Philosophie des Styls ein sorgfältiges Studium der **empirischen Psychologie** voraus, um sowohl die Summe, als die Functionen und das gegenseitige Verhältniß der geistigen Anlagen und Vermögen des Menschen gehörig kennen zu lernen. Diese empirische Psychologie selbst in eine Philosophie des Styls aufzunehmen, würde ein Verirren vom Ziele seyn, da wir die letztere bereits als eine **abgeleitete** Wissenschaft angekündiget haben. Vielmehr wird bei dem **praktischen** Stylisten jene Entwickelung und Ausbildung seiner Anlagen vorausgesetzt, ohne welche beim Sprechen und Schreiben diese Anlagen nicht in einer harmonischen Thätigkeit seyn können; und von dem **Theoretiker** (von dem, der die **Principien** des Styls aufstellen will,) wird ein vorausgegangenes Studium der empirischen Psychologie erwartet, um eben das bei ihm zu finden, was eine vollständige und erschöpfende Rücksicht auf die Gesetze der Verbindung und Thätigkeit der geistigen Vermögen in Beziehung auf stylistische Vollendung zeigen kann.

§. 24.

Rücksicht auf Logik und Aesthetik.

Eben so wenig gehört eine **vollständige** und ausführliche **Logik** und **Aesthetik** in die Philosophie des Styls. Der Theoretiker muß vorher eine befriedigende **Uebersicht** über diese beiden Wissenschaften sich verschafft haben, ehe er den Versuch wagen darf, eine Philosophie des Styls zu entwerfen. Da aber die Wissenschaft des Styls eine abgeleitete Wissenschaft ist; so gehört auch in dieselbe aus jenen beiden Wissenschaften nur das, was zur **Begründung der stylistischen Vollendung** unentbehrlich ist, d. h. die allgemeinen Principien für Kor-

rectheit und Schönheit der Form, nebst allen den von diesen beiden Haupterfordernissen abhängenden Eigenschaften des Styls.

§. 25.

Inbegriff einer Philosophie des Styls.

Eine Philosophie des Styls, die ihrer Bestimmung entsprechen soll, begreift daher in sich:

a) die, aus der Psychologie abgeleitete, **Kunde der gesammten geistigen Anlagen und Vermögen, inwiefern diese bei dem Style in eine harmonische Thätigkeit gesetzt werden** (nicht also nach ihrer ursprünglichen Begründung in dem Wesen des Menschen selbst, und nach den verschiedenartigen Versuchen, sie in jedem philosophischen Systeme auf eine eigne Weise darzustellen);

b) die aus der Logik abgeleiteten **Principien für die Korrectheit der Form**;

c) die aus der Aesthetik abgeleiteten **Principien für die Schönheit der Form.**

§. 26.

Verhältniß der empirischen Sprachwissenschaft zur philosophischen.

Damit ist aber nun keinesweges noch der Umfang und das Gebiet einer **wirklichen** Sprache ausgemessen, sondern nur der **Maasstab** gefunden, dieses Gebiet kennen zu lernen, und die einzelnen Theile und Glieder desselben **geordnet** darzustellen, und mit den philosophischen Principien **in Verbindung** zu bringen. — Auf die Philosophie des Styls muß also nothwendig die **empirische Sprachwissenschaft** folgen, welche sich

a) theils mit den in einer vorhandenen Sprache vorgefundenen **Redetheilen**, und deren **Gebrauche, Verbindung** und **Zusammenstellung** beschäftigt; wohin denn theils die Menge der einheimischen und ent-

lehnten Wörter, die mögliche Erforschung des Ursprungs derselben (**Etymologie**), die **prosodische** Geltung derselben, die Veränderungen derselben (**Flexionslehre**), und die verschiedenen Arten der Verbindung derselben (**Rections- und Constructionslehre**) ꝛc. gehört;

b) theils mit den **stylistischen Gattungen und Untergattungen** nach dem Maasstabe des Stoffes beschäftiget, je nachdem dieser Stoff entweder der Darstellung **in Prosa** oder **in Poesie** empfänglich ist.

Die philosophischen Principien werden auf die empirische Sprachwissenschaft daher nur in Beziehung auf die Ausmessung des Gebietes derselben und auf die systematische Ordnung und Verbindung ihrer Theile angewandt.

§. 27.

Umfang einer allgemeinen teutschen Sprachkunde.

Die **Sprachkunde** ist von der Sprachwissenschaft an sich verschieden. Die **philosophische** Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit den aus dem Wesen des Menschen selbst abgeleiteten Bedingungen für die Korrectheit und Schönheit der Darstellung im Sprechen und im Schreiben. Die **empirische** Sprachwissenschaft ist die geordnete Darstellung sämmtlicher in einer vorhandenen Sprache vorgefundenen Formen des Ausdrucks, nach ihrem Gebrauche, nach ihren gegenseitigen Verhältnissen und nach ihrer durch die Erfahrung und Gewohnheit bestimmten Verbindung. **Die allgemeine Sprachkunde hingegen ist die systematische Darstellung alles dessen, was in das abgeschlossene Gebiet einer existirenden Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife gehört.** Dies gilt nun in dieser Schrift in Beziehung auf die teutsche Sprache.

Bei der allgemeinen Sprachkunde einer existirenden Sprache wird also vorausgesetzt: daß die Sprache selbst schon auf einer hohen Stufe der Bildung stehe; daß die

empirische Sprachwissenschaft, durch die Grammatiker, bereits so weit fortgeführt sey, daß man sie ein vollständiges und erschöpfendes Ganze nennen könne; daß die philosophische Sprachwissenschaft in dem Grade angebauet worden sey, daß die empirische darnach geordnet und zu einer umschließenden Uebersicht verbunden werden könne; daß man also nach allem dem, was bereits für die Sprache selbst und für ihren wissenschaftlichen Anbau geschehen ist, mit Bestimmtheit die erreichte Stufe ihrer gegenwärtigen Reife anzugeben vermöge. — Die allgemeine Sprachkunde ist daher **keine bis ins kleinlichste Detail gehende Grammatik, Rhetorik und Poetik**; sie enthält sich eben so sehr der philosophischen und besonders der neuern ästhetischen Polemik; aber sie hat die Absicht, den denkenden Mann auf den Standpunct zu stellen, **wo er das ganze Gebiet seiner Muttersprache nach allem dem überschauen kann, was bereits für dieselbe geschehen ist, und auf welcher Stufe der Reife sie sich gegenwärtig befindet.** Dazu gehört denn auch eine **möglichst** *) **vollständige Literatur**, um zu zeigen, **welche** einzelne Theile der Sprache, **theoretisch und practisch**, hauptsächlich angebauet worden sind; für welche sich das Bedürfniß bei unsrer Nation verhältnißmäßig mehr, für welche es sich weniger gereget hat, und um jeden, der einen **einzelnen** Theil der Sprachwissenschaft anbauen will, in den Stand zu setzen, alles das zu übersehen, was er gelesen und studirt haben muß, um mehr zu leisten, als seine Vorgänger.

Was diese literarischen Rückweisungen betrifft; so finden sie sich hier in Betreff **der Theorie** so vollständig als möglich, weil ohne diese Vollständigkeit jeder literarische Versuch unbrauchbar ist. In Betreff der **practischen** Theile, (z. B. der einzelnen Sammlungen teutscher **Gedichte, Reden** ꝛc.) ist aber nur dasjenige beigebracht worden, was entweder klassischen Werth besitzt, oder in einer gewissen Hinsicht Ee-

*) So weit dies nämlich den mühsamen Sammlungen Eines Individuums möglich ist. Eine vollständige Literatur der teutschen Sprache fehlt uns ohnedies noch.

lebrität bekommen hat, und was man in dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Reife unsrer Sprache kennen muß, wenn man anders über die erreichte Vollkommenheit und über den verschiedenartigen Anbau der einzelnen Theile derselben gehörig urtheilen, und sie mit den übrigen kultivirten Sprachen unsers Erdtheils in eben diesen Puncten vergleichen will. Deshalb umschließt die Literatur des practischen Theils dieser Sprachkunde hauptsächlich den Zeitpunct von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die bessern Schriftsteller der Nation sich zu einer größern Vollkommenheit des Ausdrucks, sowohl des prosaischen als des poetischen, erhoben, obgleich diejenigen, welche in der vorhergehenden Epoche entweder als Muster galten, oder eine gewisse Celebrität erreichten, nicht ganz übergangen sind. —

Eine allgemeine teutsche Sprachkunde stellt also gewissermaßen historisch dar, was diese Sprache, nach allen ihren Theilen, gegenwärtig ist; sie zeigt in der Literatur, durch welche Männer sie es nach und nach wurde, und auf wie verschiedene Weise man dieselbe anbaute; sie enthält aber auch einen vollständigen Grundriß alles dessen, was zu ihr gehört, es entspringe nun auf philosophischem oder auf empirischem Boden. — Wenn denn eine allgemeine Sprachkunde sich so mit einem festen Blicke über das ganze Gebiet der Sprache verbreitet; so erleichtert sie zugleich das Urtheil über das, was die fortschreitende Bildung der Sprache selbst zur allgemeinen Bildung der Nation beigetragen hat, und welche Schriftsteller aus der Mitte der Nation klassischen Gehalt haben, und dem goldenen Zeitalter der Sprache angehören. Denn nur diejenigen können von ihr besonders herausgehoben werden, welche dem wesentlichen Erfordernisse der stylistischen Vollendung: Korrectheit und Schönheit in der Darstellung in unzertrennlicher Verbindung, in einem hohen Grade Genüge geleistet haben.

Erster Theil.

Philosophische Sprachwissenschaft.

§. 28.

Theile derselben.

Wenn die philosophische Sprachwissenschaft sich mit den aus dem Wesen des Menschen selbst abgeleiteten Bedingungen für die Korrectheit und Schönheit der Darstellung im Sprechen und Schreiben beschäftiget (§. 27); so nimmt sie zunächst (§. 25.) Rücksicht auf die **geistigen Vermögen** des Menschen selbst, **welche bei dem Style in Thätigkeit** gesetzt werden; und darauf verbreitet sie sich über die aus **der Logik und Aesthetik abgeleiteten Principien für die Korrectheit und Schönheit der Form.**

§. 29.

A) Kunde von den geistigen Anlagen und Vermögen des Menschen, welche bei dem Style in Thätigkeit gesetzt werden.

Alle Philosophie gehet von dem Menschen aus, und führet auf ihn wieder zurück. Jedes philosophische System ist nur ein dem innigen Bedürfnisse des Menschen, mit sich selbst über sich selbst einig zu werden, abgedrungener Versuch; und so vielseitig sind die Anlagen des Menschen, so unermeßlich verschieden ist ihre Thätigkeit, daß nur aus der isolirten Betrachtung jener Anlagen und dieser Thätigkeit die große Verschiedenheit der philosophischen Systeme erklärt werden kann. Denn immer muß die Wissenschaft **trennen** und einzeln betrachten, was die Natur in dem Menschen zu einem großen, harmonischen Ganzen vereinigte; immer wird also auch die Wissenschaft hinter dem Menschen selbst, die Auflösung hinter der Aufgabe zurückbleiben. Denn welche Sprache und welches System möchte wohl das innere Wesen des Menschen auszusprechen und darzustellen im Stande seyn, wie in demselben alles **Ein Ganzes** in unaufhörlichem geistigen Leben ist, und wie dieses Ganze, nach allen

seinen Theilem, in rastlosem Fortschritte dem Ziele der Vollkommenheit sich in dem Grade nähert, in welchem alle geistige Kräfte in das höchste freieste Spiel gesetzt werden! — Dieses unerklärbare Wesen, welches wir den Geist des Menschen nennen, mag wohl der Psycholog, nach allen den einzelnen **Erscheinungen** an demselben, zu zergliedern versuchen; immer kann er nur von den in der Erfahrung wahrgenommenen Aeußerungen auf das Princip dieser Aeußerungen zurückschließen.

Folgt er nun dem Zeugnisse der Erfahrung; so legt er dem innern Wesen des Menschen folgende Vermögen bei: **Vorstellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen. Wie** aber in den Aeußerungen dieser Vermögen das Sinnliche und Uebersinnliche sich gegen einander verhalten, auf deren Unterschied ihn das Bewußtsein hinführet, vermag er nicht zu bestimmen.

§. 30.

a) Das Vorstellungsvermögen.

Das Vorstellungsvermögen, oder die **Kraft zu denken** überhaupt in der weitesten Bedeutung, ist die Fähigkeit, Vorstellungen hervorzubringen und zu bearbeiten. Unter Vorstellung verstehen wir aber überhaupt jede Veränderung unsers geistigen Wesens, der wir uns bewußt werden, d. h. in welcher wir uns, als **vorstellendes Subject**, von dem **vorgestellten Objecte**, und von dem, aus dieser Beziehung des Subjects auf das Object hervorgehenden, Producte, der **Vorstellung** selbst, unterscheiden. Vorstellung ist also das **Allgemeinste** in einer menschlichen Erkenntniß.

So wenig wir nun auch im Stande sind, den gegenseitigen wesentlichen Antheil der Organisation und des Geistes an der Entstehung und Bildung unsrer Vorstellungen zu unterscheiden, da die Grenzlinien ihrer ursprünglichen Wirksamkeit nicht von uns aufgefunden werden können; so unterscheiden wir doch dabei, nach den Aussagen des Bewußtseyns, einen **leidentlichen** und einen **thätigen Zustand**. Nach dem **ersten** wird der **Stoff** zu Vorstellungen,

vermittelst der sinnlichen Werkzeuge, aufgenommen. Für Wesen unsrer Art entstehet nur dann eine **menschliche** Vorstellung, wenn der Stoff **diejenige** Form erhält, welche durch die selbstthätige Wirksamkeit des geistigen Wesens vermittelt wird; denn nach dieser Thätigkeit wird das Mannigfaltige des aufgenommenen Stoffs zur Einheit verbunden, und erhält eine **Form**, die wesentlich von dem gehabten Eindrucke, und von der wahrgenommenen Empfindung verschieden, und ein Product der innern Wirksamkeit des geistigen Wesens ist.

K. L. Reinhold, Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. Jena 1789.

F. V. Reinhard, System der christlichen Moral, 1 Theil (4te Aufl. Wittenb. 1802.) S. 122. ff.

K. H. L. Pölitz, Summarien der philosophischen Sittenlehre. Hamb. 1802. S. 62. ff.

§. 31.

Theile des Vorstellungsvermögens.

1) **Gedächtniß**, oder das Vermögen, ehemals gehabte Vorstellungen behalten, und im Bewußtseyn wieder erneuern zu können. Denn obgleich viele gehabte Vorstellungen für uns verloren gehen; so bleibt doch auch ein großer Theil derselben in uns zurück, und bildet die eigenthümliche Summe der Erkenntniß, welche das Individuum besitzt.

2) **Phantasie**, oder das Vermögen, über die Summe der individuellen Vorstellungen immer gebieten zu können. Die Phantasie setzt das Gedächtniß voraus, und ist entweder **reproductiv** (wiederholend), oder **productiv** (selbstthätig, schöpferisch). Nach der **ersten** Function ist sie die Fähigkeit, die im Gedächtnisse aufbewahrten Bilder und Vorstellungen wieder beleben, erneuern und als ein Ganzes vergegenwärtigen und darstellen zu können. Nach der **zweiten** zeigt sie sich in der Hervorbringung und Schöpfung ganz neuer Bilder, nach der Analogie der gehabten, so daß denselben in der Außenwelt kein existirenden Gegenstand entspricht, wodurch denn überhaupt die Summe der in der Seele vorhandenen Bilder und Vorstellungen sehr verviel-

fältigt wird. In der ersten Hinsicht kann man sie **Einbildungskraft**, in der zweiten das **Dichtungsvermögen** nennen.

3) **Verstand**, oder das Vermögen, die aufgenommenen Vorstellungen zu ordnen, unter sich zu verbinden und zu trennen, und sie unter eine allgemeine Form zu bringen. Diese Form nennen wir: **Begriff**, worunter wir die Vorstellung dann verstehen, wenn sie wörtlich bezeichnet, und ihr die ihr zukommende Stelle in der Reihe der menschlichen Erkenntniß angewiesen wird. — Der Verstand zergliedert daher die Anschauungen, und stellt die einzelnen Merkmale, welche darin enthalten sind, isolirt dar, so wie er sich zu ganz neuen (abstracten) Begriffen erhebt, wenn er jene Zergliederung fortsetzt, die Verstellungen immer mehr unter sich vergleicht, und mit Selbstthätigkeit dieselben bearbeitet. Indem sich auf diese Weise allmählig eine allgemeine Form für die gemeinsamen Kennzeichen der vorgestellten Gegenstände bildet; so entstehet dadurch der Begriff von **Gattung** und **Art** (genus und species,) unter welche wir, bei der Ordnung den einzelnen Begriffe, dieselben vertheilen. — Daß dieser Actus der Selbstthätigkeit des Verstandes schon **vor** aller Thätigkeit desselben, (mithin a priori) bestimmt seyn müsse, ergibt sich daraus, weil in dem bearbeiteten Stoffe durchaus kein Grund enthalten ist, warum er eben **diese** Form erhält, und warum der Verstand bei seiner Thätigkeit **gerade so**, und nicht anders verfährt. — Alle Begriffe sind entweder **rein** oder **empirisch**, je nachdem ihr Inhalt einer äußern Wahrnehmung entspricht, oder nicht.

4) **Urtheilskraft**, oder das Vermögen, durch welches die Verhältnisse näher angegeben werden, in welchen die Begriffe unter sich selbst gegen einander stehen und nach welchen sie entweder mit einander verknüpft und sich also co- und subordinirt, oder von einander getrennt und sich entgegengesetzt werden. **Urtheilen** heißt also, bestimmen, in welchem Verhältnisse gewisse Begriffe gegen einander stehen. Der wörtliche Ausdruck dieses Verhältnisses heißt: **das Urtheil**, oder **der Satz**. — In wiefern aber bei jeder

Thätigkeit der Urtheilskraft das Verhältniß der Unterordnung, od. Gleichstellung, oder Entgegensetzung der in dem Satze enthaltenen Begriffe bestimmt wird; insofern nennt man auch die Urtheilskraft das Vermögen: **das Besondre als enthalten in dem Allgemeinen zu denken.** Dies geschieht aber hauptsächlich **dann**, wenn man die Beschaffenheit eines Dinges mit einem **Zwecke** vergleichet, dem es entsprechen soll. Die Urtheilskraft entscheidet also auch über **die Zweckmäßigkeit**, diese mag nun entweder die **äußere Form** eines Gegenstandes (seine Darstellung und Schönheit), oder seine **innere Einrichtung** und Brauchbarkeit betreffen. (Das **apriorische** in der Urtheilskraft kann eben so wenig, wie bei dem Verstande, ganz bestimmt angegeben werden.)

5) **Vernunft**, oder das Vermögen, **Schlüsse zu bilden.** Schlüsse entstehen durch die Unterordnung des Besondern unter allgemeine Regeln, wodurch man die Richtigkeit in der Angabe des Verhältnisses der aufgestellten Begriffe bewähret. Diese allgemeine Regeln werden auch **Grundsätze** (Principia) genannt, weil sie die höchsten und nothwendigsten Sätze sind, zu denen sich der menschliche Geist erheben kann. Inwiefern diesen Sätzen eben der Charakter der Allgemeinheit, des Höchsten und Nothwendigen zukommt; insofern liegen sie selbst weit **über alle Erfahrung** hinaus. Deshalb erhalten sie den eigenthümlichen Namen: **Ideen.** Sobald sie aber, als in der Wirklichkeit zu realisiren, dem Willen vorschweben; so erhalten sie von der Phantasie eine sinnliche Bekleidung, wodurch sie in **Urbilder** (in **Ideale**) verwandelt werden, welche uns bei unsrer Thätigkeit leiten. Die Vernunft ist also eben so das Vermögen, Ideale aufzustellen, und die Gesetze für ihre Realisirung aufzustellen, wie sie das Vermögen ist, Schlüsse zu bilden. —

Mit diesen Vermögen des Menschen stehen folgende Fähigkeiten in Verbindung, welche aus dem gegenseitigen Verhältnisse dieser Anlagen hervorgehen: a) der **Scharfsinn**, oder die Fähigkeit, die versteckten **Verschiedenheiten** der Gegenstände unter sich mit Leichtigkeit aufzufinden;

und b) der **Witz**, oder die Fähigkeit, die versteckten Aehnlichkeiten der Gegenstände unter sich mit Leichtigkeit aufzustellen. Wenn bei dem ersten eine erhöhte Thätigkeit des Absonderungsvermögens sichtbar ist; so scheint er bei dem zweiten besonders Gedächtniß und Phantasie in einer erhöhten Thätigkeit zusammen zu wirken. —

Alle diese Vermögen aber liegen der **Sprachfähigkeit** zum Grunde, durch welche der Mensch im Stande ist, vermittelst artikulirter Laute seine Vorstellungen darzustellen, und innerhalb des Systems dieser artikulirten Laute alle seine innern Vorstellungen und äußern Wahrnehmungen auszudrücken.

§. 32.

Klassifikation der Köpfe.

Je nachdem bei den Individuen diese einzelnen Theile des Verstellungsvermögens in größerer oder geringerer Harmonie stehen; je nachdem wird auch die Thätigkeit sich zeigen, welche der Ausdruck der individuellen Bildung in der Erfahrung ist. Von der Summe, von der Ordnung, Verarbeitung und Bildung unsrer Vorstellungen hängt unsere ganze wissenschaftliche Kultur ab, und mit dieser stehet der mündliche und schriftliche Ausdruck in der genauesten Verbindung. — Nach dem Zeugnisse der Erfahrung zeigt sich aber die Mischung, Verbindung und Wirksamkeit jener Anlagen unter folgenden Erscheinungen:

a) Der **schlechte Kopf**, der nicht einmal durch Fleiß und Anstrengung sich dahin erheben kann, daß er sich der Gedanken und Vorstellungen Andrer vollständig und umschließend bemächtigt, sondern dessen Kenntnisse immer einseitig, lückenvoll und mangelhaft bleiben.

b) Der **Mittelkopf**, der sich nur mit Anstrengung bis zum Nothdürftigen in Kenntnissen emporarbeitet; der überall der Auctorität Andrer folgt und sich an ihre Arbeiten hält, und der zu wenig Selbstthätigkeit besitzt, um je über das Mittelmäßige zu kommen, der sich also höchstens nur an das Sammlen, Zusammenstellen und Nachbeten fremder Vorstellungen halten kann.

c) Talente hingegen besitzt der, welcher mit Leichtigkeit in mitgetheilte Begriffe eingehet, und diese so in sein Eigenthum verwandelt, daß er sie, als eigene, wiedergeben und darstellen kann. Selten wird er nach den letzten Gründen in irgend einem Theile der menschlichen Erkenntniß fragen; aber die practische und populäre Seite der wissenschaftlichen Gegenstände wird ein höheres Interesse für ihn haben, und er wird seine Brauchbarkeit besonders durch Deutlichkeit und Lebendigkeit in der Darstellung, so wie durch Anwendbarkeit seiner Kenntnisse aufs Leben bewähren.

d) Der gute Kopf; der mit den Eigenschaften, welche dem Manne von Talenten zukommen, noch die Fähigkeit verbindet, die mitgetheilten und sich eigen gemachten Begriffe so zu bearbeiten, daß sie dadurch entweder eine neue, ihm eigenthümliche Gestalt und Form erhalten, oder daß er das Gebiet wissenschaftlicher Kenntnisse, dem er seinen Fleiß zunächst gewidmet hat, weiter fortführt und es durch Ausfüllung vorhandener Lücken, durch Bereicherung mit neuen Ansichten und durch eine zweckmäßige Darstellung immer mehr vervollkommnet.

e) Das Genie endlich wirkt allezeit schöpferisch und bildet sich seine eigne Welt, es mag nun, vermittelst der Phantasie, das Gebiet der Kunst, anbauen, oder vermittelst der Vernunft Urheber neuer Systeme werden. Es folgt dem Drange der Ideale, die ihm vorschweben, und erhebt Wissenschaften und Künste zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit, als sie bis dahin standen. — Ein Universalgenie würde dasjenige seyn, das alle Bedingungen der menschlichen Kultur mit gleichmäßiger Kraft umschlösse, und in denselben sich als Erfinder und Reformator ankündigte.

§. 33.

b) Das Gefühlsvermögen.

Nach dem Zeugnisse des Bewußtseyns nehmen wir nicht blos unsre Vorstellungen, sondern auch den jedesmaligen Zustand unmittelbar wahr, in welchem sich unsre Per-

sönlichkeit befindet. Dieses unmittelbare Wahrnehmen des jedesmaligen Zustandes unsrer Persönlichkeit bezeichnen wir aber mit dem Worte: **Gefühl**, und die Anlage unsers Wesens, dieser einzelnen Gefühle uns bewußt zu werden, und sie zur Einheit in uns zu erheben, mit dem Ausdrucke: **Gefühlsvermögen.** Ob nun gleich die Zustände der beiden Theile unsers Wesens (des sinnlichen und des geistigen) sich im Gefühlsvermögen ankündigen; so muß sich doch bei jedem Gefühle entweder **Lust** oder **Unlust** an dem Gegenstande finden, wornach die Gefühle in **angenehme** und **unangenehme** eingetheilt werden.

Wollen wir aber unsre Gefühle in Worten darstellen; so müssen sie zuvor Vorstellungen geworden seyn. Nur durch das Medium der Vorstellung werden unsre Gefühle der Darstellung durch die Sprache fähig. Deshalb können wir auch die Gefühle nur in der Ordnung, Bestimmtheit und Kraft darstellen, in welcher diese Eigenschaften den Begriffen zukommen, durch welche wir die Gefühle ausdrücken.

Je ausgebildeter nun das Gefühlsvermögen ist; desto mehr Ebenmaas und Vollkommenheit wird auch in der Darstellung der Gefühle sichtbar seyn, so bald der, welcher sich seiner Gefühle jedesmal lebhaft bewußt ist, zugleich der Sprache sich in dem Grade bemächtiget hat, daß in der Darstellung der Wiederschein seiner innern Zustände enthalten ist.

Da aber die Sprache dazu geeignet ist, Gefühle durch Worte darzustellen; so vermag auch die Sprache auf das Gefühlsvermögen zu wirken, und Gefühle zu veranlassen und hervorzubringen, die entweder in dem Gefühlsvermögen noch gar nicht, oder wenigstens jetzt nicht vorhanden waren. Je stärker das Gefühlsvermögen von der Darstellung ergriffen wird; desto inniger wird auch das Interesse an dem dargestellten Gegenstande seyn. Dichter und Redner haben daher, nächst der beabsichtigten Ueberzeugung, auch die Rührung und Erschütterung des Gefühlsvermögens zu berücksichtigen, wenn sie sich einer bleibenden Wirkung versichern wollen.

§. 34.

c) Das Begehrungsvermögen.

So bald die Wirkungen unsers Vorstellungs- und Gefühlsvermögens nicht in Handlungen übergehen; so bald bleiben sie in unserm innern Wesen selbst verschlossen. Wenn sie uns aber veranlassen, nach gewissen Gegenständen zu **streben**, und den Gegenstand unsrer Bestrebungen außer uns zu realisiren; so werden wir **handelnde** Wesen, deren Aeußerungen ihrer freien Thätigkeit in Angemessenheit zu dem innern Zustande erscheinen, welcher den **Grund** dieser Aeußerungen enthält. Den Inbegriff der Gründe, nach welchen wir handeln, nennen wir **das Begehrungsvermögen.**

So wenig die völlige Entwickelung des Begehrungsvermögens hieher gehört, da es hier nicht darauf ankommt, die Principien der Moralphilosophie aufzuführen; so muß doch einer Philosophie des Styls die psycholoische Kenntniß der Triebe vorausgehen, die der Mensch durch Handlungen zu realisiren sucht, damit der theoretische und practische Stylist im Stande sey, die Wirkung der Darstellung auf die Belebung, Leitung, Berichtigung und Verstärkung dieser Triebe zu berechnen. Denn wir theilen uns Andern mit, und bieten die Kraft der Sprache auf, um sie zu Entschlüssen und Handlungen zu bestimmen; und nur dann wird die Sprache für wohlthätige, des Menschen würdige, Zwecke gebraucht, wenn durch dieselbe kein Trieb angeregt, erhöht und zum Handeln gebracht wird, der nicht mit dem letzten Zwecke der Menschheit und mit den erhabnen Idealen der Vernunft in genauer Verbindung stehet.

§. 35.

Verhältniß der Ausbildung dieser geistigen Vermögen zu dem Style.

Ist die Sprache bei den Individuen und Völkern das Resultat des erreichten Grades ihrer Kultur; so wird die höhere Fertigkeit, sich einer Sprache bemächtiget zu haben, nothwendig von der harmonischen Ausbildung dieser drei Vermögen abhängen. Je vollendeter der Anbau des Vor-

stellungsvermögens geschehen ist) d. h. je größer und reicher die Summe der im Gedächtnisse niedergelegten Vorstellungen, je treuer ihre Wiederbelebung, je wirksamer die Thätigkeit der reproductiven und productiven Phantasie, je geordneter das Gebiet der dem Verstande eigenthümlichen Begriffe, je bestimmter das gegenseitige Verhältniß der Urtheilskraft und Vernunft ist; desto reicher, bestimmter und kraftvoller wird auch der Styl seyn. Eben so wird die Kultur des Gefühls- und Begehrungsvermögens sich theils in der Darstellung der individuellen Gefühle und Triebe selbst, theils in der Einwirkung auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen Andrer zeigen. — Der gebildete Mensch von reinem Bedürfnisse nach Wahrheit, von tiefen, innigen, geläuterten Gefühlen, von erhabenen, sittlichen Bestrebungen wird seine Sprache nicht nur nicht zum Unedlen entheiligen und mißbrauchen, sondern er wird auch, sich selbst unbewußt, an der Ausbildung derselben in dem Grade arbeiten, als er für die gesammte Ausbildung seiner Individualität thätig ist. Je mehr er hier sich zu deutlichen und richtigen Begriffen, zu geläuterten Gefühlen und zu edlen, wohlthätigen, gemeinnützigen und kosmopolitischen Zwecken erhebt; je mehr sein inneres Wesen zur Ordnung und Einigkeit mit sich selbst gebracht worden ist; je mehr er überhaupt mit jedem Tage in allen Theilen der Bildung fortschreitet, und niemals Stillstand macht, sich niemals Genüge thut; desto mehr wird auch seine Sprache fortschreiten. Es ist nicht anders möglich, als daß die Wirkung von der Ursache, die Bildung der Sprache von der Bildung des Individuums abhängt; und darin bestehet eben das nie zu verkennende Verdienst der gebildetsten und besten Menschen um die Sprache, daß sie das Edle und Große ihres eignen Wesens in schriftlichen Denkmälern niederlegten, wodurch noch die fernste Nachwelt zur Nachahmung begeistert werden kann. Im todten Buchstaben wirkt dann ein edler, gebildeter Geist; er schrieb im Drange seiner Begriffe, Gefühle und Triebe: Die Harmonie in ihm theilte sich den Worten mit, und wenn seine Schriften im Stande waren, in ähnlich gebildeten Menschen den Entschluß zu guten Handlungen

zur Reife zu bringen; so bleiben sie zugleich für das abgeschlossene Gebiet der Sprachforschung selbst die Muster einer klassischen Darstellung, der nothwendigen Folge einer klassischen Ausbildung der gesammten Anlagen seines geistigen Wesens.

Dieser Zusammenhang zwischen der Ausbildung unserer geistigen Vermögen und der Ausbildung und Vervollkommnung der Sprache scheint noch nicht ganz gewürdigt zu seyn, so viel man auch über die einzelnen Theile der Sprache philosophirt hat. — Nie hat irgend ein Volk einen vollendeten Stylisten gehabt, der nicht zugleich ein völlig ausgebildeter Mensch war. Es ist möglich, daß diese Bildung mehr intellectuell, als moralisch war, und daß er, dem Charakter nach, ein schlechter Mensch, bei allen Vorzügen einer überwiegenden geistigen Bildung seyn konnte; aber ohne intellectuelle Bildung gibt es durchaus keinen reinen ausgebildeten Styl. — Enthält nun noch überdies der letztere den Ausdruck einer schönen Seele und eines edlen Charakters, haben Kopf und Herz gleichen Antheil an der Darstellung in der Sprache; so fühlen wir uns unaufhaltbar ergriffen von dem Geiste, der in ihren Schriften weht. — Ich erinnere hier nur an Luther, Gellert, Ramler, Garve, Zollikofer, Klopstock, Gleim, Weiße rc.

§. 36.

Fortsetzung.

Die Entstehung und Ausbildung der Sprache stimmt ganz mit der philosophischen Ansicht der geistigen Vermögen des Menschen überein; denn der Fortgang der Sprachbildung bei dem rohen, jedoch in einer gesellschaftlichen Verbindung lebenden Menschen, war eine beständige **Wechselwirkung zwischen dem Sprechen und Denken.** Das Denken ist die Grundlage der Sprachbildung; aber das **entwickelte** Denken war nicht erforderlich, um die ersten artikulirten Töne hervorzubringen, und Gegenstände dadurch zu bezeichnen. Dies letztere veranlaßte schon der Verstand in der ersten Epoche seiner Entwickelung, und das Anfangs blos auf **sinnliche** Gegenstände sich erstreckende Abstractionsvermögen, welches auch bei dem rohen Menschen sich frühzeitig äußert. Allmählig fixirten sich durch

das Gedächtniß (die niedrigste Function des Vorstellungsvermögens) gewisse artikulirte Töne zur Bezeichnung sinnlicher Gegenstände in der gesellschaftlichen Verbindung, und diente zur Basis der ersten armen Sprache. An diesen Tönen erhielt die Denkkraft aber einen Stoff, den sie weiter bearbeiten konnte. So beförderte das Denken die Sprache, und die Sprache das Denken, wie wir noch immer an den Kindern beobachten können. Noth, Zufall, Bedürfniß, vermehrte und ausgebreitetere gesellschaftliche Verbindung, Beobachtung der Natur und ihrer Erscheinungen, und fortgesetzte Reflexion über das Wesen des Menschen selbst weckten bald, nachdem der erste rohe Stoff der Sprache vorhanden war, die Thätigkeit des Verstandes und vermehrten die Summe der artikulirten Töne, je schneller sich der Kreis der Erkenntnisse erweiterte und je mehr sich die verschiedenartigen geistigen Kräfte zu regen anfingen, bis endlich, in dem Laufe der Jahrhunderte, die empirische Sprache schon ein in sich abgeschlossenes Ganze war, **noch ehe eine Grammatik und Logik existirte.** So wie überall die Theorie **später** als die Praxis entstand, weil sie erst aus den vorhandenen Fällen wählen, und die einzelnen Fälle unter gewisse allgemeine Regeln bringen mußte; so entstanden auch die Grammatik und Logik **erst späterhin** aus dem gefühlten Bedürfnisse, die Masse der einzelnen Wörter und Begriffe unter gewisse allgemeine Regeln zu bringen, um sie nun desto leichter übersehen und ordnen zu können.

Man vergleiche die inhaltsreiche Recension von Vaters allgemeiner Sprachlehre in der N. A. T. Bibl. 73 Band, 1s St. S. 114. ff.

§. 37.

B) Logische Principien für Korrectheit der Form.

Es gab, schon früher einen Sprachgebrauch, ehe eine Grammatik entstand, und früher existirten korrecte Formen, ehe eine Logik, als Wissenschaft, gebildet werden konnte, ein Beweis, daß in dem Menschen selbst **formelle** Anlagen

vorhanden sind, die durch die Beziehung auf die vorgestellten Objecte ausgebildet werden. Würden einst diese formellen Anlagen, von allem Materiellen befreiet, **in ihrer reinen Ursprünglichkeit** aufgestellet werden können; so würde man die Philosophie ohne Beinamen, und zugleich die allgemeinsten Principien für die Begründung der philosophischen Sprachwissenschaft erfunden haben *). So lange aber der Mensch nur durch die Uebung am Stoffe auf das Formelle, unter welches er den Stoff subsumirt, hingeführt wird; so lange wird er zwar das Vorhandenseyn jener Formen in seinem ursprünglichen Wesen nicht abläugnen, und sich dem Geschäft, das Objective nach subjectiven Gesetzen zu ordnen, nicht entziehen können; allein jeder Versuch, das Wesen und das abgeschlossene Gebiet dieser ursprünglichen Formen, frei von **aller** Beimischung des Stoffes, zu ergründen und aufzustellen, wird ihn dem philosophischen Dogmatismus unaufhaltbar in die Arme führen, der wieder in jedem Zeitalter von dem Skepticismus, der durch alle Jahrhunderte fortgehenden Opposition aller dogmatischen Systeme, in Anspruch genommen wird.

Wenn daher die ursprünglichen Formen des menschlichen Denkens nur nach ihrer Beziehung auf den Stoff erkannt und festgesetzt werden können; so wird auch die **philosophische Begründung der Redetheile** in einer Sprache nur durch die Abstraction von dem erfahrungsmäßigen Gebrauche derselben möglich seyn. Sie, diese Redetheile, sind die in der **Wechselwirkung des Denkens und Sprechens begründeten ursprünglichen Formen der Sprache**, die aber an sich eben so wenig erkannt und aufgestellt werden können, wie die ursprünglichen Formen des menschlichen Geistes nicht ohne ihre Beziehung auf das Objective zu erforschen sind. So

*) Bekanntlich glauben die Anhänger des kritischen Systems das Gebiet dieser reinen Formen ausgemessen zu haben; für diese gibt es daher auch eine abgeschlossene Philosophie der Sprache, und eine gültige Anwendung der Kategorien auf die Auffindung und Darstellung der Redetheile.

wie nun die Philosophie jene letzern nur durch die Ausstellung des Verhältnisses zwischen dem Subjectiven und Objectiven ergründen konnte, ob sie dieselben gleich in der Wissenschaft **isolirt** darstellet; so werden die Redetheile in der philosophischen Sprachwissenschaft ebenfalls isolirt dargestellt, obgleich der philosophische Sprachforscher zugestehen muß, daß er sie nur nach ihrer Anwendung auf die einzelnen Sprachen hat kennen und aufstellen lernen.

§. 38.

Allgemeine Resultate über das Verhältniß der Transcendentalphilosophie zur Philosophie der Sprache.

Der bloße **Empiriker** in der Philosophie wird dadurch, daß man die ursprünglichen Formen unsers geistigen Wesens nur durch ihre Beziehung auf Objecte, mithin erfahrungsmäßig, auffinden kann, veranlaßt, die ganze Philosophie a posteriori, zu deduciren, und alles auf Erfahrung zurückzuführen. — Der **Idealist**, der das entgegengesetzte Extrem berührt, findet das Objective, (das Nicht-Ich) nur durch die freie Thätigkeit des Subjects hervorgebracht. Er hält sich daher an die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven. — Der **Mittelweg zwischen beiden** führt auf die Annahme von ursprünglichen Formen, die aber, sogleich von ihrer ersten Aeußerung an, in einer unmittelbaren und nothwendigen Beziehung auf den Stoff stehen. Will man nun das Verhältniß der Form zu dem Stoffe erklären und demonstriren; will man das Gebiet jener Formen als völlig abgeschlossen und ausgemessen darstellen, und beweisen, daß aller Stoff an sich schon formlos seyn müsse; so verfährt man **dogmatisch**. (In diesem Sinne kann die **kritische** Philosophie nicht von dem Vorwurfe des Dogmatismus frei gesprochen worden.) Läßt man aber jenes Verhältniß des Subjectiven zum Objectiven auf seiner **ganzen Unerklärbarkeit** beruhen; so verfährt man **skeptisch**, wo man zwar den Aussagen des Bewußtseyns bei dem aufgedrungenen Unterschiede zwischen Stoff und Form stellt, aber unentschieden läßt, ob nicht am Ende

alles blos Form, oder alles blos Stoff sey, weil man beide blos in der Wissenschaft von einander unterscheiden kann, da sie in dem Wesen des Menschen auf das innigste verbunden erscheinen.

Wird dies auf die Philosophie der Sprache angewandt, wie es denn nicht anders möglich ist, sobald über die Sprache überhaupt philosophirt werden soll, da die Sprache ein Resultat des Denkens ist; so gibt es empirische Sprachforscher, die sich blos damit begnügen, das in einer existirenden Sprache Vorhandene und Gegebene zu ordnen, und unter gewissen Rubriken (z. B. Etymologie, Syntax ꝛc.) darzustellen; es gibt aber auch philosophische Sprachforscher, die auf die letzten Gründe des Sprechens und Denkens zurückgehen, und sich auf eine Transcendentalphilosophie stützen, durch welche sie die einzelnen Erscheinungen in der Sprache a priori deduciren.

Beide Wege scheinen nicht zum Ziele führen. — Denn obgleich schon bei der ersten Sprachbildung derselbe Verstand in seiner ersten Thätigkeit begriffen war, der in der Folge, bei seiner höhern Entwickelung, sich zur Begründung und Ausführung der abstractesten philosophischen Systeme emporarbeitete, (woraus auch die Erscheinung erklärt werden kann, daß jede Sprache einer philosophischen Behandlung fähig ist, weil selbst der unentwickeltste Verstand, als ein menschlicher Verstand, sich zwar viel und oft, aber doch nicht ganz und durchgehends verirren kann); so kann doch nur erst in dem Zeitalter der höhern Reife des menschlichen Geistes das Gebiet der empirisch gebildeten Sprache gehörig ausgemessen, und dann das Apriorische von dem Empirischen in derselben getrennt werden. Obgleich dieses Trennen nur ein Geschäft der philosophischen Sprachwissenschaft ist; so muß doch, wegen des schon im Wesen des Menschen begründeten unmittelbaren Zusammenhanges zwischen dem Subjectiven und Objectiven, (zwischen Form und Stoff), jenes Apriorische (das blos Formelle) in steter Beziehung auf den Stoff, der unter jene Formen sogleich gebracht wird, dargestellt werden können,

eben so, wie das Subjective nur durch seine ursprüngliche Beziehung auf das Objective erkannt wird. Unentschieden aber muß die Philosophie das wie? des Verhältnisses zwischen dem formellen und materiellen Theile der Sprache lassen, weil jede Transcendentalphilosophie sich übersliegt, welche das absolute und reale Verhältniß zwischen Form und Stoff anzugeben versucht.

§. 39.

Rücksicht auf die wichtigern neuern Versuche zur Begründung einer philosophischen Sprachwissenschaft.

So viel auch in neuern Zeiten für die Begründung einer philosophischen Sprachwissenschaft durch mehrere Denker geschehen ist; so sind doch die Bemühungen derselben, unter sich selbst wesentlich verschieden. Ihre ausführliche Würdigung gehört in eine eigne, diesem Gegenstande gewidmete Schrift, wie wir sie schon zum Theile in J. S. Vaters Uebersicht des Neusten, was für Philosophie der Sprache in Teutschland gethan worden ist, (bis zum Jahre 1799) besitzen.

Darüber sind alle philosophischen Sprachforscher einverstanden, daß es bei dem sorgfältigen Studium der Sprache nicht hinreiche, dieselbe blos empirisch kennen gelernt zu haben; ob aber die gesammte Sprache (selbst nach ihren empirischen Bestandtheilen) a priori deducirt werden müsse, oder ob nicht richtiger verfahren werde, wenn man zuerst eine philosophische Deduction der Redetheile (nach der ursprünglichen Wechselwirkung zwischen Denken und Sprechen) aufstelle, und sodann die philosophische Sprachwissenschaft zur Ordnung und Verbindung der isolirten Theile der empirischen Sprachwissenschaft anwende; darüber, und besonders über die Ausführung beider Versuche, scheinen die Meinungen noch getheilt zu seyn. —

Unter allen neuen philosophischen Sprachforschern stehet A. F. Bernhardi mit seiner Sprachlehre *)

*) Erster Theil, Berlin 1801. Zweiter Theil, Berl. 1803. Dieser konnte Vater weder in seiner Uebersicht, noch in seiner allgemeinen Sprachlehre gedenken.

oben an. So viel philosophischen Geist diese Sprachlehre verräth; so wird doch ihr Studium dadurch erschwert, daß die einzelnen Bücher derselben nicht nach Uebersichten geordnet sind, daß der Ausdruck bisweilen etwas dunkel, die Darstellung bisweilen etwas zu weitschweifig ist, und daß die Rücksicht auf die neueste Philosophie und Poesie zu viel Antheil an den aufgestellten Principien zu haben scheint. — Der denkende Verfasser theilt sein Werk in sechs Bücher. Das erste enthält die Einleitung in die Sprachlehre, und handelt von der Entstehung der Sprache. Darstellung wird als Princip der Sprache angenommen, und der Beweis der Richtigkeit dieses Princips aus der Entstehung der Sprache selbst geführt (Th. 1. S. 1-21). Er schildert darauf den Menschen nach seinen Anlagen, (S. 21 — 39), und nach seinem Verhältnisse zur äußern Natur (S. 39 — 43), verbreitet sich sodann über Darstellung und deren Mittel (Nachahmung, willkührliche Zeichen), und über das Hörbare und Sprechbare. Darauf betrachtet er die Sprache als progressives Ganze, und der Extension nach (S. 91. ff.) Er prüft die Hypothesen über die Entstehung der Sprache und schließt das erste Buch mit Untersuchungen über Universalsprache, sowohl schriftliche als mündliche, die er für unmöglich erklärt, obgleich die Form derselben aufgefunden werden könne. — Das zweite Buch betrachtet (S. 131. ff.) die Sprache als Correlat der Begriffe, und handelt vom Substantiv; Attributiv; vom Verbo: Seyn, dem ursprünglichen synthetisirenden Redetheile; von den Kategorien der Sprachdarstellung, oder den Pronominibus; von dem Adverbio; von der Präposition, und von der Verwandtschaft aller Redetheile. — Das dritte Buch (S. 307. ff.) betrachtet die Sprache als Correlat des Urtheils, und handelt von der wörtlichen Synthesis der Redetheile, dem Satze (der absolute Syntax). — Mit dem vierten Buche beginnt der zweite Theil des Werkes, der die angewandte Sprachlehre enthält. Die Sprache wird hier als Organ der Poesie (S. 3. ff), als Organ der Wissenschaft (S. 127. ff.) im fünften Buche, und im sech-

sten, als reiner Ton und Näherung zur Musik (S. 243. ff.) betrachtet. — Daß hier das Gebiet der Sprache nach einer neuversuchten Stellung aller Theile ausgemessen, und das Ganze mit sehr vielen neuen Ansichten und Resultaten ausgestattet ist, zeigt schon diese kurze Inhaltsanzeige.

Auf einem andern Wege versuchte J. S. Vater in seinem Versuche einer allgemeinen Sprachlehre *) die philosophische Begründung der Sprache. Die Einleitung handelt in drei Abschnitten von dem Begriffe der Sprache, eines Vorzugs der Menschheit (S. 1 — 28); von dem Ursprunge der Sprache und der Bildung der Sprachen, (S. 29 — 134); und von dem Begriffe und der Begründung der allgemeinen Sprachlehre (S. 135 — 162). Dann folgt die allgemeine Sprachlehre (S. 163. ff.) in zwei Abtheilungen, wovon die erste die Hauptarten der Begriffe enthält, von welchen sich aus dem Urtheile selbst zeigen läßt, daß sie bei dem Ausdrucke der Gedanken bezeichnet seyn können; und die zweite Abtheilung die Unterarten jener Hauptarten, die Arten der Substantive, des Artikels, der Pronominen, der Adjective, der Verba, der Adverbien, der Präpositionen und Kasus, der Conjunctionen. Der Anhang beschäftigt sich mit der Anwendung der allgemeinen Sprachlehre bei den Grammatiken einzelner Sprachen, mit Pasigraphie, und mit Literatur.

Sehr achtungswerth ist das, was G. M. Roth für die Philosophie der Sprache in mehrern Schriften geleistet hat. Zunächst gehört hieher: Antihermes, oder philosophische Untersuchung über den reinen Begriff der menschlichen Sprache und die allgemeine Sprachlehre. **) Veranlaßt wurde diese Schrift durch Hermes, oder philosophische Untersuchungen über die allgemeine Grammatik, von J. Harris, übersetzt von Everbeck, nebst Anmerkungen und Zusätzen von

*) Halle 1801.
**) Frankfurt und Leipzig, 1795.

demselben und von **F. A. Wolf** *) — **Roth** ging zunächst von der **Reinholdschen Theorie des Vorstellungsvermögens** aus, und wandte die **kritische** Philosophie auf Philosophie der Sprache an. Er leitete den reinen Begriff **der Darstellung** (den er mit Recht zum Grunde legte, da ihm **Sprache** nur eine Art des Gattungsbegriffes Darstellung ist, in Rücksicht der nothwendigen Uebereinstimmung der Darstellung mit dem Dargestellten, nur allein aus dem reinen Begriffe der Vorstellung überhaupt ab, und baute darauf die Principien einer allgemeinen Sprachlehre. — Einen Auszug aus dem **Antihermes** hat **Vater** gegeben **), und darauf mit vielem Scharfsinn ***) die Grundsätze des Antihermes **beurtheilt**, wo er sehr richtig den Gewinn, welchen die Philosophie der Sprache aus dem **Antihermes** ziehen kann, darein setzt, daß dadurch hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf den Mangel der Allgemeinheit, der allen den Untersuchungen über die Philosophie der Sprache gemein ist, gerichtet, und der richtige Begriff der Darstellung, als der Grundlage zu jeder Erklärung des Begriffes Sprache, gegeben worden sey.

Wichtiger noch, wegen der nun von dem Verfasser auf die empirische Sprachwissenschaft selbst angewandten philosophischen Principien, scheint die **systematische teutsche Sprachlehre für Schulen**, von **G. M. Roth** ****) zu seyn, wo in der **Vorrede** seine Ansicht des **Verhältnisses zwischen empirischer und philosophischer Sprachwissenschaft** sehr bestimmt angegeben ist. Diese Angabe beruht bei ihm auf folgenden Puncten: — Die empirische Sprachwissenschaft überhaupt ist die Wissenschaft der Gesetze einer Sprache, und sie heißt **theoretisch**, sofern sie Regeln und Mittel zur Erlangung der Geschicklichkeit vorschreibt, sich in einer Sprache den Gesetzen derselben gemäß auszudrücken, oder den Ausdruck einer Sprache zu

*) Halle 1788.

**) Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache rc. S. 54 — 77.

***) Ebendaselbst. S. 78 — 92.

****) Gießen 1799.

verstehen. Erstere ist **Sprachwissenschaft in eigentlicher Bedeutung**, letztere heißt **Theorie der Sprachkunst**. — Die erstere (die Sprachwissenschaft) hat es entweder mit den Spracherscheinungen zu thun, sofern sie Gedanken mittheilen, wobei sie also auf das Object, an welchem Gedanken mitgetheilt werden, blos als auf ein solches, (als auf das Object zur Darstellung) Rücksicht nimmt, und dann heißt sie **logische** Sprachwissenschaft; oder dieses Object allein macht einen Gegenstand derselben aus, und dann heißt sie, sofern sie sich auf ein Object bloßer Empfindung erstreckt, **ästhetische** Sprachwissenschaft. Die **logische** Sprachwissenschaft beschäftigt sich entweder blos mit den **Formen** der Sprache, sofern durch sie Formen von Gedanken mitgetheilt werden, und die Wissenschaft der Formen einer Sprache heißt **Sprachlehre** (Grammatik); oder sie zeigt die **materialen** Bedeutungen von Wörtern und Redensarten in einer nach allgemeinen Begriffen verfahrenden **Theorie der Wortbedeutungen**. Die ästhetische Sprachwissenschaft hat an dem Objecte, an welchem mitgetheilt wird, ihren Gegenstand, der, insofern er der **innern** Anschauung gegeben ist, **Ton** heißt, als Gegenstand der **äußern** Anschauung aber **Schrift** genannt wird. (Zur ersten gehört **Prosodie** — Quantität des Tons, — und **Orthophonie** — Qualität des Tons —; zur zweiten **Orthographie**). Sonach ist jede empirische Sprachlehre der systematische Inbegriff der Gesetze und Regeln, nach welchen eine Sprache Formen von Gedanken bezeichnet. — Dagegen ist in der Sprachlehre **als Wissenschaft** nichts willkührlich und nach Zwecken außer ihr bestimmt. Ihr **Begriff** kann im Allgemeinen gegeben werden, welche besondere Sprache man ihm auch unterlege; ihre **Theile** (Etymologie und Syntax) sind die nothwendigen Theile der Sprachlehre, weil sie aus dem Begriffe der bloßen Formbezeichnung fließen, und sie sind die einzigen Theile der Sprachlehre, weil nur sie aus ihm fließen. Denn die sogenannte Kompositionslehre, die Lehre von der Ableitung der Wörter u. dergl. stehet nicht unter dem Begriffe der formalen, sondern der materialen

Bedeutung der Wörter; Orthographie und Prosodie aber beruhen auf dem Objecte zur Mittheilung.

Im Geiste dieser Grundsätze, aber gedrängter und populärer, sind von demselben Verfasser geschrieben: **Anfangsgründe der teutschen Sprachlehre** *).

Minder reichhaltig, als der Name des berühmten Verfassers es erwarten lassen sollte, ist die weitschweifige Abhandlung von **J. G. Fichte, von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache** **). Ihm ist **Sprache**, im weitesten Sinne des Wortes, der **Ausdruck unsrer Gedanken durch willkührliche Zeichen**, und **Sprachfähigkeit** das Vermögen, seine Gedanken willkührlich zu bezeichnen. Er sucht in dem in der Natur des Menschen gegründeten Triebe, Vernunftmäßigkeit außer sich zu finden, den besondern Trieb, eine Sprache zu **realisiren**, wo die Nothwendigkeit, ihn zu befriedigen, eintrete, wenn vernünftige Wesen mit einander in Wechselwirkung treten. — Uebrigens glaubt er, daß man die Sprache für viel zu wichtig gehalten habe, wenn man glauben konnte, daß ohne sie überhaupt kein Vernunftgebrauch statt gefunden haben würde. — Daß **Fichte**, wenn er über die Sprache **philosophirt**, mehr befriediget, als wenn er **historisch** den Ursprung der einzelnen Erscheinungen in derselben erklären will, scheint mir gewiß. Ich führe in der letzten Hinsicht nur einige Beispiele an. So sagt er, St. 4. S. 293. f: "Zu Bezeichnungen der **Gattungsbegriffe** gelangte man sehr leicht. Ein Hausvater zeigte einem seiner Kinder eine Blume, die er **Rose** nannte. Bald darauf schickt er es, ihm die Rose zu holen. Das Kind hatte mit diesem Tone gewiß den Begriff jener bestimmten individuellen Blume verbunden, welche ihm der Vater gezeigt hatte. Es findet aber die bestimmte Blume nicht mehr; doch erblickt es daneben eine Blume von gleicher Gestalt, welche dem Kinde nun die Rose heißt. Es reißt sie ab,

*) Gießen, 1801.

**) Niethammers philos. Journal v. J. 1795. St. 3. S. 255. ff. und die Fortsetzung St. 4. S. 287. ff.

und bringt sie dem Vater, der die Blume als Rose anerkennt. So kommen beide überein, daß der Schall Rose nicht blos jenen einzelnen Gegenstand auf jener bestimmten Stelle, sondern überhaupt alle Blumen von derselben Gestalt, derselben Farbe, demselben Geruche bedeute.„ — und S. 303. „Die ersten Wörter waren gewiß ganze Sätze; sie faßten, vielleicht in einer einzigen Sylbe, welche wiederholt werden konnte, ein Substantiv und ein Zeitwort in sich.„

Früher schon hatten einige Selbstdenker den Versuch gemacht, eine philosophische Sprachwissenschaft aufzustellen. Dahin gehört vorzüglich: **Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre, oder philosophische und allgemeine Sprachlehre**, entworfen von **J. W. Meiner** *). Der Verfasser verfährt in der That logisch, und gründet sich auf die Nothwendigkeit, **von dem Begriffe des Satzes** auszugehen. Ob er gleich mehrere Sprachen **) unter sich, mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, **vergleicht**, und diese Vergleichungen, nach meiner Einsicht, zu den gelungensten Arbeiten in diesem Werke gehören; so versichert er doch gerade hin, daß er nicht die Absicht gehabt habe, eine blos vergleichende Sprachlehre aufzuführen; vielmehr wollte er das **Original** untersuchen, von welchem alle Sprachen nur die Kopien sind, **das Denken** (S. IV.) Deshalb sagt er: „Ihre (der Sprachen) Lehrsätze müssen auf dem Wege der Meditation a priori, und keinesweges a posteriori gefunden werden, und wenn sie ersunden worden sind, dann müssen sie erst gegen die Erfahrung verglichen und durch sie bestätiget werden Dieser gedoppelte Weg der Meditation, worauf die Regeln der Sprachkunst erfunden werden

*) Rector der Schule zu Langensalza. Leipzig 1781. gr. 8. 96 und 488. S. — Mit sehr vieler Achtung behandelt sie Adelung in einer Recension, in seinem Magazin für teutsche Sprache, 1. B. 1 St. S. 132. ff. Eben so ehrenvoll erwähnt sie Vater in der Uebersicht des Neuesten :c. S. 20 ff., und selbst Bernhardi gedenkt ihrer: Sprachlehre. Th. 1. S. 10.

**) Die lateinische, griechische, hebräische, französische und teutsche.

können, macht eben den **Unterschied zwischen einer harmonischen und philosophischen Sprachlehre** aus. Beide haben dieses mit einander gemein, daß sie beide Lehrsätze und Regeln enthalten, welche mehrern Sprachen gemeinschaftlich sind; sie unterscheiden sich aber dadurch von einander, daß die **philosophische Sprachlehre** ihre gemeinschaftlichen Regeln aus der allgemeinen Beschaffenheit des menschlichen Denkens, die **harmonische** aber aus der Vergleichung etlicher Sprachen gegen einander hernimmt, indem sie das, worin die verglichenen Sprachen mit einander übereinstimmen, in Regeln verfasset, ohne sich dabei um den Grund dieser Uebereinstimmung zu bekümmern.„ — Man sieht, daß der Verf. die Aufgabe richtiger gefaßt, als gelöset hat; immer aber wird sein Werk von jedem Sprachforscher mit Aufmerksamkeit studirt werden müssen, da es wesentliche Vorzüge vor vielen neuern Schriften besitzt, denen wohl der philosophische Anstrich nicht fehlt, die aber bei weitem sich nicht an Gründlichkeit, logischer Ordnung und wahrer Sprachgelehrsamkeit mit dem Verfasser messen können. — Das Werk selbst zerfällt in **drei Theile**. In dem **ersten** handelt er: **von den einfachen Lauten und Buchstaben**, oder von der Orthographie und Orthophonie; in dem **zweiten**, **von den Wörtern als Redetheilen**, ihrer Biegung und Verbindung zu einem Satze; in dem **dritten**, **von der Verbindung ganzer Sätze zu Perioden**. Der **Begriff der Sprache** bei ihm ist verfehlt; sie ist ihm, im weitläuftigsten Verstande, **eine durch willkührlich gewählte und gleichsam verabredete Zeichen bewirkte Abbildung alles dessen, was in unsrer Seele vorgeht**. — Die Hauptmomente seiner Sprachphilosophie sind folgende: Ein oder mehrere Töne mit einem Begriffe verbunden, machen ein **Wort** aus. Die Einheit des Begriffes machet die Einheit des Wortes aus, welches entweder einsilbig oder mehrsilbig seyn kann. Daß aber mit mehr Silben in einem Worte nur Ein Begriff verbunden ist, wird in der Aussprache dadurch angezeigt, daß die Wurzelsilbe etwas länger und stärker ausgesprochen wird, als die übrigen, und sie macht den **relativischen Ton oder Accent**

aus. Die Wörter sind so verschieden, als die Begriffe, deren Zeichen sie sind. Der Unterschied der Begriffe aber beruhet theils auf dem Unterschiede der Dinge selbst; theils und noch mehr, auf der Art, wie wir uns dieselben vorstellen. Der Unterschied der Dinge selbst gibt nur zwei Arten von Wörtern, solche, welche **selbstständige Dinge, Substanzen**, bezeichnen, und sich wieder in eigene Namen und Gattungsnamen absondern; und solche, welche das, was an das Substanzen befindlich ist, das **Unselbstständige**, ausdrücken. Allein unsre Vorstellungsart gehet von dieser Eintheilung ab, und stellet sich oft das Unselbstständige als selbstständig, und dieses als unselbstständig vor. So entstehet der Begriff **des Satzes**, aus welchem **Meiner** den Begriff der vorzüglichsten **Redetheile** entwickelt. —

Harris verfuhr in seinem *Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal Grammar* *) mit Scharfsinn, aber auch mit Willkühr. Sein Zweck war, eine Sprachlehre aufzuführen, welche die wesentlichen Grundsätze aller Sprachen enthalten sollte, ohne auf die Eigenthümlichkeiten einer einzelnen Rücksicht zu nehmen, und um dieses Ziel zu erreichen, bemühte er sich, die Sprache als ein Ganzes in ihre Bestandtheile zu zerlegen. Je mehr er dabei empirisch und historisch verfuhr; destoweniger konnte er sich seinem eigentlichen Zwecke nähern, so viel auch sein Werk Durchdachtes und Brauchbares enthält **).

*) Uebers. von Everbeck. — Der wesentliche Inhalt dieses Werkes im Auszuge steht in Vaters Uebersicht 2c. S. 46. ff. Der (schon erwähnte) Antihermes, von Roth, verfolgt keineswegs den Hermes Schritt vor Schritt, sondern nimmt, indem er gegen alle allgemeine Sprachlehren streitet, die bei empirischem Inhalte auf Allgemeinheit Anspruch machen, auf ihn nur beiläufig einige Rücksicht.

**) Sehr wahr urtheilt Bernhardi, Th. 1. S. 8. ff. über alle diese Versuche. „Es konnte denen, welche mehrere Sprachen kannten, nicht entgehen, daß alle, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Einzelnen, dennoch in ihrem Baue und ihren Theilen eine bewundernswürdige Aehnlichkeit hatten; allein statt den Grund derselben aufzusuchen, verfuhr man in neuern Zeiten durchaus historisch,

sammlete diese Aehnlichkeiten unter gewisse Rubriken; trug die einzelnen Modifikationen als untergeordnet, den individuellen Sprachgebrauch als Ausnahme vor; und glaubte nun berechtigt zu seyn, diese Klassifikation der Aehnlichkeiten, welche man in jeder Sprachlehre unter dem Namen Redetheile und Flexion antrifft, als nothwendig und vollständig anzunehmen. — Anfangs waren diese allgemeinen Formen in den einzelnen Sprachlehren Bequemlichkeitsrubriken; und als man sie absonderte, blieb ihre Form historisch, wie sie war; nur nach und nach fing man an einen nähern Bezug auf den menschlichen Geist zu argwohnen, und für ihre Nothwendigkeit den Beweis in der ursprünglichen Natur des Menschen zu suchen. Andere, durch einen sehr richtigen Instinkt geleitet, verglichen die Monumente der ältern Sprache mit denen der spätern und zogen so, manche schätzbare einzelne historische Resultate, denen sie einen philosophischen Beweis unterlegten. Andere endlich verbanden, einige beides, andere eines in ein Ganzes, welches nun zwar vortreffliche einzelne Bemerkungen und Winke enthielt, die aber, weil alles nach Willkühr, nicht durch ein Princip zur Einheit verbunden war, immer historisch blieben, und wenn jene Willkühr weggenommen ward, das System in sich zusammenstürzten. — So fällt der ganze Bau von Harris, welcher noch dazu unvollendet ist, wenn seine Eintheilung der Redetheile angegriffen wird; das System von Meiner, sobald man die Nothwendigkeit läugnet, von dem Begriffe des Satzes auszugehen; und das von Monboddo, welcher beide Methoden, die historische und philosophische, zu vereinigen trachtet, wenn man seine Voraussetzung, daß bürgerliche Gesellschaft zur Erfindung der Sprache nöthig sey, nicht gelten läßt. — Die Folgen dieser Methode sind augenscheinlich; es werden keine philosophischen Sprachlehren, sondern philosophirende. — Ein Beweis von Selbstforschung, obgleich nur in gedrängten Resultaten, ist das, was über die Sprache enthalten ist in: Philosophie der Erziehungskunst, von J. J. Wagner, Leipz. 1803. S. 55 — 66, wo er auch S. 60. auf Pasigraphie Rücksicht nimmt.

Noch gehören von den Versuchen, eine philosophische Sprachlehre zu begründen, hieher: Grammaticae universalis elementa, scripta a *I. G. Meyer*, Brunsw. 1796. (Den Inhalt derselben hat Vater in seiner Uebersicht rc. S. 129 — 242. worauf die Prüfung der Meyerischen Schrift S. 143. ff. folgt). — Allgemeine Sprachkunde, von J. Mertian, Braunsch. 1796. (Excerpirt und geprüft ist diese gehaltreiche Schrift in Vaters Ue-

bersicht 2c. S. 149 — 235.) — J. Mertian, philosophische Forschungen über die Natur und Wesenheit der Sprache, in den Beiträgen zur Bef. 2c. 28 Stück, S. 156. ff. — Ueber die Redetheile. Ein Versuch zur Grundlegung einer allgemeinen Sprachlehre, von J. G. C. Neide, Züllich. 1797. (Excerpirt und geprüft in Vaters Uebersicht 2c. S. 267 — 282). — Interessant sind die Abhandlungen von Vater: von den verschiedenen Gesichtspuncten des Philosophirens über Sprache (Uebersicht des Neuesten 2c. S. 1. ff.). Ueber Begründung der Philosophie der Sprache überhaupt (Ebendas. S. 93. ff). Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Kategorien zur Auffindung der Redetheile (Ebendas. S. 118. ff). — J. L. Thomas, Glossologie, oder Philosophie der Sprache, 2 Theile. Wien 1786. — C. Dinkler, Sprache der Menschen; oder allgemeine Sprachlehre. Gotha 1793. (Schon im 17ten Jahrhunderte ein Versuch: Allgemeine Sprachlehre, nach der Lehrart Ratichii; Köthen 1619; vergl. darüber Heynatz Briefe 2c. B. 5, S. 135. f.) Als einzelne Abhandlungen gehören hieher: G. M. Roth, über die bisherige Unmöglichkeit einer Philosophie der Bilder der Musik und der Sprache. Götting 1796; und Fr. Gedicke, über den gegenseitigen Einfluß der Schrift auf die Kultur, und der Kultur auf die Schrift, in dessen vermischten Schriften, Berlin 1801. S. 234. ff. wo er vorzüglich sehr interessante Parallelen zwischen der Hieroglyphen- und Buchstabenschrift ziehet. —

Verglichen können werden: J. G. Trendelenburg, Ausgleichung der Vorzüge der teutschen vor den Vorzügen der griechischen und römischen Sprache, (der vierte Theil der Schriften der Mannheimer Gesellschaft.). — J. F. Kistenmacker, Kritik der griechischen, lateinischen und teutschen Sprache. Münster 1794. — Jenisch (schon angeführte) Vergleichung von 14 Sprachen. — Mehr für den pädagogischen Zweck berechnet, aber mit Sachkenntniß ausgeführet, ist J. F. Memmerts Versuch einer practischen und vergleichenden teutsch- lateinischen Sprachlehre, zur nähern Kenntniß der Aehnlichkeit und Abweichungen beider Sprachen. Erlang. 1803.

Wie ich über Philosophie der Sprache denke, entwickelte ich schon in meinem System des teutschen Styls 4ter Theil, 1ste Abth. S. 31. ff.

§. 40.

Einfluß der Logik auf die Sprachwissenschaft.

Die niedrigste Stufe der menschlichen Erkenntniß ist die Anschauung. Sie beruht auf einem wahrgenomme-

nen Eindruck (**Empfindung**), und setzt bei dem Menschen einen leidentlichen Zustand (**Receptivität**) voraus. Der Verstand muß nun, wenn er eine **Vorstellung** erhalten will, dieselbe aus der Anschauung hervorbringen; er muß sie nach seiner Selbstthätigkeit (**Spontanietät**) denken. Verknüpft er nun das wahrgenommene Mannigfaltige zur Einheit im Bewußseyn; so entstehet der **Begriff**. Die einzelnen Theile desselben heißen: **Merkmale**; alle Merkmale können aber als **einzelne Vorstellungen** behandelt werden, durch deren Verbindung das Ganze eines Begriffes hervorgebracht wird *).

(Man nennt die Begriffe **gegebene**, wenn sie aus Anschauungen hervorgebracht werden, (z. B. Haus, Tisch, Pferd); **gemachte**, wenn sie durch die Verknüpfung meherrer Merkmale in einer Vorstellung entstehen. (Lichtgestalt, Schutzgeist ꝛc.) — Die **Merkmale** der Begriffe sind **bejahend**, wenn dadurch dem Begriffe etwas beigelegt (der **rothe** Tisch), **verneinend**, wenn ihm etwas abgesprochen (der **unkluge** Mensch) wird; **innere** und **äußere**; **wesentliche** und **zufällige**; **eigenthümliche** und **gemeinsame**; **ursprüngliche** und **abgeleitete**.

Die **Sphäre** eines Begriffes begreift alle die Vorstellungen in sich, welche ein Begriff umfaßt, mithin wird der **Inhalt** desselben dadurch bezeichnet. Ein **einfacher** Begriff ist der, welcher keine Merkmale in sich enthält (Ursache, Wirkung); ein **zusammengesetzter**, der mehrere Merkmale umschließt. **Deutlich** ist der Begriff, wenn man sich nicht nur des Begriffes selbst, sondern auch seiner Merkmale bewußt ist; **undeutlich**, wenn das letztere fehlt. **Subordinirt**

*) Da, in Beziehung auf die Sprache, keine vollständige Logik dieser Sprachkunde eingewebt werden kann, weil der Kursus der Logik bei derselben nothwendig eben so vorausgesetzt wird, wie der Kursus der empirischen Sprachwissenschaft; so wird hier nur dessen gedacht, was zum Zusammenhange der Theile einer philosophischen Sprachwissenschaft wesentlich nöthig ist.

ist der Begriff, wenn die Sphäre desselben einen Theil der Sphäre eines andern ausmacht. Daher der Unterschied zwischen **Geschlechts- und Gattungsbegriffen** (genus und species), wo denn aufsteigend der Begriff des Geschlechts wieder der Begriff der Art eines höhern Geschlechts wird.

In der Sprache besteht der einfache Begriff aus einem einfachen Worte; der **zusammengesetzte** entweder aus einem zusammengesetzten Worte (Raub-Thier), Erden-Sohn rc. oder aus dem Hauptworte, dem das Wort, welches die Zusammensetzung des Begriffs bezeichnet, vorgesetzt wird, (**rother Tisch; hervorströmende** Quelle rc)

§. 41.

Fortsetzung.

Das **Urtheil** entsteht aus der Verbinduug zweier oder mehrere Begriffe mit einander und aus der Angabe ihres gegenseitigen Verhältnisses. Das wörtlich ausgedruckte Urtheil heißt: **Satz**. Jeder Satz besteht daher aus **drei** Theilen, 1) aus dem Begriffe, von dem etwas ausgesagt wird (**Subject**); 2) aus dem Begriffe, der dem Subject beigelegt wird (**Prädicat**); und 3) aus dem Bindeworte zwischen beiden (**Copula**), das aber oft auch im Prädicate enthalten ist. (z. B. Gott **ist** heilig. — Weisheit **belohnt**).

Es gibt Fälle, wo das Prädicat dem Subjecte **unter einer bestimmte Modification** beigelegt wird, z. B. der Gerechte ist **wahrhaft** beglückt. — Der Himmel ist **sehr** bewölkt. — Die Tugend beseligt **allein**. —

Man unterscheidet bei den Urtheilen die **Materie** und die **Form**. Unter der erstern versteht man die Vorstellungen, deren Verhältniß zur Einheit des Bewußtseyns im Urtheile bestimmt wird; unter der zweiten die Angabe dieses Verhältnisses selbst. — Der **Form** nach können sie seyn: **einfache**) Gott ist gerecht); **zusammengesetzte** (Gott ist gütig, aber auch ge-

recht); — **allgemeine** (alle Menschen sind sterblich) *); **besondere** (einige Schauspieler gefielen mir); **einzelne oder individuelle** (Cajus ist verliebt); — **bestimmte** (wo der Grund des Urtheils beigebracht ist); **unbestimmte** (wo der Grund fehlt); — **bejahende** (es gibt sechs Reichsstädte); **verneinende**, (die Franzosen haben Aegypten nicht behalten); — **kategorische** (wo durch das Urtheil bestimmt wird, ob eine Vorstellung ein Merkmal der andern sey, oder nicht — z.B. die Tugend belohnt, ist ein bejahend kategorisches Urtheil; das Laster macht nicht glücklich, ein verneinend kategorisches); **hypothetische** (wenn er mich lieb hat, so thut er dies nicht); **disjunctive** (M. ist entweder gesittet oder nicht gesittet); **problematische** (Oestreich kann sich noch auf Englands Seite schlagen); **assertorische** (Batavien ist Frankreichs Bundsgenosse); **apodictische** (jede Wirkung muß eine Ursache haben.)

§. 42.

Fortsetzung.

Der Schluß bestehet in der Angabe des Verhältnisses gewisser Urtheile gegen einander mit beigefügtem Grunde **). Die Urtheile, welche mit einander verglichen werden, heißen: **Vordersätze (Prämissen)**; dasjenige Urtheil aber, welches aus denselben als Folgerung hervorgehet, der **Schlußsatz** (Conclusion). — Leitet man den Schlußsatz unmittelbar aus einem **einzigen** Vordersatze ab; so heißt der Schluß ein **unmittelbarer** (ratiocinium). Wird aber der Schlußsatz aus zweien oder mehreren Vordersätzen abgeleitet; so heißt er **mittelbar** (syllogismus). Die erstere Art nennt man auch **Verstandes-**, die zweite Art **Vernunftschlüsse**.

Die Schlüsse **durch Induction** und **nach der Ana-**

*) Als allgemeine Urtheile gelten auch diejenigen, wo die Quantität nicht ausdrücklich angegeben ist, z. B. der Mensch ist zur Vollkommenheit bestimmt; d. i. alle Menschen sind zur Vollkommenheit bestimmt.

**) Eben so richtig ist es bei Kiesewetter: Schließen heißt die Wahrheit oder Falschheit eines Urtheils aus der Wahrheit oder Falschheit eines andern Urtheils erkennen.

logie gehören zu den unmittelbaren Schlüssen. In den erstern schließt man entweder vom Allgemeinen aufs Besondere, (z. B. wenn alle Organisationen allmählig veralten; so veraltet auch die menschliche Organisation); oder vom Besondern aufs Allgemeine, (wenn dieser seine Pflicht erfüllen kann: so kannst du es auch). Bei den letztern folgert man daraus, daß gewisse Prädicate zweien oder mehreren Subjecten zukommen, daß diese Subjecte sich auch in anderer Rücksicht ähnlich seyn werden, (z. B. beide haben Talente; also können beide einst dem Staate nützlich seyn).

Zu den mittelbaren Schlüssen gehören auch theils diejenigen, wo entweder dem Obersatze, oder dem Untersatze, oder der Conclusion, oder den beiden erstern, oder allen dreien zugleich der Grund beigefügt wird *) warum man das angegebene Verhältniß zwischen Subject und Prädicat so und nicht anders bestimmt; theils Kettenschlüsse, (sorites), wo man den Schlußsatz aus mehrern Vordersätzen, die eine Reihe von Schlüssen bilden, ableitet.

§. 43.
Die Denkgesetze.

Das Auffinden der formellen Wahrheit ist der Zweck der Logik. Die Logik fragt nämlich nicht darnach, ob das Gedachte mit dem Gegenstande selbst (materielle Wahrheit), sondern ob es mit den Gesetzen des Denkens übereinstimme. Alles Gedachte, das mit den Gesetzen des Denkens übereinstimmt, ist formell wahr. Da aber das Denkende und das Gedachte nur in dem innern Wesen des Subjects vorhanden seyn kann; so ist auch alle logische Wahrheit blos formell. — Wird das Princip für die formelle Wahrheit in einzelne Aussprüche aufgelöset; so entstehen daraus die drei Gesetze der logischen Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Logisch möglich (d. i.

*) Gott, als das heiligste Wesen, ist gerecht;
Ein gerechtes Wesen belohnt das Gute und bestraft das Böse;
Also belohnt Gott das Gute und bestraft das Böse.

denkbar) ist das, was sich in einem Bewußtseyn vereinigen läßt. logisch **wirklich** (d. i. in den Begriffen existirend) ist das, was seinen Grund, warum es gedacht wird, in dem Verhältnisse zwischen dem Denkenden und dem Gedachten hat. logisch **nothwendig** ist das, dessen Gegentheil einen Widerspruch enthält.

§. 44.

Literatur der Logik.

Das Studium der Logik muß dem philosophischen Sprachstudium vorausgehen, weil die **Korrectheit**, die erste Bedingung der stylistischen Vollkommenheit, abhängig ist von der genauern Kenntniß der allgemeinen logischen Formen der Denkgesetze und dem, in denselben begründeten, Maasstabe für die **formelle Wahrheit**, ohne welche keine Korrectheit möglich ist, da die letztere nur der **wörtliche Ausdruck** der formellen Wahrheit ist, inwiefern das Vorstellungsvermögen des Menschen das Bedürfniß fühlt, Wahrheit zu suchen und zu finden.

Die wichtigern hieher gehörigen Schriften sind:

J. A. **Eberhard**, allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens. Berlin 1776.

J. J. **Engel**, Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln. Berlin 1780.

G. S. **Steinbart**, gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken, (3te Aufl.) Züllich. 1793.

H. M. F. **Ebeling**, Versuch einer Logik für den gesunden Verstand. Berlin 1785.

J. N. **Tetens**, philosophische Versuche über die menschliche Natur, 2 Theile. Leipz. 1777.

D. **Tiedemann**, Untersuchungen über den Menschen, 2 Theile, Leipz. 1777.

J. J. **Steeb**, über den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur. In 3 Theilen. Tüb. 1785.

J. E. **Abel**, Einleitung in die Seelenlehre. Stuttg. 1786.

E. **Platner**, philosophische Aphorismen, 1r Theil, 2te Aufl. Leipz. 1793. (und dessen kleines Lehrbuch der Logik und Metaphysik.)

J. **Kant**, Kritik der reinen Vernunft. Riga. 3te Aufl. 1790.

J. **Kant**, Logik, (herausg. von Jäsche.) Königsb. 1800.

K. L. **Reinhold**, Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. Jena 1790.

L. H. Jakob, Grundriß der allgemeinen Logik, und kritische Anfangsgründe der allgemeinen Metaphysik. 4te Aufl. Halle 1800.

J. G. C. Kiesewetter, Grundriß einer allgemeinen Logik nach Kantischen Grundsätzen. 3te Aufl. Berlin 1802.

J. G. C. Kiesewetter, Logik zum Gebrauch für Schulen. Berlin 1797.

J. H. Abicht, Anleitung und Materialien für ein logisch praktisches Institut für die Schulen. Erlang. 1796.

J. C. Wezel, Versuch der einzigen zweckmäßigen Propädevtik zum richtigen, gründlichen und fruchtbaren Studio der Vernunftlehre oder Logik 2c. Leipz. 1802.

J. A. Bergk, die Kunst zu denken. Ein Seitenstück zur Kunst, Bücher zu lesen. Leipz. 1800.

K. H. L. Pölitz, Grammatik des Verstandes, (oder der dritte Theil des Systems des teutschen Styls,) Görlitz 1801, und dessen gedrängte Darstellung der Logik, in Beziehung auf den Styl, in seinem Elementarbuch des Wissensw. S. 109. ff.

§. 45.

a) logische Begründung der Redetheile.

Bei dem Bedürfnisse des Menschen, seine innern Zustände durch Wörter darzustellen, welches durch die Sprachfähigkeit unterstützt wird, mußte eine beständige Wechselwirkung zwischen Denken und Sprechen eintreten; so daß die Verstandsformen (die Begriffe) in Sprachformen (Wörter) übergingen *). Ist jene Wechselwirkung zwischen Denken und Sprechen harmonisch; so müssen auch die Sprachformen den Verstandesformen entsprechen. Je mehr nun der Verstand, und überhaupt die gesammten geistigen Anlagen des Menschen entwickelt und ausgebildet sind; desto mehr wird auch die Sprache ausgebildet werden, und desto inniger wird der Zusammenhang zwischen den Sprach- und Denkformen seyn. Je mehr aber dieser Zusammenhang zwischen den Sprach- und Denkformen gefühlt wird; desto mehr wird man auch bemüht seyn, die Gründe dieses Zusammenhanges aufzusuchen. — Da nun das Denken früher ist, als das Sprechen; da das letztere nur die Folge von dem erstern ist; so muß auch eine nothwendige Abhängigkeit der Sprachformen von den Denkformen statt finden.

Die Sprachformen werden daher von den Denkformen bestimmt, und sind durch die letztern begrenzt; es kann nicht mehr Sprachformen geben, als nöthig ist, den Kreis

*) Bernhardi Sprachlehre Th. 1, S. 131. ff.

des Gedachten in der Darstellung durch Sprache zu erschöpfen.

Die Bedingung alles zusammenhängenden Denkens aber ist die Bildung des Urtheils, welches aus der Verbindung des Subjects und Prädicats hervorgehet, und aus dreien Begriffen, dem Subjectsbegriffe, dem Prädicatsbegriffe, und dem Begriffe der Assertion (der Copula) bestehet, durch welchen das Prädicat dem Subjecte beibelegt wird. Die ganze stylistische Darstellung ist daher eine Kette von einzelnen Urtheilen, die unter sich zu einem innigen Zusammenhange verbunden werden.

In den Redetheilen müssen daher diejenigen zuerst dargestellt und logisch begründet werden, welche dem Begriffe des Subjects entsprechen, und die stylistische Umgebung desselben modificiren, oder, zum Substantiellen in der Darstellung erhoben, an dessen Stelle in der Bezeichnung treten. Dahin gehören denn:

a) das Substantiv; die Darstellung des vorgestellten logischen Subjects (entweder des Selbstständigen, oder des in der Darstellung zum Selbstständigen erhabenen Unselbstständigen.)
b) die Präposition; die in der Sprache vorhandene Form zur Bezeichnung des Verhältnisses der Abhängigkeit, in welchem das Subject gedacht und dargestellt wird;
c) der Artikel; das in der Sprache vorhandene Zeichen für die Substantialität eines dargestellten Begriffers;
d) das Zahlwort; die in der Sprache vorhandene Form zur Bezeichnung des Umfanges der Subjecte;
e) das Pronomen; die in der Sprache vorhandne Form für die repräsentative Bezeichnung der als Individuen dargestellten Subjecte.

Darauf folgen zweitens die Redetheile, welche die Eigenschaften der Subjecte (Prädicate) bezeichnen, die attributiven Sprachformen;

a) das Adjectiv; die Form für die Darstellung einer dem Subjecte zukommenden inhärirenden oder zufälligen Eigenschaft;
b) das Particip (ein von dem Verbo abgeleitetes Adjectiv,) oder die Form für die Darstellung einer dem Sub

jecte zukommenden Eigenschaft, nach welcher das Subject entweder als thätig, oder als empfangend in der Darstellung erscheint. (Der unterscheidende Charakter des Particips vom Adjectiv ist der der **Bewegung**, welche den Nebenbegriff der Zeit einschließt, da alle Bewegung (das Thun und das Leiden) nur unter der Form der Zeit möglich ist.)

c) Das **Verbum**, entweder das **Verbum substantivum**: seyn, welches die reine **Copula** (ohne Beimischung eines Prädicats) enthält, oder das **Verbum adjectivum**, durch welches dem Subjecte ein Prädicat beigelegt wird, und zwar so, daß in dem **Prädicate zugleich die Copula** enthalten ist.

d) Das **Adverbium**, oder die Form für die Darstellung des Zufälligen am Prädicate, weil das Adverbium nie unmittelbar, sondern allezeit vermittelst eines Prädicats (dies sei nun ein Adjectiv, oder ein Particip, oder ein Verbum adjectivum) dem Subjecte beigelegt werden kann, übrigens auch keinesweges den Begriff des Subjects, sondern jedesmal **nur den Begriff des Prädicats näher modificirt.**

Außer diesen Redetheilen muß aber noch eine Form in der Sprache vorhanden seyn, durch welche die einzelnen Sätze, die in dem Verhältnisse der Coordination oder Subordination zu einander stehen, zu kleinern oder größern stylistischen Ganzen, zu Perioden und zu ganzen zusammenhängenden Reden, verbunden werden. Diese Form ist die **Conjunction**, welche das Band zwischen den einzelnen Urtheilen ist, um Schlüsse und ganze Ketten von Schlüssen aus denselben zu bilden.

Die **Interjection**, als unmittelbarer Ton der Empfindung, durch einzelne Laute und Wörter ausgedrückt, gehört eigentlich nicht in das Gebiet der durch die Redetheile erschöpften Darstellung der reinen Denkformen. Weder das Subject, noch das Prädicat wird durch die Interjection verändert oder näher modificirt. Sie ist ein Wiederhall, eine Einmischung des Gefühls in das Gebiet der durch Wörter dargestellten Begriffe. —

Die Klassifikation der Redetheile hängt also ab von der Bezeichnung und Darstellung des Subjects und Prädicats

durch Worte. So viele verschiedene Formen zur Bezeichnung des Subjects und Prädicats nach ihrem gegenseitigen (durch die Analysis des Urtheils begründeten) Verhältnisse aus den Denkformen resultiren; so viel gibt es Redetheile. Das ganze Gebiet aller möglichen (d. i. denkbaren) Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat muß darstellbar sein durch Worte; sonst wäre eine Lücke zwischen Vorstellung und Darstellung, und die Denkformen umschlössen mehr, als die Sprachformen darstellen könnten. So aber gibt es so viele Sprachformen, als für die Bezeichnung und Darstellung alles Denkbaren erforderlich ist; daraus ergibt sich also **theils der nothwendige Zusammenhang** zwischen den Denkformen und den Sprachformen; **theils die bestimmte Abhängigkeit** der Sprachformen von den Denkformen, so daß man, um mit der Darstellung der Sprachformen aufs Reine zu kommen, nicht richtiger verfahren kann, als sie aus den Denkformen abzuleiten, ihre Abhängigkeit von denselben zu zeigen, und die **Vollendung des ganzen** *a priori* **begründeten Sprachgebiets, durch die systematische Aufstellung der Sprachformen zu bewähren**, obgleich der **Gebrauch** dieser Sprachformen **blos empirisch** erklärt und deutlich gemacht werden kann, da sie als bloße Formen, ohne Beziehung auf einen Stoff, leer sind, so wie die reinen Verstandsformen erst nach ihrer Function erkannt werden, sobald der Stoff unter sie gebracht wird.

§. 46.

α) Sprachformen für die Bezeichnung des Subjects und dessen Modifikationen in der Darstellung.

Das Substantiv. Gattungen, Geschlecht, Flexion desselben. — Präposition.

Die stylistische Darstellung des logischen Subjects geschieht durch denjenigen Redetheil, welchen man das Substantiv nennt. Das Substantiv, als Redetheil, entspricht also dem logischen Begriffe der Substanz. Inwiefern aber der Begriff aus Merkmalen besteht; insofern ist das Substantiv die Darstellung **der Einheit einer Reihe von Accidenzen (Merkmalen).**

liegt dem Begriffe, welcher durch das Substantiv in der Sprache bezeichnet wird, eine Anschauung zum Grunde; so wird das Subject (die Substanz) als einzig (als Individuum) dargestellt. Auf diese Weise entsteht das *nomen proprium.* — Entspringt aber der Begriff wieder aus andern Begriffen; so entstehet das *nomen appellativum*, womit nicht die Existenz des Objects der Darstellung abgeläugnet, sondern dieses Object nur nach den Merkmalen dargestellt wird, welche der ganzen Art zukommen, zu der das dargestellte Object gehört. — Dieses sind eigentlich die einzigen beiden Arten der Substantiven, weil alles, was die Logik von höhern und höchsten Gattungen enthält, nur durch wiederhohlte Anschauungsweisen, oder durch Subsumtion von Begriffen unter Begriffe (z. B. im nomen collectivum, iterativum, diminutivum) erzeugt wird, mithin in der Darstellung durch die Sprache unter eine von jenen beiden Arten der Substantiven gebracht werden muß.

Das nomen abstractum, welches Eigenschaften (eigentliche Prädicate) zu Substanzen erhebt, die in der Sprache als Substantiva dargestellt werden, ist ein Mittelbegriff zwischen dem nomen proprium und appellativum, indem es, gleich dem erstern, eine Individualität darstellt, aber auch eine Allgemeinheit in sich faßt, wodurch es sich an das zweite anschließt.

Die Eintheilung der Substantiven nach den Geschlechtern hat seinen Grund in dem Zeitalter der frühern Bildung der Sprache. Dem Naturmenschen, dessen rohe Sprache den gehabten Anschauungen entspricht, ist die ganze Natur personificirt. Der allgemeine (empirisch wahrgenommene) Unterschied der beiden Geschlechter wird (indem der Mensch seine organische und geistige Natur bei der Betrachtung des Universums zum Grunde legt) von ihm auf die durch die Sprache darzustellenden Substanzen übergetragen. Das Thätige und Erzeugende wird größtentheils in der Sprache als männlich, das Leidende und Empfangende als weiblich dargestellt. Könnten wir den historischen Grund dieser Ansicht bestimmt auffinden, und in die ersten Epochen der Sprache eines jeden Volkes zurückgehen; so würden sich die Schwierigkeiten wahrscheinlich heben lassen, die mit den Anomalien

gegen diese Regel verbunden sind. Da aber dies nicht möglich ist; so hat der Sprachforscher in jeder einzelnen Sprache nur die Inkonsequenz der einzelnen Sprachen in einzelnen Fällen nachzuweisen. Das genus *neutrum* ist eigentlich kein Geschlecht, sondern drückt nur die Negation vom männlichen und weiblichen Geschlechte aus. So schwer auch die Erklärung des Ursprungs desselben seyn mag; so scheint doch das **Neutrum** später gebildet zu seyn, als die andern beiden Genera, wo der **Verstand** bereits thätiger war, als die Phantasie, die Anfangs alles Angeschaute unter das Genus der beiden Geschlechter brachte *). Als **Begriff** hat nämlich das Substantiv durchaus kein Genus, und wenn nun der Verstand in der Folge sich von dem Begriffe der Individuen und Arten zu dem Begriffe der Gattungen erhob; so bezeichnete er sehr oft die auf diese Weise später gefundenen Begriffe in der Sprache durch das Neutrum.

Das Substantiv, als solches, ist eine Einheit von Merkmalen. Da aber in der Darstellung durch Sprache die Verhältnisse der Subjecte gegen einander näher angegeben werden müssen; so muß auch die Sprache für die **Bezeichnung eines jeden Verhältnisses**, in welchem ein Subject zu andern stehen kann, gewisse Modifikationen ihrer Formen, oder gewisse eigenthümliche Formen für diese Bezeichnung haben, sonst würde sie zu arm seyn, um durch die Darstellung der Vorstellung von den Veränderungen der Subjecte zu entsprechen.

*) Bernhardi Th. 1, S. 146. ff. — Nicht ohne Scharfsinn bestreitet Meiner (in seinem Versuch einer an der menschl. Sprache abgebildeten Vernunftlehre §. 45. S. 259. ff.) die Meinung, daß die Wahrnehmung des gedoppelten Geschlechts der Thiere die erste Veranlassung zu dem in der Sprache vorhandenen genere gewesen sey. — Adelung (umständl. Lehrgeb. Th. 1, S. 343. ff.) prüft diese Meinung, und leitet den Ursprung des Geschlechtes der Substantiven von der Denkungsart der ersten Spracherfinder her, nach welcher sie alle Substanzen für beseelt hielten, und denselben alle Eigenschaften, die sie an sich selbst fanden, mithin auch ein Geschlecht beilegten. — Roth, (systematische Sprachlehre S. XIII. ff.) sucht die Wahrheit in der Mitte zwischen beiden Behauptungen, so daß nach ihm Adelung mehr die frühere, Meiner die spätere Periode der Sprachbildung im Gesichte hatte. —

Bei den Substantiven kann aber die Bezeichnung dieser Verhältnisse, welche den durch die Substantiven dargestellten Subjecten beigelegt werden, auf **doppelte** Weise geschehen; **entweder** durch die **Flexion**, d. i. durch diejenige Modifikationen des Substantivs, welche seine verschiedenartige Beziehung auf andre und seine Abhängigkeit von andern Subjecten bezeichnet (die Casus); **oder** durch die **Präpositionen**, welche eine eigne Sprachform ausmachen, deren Charakter in **der Bezeichnung der Abhängigkeit der Subjecte von einander** besteht.

Die Abhängigkeit der Subjecte von einander gehört aber nicht zu ihrem Wesen selbst, sondern ist nur ein **Verhältniß**, in welches sie treten, oder ein **vorübergehender Zustand**, in welchen sie gerathen. Es kann daher durch die Bezeichnung dieses Zustandes, welcher nicht das Wesen des Subjects selbst verändert, sondern dasselbe nur modificirt, nicht der Charakter des Substantivs als Redetheil selbst aufgehoben werden, vielmehr muß diese Zufälligkeit des Zustandes, und dieses Unwesentliche des Verhältnisses in der Form selbst sichtbar seyn, durch welche dieses Verhältniß bezeichnet wird. Diese Bezeichnung geschieht nun am Substantive selbst durch **Casus**, (durch versinnlichte Darstellung der einzelnen Fälle der Abhängigkeit, in welche das Subject kommt,) und zwar durch **drei** Casus, den Genitiv, Dativ und Accusativ. Der **Nominativ** ist eigentlich gar kein Casus, weil er die **Unabhängigkeit** des Substantivs ausdrückt, und der **Charakter** eines Casus darin besteht, die **Abhängigkeit des Subjekts in einem gegebenen Falle zu bezeichnen**. Da nun dieses blos durch den Genitiv, Dativ und Accusativ möglich ist; **so sind auch** diese **nur eigentliche** Casus, und nur diese können mit Präpositionen **verbunden** (nach dem uneigentlichen Sprachgebrauche: von diesen **regiert**) werden. Der **Vocativ** stellt die Substanz, unabhänglg, aber in einem Verhältnisse mit dem darstellenden Subjecte, nämlich **als empfangendes**, auf *).

*) Bernhardi Sprachlehre, Th. 1, S. 165. — Ob die Casus nichts weiter, als a b g e k ü r z t e P r ä p o s i t i o n e n sind, läßt sich wenigstens nicht aus dem w e c h s e l s e i t i g e n Gebrauche der Casus und Präpositionen zur Bezeichnung

Da aber die Darstellung der Abhängigkeit der Subjecte von einander durch Casus nicht immer bestimmt genug, und das dargestellte Verhältniß nicht immer hinreichend erschöpfend ist; so hat die Sprache in der Präposition einen eignen Redetheil zur Bezeichnung dieses Verhältnisses der Abhängigkeit. Das Wesen der Präposition besteht also darin, daß sie nur eine Modifikation des Subjects, mithin das Subject in Einem gegebenen Falle darstellt. Sie muß daher in der Darstellung den Charakter der Kürze behaupten, und erhält gewöhnlich *) ihren Platz vor dem als abhängig dargestellten Subjecte, und wo möglich zwischen dem Subjecte, von welchem die Abhängigkeit des andern Subjects ausgeht, und dem Subjecte, das als abhängig dargestellt wird. —

Die Darstellung der Einheit eines Subjects geschieht durch den Singularis, die der Vielheit durch den Pluralis, und die der Allheit sehr oft eben dadurch. — Das nomen proprium kann, seinem Charakter nach, nur einen Singularis und keinen Pluralis haben; das appellativum aber bezeichnet im Singularis die durch dasselbe ausgedrückte Art der Subjecte ebenfalls als Individuum, im Pluralis hingegen die mehrern, oder alle darunter gehörende Individuen. Das Abstractum hat dann einen Pluralis, wenn sein Pluralis Arten bezeichnet.

(Der Pluralis ist diejenige Form des Substantivs, welche eine unbestimmte Mehrheit ausdrückt. Soll die bestimmte Mehrheit bezeichnet werden; so muß sie in der Darstellung durch Zahlwörter ausgedrückt werden. — Der Dualis, welcher die bestimmte Mehrheit von zweien ausdrückt, zeigt, daß sich die Sprache durch Unterredung ausbildete, indem er den engsten Kreis des in Verbindung stehenden Subjects darstellt; auch mag er durch die Anschauung des Doppelten in der belebten Natur z. B. der Augen, Hände, Ohren rc. sich gebildet haben, indem für die Darstellung dieser Gegenstände die besondere Bezeichnung des Zweifachen wesentlich nöthig zu seyn schien. — Vergl. Bernhardi Th. 1, S. 168.)

der Abhängigkeit der Subjecte beweisen, z. B. daß ich sagen kann: Klopstocks Oden, und Oden von Klopstock.

*) Ausnahmen von dieser gewöhnlichen Stellung sind z. B. deiner Verdienste wegen.

§. 47.

Der Artikel.

In der Darstellung erscheint das Substantiv in der Verbindung mit andern Redetheilen, und zwar so, daß man oft bei demselben das Attributiv von der substantiellen Form (z. B. Licht — und licht) nur nach dem Zusammenhange unterscheiden kann. Um daher das Substantiv vor den übrigen Redetheilen herauszuheben, und nicht durch angehängte charakterisirende Sylben die Wurzel des Wortes selbst zu sehr zu verdunkeln, haben die mehresten kultivirten Sprachen ein eignes Zeichen für die Darstellung der Substantialität in dem Artikel. In dieser Hinsicht dient er dem Verstande, um die Darstellung des Substantivs zu verdeutlichen; der Phantasie aber dient er als die sinnliche Darstellung des Geschlechtsunterschiedes bei der Personification der Substantiven. Daher ist der Artikel männlich und weiblich, und geschlechtslos, wenn die Sprache das Neutrum einmal hat. — Uebrigens ist der Artikel der Redetheil, welcher sich ganz genau an das Substantiv, und an dieses nur allein anschließt.

Ursprünglich gab es wahrscheinlich nur einen Artikel, der dadurch entstand, daß der die Anschauungen bezeichnende Mensch den wörtlich bezeichneten Gegenstand zeigte. Der Baum galt da so viel, als dieser Baum, den ich vor mir sehe. Als in der Folge das Wort, welches das Individuum bezeichnete, zur Bezeichnung der Art und Gattungen angewandt, und also das nomen proprium in ein appellativum verwandelt (z. B. der Mensch — anfangs: dieser Mensch; dann: der Mensch, als Gattungsbegriff) wurde, behielt man den Artikel bei, da der Phantasie doch die Gattung als Individuum vorschwebte. — Der unbestimmte Artikel: ein, ist jüngern Ursprungs; denn man mußte schon den Gattungsbegriff erfunden haben, wenn man ein gewisses Individuum als einen Theil der Gattung darstellen wollte *).

Daß übrigens der Artikel ein minder bedeutender Redetheil ist, erhellet theils daraus, daß er in vielen Sprachen ganz fehlt; theils daß man ihn öfters in der absoluten

*) Vergl. N. A. T. Bibl. 73 B. 1 St. S. 114. ff.

Darstellung des Substantivs wegläßt, (z. B. Ewig ist Tugend. Ihr Leuchter verlöscht, ihr Leben verwelkt nicht. — Gib mir Brod und Wasser u.)

Wichtig wird sein Gebrauch in der Darstellung, wenn er den Ton erhält, um unter den bezeichneten Gegenständen, einen besonders auszuheben; z. B. der Mann, welchem ich meine Bildung verdanke rc. — Einen nur liebe ich rc.

A. F. Bernhardi, Sprachl. Th. 1. S. 153. und S. 281. ff.
J. S. Vater, allgemeine Sprachlehre, S. 183. ff.
J. C. Adelung, umständl. Lehrgebäude, Th. 1. S. 276. f.

§. 48.

Das Zahlwort.

Nächst der Darstellung der Selbstständigkeit in den mannigfaltigen Modifikationen des Subjects durch die Sprache, muß es auch in derselben eine Form für die Bezeichnung des Umfangs der Subjecte geben, durch welche die Einheiten (Individuen) angegeben werden, die zu einer und derselben Gattung von Subjecten gehören. Diese Form enthalten die Zahlwörter, welche daher in nächster Beziehung auf den Gattungsbegriff der Subjete stehen.

Die Zahlwörter bezeichnen aber den Umfang der zu einer Gattung gehörenden Subjeete auf eine doppelte Weise; entweder bestimmt, oder im Allgemeinen (und also unbestimmt).

Zu der bestimmten Bezeichnung des Umfanges gehören theils die Grundzahlen (eins, zwei, drei rc.), theils die Ordnungszahlen (der erste, zweite rc.), wodurch die Zahl der einzelnen Subjeete bestimmt angegeben wird; zu der unbestimmten Bezeichnung des Umfanges gehöreu diejenigen Wörter, durch welche nur im Allgemeinen die Zahl der Subjecte, welche von einerlei Gattuug sind, angegeben wird (z. B. jeder, alle, keiner, einige, viele, manche, etliche, einige, mehrere u.)

Wird die Zahl isolirt gesetzt; so ist in derselben der Begriff des Selbstständigen zugleich mit enthalten. Die Zahlwörter werden daher auch, wie die Abstracta, oft als Substantiva behandelt, und erhalten in mehrern Fällen die Constructions- und Declinationszeichen, doch bedürfen sie des

Artikels nur dann, wenn die eine dargestellte Einheit vor mehreren von derselben Art herausgehoben werden soll.

§. 49.

Das Pronomen.

Das Pronomen ist die Sprachform für die repräsentative Bezeichnung der als Individuen dargestellten Subjecte. Da die Sprache von mündlicher Unterredung ausging; so trat, bei der Bezeichnung anwesender Personen, das Pronomen an die Stelle des nomen proprium. Das Ich und Du, wahrscheinlich die frühesten Formen des Pronomen, waren bei der mündlichen Unterhaltung allgemein verständlich. Das Pronomen der dritten Person (er, es) aber entstand durch die Nothwendigkeit einer Form für die Bezeichnung aller außer zweien Sprechenden (dem Ich und Du) vorhandenen Personen und Sachen. — Die Pronomina personalia, demonstrativa, determinativa, relativa und interrogativa haben also eine repräsentative Beziehung; denn sie vertreten den eignen Namen einer Person, und erleichtern die Angabe des Verhältnisses, in welchem die Subjecte, als darstellend und empfangend, gegen einander stehen. —

Durch die Darstellung des Verhältnisses, in welchem die Person zu Sachen (Dingen außer ihr) steht, entsteht das Pronomen possessivum. Da aber auch jedes Pronomen substantivum in eine Abhängigkeit gegen sich selbst treten kann; so heißt es in dieser Rücksicht ein reciprokum (z. B. ich lege mich). Pronomina reciproka sind demnach nichts anders, als Pronomina personalia substantiva, in einem besondern Falle, nämlich in dem der Dependenz gegen sich selbst dargestellt *). — Die Pronomina, da sie blos einen Verhältnißbegriff, mit Einschluß des Begriffes der Person, bezeichnen, haben in der Darstellung eine kürzere Form, als die meisten Substantiva; doch da sie Subjecte repräsentiren, so sind sie, in Hinsicht der Darstellung der gegenseitigen Abhängigkeit, wie die Subjecte selbst bestimmt. Sie haben Casus, Genera und Numeros, wie Substantiva, aber, wie die Attributiva, nur in Hinsicht auf die Subjecte,

*) Bernhardi, Th. 1, S. 259. ff. obgleich bei diesem Redetheil Brnhardi etwas zu sehr gekünstelt hat. — Vergl. Vater, in der allgemeinen Sprachlehre, S. 189 ff.

Uebrigens dient die Form des Pronomen in der Darstellung zur Vermeidung der öftern Wiederhohlung eines und desselben Namens, wenn derselbe in mehrern auf einander folgenden Sätzen verkommen sollte.

§. 50.

β) Sprachformen für die Bezeichnung des Prädicats und dessen Modifikationen in der Darstellung.

Das Adjectiv.

Für die Anschauung bilden das Substantielle und Accidentelle (Subject und Prädicat) Ein Ganzes. Der Verstand aber trennt im Begriffe beide von einander, und dadurch entsteht der Begriff des Prädicats, als dessen, was einem Subjecte beigelegt wird. Die Eigenschaften nun, welche an dem Subjecte wahrgenommen werden, sind entweder inhärirend, oder zufällig. Die erstern sind schon in und mit dem Subjectsbegriffe gegeben, und erweitern daher den Subjectsbegriff keinesweges; dies geschieht aber durch die zufälligen Prädicate, nach welchen das Subject unter Eigenschaften erscheint, die nicht aus dem Subjectsbegriffe, als solchem, erkannt werden können.

So verschiedenartig nun die Prädicate an dem Subjecte gedacht werden können; so viele verschiedene Sprachformen muß es auch für die Darstellung der Prädicate geben. Diese Formen, da sie sämmtlich Attribute bezeichnen, heißen die attributiven Sprachformen, und stehen unter sich selbst in einer solchen Beziehung, daß sie in vielen Fällen aus einander erklärt werden können, und (z. B. das Adverbium,) durch die andern bedingt sind. Ihr gemeinschaftlicher Charakter ist: daß sie den logischen Begriff des Subjects modificiren, ohne ihn aufzuheben, oder, seinem Wesen nach, zu verändern. —

Das Adjectiv ist, im Allgemeinen, die Form für die Darstellung der Eigenschaften, welche dem Subjecte beigelegt werden. Sind diese Eigenschaften dem Subjecte inhärirend; so konstituiren sie den Subjectsbegriff und dieser wird dadurch nicht erweitert, (z. B. das Gold ist gelb; — oder: das gelbe Gold,) wo von den einzelnen Merkmalen, die in dem Begriffe des Goldes enthalten sind,

eins ausgehoben wird.) Sind die Eigenschaften aber zufällig (z. B. der schiefe Thurm); so wird der Subjectsbegriff dadurch näher modificirt.

§. 51.

Das Particip.

Legt man aber dem Subjecte ein Attribut bei, nach welchem das Subject entweder als thätig, oder als empfangend erscheint; so geschieht dies durch die attributive Form des Participps *). Das Particip ist aber nichts anders, als ein vom Verbo abgeleitetes Adjectiv. Da es nun für diese attributive Bezeichnung nur zwei Modifikationen gibt, unter welchen das Subject erscheinen kann, nämlich als wirkend, und als empfangend; so kann es auch nur zwei Participia geben (das Particip der ersten und der zweiten Art; das erstere trägt allezeit in der Darstellung einen activen Charakter, das zweite einen passiven *). Da jedes Particip Bewegung ausdrückt; so schließt es auch den Nebenbegriff der Zeit (das Zeichen seiner Abstammung vom Verbo) in sich ein, weil jede Bewegung nur unter der Form der Zeit erscheint.

Da das Attributiv zugleich die Empfindung bei der Wahrnehmung eines dem Subjecte beigelegten Prädicats darstellt, jede Empfindung aber eine intensive Größe, einen Grad hat; so muß auch der Ausdruck des Grades in die Darstellung aufgenommen werden können. Ist der Grad nur im Allgemeinen angegeben und unbezeichnet in der Darstellung; so heißt er der Positiv, durch welche das Subject auf der Stufe der Gleichheit mit andern Subjecten erscheint. Wird aber das Subject durch das Attributiv einem andern, oder mehrern Subjecten gegen über gestellt, und in Beziehung auf das Prädicat mit denselben verglichen; so ist es der Grad des Comparativs, durch welchen die Eigenschaft, nach welcher zwei oder mehrere Subjecte verglichen werden, entweder allen verglichenen Subjecten, oder nur

*) Bernhardi, Sprachlehre, Th. 1, S. 172. ff. Vater, allgemeine Sprachlehre, S. 201. ff.

*) Außerdem können in der Analysis der wirklichen (empirischen) Sprachen so vielerlei Participia vorkommen, als es verschiedene Formen für die Bezeichnung der Zeitverhältnisse (z. B. der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft) gibt.

einigen, mit gänzlicher Ausschließung der andern, beigelegt wird. Der Comparativ drückt daher das unbestimmte Uebertreffen in Hinsicht auf den intensiven Grad der Empfindung aus. — Wird aber der höchste Grad der Intension einer Empfindung dargestellt, wo sie nur sich selbst gegen über gestellt werden kann, so daß dadurch alle Vergleichung des dargestellten Subjects mit andern aufgehoben wird; so ist dies der Superlativ. — Alle Comparation kommt aber nur den Prädicaten zu; die Substanzen, als solche, haben keinen Grad.

(Das Attributive kann aber auch durch Abstraction als selbstständig dargestellt und gleichsam personificirt werden. Dadurch entsteht das Substantivum abstractum, z. B. die Schönheit; die Liebende; der Geliebte rc.)

§. 52.

Das Verbum.

In dem Begriffe der Substanz ist der Begriff des (logischen) Seyns gegeben. Substanz und Accidens sind für die Anschauung Eins. Sobald aber das Verhältniß beider gegen einander dargestellt und zwischen Subject und Prädicat unterschieden (die Grenzlinie zwischen Begriffen und Begriffen gezogen) werden soll; sobald muß auch die Sprache trennen, was die Anschauung als innigst verbunden umschließt. Es muß daher in der Sprache eine Form geben, welche nichts weiter als die Copula in sich enthält, d. h. welche nichts weiter aussagt, als daß ein Verhältniß zwischen Subject und Prädicat statt finde; dieses Verhältniß ist das Verhältniß des logischen Seyns. Das Verbum Seyn (und werden) enthält diese Form, und heißt daher auch das Verbum substantivum, weil dasselbe allein zur Bezeichnung der reinen Copula in der Sprache vorhanden ist. In allen übrigen Verbis (adjectivis) ist die Copula mit dem Begriffe des Prädicats in der Darstellung verbunden, so daß die Copula von dem Prädicate nicht getrennt werden kann. Nur das Verbum Seyn bezeichnet in der Sprache die ursprüngliche Synthesis zwischen dem in der Darstellung (nicht aber in der Anschauung) getrennten Subjecte und Prädicate.

Die Assertion, die in der Copula enthalten ist, ist entweder positiv, oder negativ; das Prädicat wird durch den Asser-

tionsbegriff dem Subjecte entweder beigelegt, oder abgesprochen (z. B. Er ist tugendhaft; — Er ist nicht weise.) —

In Hinsicht auf das Verhältniß, in welchem die verschiedenen Sprachformen für die Bezeichnung des Prädicats gegen einander selbst stehen, ist das **Verbum**, im Gegensatze gegen Adjectiv und Particip, die mannigfaltigste Form. Das **Adjectiv** legt dem Subjecte eine Eigenschaft bei, und kann zugleich den Grad der Empfindung bei der Wahrnehmung des dem Subjecte beigelegten Prädicats bezeichnen; aber ohne irgend einen Nebenbegriff der Zeit. — Das **Particip** thut das erstere auch, und ist deshalb ein echtes Adjectiv; aber es nähert sich in der Bezeichnung des Prädicats dem Verbo (von dem es auch abgeleitet ist,) durch den Nebenbegriff der Zeit, den es, vermittelst des Prädicats, auf das Subject überträgt. — Das **Verbum** endlich legt, wie das Adjectiv und Particip, dem Subjecte eine Eigenschaft bei, und zwar, wie das letztere, mit dem Nebenbegriffe der Zeit; aber es bezeichnet das Verhältniß des Prädicats zum Subjecte (nur mit Ausschluß der Bezeichnung des Grades der dabei wahrgenommenen Empfindung) ungleich mannigfaltiger, als das Adjectiv und Particip. Denn

1) bezeichnet das Verbum das Verhältniß zwischen dem Subjecte und Prädicate, nach den drei logischen Gesetzen der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit *).

a) Das Verbum stellt das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat als möglich dar; Modus conjunctivus;

b) als wirklich; Modus indicativus;

c) als nothwendig; Modus imperativus.

(Der Infinitiv ist kein eigner Modus, sondern er enthält den Prädicatsbegriff des Verbums unter der Form der Bewegung (der Zeit) im Allgemeinen ohne Person, und ohne den bestimmten Charakter der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit.

*) Dasselbe Verbum: Seyn, welches das logische Seyn in formeller Hinsicht bezeichnet, kann auch, in Hinsicht auf die Gegenstände der wirklichen Welt, das reale Seyn bezeichnen. In einer aus der Logik resultirenden, mithin ganz formellen, Sprachwissenschaft kann nur die erste Beziehung und Geltung dominirend seyn.

2) bezeichnet das Verbum das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat genauer und umschliesender, als das Adjectiv und Particip;

a) indem es das Subject, in Hinsicht auf das ihm beigelegte Prädicat, mit einem andern außer ihm vorhandnen Gegenstande im Kausalzusammenhange und zwar entweder als handelnd, oder als empfangend (entweder activ oder passiv) darstellt; das Verbum transitivum;

b) indem es das Subject, nach dem ihm beigelegten Attribute oder nach dem an ihm bezeichneten Zustande, ohne Beziehung auf einen andern Gegenstand darstellt; das Verbum intransitivum (neutrum); (ich höre; ich liege; ich sitze u.)

c) indem es das Subject, nach dem ihm beigelegten Prädicate, als auf sich selbst wirkend darstellt; das Verbum reciprokum; (z. B. ich habe mich gelegt; er hat sich vertheidigt.)

d) indem es das Subject, dem das Prädicat beigelegt wird, als ein bestimmtes Individuum genau bezeichnet; das Verbum personale;

e) indem es das Subject in der Darstellung als unbekannt und unbestimmt charakterisirt, wo das Ich und Du in der Bezeichnung hinwegfallen, und blos das Es und Man der dritten Person des Singularis übrig bleibt; das Verbum impersonale; (z. B. Es regnet.)

3) bezeichnet das Verbum die Form der Bewegung des Subjects) des Handelns oder Empfangens) die Zeit genauer, als das Particip, und vorzugsweise vor dem Adjectiv.

a) die Form für den dauernden Zustand des Subjects, (es sey handelnd oder empfangend); Form der Gegenwart;

b) die Form für den vollendeten Zustand des Subjects; Form der Vergangenheit;

c) Form für den beginnenden Zustand des Subjects; (Form der Zukunft) *).

*) Diese drei Tempora sind tempora *absoluta*; man hat auch die tempora *relativa* (diejenigen Zeitverhältnisse der Zustände, deren Platz in der Zeitreihe durch die Rücksicht auf andre Zustände bestimmt ist (vergl. Vaters allgemeine Sprachlehre. S.

(Der logische Gebrauch des Verbums: Seyn, als bloße Kopula, enthält nichts als die Assertion, d. i. ohne eine Beziehung auf die Form der Zeit.)

215. f.) a priori bestimmen wollen; aber ich glaube, daß die blos mit jenen allgemeinen Formen für die Dauer, Vollendung und das künftige Beginnen der Zeit geschehen kann. Die besondern Formen zur Bezeichnung der Vergangenheit und Zukunft gehören der empirischen Sprachwissenschaft, und überhaupt der Grammatik jeder einzelnen Sprache an. In der letztern kann nun zwar der Begriff eines jeden in einer gegebenen Sprache vorhandenen Tempus, so wie seine Grenze, und sein Verhältniß zu den verwandten Formen für die Bezeichnung derselben Zeit, und also überhaupt der empirische Gebrauch eines jeden Tempus in jeder gegebenen Sprache, mit Anwendung philosophischer Grundsätze, festgesetzt werden; dies aber *a priori* aus dem Verhältnisse der Denkformen zu den Sprachformen (in der philosophischen, oder allgemeinen Sprachwissenschaft) abzuleiten, scheint, bei der außerordentlichen Verschiedenheit der einzelnen Sprachen, in Hinsicht auf die Zahl und den Gebrauch ihrer Temporum zur Bezeichnung der Vergangenheit und Zukunft, bisher noch keinem gelungen, und überhaupt nicht möglich zu seyn. Man muß bei allen diesen Versuchen nur genau unterscheiden zwischen dem, was sich aus dem a priori bestimmten Verhältnisse zwischen Vorstellung und Darstellung (des einzigen Grundes der Ableitung der einzelnen Sprachformen aus den Denkformen) ergibt, und dem, was man als Resultat auffand, und dann in die allgemeine Sprachlehre übertrug, wenn man über die in einer gegebenen Sprache vorhandenen Tempora (z. B. in der griechischen, französischen ꝛc.) philosophirte. — Eben so können die umschreibenden Verba (da die umschreibende Conjugation in jeder gegebenen Sprache unter andern Modifikationen erscheint und kein allgemeines, durch alle Sprache hindurch gehendes, Princip hat,) nur in der empirischen Sprachwissenschaft aufgeführet werden. In der teutschen Sprache bedient man sich (in Hinsicht auf die Umschreibung des Modus) der Wörter: *können, mögen, wollen, dürfen*, zur Umschreibung des Conjunctivs; und der Wörter: *sollen* und *müssen*, zur Umschreibung des Imperativs; und der Auxiliaria (*seyn, werden, haben*) in Hinsicht auf die Umschreibung des Tempus. — Mehrere scharfsinnige Versuche, die einzelnen Tempora in jeder gegebenen Sprache philosophisch zu deduciren, finden sich bei Harris, Meiner, Bernhardi, Vater ꝛc. Mit vielem Geiste verbreitet sich eine Abhandlung von Fr. Gedicke über diesen Gegenstand: über die Hülfswörter, dabei zugleich über die Tempo-

(Die Subjecte selbst, welche nach ihrem Verhältnisse zum Prädicate in dem Verbo dargestellt werden, erscheinen aber theils nach ihrer Persönlichkeit (Ich, Du, Er, es); theils als Einheit (im Singularis), oder als Mehrheit (im Pluralis).

§. 53.
Das Adverbium.

Nicht immer aber reichen die drei attributiven Sprachformen, das Adjectiv, Particip und Verbum hin, um das Verhältniß erschöpfend anzugeben, in welchem das Prädicat zum Subjecte stehet. Es muß daher noch eine Sprachform geben, wodurch das Prädicat, in seinem Verhältnisse zum Subjecte, näher modificirt wird. Diese attributive Sprachform ist das Adverbium. — Es kann nie stehen, ohne daß nicht schon in der stylistischen Darstellung ein Prädicat neben dem Subjecte stünde; es hängt daher auch nicht vom Subjecte, sondern vom Prädicate ab, und erweitert oder beschränkt den Begriff, der im Prädicate enthalten ist. Es enthält mithin die Bezeichnung des Zufälligen am Prädicate, und drückt ein subordinirtes Merkmal, einen Nebenbegriff aus. — Dieser Nebenbegriff bezeichnet aber entweder eine nähere Modifikation der im Prädicate ausgesagten Beschaffenheit der Subjecte (dann ist es das *adverbium qualitatis*); oder es bezeichnet die Umstände und Verhältnisse, unter welchen das Prädicat dem Subjecte beigelegt wird (dann ist es das *adverbium circumstantiae* *).

ra des Verbums und deren genauern Begriff und Klassifikation; in dessen vermischten Schriften, Berlin, 1801. S. 1—31.

*) Da die allgemeinen Verhältnisse, welche den Accidenzen beigelegt werden, Zeit und Raum sind; so bezeichnet das Adverbium in Betreff der Zeit das, was weder durch die Participia, noch durch die Tempora dargestellt werden kann; im Betreff des Raumes aber hauptsächlich die Nähe und Ferne, als diejenigen Ortsverhältnisse, welche bei der Darstellung am meisten berücksichtiget werden. (Uebrigens sind die meisten Adverbien der Comparation fähig.) — Nach meiner individuellen Ueberzeugung ist die Lehre vom Adverbium bis itzt noch am wenigsten erschöpfend dargestellt, und selbst die scharfsinnigsten Sprachforscher sind,

darüber getheilter Meinung. Allerdings hat es Schwierigkeiten, die Beschaffenheitswörter und Umstandswörter mit dem gemeinschaftlichen Namen: Adverbium zu belegen. — Ich führe absichtlich deshalb die verschiedenartigen Meinungen bedeutender Sprachforscher auf. — Gottsched (vollständigere und neuerläuterte teutsche Sprachkunst, 6te Aufl. S. 378. ff.) sagt: „Nebenwörter (Adverbia) sind Zeichen, wodurch die Bedeutungen der Zeitwörter auf allerlei Art bestimmt werden: z. B. ich gehe, ist ein solches Zeitwort, dabei man aber nicht sieht, wie man gehet? Setze ich aber hinzu, bald, oft, stark, langsam, schnell, voran, hinterher &c. so sieht man die besondere Art meines Gehens. Es beziehen sich also die Nebenwörter auf das Thun oder Leiden, oder auf die Zeitwörter überhaupt; nicht aber auf Nennwörter, oder Fürwörter. Weil aber die Mittelwörter auch etwas von der Natur der ersten an sich haben, nämlich daß sie ein gewisses Thun mit andeuten; so können auch Nebenwörter dabei statt haben, z. B. ein liebender, ein beständig liebender &c.„ — Meiner (philos. oder allgemeine Sprachlehre S. 292. ff.) erklärt die Adverbia „als Bestimmungswörter, die entweder das, was in der Conjugation des Verbi nur überhaupt ist bestimmt worden, etwas näher bestimmen, oder von dem, was in der Conjugation ganz unbestimmt gelassen worden ist, die Bestimmung übernehmen.„ Ihm sind die Adverbia nicht blos, nach der Analogie der griechischen und lateinischen Sprache, Umstandswörter, sondern auch Beschaffenheitswörter. — Nach Adelung, (umständliche Lehrgeb. Th. 2. S. 33. ff.) ist das Adverbium derjenige Redetheil, welcher alles das Unselbstständige, was sich von dem selbstständigen Dinge nur sagen läßt; sofern man es sich für sich und als unselbstständig betrachtet, in sich schließt. Das Unselbstständige, was sich von einem Dinge sagen läßt, ist aber von gedoppelter Art; es ist entweder außer dem Dinge, oder an dem Dinge selbst befindlich; im ersten Falle ist es ein Umstand, im letztern eine Beschaffenheit.„ Noch bestimmter erklärt er sich darüber in seiner teutschen Sprachlehre, (3te Aufl.), wo er das Adverbium nicht mehr nach dem Verbo, sondern unmittelbar nach dem Substantive folgen läßt. Er sagt: „Im Teutschen ist kein Adjectiv ohne ein vorhergegangenes Adverbium möglich, und fast jedes Adverbium kann durch die Concretion in ein Adjectiv verwandelt werden„ S. 168. ff. — Roth, (systematische Sprachlehre, S. 83. ff.) sagt: „Unter den Adverbien hat man theils die Bestimmungswörter der Copula, folglich des Verbi, theils die Bestimmungswörter des Prädicats zu

verstehen. Da nun letzteres, wenn es nicht durch ein Adjectiv ausgedruckt ist, an dem Verbo selbst bezeichnet wird; so beziehen sich, nach dieser Rücksicht, die Adverbien, als Bestimmungswörter des Prädicats, eben sowohl auf die Verba, als auf die Adjectiva." Dieser Gesichtspunct scheint der richtigste zu seyn. Man vergleiche auch Roths Anfangsgründe der teutschen Sprache. S. 60. ff. — Vater (allgemeine Sprachlehre S. 228. ff.) erklärt die Adverbien" für Laute, deren Bedeutung die Sprachgewohnheit so festgesetzt hat, daß sie ein, zu dem Begriffe eines Prädicatslautes hinzutretendes, Merkmal ausdrücken. Dieses bestimmende Merkmal tritt entweder zu dem Prädicatsbegriffe, oder es tritt zu dem der Assertion des Urtheils hinzu." — Voigtel (Lehrbuch der teutschen prosaischen Schreibart, S. 83. ff.) weicht von dem Adelungschen Begriff des Adverbii ab, indem er das Adjectiv für denjenigen Redetheil erklärt, welcher einen Begriff bezeichnet, der nur an einem Gegenstande gedacht werden kann, und blos in Beziehung auf denselben Bedeutung hat. Das Adverbium hingegen bezeichnet, nach Voigtel, einen Begriff, der nur außerhalb eines Gegenstandes gedacht werden kann, aber vermittelst eines Verbi darauf bezogen wird, und zunächst den Begriff des Verbi näher bestimmt. — Etzler, (Beiträge zur Kritik des Schulunterrichts, 4s Stück S. 153. ff) sagt, "Die Beschaffenheits- und Umstandswörter, welche die beiden Klassen der Adelungschen Adverbien ausmachen, scheinen mir allzu ungleichartig zu seyn, als daß man sie unter den Begriff Eines Redetheils füglich sollte vereinigen können," und beurtheilt darauf die Adelungsche Theorie mit Gründlichkeit und Popularität. —

§. 54.
Die Conjunction.

Da die Sprache ein zusammenhängendes Ganze aus einzelnen Sätzen ist; so muß sie auch eine **Form** haben, wodurch die einzelnen Begriffe in Sätze so verbunden werden, daß die Einheit derselben, ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander, so wie die Grenzen, wodurch Sätze von Sätzen geschieden werden, bestimmt angegeben werden können. Diese **Form** (Redetheil) ist die **Conjunction**. Sie verbindet sowohl Subjecte, (Weisheit und Tugend), als Prädicate, (er ist

nicht nur weise, sondern auch rechtschaffen); sie zeigt die Abhängigkeit der Sätze von einander, (weil er thätig ist, so hat er auch Einfluß); sie bestimmt die Grenzen der Sätze in dem Ganzen einer Rede, woraus Neben- und Folgesätze, coordinirte und subordinirte Sätze entstehen. — Die Conjunction begreifet daher das Verhältniß der Substanzen gegen einander, und stellt als Succession in den Begriffen dar, was die Anschauung in Einem Ganzen umfaßt. Die Sprachdarstellung bedarf aber zur Verbindung eines Satzes zur Einheit, und zur Verkettung mehrerer Sätze an einen ursprünglichen, keines andern Redetheils, als der Conjunction, durch welche also das Gebiet der Sprachformen geschlossen wird.

Bernhardi, Sprachlehre, Th. 1. S. 320. ff.
Vater, allgemeine Sprachlehre, S. 244. ff.
Roth, systematische Sprachlehre, S. 92. ff.
Adelung, umständliches Lehrgebäude rc, Th. 2. S. 190. ff.
Etzler, Beiträge zur Krit. des Schulunterrichts St. 4. S. 188. ff.

§. 55.

Die Interjection.

Wenn das innere Gefühl in der Sprachdarstellung als bloßes Gefühl ausgedrückt wird; so entstehen daraus die Wörter, welche man Interjectionen nennt (ach! ei! he! rc). Sobald die innern Gefühle in klare Begriffe aufgelöset werden; sobald verschwinden auch die Interjectionen aus dem Zusammenhange der Sprachdarstellung.

Adelung, umständliches Lehrgeb. Th. 2. S. 200. ff.
Vater, allgemeine Sprachl. S. 171.
Gottsched, vollständige Sprachkunst. S. 397. f.

§. 56.

b) Forderungen der Logik an die Sprachdarstellung.

Formelle Wahrheit ist der Zweck der Logik. Erhebt sich der menschliche Geist durch freie Selbstthätigkeit und durch harmonische Ausbildung der einzelnen Theile seines Vorstellungsvermögens zu derselben; so muß er, wenn er die

erkannte Wahrheit in der Sprache darstellen will, zugleich die Fertigkeit besitzen, für die Bezeichnung der Wahrheit den richtigsten, entsprechendsten und deutlichsten Ausdruck in der Sprache (sowohl in der Wahl der einzelnen Wörter, als in der Verbindung derselben zu ganzen Sätzen) zu finden. Die Forderung an die Sprachdarstellung, welche der formellen Wahrheit innerhalb der Erkenntniß entspricht, ist daher: **Korrectheit des Ausdrucks.** Im Ganzen betrifft diese Korrectheit sowohl den **mündlichen**, als den **schriftlichen** Ausdruck; denn durch beide stellt das denkende Wesen, die ihm einwohnende, und durch Selbstthätigkeit erreichte Wahrheit dar. Allein die Forderungen der Logik in Betreff der Korrectheit sind nothwendig **strenger** in Beziehung auf den **schriftlichen** Ausdruck, als in Rücksicht auf den **mündlichen**, weil der schriftliche Ausdruck einer größern Vorbereitung, einer überdachten Ausführung und einer bestimmtern Verbindung der einzelnen Redetheile zu ganzen Sätzen fähig ist. Was also **im Ganzen** für die Korrectheit des Ausdrucks als Gesetz und Regel aufgestellt wird; das gilt zwar eben so gut auch für die **mündliche** Darstellung, aber noch im höhern Grade und verhältnißmäßig unnachlaßlicher für die **schriftliche** Bezeichnung der Gedanken.

§. 57.

Begriff der Korrectheit im Allgemeinen.

Der Styl, wenn ihm Vollkommenheit zukommen soll, wird an der **innigen Verbindung** der beiden wesentlichen Eigenschaften erkannt: der **Korrectheit** und **der Schönheit**. Hier, wo die Forderungen der Logik an die formelle Vollendung des Styls aufgestellt werden, kann blos von der **Korrectheit der Form** die Rede seyn, weil die Schönheit der Form aus ästhetischen Principien resultirt. **Korrectheit** ist aber die Angemessenheit des stylistischen Ausdrucks zu der logischen Vollkommenheit der Gedanken. Ohne gehörige Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungsvermögens, und ohne beständige Vergegenwärtigung der Denkgesetze in Beziehung auf die zwischen den Vorstellungen zu vermittelnde Wahrheit, ist keine Korrectheit möglich. Die Wahrheit in der Erkenntniß ist die conditio sine qua

von der Korrectheit. Da aber die Korrectheit nur durch Fertigkeit zu erlangen ist; so müssen mannigfaltige Uebungen in Angemessenheit zu den Regeln der Grammatik und Logik vorausgehen, ehe dem Stylisten diese Fertigkeit zugesprochen werden kann.

§. 58.

Bedingungen der Korrectheit des Ausdrucks.

Da die Korrectheit der Darstellung nur durch die Wahl und Verbindung der Wörter in einer gegebenen Sprache möglich ist; so stehet sie in unmittelbarer Verbindung mit der empirischen Sprachwissenschaft, deren höhere Begründung aber in der philosophischen Sprachwissenschaft enthalten ist. Zur Korrectheit des Ausdrucks gehört aber aus der empirischen Sprachwissenschaft:

α) Die Orthographie, im schriftlichen, die Orthophonie (richtiger Aussprache) im mündlichen Ausdrucke;

β) die empirisch bestimmte Flexionslehre; sowohl die Declination als die Conjugation;

γ) die Rectionslehre, oder die unmittelbare und empirisch bestimmte grammatische Folge der Wörter (der niedere Syntax).

(Von diesem allen handelt die empirische Sprachwissenschaft weiter unten.)

§. 59.

Fortsetzung.

Als Resultat der Logik gehört zur Korrectheit des Ausdrucks:

α) die Lehre von der Bildung und Verbindung der Sätze zu stylistischem Ganzen, (der höhere Syntax);

β) die Synonymik, oder die Lehre von der Geltung und dem richtigen Gebrauche der sinnverwandten Wörter;

γ) die Lehre von denen Eigenschaften, welche ei-

nem stylistischen Ganzen zukommen müssen, wenn man es **korrect** nennen soll.

Diese Gegenstände müssen also hier näher untersucht werden.

§. 60.

α) **Lehre von der Bildung und Verbindung der Sätze zu stylistischem Ganzen.**

Die Verbindung der apriorischen Sprachformen (der Redetheile) ist nicht willkührlich, sondern an bestimmte Regeln gebunden, wenn durch ihren Gebrauch die Korrectheit des Ausdrucks bewirkt werden soll. Die einfachste Verbindung der Redetheile zu einem Ganzen, ist der Satz, oder das Urtheil. Jedes Sprachganze besteht aus Sätzen, die unter sich verbunden sind.

A) Die Sätze selbst sind:

1. **Grundsätze** (axiomata), deren Wahrheit sogleich, wenn man sie versteht, erkannt wird, die nicht aus andern Grundsätzen abgeleitet sind, und deren man sich bedient, um die Wahrheit andrer Sätze zu erforschen.
2. **Lehrsätze** (theoremata), deren Wahrheit aus andern Sätzen abgeleitet (und also **bewiesen**) wird. Der **Beweis** ist die Bestätigung eines noch ungewissen Satzes wegen seines Zusammenhanges mit entschieden gewissen Sätzen. Die Beweise heißen **apriorische**, wenn man den Beweis aus dem Begriff des Gegenstandes selbst ableitet; *a posteriori*, wenn man den Beweis aus Thatsachen der Erfahrung führt; **apodictische**, wenn man den Beweis so führet, daß das Gegentheil nicht denkbar ist; **wahrscheinliche** (problematische), wo man zwar das Gegentheil denken kann, aber mehr Gründe für als **wider** hat; **directe**, wo man die Wahrheit eines Satzes beweiset, ohne auf die Falschheit des Gegentheils dabei zu sehen; **indirecte** (apagogische), wo man die Wahrheit eines Satzes aus der Falschheit seines Gegentheils beweiset. (Die Lehrsätze können **theoretische** und **practische** seyn.)

3. Folgesätze, Zusätze (consectaria, corollaria), die unmittelbar aus andern abgeleitet werden, deren Gewißheit sich also aus der Gewißheit eines andern ergibt.
4. Lehnsätze (lemmata), deren Wahrheit, als in einer andern Wissenschaft erwiesen, vorausgesetzt wird.
5. Postulate, die man, um eines wissenschaftlichen Bedürfnisses willen, als wahr annimmt, und an die Spitze von Folgerungen stellt, die daraus abgeleitet werden.
6. Hypothesen, wo das eine Verhältniß des Subjects zum Prädicate durch ein anderes, das man ponirt, bestimmt wird.
7. Aufgaben, Probleme, Fragen, wo man aus gegegeben Sätzen andre zu finden, und über sie zu entscheiden sucht.
8. Scholien, (Anmerkungen), die der Erklärung wegen beigefügt werden *).

B) Die Verbindung der Sätze unter sich geschieht durch Conjunctionen.

1. Werden zwei Begriffe zu einem gemeinschaftlichen Prädicate vereiniget (Weisheit und Tugend belohnen in sich selbst), oder die Begriffe mehrerer Sätze unter eine höher Gattung gebracht; so heißen die Sätze: continuative.
2. Werden gewisse Sätze von einem vorhergehenden abgeleitet, so daß sie aus demselben folgen; so heißen sie: consecutive.
3. Verhalten sich die verbundenen Sätze zu einander, wie Ursachen und Wirkung; so heißen sie: causale.
4. Wird das Verhältniß der Folgesätze mit den vorher-

*) Um aus den Sätzen eine vollständige Erkenntniß zu bilden, muß man zuvor die einzelnen Theile derselben, als Glieder, richtig verbunden haben. Man muß also in der Logik die Lehre von der Eintheilung der Begriffe (divisum, membra divisionis, fundamentum divisionis) kennen, und Definitionen, Descriptionen, Deductionen, Distinctionen, Partitionen und Divisionen bilden gelernt haben.

gehenden als nothwendig dargestellt; so heißen sie: **conclusive.**

5. Ist das Verhältniß der verbundenen Sätze zufällig, so daß auch, unter andern Verhältnissen des Subjects zum Prädicate, eine andere Verbindung derselben möglich wäre; so heißen sie: **copulative.**
6. Werden durch die Folgesätze blos die Verhältnisse des Subjects zum Prädicate in den vorhergehenden erklärt und weiter auseinander gesetzt; so heißen sie: **describirende, exponirende.**
7. Wird in den Sätzen dem einen, oder mehrern Subjecten das Prädicat vergleichungs- oder vorzugsweise beigelegt; so heißen sie: **comparative.**
8. Werden in den Sätzen die Prädicate, welche dem Subjecte beigelegt werden, einander entgegengesetzt; so heißen sie: **adversative.**
9. Werden in den Sätzen die Prädicate blos einem einzigen Subjecte ausschließend beigelegt; so heißen sie: **exclusive.**
10. Werden die Prädicate in den Sätzen dem Subjecte blos bedingungsweise zugestanden, oder beruht das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat selbst nur auf gewissen angenommenen Bedingungen; so heißen sie: **hypothetische.**
11. Werden mit der Beilegung des einen Prädicats dem Subjecte gewisse andere Prädicate abgesprochen; so heißen sie: **disjunctive.**
12. Wird in den Sätzen das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat unbedingt aufgestellt; so heißen sie: **kategorische.**
13. Wird in den Sätzen das Subject oder Prädicat durch einen Beisatz eingeschränkt; so heißen sie: **restrictive.**
14. Wird unter einer Voraussetzung das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat bedingt angenommen; so heißen solche Sätze: **conditionale** (die mit den hypothetischen verwandt sind).
15. Wiederhohlt man das Subject oder Prädicat in

den Sätzen, der Verstärkung wegen; so heißen sie: reduplicative.

16. Führt man in den Sätzen das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat einzeln auf; so heißen sie: analytische.

17. Wird mit dem Auflösen des angegebenen Verhältnisses zwischen Subject und Prädicat der ganze Satz aufgehoben; so ist es ein: synthetischer.

18. Wird das nämliche Verhältniß zwischen Subject und Prädicat im Satze, nicht selten mit denselben Worten, ausgedrückt; so ist es ein tavtologischer.

(Die Conjunctionen, durch welche die Verbindung der einzelnen Glieder eines Satzes, so geschieht, daß der Charakter des Satzes selbst von der Conjunction abhängt, führen den Namen von den Sätzen; z. B. in den disjunctiven Sätzen macht die Conjunction die Trennung — du bist entweder gut, oder schlecht.)

(Wenn durch die Conjunction dem Subjecte das Prädicat als zufällig und unbestimmt im Allgemeinen beigelegt wird; so folgt der Conjunctiv im Verbo; der Optativ aber, wenn die Zufälligkeit des Merkmals in einem besondern Falle vorhanden ist *).

§. 61.

Fortsetzung.

Die logische Richtigkeit ist nicht selten in stylistischer Hinsicht von der grammatischen zu unterscheiden. Grammatisch richtig können sehr viele isolirte neben einander gestellte Sätze seyn, sobald sie mit der, aus der empirischen Sprachwissenschaft hervorgehenden, Rectionslehre, dem niedern Syntaxe, übereinstimmen. Logisch richtig sind sie nur dann, wenn in den mit einander zu einem stylistischen Ganzen verbundenen Sätzen die Coordination, Unterordnung und Abhängigkeit, überhaupt die Nothwendigkeit des Zusammenhanges und der Verbindung der Sätze sicht-

*) Ueber das Verhältniß der Conjunction zu der Bildung von Sätzen, Bernhardi, Th. 1. S. 328 — 346.

bar wird. Die Grenzen der Perioden, mithin auch die richtige Interpunction, hängt also ganz von der Anwendung der Logik auf den Styl ab. Periode nennt man aber einen Satz dann, wenn mit dem herrschenden Subjecte alle die Prädicate und verwandten Begriffe verbunden sind, die, nach den Merkmalen der gegenseitigen Abhängigkeit, den Kreis der wesentlichen oder zufälligen Verhältnisse erschöpfen, unter welchen die Verbindung des Subjects und Prädicats gedacht wird. Nur durch die Logik kann also in der Periode ausgemittelt werden, welcher Redetheil der zweckmäßigste ist; welche Stelle er, nach der innern Oekonomie der Periode, bekommen muß; und bis wie weit die Grenzen der einzelnen Sätze in den Perioden reichen, welches durch die Interpunction angedeutet wird. — Nach diesem Maasstabe kann es daher keine zu langen, und keine zu kurzen Perioden geben; denn jede logisch richtige Periode hat, in den zu ihr gehörenden Begriffen und Sätzen, ihre eigenthümliche Länge, die nicht nach halben oder ganzen Zeilen bestimmt werden kann, sondern die durch das Verhältniß der Sätze selbst gegen einander mit Nothwendigkeit bestimmt wird. In logischer Hinsicht ist nur diejenige eine zu lange Periode, in welche Begriffe und Sätze aufgenommen sind, die nicht zum Beweise der nothwendigen zusammenhängenden Begriffe gehören; und eine zu kurze Periode würde etwas, das wesentlich zu diesem Kreise gehörte, in sich vermissen lassen.

§. 62.

Logische Bestimmung der Interpunction.

Die Lehre von der Interpunction würde nicht so viel Unbestimmtes und Willkührliches in sich haben, wenn man sich früher von dem wichtigen Einflusse der Logik auf die gesammte stylistische Vollendung überzeugt hätte, welche nothwendig auch den zweckmäßigen und festbestimmten Gebrauch gewisser Zeichen für die Verbindung und Trennung der Gedanken in den einzelnen Sätzen einschließt. Die Interpunction bestehet daher in der Fertigkeit des Gebrauches gewisser sichtbarer Zeichen, die zwischen einzel-

ne **Wörter**, ganze Sätze und vollständige Gedankenreihen (Perioden) gesetzt werden, um durch eine sinnliche Bezeichnung das zu verbinden, was dem Sinne nach zusammen gehört, und das zu trennen, was den Begriffen nach selbst von einander getrennt ist. Es kann daher hier nur von den Zeichen die Rede seyn, welche auf die Bezeichnung des Sinnes in der Reden Einfluß haben, nicht aber von den blos grammatischen und orthographischen Zeichen, welche in der empirischen Sprachwissenschaft aufgeführt werden *).

Da das Alterthum gar keine Interpunction kannte; so mußte durch diesen Mangel allerdings das Verstehen und geschwinder Auffassen des Sinnes einer Rede sehr erschwert werden. Die Aufnahme der Interpunction in die Schriften dient entschieden sehr dazu, das Verstehen des Sinnes in den einzelnen Perioden zu befördern, und das richtige Lesen und Declamiren zu erleichtern. Denn alle Declamation ist **Musik**, und so wie die Musik erst durch die Zeichen des Tactes und der Pausen ein darstellbares Ganze wurde; so muß nothwendig auch die Declamation durch eine völlig erschöpfende und in sich abgeschlossene Interpunction gewinnen. Freilich würde dann auch eine bestimmte Accentuation, mit neuerfundenen Zeichen, eben so nöthig seyn, wie in der Musik die langen und kurzen Noten, durch die Be-

*) Die Interpunctionslehre ist noch nicht erschöpfend behandelt. **Heynatz** versuchte es zuerst, sie in einer eigenen Schrift abzuhandeln: **Lehre von der Interpunction**, Berlin 1782. In den übrigen Sprachlehren wurde sie gewöhnlich nur empirisch dargestellt. In meiner **kurzen Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen**, Leipzig 1801. machte ich den Versuch, sie aus logischen Principien abzuleiten, ging aber darin zu weit, daß ich selbst die blos empirisch grammatischen Zeichen aus diesem Gesichtspuncte behandelte. Richtiger glaube ich verfahren zu sein in dem **Elementarbuche des Wissenswürdigsten** S. 171. ff. — Mit philosophischem Geiste, aber zu kurz und ohne Beispiele, hat sie **Maaß** in seinem **Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik**, Halle 1798, S. 142. ff. behandelt.

zeichnung in ein richtiges gegenseitiges Verhältniß gebracht werden.

§. 63.
Fortsetzung.

Der Zweck der Interpunction ist theils positiv, theils negativ. In positiver Hinsicht soll sie die Verbindung der zusammengehörenden Begriffe und Sätze befördern; in negativer Hinsicht die Trennung des nicht zusammengehörenden anschaulich machen. So wir aber die Conjunction unter den Redetheilen derjenige war, wodurch die Verbindung der einzelnen Begriffe und Sätze zu ganzen Perioden bewirkt, und mithin das Gebiet der Redetheile selbst vollendet und abgeschlossen wurde; so ist das **Punctum** unter den Interpunctionszeichen das wichtigste, weil es die Beendigung einer Periode, die Ausführung und den Schluß einer Gedankenreihe bezeichnet. Das Punctum stehet also jedesmal am **Ende einer Periode**, sie enthalte nun einen allgemeinen, oder einen coordinirten, oder einen subordinirten Satz. Die logische Geltung desselben wird daher durch den logischen Umfang der zu einer Periode gehörenden Partialbegriffe bestimmt.

Doch diese Partialbegriffe, oder die einzelnen Theile und Glieder einer Periode, müssen ebenfalls in der Periode selbst von einander unterschieden werden. Dazu dient:

Das Kolon, das man theils gebraucht, um einen darauf folgenden Hauptsatz anzukündigen (z. B. Beantwortung der Frage: ob die stehenden Heere dem Staate nützlich sind, oder nicht?); theils um die Rede eines andern anzukündigen (z. B. Gott sprach: es werde Licht!); theils um den Schluß mehrerer Vordersätze anzudeuten und den Eintritt des Nachsatzes zu bezeichnen (z. B. wenn die Erde sich im Frühlinge verjüngt; wenn alle Geschöpfe neues Leben fühlen; wenn sich die Brust zur hohen Sehnsucht hebt: dann ahnen wir ihn, den Schöpfer ꝛc.); endlich auch bisweilen, um die Aufmerksamkeit auf ein gewisses Hauptwort in der Periode hinzuleiten, (z. B. Frie-

drichs des Zweiten Nachfolger war: Friedrich Wilhelm der zweite.) In dieser letzten Beziehung wird es nur dann gebraucht, wenn eine Verwechslung der Subjecte, oder ein Mißdeuten des Sinnes in der Periode möglich wäre.

Ungleich bestimmter sollte der Gebrauch des Semikolon festgesetzt seyn, der bis jetzt immer noch so willkührlich war. — Das Semikolon steht am zweckmäßigsten zwischen Vorder- und Nachsätzen, die letztern mögen nun absolute oder relative seyn; mithin in consecutiven, conclusiven, adversativen, hypothetischen, disjunctiven, conditionalen Sätzen.

(Beispiele: in consecutiven: Wirst du mich bezahlen; so sollst du deine Quittung zurückerhalten. — in causalen: Weil er seinen Fehler einsieht; so soll er ihm verziehen seyn. — in conclusiven: Sind alle Menschen fehlerhaft; so bist du es auch. — in adversativen: Er hat mich nicht nur betrogen; sondern er hat mich auch verläumdet. — in hypothetischen: wenn wir unsterblich sind; so müssen wir als vernünftige Wesen fortdauern. — in disjunctiven: Entweder du bezahlst mich; oder ich verklage dich. — in condicionalen: Wofern du gerechte Sache hast; so will ich dich vertheidigen. — Folgen mehrere Vordersätze auf einander; so steht das Semikolon nach jedem; z. B. Wer nie von seiner Pflicht abweicht; wer von keinem Vorurtheile sich täuschen läßt; wer keiner Versuchung nachgibt; der verdient den Namen eines consequenten Mannes. — Bisweilen steht das Semikolon auch als Fragezeichen wenn das letztere weiter hinten an die letzte Frage angeschlossen wird, z. B. wer sollte nicht den Verläumder verachten; wer sollte sich zum Werkzeuge seiner Absichten herabwürdigen? — und als Ausrufungszeichen, wenn dasselbe ebenfalls erst am Schlusse des Satzes stehet: z. B. wie sehr beugt uns der Schmerz über verlorne Freunde nieder; wie selten werden sie uns ersetzt!)

Das Komma steht vor Begriffen und Sätzen, welche unmittelbar von den vorhergehenden abhängen, die aber doch des Verstehens wegen, durch ein sichtbares Zeichen von den vorhergehenden getrennt werden müssen. Auch steht es vor und nach einem eingeschobenen Satze. — Es steht folglich nach jedem Subjecte, das in dem folgenden Satze näher bezeichnet wird (z. B. die Erde, auf der wir wohnen rc);

nach jedem Satze, der ein eignes ihn bestimmendes Verbum in sich hat (z. B. wir treten auf der Erde auf, ohne Kentniß von unsrer Bestimmung zu haben, ohne zu wissen, wozu wir hier erzogen werden rc.); da, wo die Conjuntion und wegfällt, wenn sie zwei Prädicate verbinden sollte (z. B. die dunkle, grabähnliche Höhle; statt: die dunkle und grabähnliche Höhle); vor und nach jedem eingeschobenen Satze, der daran erkannt wird, daß man ihn im Lesen und Declamiren hinweglassen kann, ohne daß der Zusammenhang der Rede selbst unterbrochen würde (z. B. die Natur, die so viele Schönheiten in sich enthält, ist ein zusammenhängendes Ganze. — Der große Mann, sagt Lessing im Nathan, braucht überall viel Boden); selbst dann, wenn in dem eingeschobenen Satze wieder neueingeschobene Sätze vorkommen (z. B. die Freiheit des Willens, welche den Grund unsrer Tugend, die in der Fertigkeit in guten Handlungen besteht, enthält, kann nicht nach ihren letzten Gründen enthüllt werden); in der Regel aber nie vor der Conjuntion und (z. B Weisheit und Tugend sind innig verwandt), sondern nur dann vor und, wenn durch diese Conjunction zwei verschiedenartige Begriffe verbunden werden, von denen jeder mit einem Verbum verbunden ist, oder wenn die verschiedenartigen Prädicate der Subjecte zuletzt durch ein Hülfswort verknüpft sind (z. B. Er hat mich beleidigt, und weil er mich beleidigt hat rc. — Wenn wir einst unsre irdische Rolle vollenden, und uns zum Lohne einer bessern Welt erheben werden rc.); in continuativen Sätzen (z. B. er hat mich gesucht, gefunden und gesprochen); in copulativen Sätzen (z. B. Er ist in Rußland gewesen, wo er sich lange in Petersburg aufgehalten hat); in describirenden Sätzen (z. B. die Hauptstadt Frankreichs ist groß, schön, hat viele Palläste, Kirchen rc.); in comparativen Sätzen (z. B. London ist größer, als Stockholm); in exclusiven Sätzen (z. B. dir, nur dir, will ich mich anvertrauen); in disjunctiven Sätzen dann, wenn die Conjunction nicht an die Spitze gestellt wird, sondern im Zusammenhange der Rede erscheint (z. B. du wirst mich entweder vor dem Thore,

oder auf der Brücke treffen); in restrictiven Sätzen, (z. B, Kleist, als Sänger der Natur, übertrifft die meisten der gleichzeitigen Dichter); in reduplicativen Sätzen (z. B. die Natur, als Natur, ist bewußtlos); in Anreden, wo man die Person in den stylistischen Zusammenhang einschiebt, (z. B. du mußt dich, Geliebter, in dein Schicksal ergeben); in Comparationen, (z. B. er ist noch immer nicht so gut, so fleißig, so zuverlässig, als er seyn könnte).

Der Gebrauch der Parenthese, des Gedankenstrichs und des Ausrufungszeichens hängt ebenfalls von dem logischen Zusammenhange der Rede ab. So willkührlich auch oft in der Praxis der Gebrauch der beiden erstern ist; so sollte die Parenthese doch nur dann gebraucht werden, wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von der übrigen Periodirung verschiedenen Stellung und Construction, in die Mitte einer Periode stellt; z. B. die Zeit der Jugend (es ist ja die schönste Zeit im menschlichen Leben) gehet schnell vorüber – wo die, dem eingeschobenen Begriffe ganz eigne, Stellung und Construction den Unterschied zwischen dem blos eingeschobenen Satze, der durch zwei Commata eingeschlossen wird, und dem durch Parenthese zu bezeichnenden Satze ausmacht *). — Der Gedankenstrich, mit dem so viel Mißbrauch getrieben wird, gehört nur dann in den Zusammenhang der Rede, wenn das Folgende mit dem Vorhergehenden in keiner wesentlichen Verbindung stehet; wenn man, ohne einen neuen Abschnitt deshalb anzufangen, die einzelnen Glieder eines Ganzen von einander trennen will; wenn am Schlusse einer Periode, oder einer zusammenhängenden Rede, die Vollendung der Gedankenreihe bezeichnet, und die Trennung derselben von dem Anfange der fol-

*) Als bloßes grammatisches Zeichen steht die Parenthese, wenn das Vorhergehende durch ein beigebrachtes Beispiel erläutert werden soll, (z. B.), oder wenn man eine Jahreszahl, ein Citat, eine Terminologie näher angibt; die Zerstörung der Bastille (14 July 1789). — Lessing sagt (Th. 1. S. 20.) — die Telegraphie (Fernschreibekunst).

genden sichtbar gemacht werden soll; und endlich auch dann, wenn man mitten in einer Rede im lesen einhalten, und die Stimme bei dem Folgenden verändern soll. (z. B. Er lebte, nahm ein Weib, und — starb.) Die Verdoppelung, und überhaupt die zu große Häufung des Gedankenstrichs muß, so viel als möglich, vermieden werden *).

Das Fragezeichen, das am Ende einer Periode auch die Stelle des Punctum vertritt, stehet nach unmittelbaren (directen) Fragen, sie mögen positiv, oder negativ seyn, (z. B. hast du ihn erkannt? — hast du mich nicht gehört?); nach mittelbaren (indirecten) Fragen, wenn sie die Sätze schließen, damit man den Ton richtig lege (z. B. wissen möchte ich, ob er jetzt schon in Hamburg angekommen sey?) In der Mitte einer Rede kann es nur selten; und dann immer nur als Tonzeichen, stehen, (z. B. ich erkundigte mich überall, wo ich ihn finden würde? aber niemand gab mir Antwort; — wo statt des Fragezeichens auch ein Semikolon stehen kann). Die Verdoppelung des Fragezeichens sollte nur nach mehreren Fragen geschehen, wo die folgenden den Gegenstand, den die Fragen betreffen, weiter fortführen.

Das Ausrufungszeichen, das, so wie das Fragezeichen, am Ende einer Periode die Stelle des Punctum vertritt, stehet nach Sätzen, die einen Imperativ ausdrücken (z. B. werde einmal gescheut!); die einen Wunsch enthalten, mit welchem sich die Rede schließt (z. B. wie gern wollte ich dir willfahren!); die eine Verwunderung, oder Entsetzen, Angst ꝛc. bezeichnen (z. B. bei Gott, das hätte ich nicht geglaubt! — was habe ich gethan! — wie wird es mir gehen!); und nach Interjectionen (z. B. fort! — Pfui!), nicht aber nach Ueberschriften und Anreden. (Es ist fehlerhaft z. B. nach: hochwohlgebohrner, gnädiger Herr, ein Ausrufungszeichen zu setzen.)

*) Der Gedankenstrich stehet als bloßes grammatisches Zeichen, z. B. in den Ueberschriften der Paragraphen. Idealismus — Materialismus — Dualismus. — So stehet auch das Punctum als bloßes grammatisches Zeichen nach Citaten und Abbreviaturen; z. B. Garve in seinen Abhandlungen, Th. 1. S. ꝛc.

Die logischen Eintheilungszeichen, nach Zahlen oder Buchstaben, um die Abhängigkeit der Begriffe von einander zu bezeichnen, können hier nur angeführt werden; z. B.

Hauptsatz, oder Thema.

A. Erster Theil.
  a) Erster Untertheil.
    α) Erster Unteruntertheil.
    β) Zweiter Unteruntertheil.
  b) Zweiter Untertheil.
    α) Erster Unteruntertheil.
    β) Zweiter Unteruntertheil.
B. Zweiter Theil. rc.

Das Tonzeichen, das hauptsächlich zur Erleichterung des Lesens und zur Fixirung der Aufmerksamkeit entweder auf die in der Periode enthaltnen Hauptbegriffe, oder auf ein leicht im Zusammenhange zu übersehendes Wort dient, wird im Schreiben durch einen Strich unter dem Worte, im Drucke durch andere Lettern ausgedrückt. (Zur Bezeichnung des Hauptbegriffes dient es z. B. — das Ziel des Menschen ist Vollkommenheit.) — Die Partikeln erhalten im Lesen den Ton nicht, sobald er nicht besonders angedeutet ist. (z. B. wenn ich den finde, den ich suche rc. — Du wirst mich nie aussöhnen. — Die erste Periode der teutschen Sprachbildung gehet bis zu Karl dem Großen; die zweite bis zu den Minnensängern; die dritte bis zu der Bibelübersetzung rc. — die innern Vorzüge des Menschen sind wesentlich von seinen äußern verschieden.) Das Tonzeichen wird nur dann verdoppelt, wenn unter den schon einmal bezeichneten Begriffen noch einer besonders ausgezeichnet werden soll.

§. 64.

β) Die Synonymik.

Wenn die Sprache das Werk des völlig gereiften Verstandes wäre; so würde in derselben sich keine Mehrheit von Wör-

tern finden, die zur Bezeichnung eines und desselben Gegenstandes dienten; keine Wörter, deren Geltung und Gebrauch unbestimmt und schwankend wäre; keine Wörter, deren man sich, wegen ihrer Aehnlichkeit, bald so, bald anders bediente. So aber, da der Ursprung der Sprachen sich in das Zeitalter der ersten Bildung der Völker verliert; da sie als Kinder der Noth, des Zufalls und der sich erweiternden Verhältnisse, mitten unter dem Kampfe der Roheit mit der Civilisation, heranwuchsen; so, da sie nur erst in spätern Zeiten nach dem Umfange und Reichthume ihres Gebietes ausgemessen, und die überflüssigen und unvollkommenen Wörter und Wortformen, entweder nur allmählig und schwer, oder gar nicht verdränge werden konnten; so darf es auch nicht befremden, daß in dem spätern und reifern Zeitalter der Sprachen sich innerhalb derselben noch Wörter finden, deren Sphäre nicht bestimmt genug ist, und die sich dem Sinne nach so verwandt sind, daß sie nicht blos der Gebrauch des gemeinen Lebens, sondern selbst der wissenschaftlich gebildete Schriftsteller nicht selten mit einander verwechselt. — Da aber die Vollkommenheit einer ausgebildeten Sprache nicht allein darin bestehet, daß für jeden zu bezeichnenden Begriff und Gegenstand ein völlig zureichendes Wort in derselben vorhanden sey, sondern daß auch überhaupt jedes vorhandene Wort wissenschaftlich so bestimmt werde, daß nicht zwei Wörter in derselben sich völlig gleich — wohl aber verwandt — sein sollen; so muß es eine Lehre geben, in welcher das Verhältniß der sinnverwandten Wörter unter sich selbst, sowohl nach dem Sprachgebrauche, als nach der philosophischen Geltung der Wörter zur Bezeichnung der Begriffe bestimmt festgesetzt wird. Diese Wissenschaft aber, die Synonymik, kann nicht zur empirischen Sprachwissenschaft, sie muß vielmehr zur philosophischen Sprachwissenschaft gehören, und zwar muß die Logik, als die eigentliche Grammatik des menschlichen Verstandes, die Principien für das innere Gebiet dieser Wissenschaft enthalten.

§. 65.
Fortsetzung.

Synonymen sind also nicht gleichbedeutende Wörter, wie sie manche genannt haben, sondern sinnverwandte. Sie sind Wörter *), welche verschiedene Bedeutungen haben, wo aber diese Bedeutungen einander so ähnlich sind, daß ihre Verschiedenheit nicht leicht zu bemerken ist. Dies ist dann der Fall, wenn ihre Aehnlichkeit so groß, und ihre Unterschiede so dunkel sind, daß sie nicht anders, als durch eine genauere und vollständigere Zergliederung können entdeckt werden. Um aber die Linie mit Sicherheit zu ziehen, welche diese größte Aehnlichkeit von der völligen Einerleiheit trennet, muß man die Lehre von der Subordination und Coordination der Begriffe zu Hülfe nehmen. Die Wörter, welche der Gegenstand der Synonymik sind, können keine nomina propria; sie müssen gemeinschaftliche (appellativa) seyn; sie müssen also nicht einzelne Dinge, sondern allgemeine bezeichnen. Wenn sie aber ähnliche Bedeutungen haben; so müssen die Begriffe, die sie bezeichnen, in gemeinschaftlichen Merkmalen übereinkommen, und in je mehrern gemeinschaftlichen Merkmalen diese Begriffe übereinkommen, desto ähnlicher werden die Bedeutungen der Wörter seyn, die sie bezeichnen. Sie werden daher am ähnlichsten seyn, wenn sie den nächsten höhern Begriff mit einander gemein haben. Haben sie nur einen entferntern höhern Begriff mit einander gemein; so wird ihr Unterschied leicht in die Augen fal-

*) Es war für die Sprache ein wahrer Gewinn, daß ein so scharfsinniger Philosoph und korrecter Schriftsteller, wie J. A. Eberhard ist, den Entschluß faßte, die teutschen Synonymen zu bearbeiten. Obgleich, wie in der Literatur der Synonymik gezeigt werden wird, manches in diesem Fache bereits vorgearbeitet worden war; so fehlte es doch der Behandlung desselben bis dahin an einem philosophischen Sprachforscher, den es in diesem Philosophen erhielt. — Die Resultate desselben für dieses Feld der Sprachwissenschaft sind größtentheils in diesen Paragraphen zusammengedrängt. Man vergleiche Eberhards Synonymik Th. 1, S. VIII. ff.

len, und es wird keiner langen Zergliederung bedürfen, um ihn bemerkbar zu machen. — Uebrigens können sich sowohl coordinirte, als subordinirte Begriffe zu Synonymen eignen *), da auch die letztern einen nächsten höhern Begriff mit einander gemein haben können, nur mit dem Unterschiede, daß bei den subordinirten Begriffen in dem einen nur der Hauptbegriff ohne irgend einen Nebenbegriff, bei den coordinirten hingegen der Hauptbegriff in beiden mit einem besondern Nebenbegriffe enthalten ist.

Bei den Synonymen kommt alles auf die Zergliederung der Begriffe an; denn oft kann ein Wort mit mehrern Wörterfamilien verwandt seyn, wenn es mehrere Bedeutungen hat, wo es nach der einen an diese, nach der andern an eine andere Wörterfamilie grenzet **). Oft aber bestehet ein zusammengesetzter Begriff selbst aus mehreren Merkmalen, wo er nach dem einen Merkmale an das eine, nach dem andern an das andre Wörtergebiet grenzet. Hier muß ein solches Wort in beiden Rücksichten, jedesmal unter einer besondern Vergleichung, zergliedert werden. — Nach diesen Prämissen kann man die Synonyma als solche Wörter definiren, deren Bedeutungen durch einerlei nächsten Hauptbegriff einander ähnlich, aber durch solche Nebenbegriffe unterschieden sind, die nicht ohne genaue Zergliederung können entwickelt werden. Es gehören daher nicht zu den Synonymen diejenigen Begriffe, deren Unterschiede sogleich in der Zusammensetzung der Wörter in die Augen fallen (z. B. Halbmensch, Unmensch — welche den Begriff des Menschen gemein haben); eben so wenig solche, welche Gegenstände bezeichnen,

*) Fischer, Versuch in Entwickelung des Begriffes einiger stamverwandten Wörter, (in den Schriften der churfürstl. teutschen Gesellschaft in Mannheim, 9ter Band, S. 102. ff) rechnet blos die coordinirten, nicht aber die subordinirten Begriffe zu den Synonymen.

**) So ist betrachten von der einen Seite mit besehen, von der andern mit überlegen; Geschäft von der einen Seite mit Arbeit, von der andern mit Angelegenheit; begegnen, mit entgegen kommen, und mit ereignen verwandt. Eberhard Th. 1. S. XI.

deren Unterschiede man unmittelbar den Sinnen darstellen kann, (z. B. Pallast uud Hütte); und eben so wenig auch diejenigen eigenthümlichen Kunstwörter, deren Bedeutung in einer gewissen Kunst und Wissenschaft durch bestimmte Erklärungen festgesetzt worden ist. (z. B. Participium — Mittelwort. Revolution — Staatsumwälzung rc.)

§. 66.

Ursprung der Synonymen.

Ging die Sprache in ihrem Entstehen von der Darstellung des Angeschauten aus; so waren auch die Wörter, welche zur Bezeichnung der sinnlichen Gegenstände dienten, die ältesten in der Sprache. Als man sie in der Folge zur Bezeichnung übersinnlicher Gegenstände anwandte; so mußte eine doppelte Bedeutung des frühern Wortes entstehen, für deren Erforschung die Synonymik geschäftig ist, obgleich bei vielen Wörtern, in den folgenden Zeiten, die frühere sinnliche Bedeutung ganz verloren gegangen, oder unter diejenige Art der Archaismen gekommen ist, welche, als zu unedel für den schriftlichen Ausdruck, höchstens nur noch in der Sprache des gemeinen Lebens vorkommen.

Ferner mußten zu der Zeit, als die einzelnen Horden und Stämme eines Volkes noch isolirt lebten, und nicht zu einem gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Bande vereinigt waren, bei diesen einzelnen Horden viele Wörter im Umlaufe seyn, die in der Folge, als sie in den Staatsverhältnissen näher zusammenrückten, einen und denselben Gegenstand mit verschiednen Benennungen bezeichneten. Daher stammen vorzüglich die vielen gleichbedeutenden Wörter in der Naturgeschichte. — Je mehr nun aber, in der Folge, bei dem nähern Zusammenrücken der einzelnen Stämme zu Einem Staatsvereine, die einzelnen Mundarten mit einander um die Oberherrschaft kämpften, bis endlich derjenige Dialect, welcher durch die Schriftsteller am meisten ausgebildet wurde, die andern besiegte, und sich zur Schrift- und Büchersprache aufschwang; desto mehr verminderte sich auch die Geltung der, in den verschiednen ehemals mit einander kämpfenden Dialecten vorhandenen, gleichbedeuten-

den Wörter, weil, durch die Regulirung der Schriftsprache, allmählig diejenigen gleichbedeutenden Wörter, welche den besiegten Dialecten angehörten, in die Reihe der Provinzialismen zurücktraten *), und in der allgemeinen Synonymik einer ausgebildeten Sprache nicht weiter berücksichtiget werden konnten, weil von ihnen kein Gewinn für die Vervollkommung der Büchersprache erwartet werden durfte.

Je mehr also eine Sprache in der Ausbildung fortschreitet; je mehr durch die Uebereinstimmung der besten Schriftsteller einer Nation das festgesetzt wird, was eigentliche Büchersprache ist; desto mehr muß sich die Zahl der gleichbedeutenden Wörter vermindern, weil diejenigen, welche sich von ihnen doch noch in spätern Zeiten erhalten, durch die Verschiedenheit der Bedeutung, die man ihnen nun unterlegt, aus gleichbedeutenden Wörtern in sinnverwandte verwandelt werden. Mit dem Fortschreiten der Sprache vermindert sich daher nothwendig die Zahl der gleichbedeutenden Wörter, dagegen steigt die Zahl der sinnverwandten; denn alle diejenigen Wörter, welche die Schriftsprache nicht ganz, in dem Zeitalter ihrer höhern Reife, von sich ausstoßen, und unter die bloßen Provinzialismen versetzen kann, gebraucht sie nun, um die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu bewirken, in einer verschiedenartigen Bedeutung, welche aber von einem nächsten höhern Hauptbegriffe abhängig wird; — mithin als Synonymen **).

Endlich mußte, in dem Zeitalter der höhern Bildung einer Sprache, das Studium der Synonymik schon dadurch

*) So waren zu Luthers Zeiten, wo der obersächsische Dialect sich zur Herrschaft über die andern Dialecte aufschwang, mehr gleichbedeutende Wörter in der Sprache, als späterhin.

*) Schwer ist es daher, in diesem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache, festzusetzen, was ehemals gleichbedeutend oder sinnverwandt gewesen sey, weil dazu eine genaue Kenntniß der früherhin mit einander kämpfenden Dialecte erfordert wird, und weil durch die Idiotika selbst nur schwer noch ausgemittelt werden kann, wie allmählig der Uebergang der gleichbedeutenden Wörter in sinnverwandte geschehen sey.

belebt werden, daß mit jener Bildung die Verwandlung der ehemaligen Bedeutung der Wörter nothwendig in Verbindung stand. Durch den Gebrauch der rhetorischen Figuren von Dichtern und Rednern erhielt die ehemals blos sinnliche Bezeichnung ein geistiges Leben. Die erste Armuth der Sprache mußte ein Mittel ihres Reichthums werden, da man die sinnlichen Bezeichnungen und Wörter auf übersinnliche Gegenstände übertrug, und diese, durch die sinnliche Einkleidung, der Phantasie näher brachte, und durch das Leben, welches ihnen jene sinnliche Bezeichnung in der Darstellung einzuhauchen schien, selbst in Anschauung verwandelte. So sehr sich auch, durch diese Verwandlung, die Schwierigkeiten für den philosophischen Sprachforscher vermehrt haben; so hat doch die Poesie dadurch ein frisches Leben gewonnen *). Dieser Luxus in der gebildeten Sprache vermehrte aber auch die Dunkelheit in den Bezeichnungen, und die häufige Verwechslung in dem Gebrauche sinnverwandter Wörter. Schon dadurch muß das Bedürfniß einer sorgfältig bearbeiteten Synonymik, wo alle einzelne Merk-

*) Sehr wahr sagt Eberhard Th. 1. S. XXXIX. „Dies ist ein Vortheil, den die Völker benutzen können, die außer der gemeinen, eine eigene poetische Sprache haben; und zu dieser gehört auch die teutsche. Sie kann nicht allein Worte, die in der gemeinen Schreibart zu veralten anfangen, als: gebieten, beschirmen, beugen u. d. gl. in ihrer poetischen Sprache erhalten, sondern auch solche, die längst darin vergessen sind, als: Minne, kosen, in die Dichtersprache gewisser Gattungen wieder aufnehmen. Bei den Franzosen, welche des Vortheils einer eignen poetischen Sprache entbehren, und bei denen alles Alte, blos um seines Alters willen, lächerlich ist, sind alle Wörter, die einmal aus der gewöhnlichen Sprache verstoßen sind, ganz verloren, und können nur noch in der burlesken Schreibart gebraucht werden. In diese Form wollte Gottsched, der kein höheres Ideal des Geschmacks, als das französische kannte, auch die teutsche Sprache gießen, und sie war daher zu seiner Zeit in einer gefährlichen Krisis. Hätte er gesiegt; so hätte die teutsche Sprache ihre ganze poetische Farbe verloren. Diese suchten die schweizerischen Kunstrichter zu retten, und darin bestand ihr Hauptverdienst.„

male verwandter Begriffe und die einzelnen Bedeutungen verwandter Wörter zergliedert werden, fühlbar geworden seyn.

§. 67.

Folgerungen daraus.

Wenn die Untersuchungen über den Ursprung der Synonymen überhaupt mit den Untersuchungen über den Ursprung, und besonders über den Gang der stufenweisen Entwickelung und Ausbildung einer Sprache in genauer Verbindung stehen; so folgt daraus, daß, je mehr eine Sprache veredelt und vervollkommnet wird, die Zahl der gleichbedeutenden Wörter in derselben vermindert werden muß, so daß zuletzt, wenn die Sprache je die letzte Stufe ihrer Vollkommenheit erreichte, gar kein gleichbedeutendes Wort mehr in ihr getroffen werden dürfte. Nur sinnverwandte, und diese zwar nach einer, unter den besten Schriftstellern der Nation durch stillschweigende Uebereinkunft angenommenen und festgesetzten, allgemein gültigen Bedeutung, können noch in ihr getroffen werden. Da aber in einer lebenden Sprache, die einem beständigen Wechsel unterworfen bleibt, die Allgemeingültigkeit dieser Bedeutung nur relativ ist; so muß auch die Vollkommenheit einer lebenden Sprache selbst immer nur relativ bleiben. Bei todten Sprachen hingegen muß es bestimmt ausgemittelt werden können, welche Wörter, bei den klassischen Schriftstellern derselben, als sinnverwandt erscheinen. —

Aus diesem allen wird auch klar, warum der von Gottsched und Stosch für die Synonymen gebrauchte Ausdruck: gleichbedeutende Wörter, mit dem richtigern der sinnverwandten vertauscht werden muß. Sie hatten immer, bei ihren Untersuchungen, die frühern Zeiten der Sprachbildung im Gesichte, wo die Zahl der Wörter groß war, die wirklich völlig einerlei Bedeutung hatten; dahingegen bei der fortschreitenden Bildung einer Sprache sich jene Zahl bedeutend vermindern, und diejenige steigen muß, deren Verschiedenheit gewiß, aber nur durch Zergliederung zu erforschen möglich ist (der Synonymen).

§. 68.

Principien für die Synonymik.

Je größer die Zahl der Synonymen bei der fortschreitenden Ausbildung einer Sprache, selbst durch die Menge der neugebildeten Wörter wird, die allmählig in die Mitte des Sprachschatzes eines Volkes eintreten; desto nöthiger wird es, die Synonymik selbst auf gewisse allgemeine Principien zurückzuführen.

Da nun bei den Synonymen hauptsächlich alles auf die beständige Vergegenwärtigung der **Unterschieds zwischen Haupt- und Nebenbegriffen, zwischen Gattung und Art** (genus und species,) **zwischen coordinirten und subordinirten Begriffen** ankommt; so hängt auch die Synonymik zunächst von der richtigen Anwendung der Lehre der Logik **von der Eintheilung der Begriffe in Gattungen und Arten** ab. Sobald nämlich über Synonymen entschieden werden soll; sobald muß man den nächsten Hauptbegriff richtig bestimmen, die Nebenbegriffe desselben entwickeln, und die Verschiedenheit dieser Nebenbegriffe genau angeben.

Ferner muß man **durch Etymologie die Wortfamilien** erforscht haben, zu welchen die Synonymen gehören, um dadurch auf die für die Zergliederung nöthigen, und in ihnen enthaltenen Nebenbegriffe geführt zu werden. Doch darf die Etymologie dabei nie zu weit getrieben werden, weil, wegen des dabei möglichen Mißbrauches, kein Studium größere Vorsicht erfordert, als das der Etymologie, besonders da die Ausbeute desselben oft so wenig bedeutend ist.

Darauf muß man den herrschenden Sprachgebrauch berücksichtigen, der oft von dem ehemaligen so wesentlich verschieden ist. Der Sprachgebrauch führt sicherer, als Etymologie und Analogie; nur muß er selbst ausschließend nach den klassischen Schriftstellern einer Nation festgesetzt werden *).

*) Glossarien und Idiotika sind für die Synonymik nur mit Vorsicht zu gebrauchen. — Was die übrigen Wör-

Hauptsächlich aber muß man das Princip festhalten, (§. 65.): nicht blos coordinirte, sondern auch dann subordinirte Begriffe zu den Synonymen zu rechnen. Denn wenn es das gemeinschaftliche Merkmal der Synonymen ist, daß sie einen nächsten höchsten Begriff mit einander gemein haben; so ist dies auch der Fall bei Wörtern, welche subordinirte Begriffe bezeichnen. Nicht jedes synonyme Wort hat gleichen Umfang; mehrere sind weiter, mehrere sind enger; demohngeachtet können sie einem gemeinschaftlichen Hauptbegriffe untergeordnet seyn.

§. 69.
Einfluß der Synonymik auf den Styl.

Wenn die erste wesentliche Eigenschaft des Styls: Korrectheit ist; wenn diese aber von der Logik abhängt; so muß durch die, vermittelst der Logik festzusetzende, Geltung der Synonymen der Styl nothwendig an Bestimmtheit und Deutlichkeit, und folglich an Korrectheit gewinnen. Durch das Studium der Synonymik wird man in den Stand gesetzt werden, für jeden Begriff immer das in diesen Zusammenhang einzig passende Wort aufzufinden, und zwar nach der Bedeutung, welche ihm in dieser Verbindung nothwendig eigen seyn muß.

Für die Schönheit des Styls, der zweiten wesentlichen Eigenschaft desselben, wird die Synonymik nur dadurch wirken, daß sie durch ihre Grenzbestimmungen den Gebrauch der rhetorischen Figuren, und dadurch das poetische Leben der Sprache befördert *). —

terbücher betrifft; so ist das Verhältniß derselben zur Synonymik reciprok. Enthalten die Wörterbücher zu ihren Wortbestimmungen Belege aus den Klassikern der Nation; so dienen diese der Synonymik. Aber eben so wichtig wird es auch für ein philosophisches Wörterbuch der Sprache seyn, die Resultate der isolirt erschienenen Sammlungen der Synonymen in sich aufzunehmen, und dadurch dem Wörterbuche nicht nur größere Vollständigkeit, sondern auch innere Präcision durch Aufsuchung der einzelnen logischen Bedeutungen eines Wortes, und festern Zusammenhang zu geben.

*) A. F. Bernhardi, Sprachlehre, Th. 2. S. 106. ff.

So wird denn auch der Nutzen der Synonymik bestimmt. Sie weckt vorzüglich den **Scharfsinn**, der sich mit der Aufsuchung der versteckten Verschiedenheiten zwischen verwandten Begriffen beschäftiget; sie setzt die niedern Geisteskräfte, besonders die Phantasie, in ein freies Spiel; sie befördert die Richtigkeit im Denken, indem sie den Umfang unserer Kenntnisse und ihre Aufhellung auch in den feinsten Bestandtheilen befördert; sie gewährt endlich Vergnügen, da sie durch die Entdeckungen überrascht, welche ihr Studium mit sich führt *).

Das Bedürfniß für den Anbau der Synonymik steigt also in dem Grade, in welchem sich die Sprache einer Nation dem Zeitalter ihrer höhern Reife nähert. Denn dann wird es immer nöthiger, die Grenzlinien zwischen den verschiedenartigen, und oft nur durch Anstrengung aufzufindenden Verschiedenheiten der Bedeutungen in den einzelnen Wörtern und Begriffen zu ziehen; den vorhandenen Sprachschatz in sich selbst mit logischer Bestimmtheit festzustellen; die neugebildeten Wörter in ihr richtiges Verhältniß zu den bereits vorhandenen zu bringen; den Gebrauch eines jeden Wortes, nachdem seine logische (formelle) Geltung ausgemittelt ist, in einer, oder in mehreren der **drei Schreibarten** des Styls (der niedern, mittlern und höhern) festzusetzen, und, mit einem Worte, die Willkühr des Sprachgebrauchs so **durch feste Gesetze und Grenzbestimmungen** zu binden, das das Schwankende in der Wahl, in der Verbindung und in dem Gebrauche der einzelnen Wörter sich allmählig ganz verliert. — Die Nothwendigkeit der Anwendung der **logischen** Principien auf die Synonymik leuchtet daher von selbst ein.

§. 70.

Literatur der Synonymik **).

Verhältnißmäßig ist das Gebiet der Synonymik noch nicht so angebaut, wie andere Fächer der teutschen Spra-

*) vergl. J. A. Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der teutschen Sprache, Halle 1802, die ganze Einleitung, welche eine Anweisung zum Gebrauche des Handwörterbuchs enthält.

**) Diese Literatur ist bei Eberhard Th. 1. S. XLIX ff. nicht ganz vollständig. Die ausländische Synonymik muß man aber daselbst vergleichen.

che. Doch haben wir nun in **Eberhards** größerem Werke ein Product, das sich mit jedem ähnlichen in andern Sprachen messen kann. Neben ihm verdient das noch unvollendete von **Heynatz** eine sehr ehrenvolle Erwähnung.

J. Schöpper, Synonyma, d. i. mancherley Gattungen teutscher Wörter, so im Grunde einerley Bedeutung haben. Dortmund 1550.

L. Schwarzenbach, Synonyma, oder Formular, wie man einerley Meinung auf manche Art und Weise soll aussprechen. Nürnberg 1554.

J. C. Gottsched, Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler teutschen Wörter und Redensarten. Straßb. und Leipz. 1758.

S. J. E. Stosch, Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der teutschen Sprache. Frankf. 1 Th. 1770. 2r Th. 1772. 3r Th. 1773.

S. J. E. Stosch, kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der teutschen Sprache (oder der 4te Theil des vorigen Werks) Frankf. 1775.

(Bei allen Mängeln dieses Werks verdient doch Stosch, der unter uns in der Synonymik die Bahn brach, Achtung und dankbare Benutzung.)

F. T. Bender, Verzeichniß von gleichbedeutenden Wörtern in alphabetischer Ordnung für Schulen. Münster 1780.

Teutsche Synonymen, oder sinnverwandte Wörter. 2 Theile. Frankf. und Leipz. 1794. (auch unter dem Titel: Schriften der churfürstl. teutschen Gesellschaft in **Mannheim**, 9r und 10r Th.). Darin sind:

a) Sinnverwandte teutsche Wörter, von **W.** Petersen.

b) Versuch in Entwickelung des Begriffes einiger sinnverwandten Wörter, nebst einigen allgemeinen Betrachtungen über diese Gattung der Wörter und über das Geschäft ihrer Vergleichung, von C. G. Fischer.

c) Kritik verwandter Begriffe, oder Erklärung einiger ähnlich bedeutenden Wörter, von C. L. Sander.

d) Versuch einer Erklärung teutscher Synonynmen, von F. Schlüter.

W. A. Teller, über die Preisaufgabe der churfürstl. teutschen Gesellschaft zu Mannheim, einige Synonymen betreffend, in den Beiträge zur teutschen Sprachkunde, Th. 1. S. 333. ff.

Sammlung einiger gleichbedeutenden Wörter der teutschen Sprache und deren richtigen Bestimmung. Quedlinb. 1793.

W. L. Steinbrenner, Probe einiger Synonymen, oder sinnverwandten teutschen Wörter; in der teutschen Monatsschrift 1794. Sept. S. 19. ff.

J. A. Eberhard, Versuch einer allgemeinen teutschen Synonymik, in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochteutschen Mundart. 1r Theil, A—C, nebst einem Versuche einer Theorie der Synonymik. Halle und Leipz. 1795. — 2r Theil, 1797, D. E. — 3r Theil, 1798, F. G. — 4r Theil, 1799, H — K. — 5r Theil. 1800, L — R. 6r Th. 1802, S — Z. — (ist für itzt das wichtigste und erschöpfendste Werk über diesen Gegenstand.) — Im Jahre 1802 erschienen zu Einer Messe zwei Auszüge daraus:

J. A. Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der teutschen Sprache für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebst einer ausführlichen Anweisung zum nützlichen Gebrauche desselben. Halle 1802. — Dieser Auszug rührt von dem Verf. selbst her, und ist für die, welche das größere Werk nicht besitzen, sehr bequem. Zugleich hat der Verf. manche ganz in dem größern Werke übersehene Wörterfamilien sowohl, als einzelne Glieder derselben nachgetragen, und hie und da ein Versehen, oder eine Nachlässigkeit verbessert (Vorrede S. IV.)

Kurzgefaßtes Handbuch der allgemeinen teutschen Synonymik, nach Eberhard. Halle 1802; ist ein Auszug aus dem größern Werke, welchen der Verleger durch einen anonymen Gelehrten veranstaltete.

Weißhuhn, Beiträge zur Synonymistik, in Niethammers philosophischem Journal vom Jahr 1795. 1 B. 1 Heft, S. 46 — 72. Der verstorbene Verf. hat richtige Begriffe *), hüllt sich aber in seinen philosophischen Erörterungen in zu große Dunkelheit. Besser ist ihm (S. 57. ff.) die Auseinandersetzung einiger Synonymen selbst gelungen.

*) Er sagt davon: „Synonymen sind eigentlich Wörter, die bei verschiedener Bildung, völlig gleiche Bedeutung haben, aber dergleichen Wörter kann und soll es in kultivirten Sprachen gar nicht geben. Denn jedes Wort ist nur zum Theil ein willkührliches, zum Theil also auch ein natürliches Zeichen. Als natürliche Zeichen beziehen sich die Wörter auf die Gegenstände unmittelbar, und die Verschiedenheit ihrer Bildung zeugt von einer Verschiedenheit der Ansicht des Objects; diese Verschiedenheit sey übrigens so fein, als sie wolle. Da also Synonymen allezeit Mangel an Kultur und Stumpfsinn der Sprachgenossen verrathen; so kann dieser Ausdruck hier nur sinnverwandte Wörter bedeuten.„

J. F. Heynatz, Versuch eines möglichst vollständigen synonymischen Wörterbuchs der teutschen Sprache. Erster Band, Berlin 1795. 583. S. A. B. — 2ten Bandes 1ste Abth. Berlin 1798. D. E. (noch unvollendet.) Die ersten zehen Bogen des ersten Bandes waren schon 15 Jahre vor der Erscheinung (laut der Vorrede) abgedruckt. Das Ganze ist sehr gründlich, aber etwas zu weitschweifig bearbeitet. — In Hinsicht auf den Gebrauch der Etymologie in der Synonymik erklärt er sich, mit Beziehung auf seine Vorgänger, Stosch und Eberhard, (dessen erster Theil unterdessen erschien) dahin, daß ihm Stosch zu viel Werth auf Etymologie gelegt habe; er sey um diese Klippe, an der ihm Stosch so oft zu scheitern schien, aus zu großer Vorsichtigkeit wirklich zu weit hingefahren. (Th. 1. S. 9. f.). „Eberhard hat sich ihr weit mehr genähert, ohne gescheitert zu seyn, und ich bin wirklich durch ihn (Eberhard) geneigt geworden, der Herleitung, wenn sie sonst nur gewiß ist, künftig mehr Einfluß auf meine Bestimmung der Unterschiede zu gestatten.„

J. C. Vollbeding, Versuch in richtiger Bestimmung der Verhältnißbegriffe der teutschen Sprache. Berl. 1795.

J. C. Vollbeding, Handwörterbuch zum Behuf einer geschickten Verbindung teutscher Wörter und Redeformen, nebst einer genauen Darstellung gleichbedeutender Ausdrücke, theils verstärkender Begriffe. Berlin 1795.

F. Dellbrück, sinnverwandte teutsche Wörter, verglichen in Hinsicht auf Sprache, Psychologie und Moral, 1ste Sammlung Leipz. 1796. 2te Sammlung 1797.

Handwörterbuch der teutschen Sprache ꝛc. mit Angaben der nächsten sinnverwandten Wörter. Leipz. 1798.

Von den Synonymen; in Th. Heinsius neuer teutschen Sprachlehre, Th. 1. S. 240. ff. Berlin 1801.

Synonyme, oder gleichbedeutende Ausdrücke, in L. Hünerkochs praktischer teutscher Sprachlehre, Leipz. 1801. S. 409—429.

Darstellung der Principien zur Bestimmung und zum Gebrauche der sinnverwandten Wörter; in K. H. L. Pölitz, Elementarb. des Wissenswürd. ꝛc. Görlitz 1802. S. 162 — 171.

Ueber die scheinbare Individualität und Formeln der Synonymik, in A. F. Bernhardi Sprachlehre. Th. 2. Berlin 1803. S. 103 — 110.

Sinnverwandte Wörter, in (des verstorbenen) J. Löwe, Beitr. zur Kritik der teutschen Sprache, Berlin und Leipzig 1803 S. 3 — 138.

§. 71.

1) Lehre von denen Eigenschaften, welche einem stylistischen Ganzen zukommen müssen, wenn man es korrect nennen soll.

Was die Wahrheit innerhalb unserer Vorstellungen ist, das ist die Korrectheit für die Darstellung in der Sprache; nur mit dem Unterschiede, daß, nach der allgemeinen Abhängigkeit der Darstellung von der Vorstellung, auch die Korrectheit von der Wahrheit abhängig ist, und ohne Wahrheit in den Vorstellungen keine Korrectheit in der Darstellung statt finden kann. Inwiefern die Korrectheit zugleich von der empirischen Sprachwissenschaft abhängt; insofern zeigt sie sich auch als einen gewissen Mechanismus, der aus der empirisch bestimmten Rectionslehre resultirt. Inwiefern aber die Korrectheit die Ordnung und Verbindung der Begriffe betrifft; insofern ist sie ein Resultat der Logik, und der durch sie begründeten allgemeinen Gesetze des Denkens.

Der darzustellende stylistische Stoff ist aber in Hinsicht auf die Form der Darstellung an drei Modifikationen gebunden, welche man die drei Schreibarten *) nennt. Jedes stylistische Product, dem Vollendung zukommen soll, muß in einer dieser drei Schreibarten gehalten seyn. Die Wahl der Schreibart selbst aber kann nur durch den Charakter des Stoffes bestimmt werden; deshalb kann man die drei Schreibarten selbst, die niedere, mittlere und höhere, nicht zu den wesentlichen Eigenschaften des Styls rechnen, sondern sie sind die allgemeinen Modifikationen aller stylistischen Formen, in deren Haltung die Eigenschaften des Styls, Korrectheit und Schönheit, sichtbar werden müssen. Denn eine jede dieser drei Schreibarten ist der formellen Vollendung, d. i. der innigsten Verbindung der Korrectheit und der Schönheit der Form, fähig.

*) Der Charakter derselben wird §. 100 — 104. aus einander gesetzt werden.

Wenn also von **Korrectheit** der Form die Rede ist; so ist sie die erste wesentliche Eigenschaft **aller drei Schreibarten.** Die Korrectheit faßt aber mehrere **untergeordnete Eigenschaften** in sich, ohne welche die Wahrheit in den Vorstellungen nicht durch die Darstellung vermittelst der Wörter möglich ist, weil nur durch alle diese Eigenschaften, **wenn sie in der stylistischen Form aufs innigste verbunden sind,** das Bild von der Korrectheit in der Seele des Lesers erzeugt werden kann.

§. 72.

Fortsetzung.

Diese **untergeordneten** Eigenschaften der Korrectheit in der Darstellung sind:

1) **Deutlichkeit** (oder auch **Verständlichkeit**). Sie besteht in der Fertigkeit, die Worte für die stylistische Form so zu **wählen**, und in der Verbindung so zu **stellen**, daß jeder, der die Sprache versteht, den Sinn des stylistischen Ganzen ohne Mühe fassen kann. Das deutliche Schreiben setzt voraus, daß man die Vorstellungen, die man durch Worte darstellen will, vorher deutlich **gedacht** habe. Die Deutlichkeit befördert den **Wort- und Sachverstand**, und ihr gegenüber stehet der stylistische Fehler: **die Unverständlichkeit** *). Mit ihr stehet in Verbindung:

2) Die **Klarheit**. Sie ist die Eigenschaft des Styls, nach welcher in den einzelnen Begriffen und Sätzen in einem stylistischen Ganzen, **die unterscheidenden Merkmale eines jeden Begriffes** genau erkannt werden können. Denn da unser Verstand die Begriffe, bei der Zergliederung, in ihre einzelnen Merkmale auflöset; so wird er durch die entgegenstehende Eigenschaft, durch die **Dunkelheit**, in seiner Wirksamkeit aufgehalten, und ver-

*) Sulzers Theorie der schönen Künste, (neue Aufl. 1792.) Th. 1. S. 603. ff. — Adelung über den teutschen Styl, Th. 1. S. 122. ff. — Eschenburgs Theorie der schönen Wissenschaften. (Berl. 1789. neue Aufl.) S. 283. ff. — Voigtel, Lehrbuch der teutschen pros. Schreibart. S. 126 ff. — Snells Lehrb. der teutschen Schreibart, S. 13. ff.

mag weder die einzelnen Begriffe richtig zu fassen, noch auch ihren innern Zusammenhang zu übersehen

Sulzers Theorie rc. Th. 3. S. 43. ff.

(Die Deutlichkeit und Klarheit besteht zum Theile in der Wahl der Wörter. In dieser Hinsicht hängt sie von der empirischen Sprachwissenschaft ab, welche auf Sprachreinigkeit dringt, und nur diejenigen Wörter zu gebrauchen verstattet, die sowohl richtig gebildet, als auch dem Zeitalter der höhern Reife einer kultivirten Sprache angemessen sind. Sie schließt alle unsinnige und zweideutige Ausdrücke von sich aus.)

3) **Vollständigkeit.** Sie zeigt sich in dem Vorhandenseyn aller Begriffe, welche zu einem stylistischen Ganzen gehören, so daß die Darstellung des Gegenstandes durch diese Anwesenheit aller zu ihm gehörenden Begriffe formell erschöpft wird.

4) **Einheit.** Sie besteht in dem innigen Zusammenhange aller einzelnen Theile, aus welchen ein vollständiges Ganze zusammengesetzt ist, so daß man durch die wahrgenommene Verbindung der Theile verhindert wird, jeden einzelnen Theil als ein Ganzes anzusehen.

Sulzers Theorie, Th. 2. S. 26. ff.

5) **Angemessenheit.** Sie besteht in dem Gebrauch des passendsten und befriedigendsten Ausdruckes für die Bezeichnung der darzustellenden Gegenstände, so daß an dieser Stelle, für diesen bezeichneten Gegenstand, und in diesem Zusammenhange der ganzen Rede kein anderes, als das gewählte Wort passend seyn würde. Zu ihr gehören die **Ueblichkeit**, welche das in der Sprache für einen Gegenstand gebräuchliche und gewöhnliche Wort finden und gebrauchen läßt; die **Schicklichkeit**, nach welcher man diejenigen Ausdrücke wählt, welche theils dem Gegenstande, theils dem sprechenden oder schreibenden Individuum anpassen; und die **Bestimmtheit**, wornach man diejenigen Ausdrücke wählt, welche die Aufmerksamkeit auf den dargestellten Gegenstand unmittelbar fixiren.

Sulzers Theorie, Th. 1. S. 142. f. — Adelung über den Styl, Th. 1. S. 162. ff.

6) **Natürlichkeit.** Sie besteht darin, daß man die einzelnen Begriffe, welche zu einem Ganzen gehören, so leicht und in dem Zusammenhange mit einander verbindet, wie in der Natur selbst alle einzelne Theile zu einem Ganzen verbunden sind. Sie schließt alles Gezwungene und Gewaltsame in der Verbindung der einzelnen Theile von sich aus.

Sulzers Theorie, Th. 3. S. 511. ff.

7) **Ordnung.** Sie besteht darin, daß alle einzelne Theile eines stylistischen Ganzen so an ihrem rechten Platze stehen, daß man das Princip für ihre Vertheilung und Stellung leicht wahrnehmen und übersehen kann. Die Ordnung kann sehr einfach, aber oft auch sehr verflochten seyn, weil das Gesetz derselben mehr oder weniger Bedingungen haben kann, denen die Folge der Theile entsprechen muß. Die Ordnung im Allgemeinen wird daher in der völlig bestimmt **berechneten Folge der einzelnen Theile** eines stylistischen Ganzen bestehen, woraus die **mechanische Harmonie** des Ganzen hervorgehet.

Sulzers Theorie, Th. 3. S. 614. ff.

8) **Präcision (Kürze).** Sie besteht darin, daß alles, was nicht zum Wesen der Darstellung eines Gegenstandes gehört, in der Darstellung selbst von demselben ausgeschlossen wird. — Sie kann **Kürze der Gedanken** seyn, wenn in wenigen Begriffen viel zusammengedrängt und dadurch das Gebiet des Stoffes erschöpft ist; sie kann aber auch **Kürze des Ausdrucks** seyn, wenn man den Inhalt reicher Begriffe erschöpfend und befriedigend in wenigen Ausdrücken darstellen kann. Zu dieser letzten Art gehört auch die Kürze, welche durch die **Wendungen** im Style hervorgebracht wird. Die Präcision schließt alle Ueberladung, unnöthige Ausdehnung und Weitschweifigkeit von sich aus; sie ist aber erkünstelt und zu weit getrieben, wenn durch sie die Verständlichkeit beeinträchtigt wird. Auch muß sie jedesmal mit dem Wohlklange des Periodenbaues in Verbindung

stehen, wenn sie nicht in Trockenheit und ermüdende Einförmigkeit ausarten soll.

Adelung, über den Styl, Th. 1. S. 186 ff. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 128. ff. — Snells Lehrb. S. 17. ff.

9) **Treue.** Sie besteht darin, daß man die einzelnen Theile eines stylistischen Ganzen so darstellet, wie es der Wahrheit der Vorstellungen völlig entspricht, welche dargestellt werden sollen. Sie schließt also alle Verschönerung und Uebertreibung, so wie alle Entstellung und Herabwürdigung von sich aus.

10) **Sicherheit.** Sie besteht in derjenigen Stellung und Verbindung der einzelnen Theile eines stylistischen Ganzen, welche das Resultat der **völligen Bemächtigung** des dargestellten Stoffs ist, und eben so alles Schwankende von sich in der Darstellung ausschließt, wie sie sich im Voraus des Erfolges des Eindrucks der Darstellung zu versichern weiß. Sie zeigt sich also, in der Darstellung, in einem festen, zuversichtlichen Tone, der unmittelbar zum Verstande spricht und die Ueberzeugung von den dargestellten Begriffen hervorbringet.

(Es wird hier nicht am unrechten Orte seyn, das Urtheil eines Mannes über Korrectheit des teutschen Ausdrucks aufzubewahren, der sich um Grammatik und Styl höchst verdient gemacht hat, des verewigten Scheller. Nicht blos die lateinische Sprache verdankt ihm viel; auch für die teutsche erwarb er sich durch seine Gedanken von den Eigenschaften der teutschen Schreibart, Halle 1772, wesentliche Verdienste. Man darf nicht vergessen, daß vor 31 Jahren, wo diese Schrift erschien, die teutsche Sprache theoretisch noch noch bei weitem nicht so begründet war, wie jetzt, und daß Philosophie der Sprache beinahe noch gar nicht gekannt wurde. Desto wichtiger ist es, diesen Philologen als Apologeten der teutschen Sprache kennen zu lernen, ob er gleich überall in dieser Theorie des Styls nur empirischen Regeln folgt, und durchgehends die lateinische Sprache zur Erläuterung der Regeln für die teutsche gebraucht. Er sagt S. 15. ff. „Die Richtigkeit des Ausdruckes, oder das richtige Teutsch, in Ansehung der Gedanken besteht darin, daß jeder Ausdruck just den Gedanken, den er ausdrücken soll, ausdrückt, und zwar

so, daß der Leser nicht mehr und nicht weniger dabei denke. Ist der Gedanke erhaben; so muß der Ausdruck dies Erhabene fühlen lassen. Ist der Gedanke schön; so muß der Ausdruck diese Schönheit unverletzt den Augen des Lesers darbringen. Ist der Gedanke zärtlich; so muß der Ausdruck so beschaffen seyn, daß man das Zärtliche empfindet. Dann ist der Ausdruck richtig. Er setzt aber die Richtigkeit des Gedankens selbst, dessen Gewand er seyn soll, voraus. Diese Richtigkeit des Ausdrucks, worauf man Zeitlebens studiren muß, ist so alt, als die Richtigkeit der Gedanken, das ist, von jeher; denn so lange Menschen richtig gedacht haben, so lange haben sie auch sich richtig ausgedrückt. — Und diese Richtigkeit des Ausdrucks, die bei den Römern elegantia hieß, ist es, die die Alten so sehr empfielt, besonders den Cicero, Terenz, Livius, Virgil, Horaz, Ovid. Ich will damit nicht läugnen, daß in ihnen auch viele unrichtige Ausdrücke sind, denn sie waren Menschen, und ließen sich von ihrer Phantasie auch betrügen; da aber die Anzahl der unrichtigen, in Vergleichung der richtigen, sehr geringe ist, so gebühret ihnen der Ruhm der Richtigkeit des Ausdrucks.„

§. 73.

C) Aesthetische Principien für die Schönheit der Form.

So tief der Sinn fürs Wahre in dem Wesen des Menschen begründet ist; so tief liegt auch in ihm der Sinn fürs Schöne. So sehr er, auf einer höhern Stufe seiner geistigen Entwickelung und Bildung, das Bedürfniß fühlt, das Wahre, das er denkt, durch Worte korrect darzustellen; eben so dringend verlangt er auch, nach dem ihm einwohnenden Sinne fürs Schöne, von der Darstellung als Form, daß sie um ihrer selbst willen, und ohne Rücksicht auf den dargestellten Stoff gefalle, daß dieses Wohlgefallen überhaupt ein unmittelbares, uninteressirtes, allgemeines und nothwendiges Wohlgefallen sey. Nur diejenige Form nennen wir schön, welche diesen Forderungen entspricht.

Ohne hier tiefer in den Streit einzugehen, welcher durch Kants Kritik der Urtheilskraft veranlaßt wurde, ob es überhaupt eine Philosophie der schönen

Künste geben könne, der nur in einer Aesthetik selbst völlig genau auseinander gesetzt werden kann, nehmen wir hier, mit Einschränkung auf den Styl, an, daß, obgleich das Genie sich oft selbst räthselhaft bei Hervorbringung von Kunstwerken wirken mag, dennoch ein Vermögen in uns vorhanden sey, welches Schönheit der Form nach Begriffen und Einsicht bezeichnet, der Geschmack. Denn wenn auch jedes wahre Product schöner Kunst von der einen Seite Eigenschaften enthält, welche man nicht aus allgemeinen Begriffen und Grundsätzen erklären kann, sondern die blos bei der Auffassung seiner Form unmittelbar empfunden werden können; so enthält es doch auch wieder von der andern Seite Eigenschaften, welche sich nach allgemeinen Grundsätzen und Begriffen entwickeln, erklären und prüfen lassen. Der Inbegriff dieser allgemeinen Grundsätze und Begriffe ist in der Aesthetik, oder der Philosophie der schönen Künste enthalten. Zwar kann Niemand, wenn er nicht productive Phantasie besitzt, blos durch die Kenntniß dieser Grundsätze und Begriffe Künstler werden; allein die Analysis der Werke schöner Kunst, und das Urtheil über die Schönheit der Form muß von gewissen allgemeinen Principien abhängen. Sich selbst vielleicht in dem Augenblicke der Darstellung unbewußt, wirkt der Künstler auf den Zweck hin, durch die Form der Darstellung dasjenige ästhetische Interesse, diejenige Theilnahme und Rührung, in Andern zu bewirken, welche in seinem eignen Vorstellungs- und Gefühlsvermögen wirksam war, als er die Form hervorbrachte. — Dadurch scheinen die Kantischen Principien mit den Principien der Philosophen vereinigt werden zu können, welche das Daseyn einer Philosophie der schönen Künste annehmen und vertheidigen.

Nach Kants Theorie beruht der Charakter des Wohlgefallens am Schönen darauf, daß es durch bloße Auffassung der Form eines Gegenstandes der Anschauung, und ohne Beziehung derselben auf einen Begriff entstehet. Daraus gehen folgende Resultate bei ihm für jedes Geschmacksurtheil hervor:

a) Das Wohlgefallen am Schönen ist ohne alles Interesse; denn nicht der Gedanke des Daseyns des Gegenstandes, in desselben Beziehung auf das Begehrungsvermögen, bestimmt das Urtheil, sondern wir fragen nur, ob die bloße Vorstellung des Gegenstandes in uns mit Wohlgefallen begleitet sey.

b) Schön ist ferner das, was ohne Begriffe als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird.

c) Dem Urtheile über Schönheit liegt blos die Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes zum Grunde. Schönheit ist daher Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, inwiefern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird.

d) Eben so ist die Nothwendigkeit der allgemeinen Beistimmung ganz subjectiv, die in einem Geschmacksurtheile gedacht wird. Schön ist also, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird. —

Zur Rettung der Aesthetik als Wissenschaft gehören hieher zwei treffliche Aufsätze von Heydenreich:

1) Ueber die Möglichkeit einer Philosophie der schönen Künste, in Rücksicht der Einwürfe, welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft dagegen erhoben hat; in dessen Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philos. Leipz. 1794. 2r Th. S. 3. ff., und 2) Skizze einer philosophischen Theorie der bildenden Kunst, als eine specielle Anwendung der (in der vorigen Abhandlung enthaltenen) Grundsätze; in dessen Originalideen rc. Th. 3. 1 Abth. S. 129. ff. Heydenreichs System der Aesthetik war nämlich 1790, zu gleicher Zeit mit der Kritik der Urtheilskraft erschienen; er hatte also auf Kants Theorie darin nicht Rücksicht nehmen können.)

§. 74.

Fortsetzung.

So tief auch die Rührung des Gefühlsvermögens seyn mag, welche durch die schöne Form der Darstellung hervorgebracht wird; so regt sich doch in dem veredelten Menschen, der auf der höhern Stufe der Reife seiner gesammten geistigen Vermögen steht, das Verlangen, nicht blos das Schöne allein in der Form wahrzunehmen, er will vielmehr in der Form desselben das Wahre und Gute sehen. Hieraus läßt sich theils der Zusammenhang aller drei geistigen Vermögen des Menschen selbst in ihrer har-

monischen Wirksamkeit, theils das **genaue Band** zwischen **dem Wahren und Schönen** erklären, das wir besonders in der stylistischen Darstellung suchen. Denn wenn das **Wahre**, das unser Vorstellungsvermögen erkennt, wenn das **Gute**, nach welchem unser Begehrungsvermögen strebt, in der **Darstellung durch Worte** *) eine schöne **Form** erhält; so muß es unwiderstehlich auf ein Wesen wirken, dessen höhere Vermögen alle ohne Ausnahme durch diese Darstellung befriedigt werden. In keinen Künsten kann der nothwendige Zusammenhang des Wahren und Guten mit dem Schönen so rein dargestellt werden, als in den **redenden**; in **Beredsamkeit** und **Dichtkunst**. Sey es immer, daß das Gefühl, das dadurch erregt wird, indem es seiner Dunkelheit durch die Auflösung desselben in Begriffe entkleidet werden muß, sich in seiner Stärke etwas vermindere; so werden doch durch die schöne Form in den redenden Künsten alle höhere Kräfte des Menschen interessirt, und das Schöne wird in **diesen** Künsten für den Menschen nicht blos ein **Mittel des Genusses**, sondern auch **der Kultur**.

Der Streit über schön und Schönheit ist so alt, als die Philosophie. Keine philosophische Schule hat diese Untersuchung beendigt. Die Literatur dieser Begriffe hat Sulzer ziemlich vollständig in der Theorie 2c. Th. 4. S. 305. ff. — Baumgarten (i. s. Aesthetik) erklärt Schönheit als sinnliche Vollkommenheit; als Einheit im Mannigfaltigen. Ihm folgten G. F. Meyer, (Anfangsgründe aller sch. Wis. Th. 1. S. 38. f.) und Mendelssohn (philos. Schriften Th. 1. S. 27. ff. und Th. 2. S. 104. ff.) — Riedel (in seiner Theorie) erklärt die Schönheit ganz subjectiv, als bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objects. Gäng (in seiner Aesthetik) erklärt die Schönheit als sinnliche Mannigfaltigkeit in sinnlicher Einheit, indem er sie als eine Eigenschaft darstellt, die nicht den Gegenständen an sich betrachtet, sondern nur in Beziehung auf die wahrnehmenden Subjecte zukommt. — Schott (Theorie der schönen Wissenschaften Th. 1. S. 14.) setzt das Schöne in sinn-

*) Dies ist der Charakter der redenden Künste. Etwas anders ist der Charakter der bildenden 2c. Künste.

lich vorgestellte Vollkommenheit. — Moritz (Berlin. Monatsschrift. März 1795) erklärt das Schöne für das in sich Vollendete. — F. V. Reinhard (in seinen ohne sein Vorwissen gedruckten Dictaten über Aesthetik unter folgendem Titel: *Ueber die Grundsätze und die Natur des Schönen*, Berl. 1797. S. 27. f.): die Schönheit der Gegenstände sey diejenige Eigenschaft derselben, nach welcher sie sinnlich oder anschaulich vollkommen sind. — Heydenreich in den *Ideen über Schönheit und Häßlichkeit* (Originalideen, 3 B. 1 Abth. S. 211. ff.) folgt größtentheils Kanten. — Eben so folgt Heusinger (Handbuch der Aesthetik Th. 1. S. 3. ff.) Kanten. — Sehr ausführlich, nach Kantischen Begriffen, hat die Lehre von der Schönheit erörtert: Snell Lehrbuch der Kritik des Geschmacks Leipz. 1795. S. 11. ff. — Krug (Versuch einer systematischen Encyklop. der schönen Künste S. 31. ff.) erklärt sich dahin: „Obwohl es eigentlich keine Wissenschaft des Schönen gibt, weil das Gefühl der Lust und Unlust die oberste Richtschnur in Bestimmung dessen, was für schön gehalten wird, ist mithin die Schönheit nicht demonstrirt d. h. durch keine allgemeingültige Regel (weder a priori noch a posteriori) bestimmt werden kann, was schön sey, oder allgemein gefallen müsse; obwohl ferner die schöne Kunst ihre Regeln von der Natur unmittelbar durch das Genie empfängt, welches, wie durch höhere Eingebung geleitet, in seinen Productionen regelmäßig wirkt; obwohl endlich der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, nicht mitgetheilt und gelehrt, sondern nur entwickelt und gebildet werden kann: so läßt sich doch eine Wissenschaft denken, welche die ursprünglichen Bedingungen des Geschmacksurtheils, oder des reinen Wohlgefallens am Schönen der Natur und der Kunst im menschlichen Gemüthe kritisch aufsucht, und zugleich die Regeln aufstellt, welche die Natur durch das Genie der schönen Kunst gegeben hat, und welche sich an den allgemein für schön gehaltenen Producten des Genies als solche ankündigen, die jeder befolgen muß, welcher solche Kunstproducte hervorbringen oder beurtheilen will. — In näherer Beziehung auf den Styl stehen folgende Untersuchungen über das Schöne: Adelung über den teutschen Styl Th. 2. S. 378. ff.) erklärt das Schöne für das, was Wohlgefallen erreget, und theilt das Schöne in das allgemein- oder absolute, in das conventionelle, und in das relative Schöne. Uebrigens läugnet er (Th. 1. S. 32. f.) daß es allgemeine Grundsätze der Schönheit gebe, und behauptet (S. 34.

f.), daß selbst unter den Begriff der Schönheit: daß sie Einheit in der Mannigfaltigkeit sey, sich nicht alle Arten des Schönen bringen lassen. — Mit Offenheit sagt Scheller (Gedanken von den Eigenschaften der teutschen Schreibart S. 40.): „was ist schön teutsch? Ich kann dies nicht beantworten„ — und räth, daß dabei jeder seinem Geschmack folgen solle. — Eschenburg (Theorie d. schönen Wissenschaften S. 20. f.) setzt, in unmittelbarer Beziehung auf die redenden Künste, das Schöne in sinnlich dargestellte Einheit des Mannigfaltigen, wobei aber mehrere Theile zur Hervorbringung eines gemeinschaftlich, ohne allen Anstoß völlig befriedigenden Eindrucks zusammenstimmen müssen. — Voigtel (Lehrbuch der teutschen pros. Schreibart S. 143. ff.) sagt: „Man schreibt schön, wenn man seine Worte so wählt und verbindet, daß durch die bloße Betrachtung derselben ein Wohlgefallen in dem Leser erregt wird. Dieses Wohlgefallen entspringt aus dem Bewußtseyn, daß unser Verstand mit Leichtigkeit gewisse Merkmale auffaßt, welche ihm die Worte darbieten, und ist also nur subjectiv, denn es liegt blos in dem Gefühle des Lesers, welches dieser bei der Betrachtung der Worte hat, oder es ist mit der Betrachtung verknüpft. Die Betrachtung oder Beurtheilung der Worte setzt nun entweder einen Begriff von dem voraus, was die Worte darstellen sollen, oder nicht. Ist im letztern Falle ein Wohlgefallen mit der Beurtheilung der Wörter verknüpft; so ist es freie Schönheit, welche in den Wörtern liegt, im erstern Falle aber anhängende Schönheit, oder mit einem andern Ausdrucke: Vollkommenheit.„ —

§. 75.

Fortsetzung.

Das Wahre, und das Gute dargestellt unter der Bedingung des Wahren, soll jedesmal der stylistische Stoff seyn. Der Form der Darstellung kommt Korrectheit zu; sobald sie jener Bedingungen entspricht. — Das Wahre und Gute soll aber auch interessiren, und dieses Interesse kann blos durch die gewählte Form der Darstellung bewirkt werden. Diese Form ist schön, sobald sie als Form ein ungetheiltes Wohlgefallen an dem dargestellten Stoffe veranlaßt und sobald diese Form, als Hülle der Gedanken, auf die Principien für die Schönheit der Darstellung selbst zurückgeführt werden kann. — Die Schönheit der Form vol-

lendet daher die stylistische Vollkommenheit. Nie kann aber die Schönheit **in den gewählten Worten, in den dargestellten Begriffen** selbst liegen; sie ist ausschließend **der Form** der Darstellung eigen.

Der Inhalt (Stoff) muß sich dem Verstande unmittelbar durch sich selbst empfehlen; aber die schöne Form spricht zu der Einbildungskraft und schmeichelt ihr mit einem Scheine von Freiheit *). Die beiden wesentlichen Eigenschaften der schönen Darstellung aber sind: **Sinnlichkeit im Ausdrucke**, und **Freiheit in der Bewegung** **). „Um die Einbildungskraft durch die Darstellung zu befriedigen, muß die Rede einen materiellen Theil, einen **Körper** haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstract wir auch denken mögen, so ist es doch zuletzt immer etwas Sinnliches, das unserm Denken zum Grunde lieget. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung unter einander; scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen; **so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit**, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriediget. Eine solche Darstellung ist ein **organisches** Product, wo nicht blos das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die **blos wissenschaftliche** Darstellung hingegen ist ein **mechanisches** Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein **künstliches** Leben ertheilen. — Um auf der andern Seite dem **Verstande** Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, **Bedeutung**, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander

*) Schiller, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen, in seinen kleinern pros. Schriften, Th. 2. S. 359. f.

*) Ebendas. S. 367. ff.

bezogen, und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theile der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen entsprechenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, blos durch ein willkührliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen; so ist das Problem der schönen stylistischen Form gelöset, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird. Untersucht man die Zauberkraft in der schönen Diktion; so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältnisse zwischen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualisirung der Gegenstände, und der figürliche, oder uneigentliche Ausdruck das meiste bei; jener, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen.„ — Es ist daher fehlerhaft zu sagen, daß die Schönheit der Darstellung in schönen Wörtern liege; die Sprache hat an sich keine schönen Wörter, Gedanken, so wenig wie die Logik schöne Begriffe hat. Selbst nicht in der einzelnen (grammatischen) Wortverbindung und Stellung (nach der Rectionslehre,) liegt die stylistische Schönheit, sondern in dem harmonischen Ganzen der Darstellung, in dem durch Sinnlichkeit im Ausdrucke und durch Freiheit in der Bewegung hervorgebrachten Verhältnisse und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines stylischen Ganzen zu dem Ganzen. Diese Schönheit ist vollendet, und das stylistische Ganze ein Kunstwerk, sobald die Darstellung durchgehends gleiche Haltung hat, und nirgends die Spur der Sinnlichkeit im Ausdrucke und der Freiheit in der Bewegung vermißt wird. Der stylistische Stoff also, der aus dem ganzen encyklopädischen Gebiete der menschlichen Erkenntniß und des menschlichen Wissens entlehnt seyn kann, kann, als solcher, nie schön seyn; nur die Hülle, die ihn bedeckt, die Form, die ihn umgiebt, kann Schönheit an sich tragen. Nach diesem Gesichtspuncte gibt es auch kein Bestreben, schön schreiben zu wollen; denn das productive Genie erfindet die schöne

Form, ohne sich in dem Augenblick der Darstellung der Regeln der schönen Form bewußt zu seyn; es folgt den Eingebungen seiner schöpferischen Kraft, und das stylistische Ganze steht so vollendet in der Darstellung dar, wie es nach der gesammten Bildung des producirenden Wesens erscheinen konnte.

Von einer solchen stylistischen Form sagen wir aus, daß Geist in derselben sey. Der Geist im Style bezeichnet nämlich **die vollendete harmonische Haltung der schönen Form durch das Ganze der Darstellung.** Er ist der unsichtbare Hauch, der dieses Ganze umschwebt und durchdringt; er kann nicht durch die schulgerechte Zergliederung der einzelnen Bestandtheile des Ganzen gefunden werden, denn er gehört dem Ganzen an. Er ist der **Wiederschein der innern Vollendung**, und stellt diese Vollendung im Aeußern so dar, wie sie im Innern, durch harmonische Bildung aller geistigen Anlagen, begründet ist. Er findet sich in den Producten der vollendeten Stylisten (der Klassiker) aus allen Zeiten und Völkern, sie mögen Dichter oder Prosaiker seyn; sein Wirken ist nicht an einen gewissen Himmelsstrich, nicht an die eigenthümliche Kultur irgend eines Volkes, nicht an diese oder jene Individualität gebunden. Er spricht uns überall an, wo bei einem reichen Maaße natürlicher Anlagen, die Kultur dieser Anlagen jene Vollkommenheit erreicht hat, daß die Form für die Darstellung auf demselben unerklärbaren Princip im Innern des Menschen beruht, von welchem die Form der subjectiven Vollendung überhaupt abhängt.

Von diesem Geiste in der Darstellung ist die **Manier** im Style abhängig, welche sich in **derjenigen Hervorbringung der Form für die verschiedenen Stoffe ankündigt, woran man die Individualität des Stylisten jedesmal wieder erkennt.** Die ganze Summe von geistigen Anlagen; das Eigenthümliche in der Richtung, Entwickelung, Ausbildung und Ankündigung dieser Anlagen; die Art des innern geistigen Lebens und der ganzen Individualität liegt in der Manier unverkennbar

vor *) Sobald diese Manier **eigenthümlich** und selbstgeschaffen ist, kann man selbst einige kleinere Mängel und Flecken in derselben ertragen; sobald sie aber **entlehnt** ist, so ist sie allezeit das Zeichen des Mangels an selbstthätiger Kraft und Bildung, und verräth, indem die Nachahmung einer fremden Manier beinahe jedesmal hinter dem Original zurückbleibt, das unglückliche Bestreben, sich zu einer Höhe emporzuarbeiten, welche die Natur nicht zur Sphäre des nachahmenden Individuums bestimmte.

§. 76.
Geschmack in stylistischer Hinsicht.

Der Geschmack ist, im Allgemeinen, das Vermögen, **das Schöne zu beurtheilen.** In seinen Aeußerungen liegt der Ausdruck des Wohlgefallens oder Mißfallens an einer ästhetischen Form. Da aber das Wohlgefallen an einer ästhetischen Form **im Allgemeinen** von der vollständigen und harmonischen Entwickelung und Ausbildung des **gesammten** geistigen Anlagen und Vermögen, und **im Besondern** von der Ausbildung der **Urtheilskraft** abhängt; so läßt sich schon daraus, daß bei so vielen Individuen diese

*) Die Manier eines Schriftstellers wird in der Form bald in gewissen wiederkehrenden Wendungen und Ansichten, bald in den Uebergängen und Lieblingsausdrücken, bald in derselben Stellung des Ganzen, an die man sich einmal gewöhnt hat, bald in der Gruppirung der einzelnen Theile, in der Bildung der Perioden, in der Rücksicht auf gewisse Gegenstände der Natur, der Wissenschaften und der Kunst, bald in der Wahl und der Haltung der einen von den drei Schreibarten ꝛc. erkannt. Als unmittelbare Folge der individuellen Bildung kann sie nicht getadelt werden. — Die entlehnte Manier aber beruht gewöhnlich auf dem Nachahmungstriebe, wo man, aus Mangel an Kraft, sich eine eigne Form und Manier schaffen zu können, sich in die Manier eines andern hineinarbeitet, sich blos auf diesen Schriftsteller einschränkt, und seine Vollkommenheiten und Fehler mit gleicher Aengstlichkeit kopirt. Daß Einförmigkeit und Einseitigkeit in der subjectiven Bildung, die gewöhnlichen Ursachen, und die Erregung des Ueberdrusses und des Eckels an solchen nachgeahmten Formen die gewöhnlichen Folgen der wahrgenommenen entlehnten Manier sind, verstehet sich von selbst.

Vermögen nicht ebenmäßig entwickelt und ausgebildet sind, die unendliche **Verschiedenheit** des Geschmacks erklären, wozu noch kommt, daß, da alles Wohlgefallen am Schönen subjectiv ist, auch der Ausdruck dieses Wohlgefallens subjectiv seyn muß. Nur so viel kann **überhaupt** festgesetzt werden: daß der Geschmack um so richtiger und feiner seyn wird, je vollendeter und umschließender die Ausbildung und Veredlung der gesammten geistigen Vermögen des Menschen geschehen ist. Da aber die **Wirkungen** des Geschmacks die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie bringen, und zu einem innigen Bündnisse vereinigen sollen *); so muß auch der **Einfluß** des Geschmacks da sichtbar werden, wo ein solches inniges **Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen** zweckmäßig und rechtmäßig ist. Wo blos Erkenntniß der Zweck ist, oder wo es darauf ankommt, einer Pflicht Genüge zu thun; da kann der Geschmack uns keine Dienste unmittelbar leisten. Nur mittelbar wird durch die geschmackvolle Einkleidung und ästhetisch schöne Darstellung des Wahren und des Guten, das Wahre und Gute uns selbst näher gebracht, weil jene Darstellung uns in die günstige Stimmung versetzt, dem Wahren und Guten unsre Seele zu öffnen, und weil jene geschmackvolle Einkleidung die Hindernisse in unserm Gemüthe hinwegräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. **In Hinsicht auf den Styl** wird sich daher der Geschmack **entweder** in dem reinen Wohlgefallen an wirklich ästhetisch vollkommenen stylistischen Ganzen zeigen, die den Forderungen der Korrectheit und Schönheit entsprechen; **oder** er wird selbst der Urheber von stylistischen Producten seyn, in welchen die Korrectheit und Schönheit der Form im innigsten Zusammenhange stehen. So unverkennbar der Einfluß von Klima, Gewohnheit, Erziehung, Temperament, Charakter, Lebensalter, Nationalbildung,

*) Schiller, in der Abhandl. über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen, in seinen kleinen prosaischen Schriften, Th. 2. S. 356. ff.

Staatsverfassung, Sitten, geistiger Bildung, Geschlechts-verschiedenheit und wissenschaftlicher Kultur auf den Geschmack ganzer Völker und also auch der Individuen ist; so gibt es doch auf einer höhern Stufe der Kultur bei jeder Nation gewisse Schriftsteller, die allgemein als klassisch anerkannt werden, und die als solche, und mithin als Muster für die Ausbildung des Geschmackes, auf die folgenden Generationen übergehen. So stimmt z. B. der Geschmack aller Zeiten darüber über ein, daß die Schriften eines **Cicero, Cäsar, Livius** und **Horaz** klassisch sind.

Ueber den Geschmack:

J. U. König, Untersuchung von dem guten Geschmacke in der Dicht- und Redekunst. Berl. 1750.

J. J. Bodmer, von dem Einflusse und Gebrauch der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks. Frankf. und Leipz. 1727. und desselben Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks. Zürich 1736.

J. A. Schlegel, von der Nothwendigkeit, den Geschmack zu bilden, und von der frühzeitigen Bildung des Geschmacks, 2 Abhandl. an s. Ausgabe des Batteux.

Die ästhetischen Lehrbücher von Riedel, Schott, Meiners, König, Steinbart, Schütz, Gäng, Snell und andern, die weiter unten aufgeführt werden.

De morum vi ad sensum pulcritudinis, quam artes sectantur. von Heyne, in seinen Opusc. T. I. S. 1 — 38.

J. G. Herder, von den Ursachen des gesunken Geschmacks bei den Völkern, da er geblüht. Berl. 1775.

J. A. Eberhard, über die Verschiedenheit des Geschmacks; in der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften. Th. 26.

Essay on Taste, by Al. Gerard 2te Aufl. Edinburg, 1780 übers. Breslau 1766. Der Inhalt dieses Buches bei Sulzer Th. 2. S. 379.

Essays on the nature and principles of taste, by Arch. Alison. Lond. 1790. übers. in 2 Theilen, und mit Anmerkungen und Abhandl. begleitet von K. H. Heydenreich. Leipz. 1792. Der Inhalt dieses Werkes bey Sulzer Th. 2. S. 380.

M. Herz, Versuch über den Geschmack und die Ursache seiner Verschiedenheit. Berl. 1790. 2te Aufl.

J. Kant, Kritik der Urtheilskraft. Lib. 1790. und alle Aesthetiken nach Kantischem Schnitte.

Von dem Geschmacke, in C. W. Snells Lehrb der Krit. des Geschmacks, Leipz. 1795. S. 336 — 350.

W. T. Krug, Versuch einer systemat. Encyclopädie der schönen Künste, Leipz. 1802. S. 22 — 38, wo auch Literatur beigebracht ist; hauptsächlich aber Sulzers Theorie x. Th. 2. S. 371 — 385, wo der literarische Theil des Artikels: Geschmack, besser als der theoretische bearbeitet ist. In dem kurzgefaßten Handw. der schönen Künste, Th. 1. Abth. 2. S. 493. ein nur zu kurzer Artikel von Heydenreich.

F. Schiller, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, in seinen kleinern prosaischen Schriften, Th. 2. Leipz. 1800. S. 355. ff.

L. Bendavid, Versuch einer Geschmackslehre, Berl. 1799. S. 134. ff. S. 211. ff.

§. 77.

Aesthetik des Styls.

Die ästhetische Vollendung des Styls ist also, an sich betrachtet, ein Werk der Freiheit in der Hervorbringung einer Darstellung, worin der Stoff unter der ihm mitgetheilten Form, und durch die innigste Verbindung mit dieser Form, ein reines, unmittelbares Wohlgefallen erregt, das sich auf die Anschauung dieser Form, **als eines in sich abgeschlossenen Ganzen**, bezieht. — Sobald aber, in wissenschaftlicher Hinsicht, dieses Wohlgefallen am Schönen auf Principien zurückgeführt werden soll; sobald müssen an der stylistischen Form gewisse Bedingungen angetroffen werden, durch welche der Geschmack befriedigt wird. Diese Bedingungen werden in der philosophischen Sprachwissenschaft unter folgenden einzelnen Momenten aufgeführt:

a) **Lehre vom Wohlklange;**
b) **Lehre von der Symmetrie;**
c) **Lehre von denjenigen Eigenschaften der schönen stylistischen Darstellung, durch welche der Begriff von der Schönheit der dargestellten Form vermittelt wird.**

§. 78.

a) Der Wohlklang.

Sprache ist Musik; denn sie besteht aus Tönen. Diese Töne sind aber in der Darstellung für Vorstellungen **artikulirte Worte**, statt daß sie in der Musik **reine Tö-**

ne der **Empfindung** bleiben. Nur daraus läßt sich erklären, warum die **Poesie der Musik näher verwandt** ist, als die Prosa. In der Poesie liegen nämlich **Empfindungen**, der Darstellung durch Worte zum Grunde; in der Prosa sind es **Begriffe**, welche die wörtliche Darstellung ausdrückt. Jene stehen mit der Musik, der Darstellung des reinen und ursprünglichen Tones der Empfindung, in näherer Verbindung, als die Darstellung von Begriffen stehen kann. Die Sphäre der Einbildungskraft liegt überhaupt der Sphäre der Empfindung näher, als die Sphäre des Verstandes. Die **Bildersprache der Poesie ist Musik in Worten, ist wörtliche Darstellung der innern Empfindung**, des innern geistigen Lebens; denn alle Bilder der Sprache sind durch die Phantasie aus dem Innern des Gefühls entlehnt, und müssen wenigstens nach der Umgebung und Einkleidung, welche sie in der wörtlichen Darstellung erhalten, nach ihrem Ursprunge zu erkennen seyn.

Beruht nun der **musikalische** Wohlklang auf der Harmonie der **unartikulirten** Töne; so muß der **stylistische** Wohlklang in der Harmonie der **artikulirten** Töne bestehen. — Je musikalischer ein Volk ist; desto größer werden die Forderungen desselben an seine Stylisten in Hinsicht auf den Wohlklang seyn. Je früher der Sinn für Musik bei ihm geweckt wurde; desto musikalischer werden die Wörter seiner Sprache seyn. So will es der ewige Zusammenhang zwischen allen Künsten.

Ob nun gleich in einer lebenden Sprache der vorhandene Vorrath von Wörtern, wenn diese nicht musikalisch gebildet seyn sollten, nicht nach den Principien des Wohlklanges **umgeschaffen** werden kann, weil man da höchstens nur bei **neugebildeten** Wörtern den Wohlklang berücksichtiget; so kann doch der Stylist **in Hinsicht auf die Verbindung und Vertheilung der einzelnen Wörter** in den Perioden, den Gesetzen des Wohlklanges folgen. Diese Rücksicht wird sich nun überhaupt bei denen Völkern am meisten zeigen, welche eine **öffentliche Beredsamkeit** haben, in welcher die Prosa, durch den allgemei-

nen Antheil des Volkes an derselben, eben so die Forderungen des Wohlklanges befriedigen muß, wie es bei der Poesie, wegen ihrer allgemeinern Verbreitung, ohnedies fast bei jedem Volke der Fall ist. Denn diesem Wohlklange in den poetischen Werken, und dem angebohrnen Sinne des Menschen für den stylistischen Wohlklang, dürfen wir gewiß größtentheils die so weite Verbreitung der Dichterwerke zuschreiben, während die Prosaiker der Nation verhältnißmäßig weniger gelesen und weniger auswendig gelernt werden.

Vergleichen wir die abendländischen Völker der neuern Zeit mit den Griechen und Römern in dieser Hinsicht; so stehen die Prosaiker der erstern, mit wenigen Ausnahmen, den Prosaiken der letztern nach. Denn die Sprache der letztern bildete sich durch die Redner, welche die Verfassung derselben erzog, die darauf gegründet war, daß die Macht der Beredsamkeit die Meinung und die Herzen der Menge für sie fesselte. Nur England und Frankreich haben in neuern Zeiten die politische Beredsamkeit durch ihre Verfassung befördert; in monarchischen Staaten kann sie nicht so gedeihen. Daher ist sie auch in diesen beinahe blos auf die geistliche Beredsamkeit eingeschränkt, die aber, ihrem religiösen Zwecke und der gewöhnlichen Bildung des geistlichen Standes nach, mehr auf Belehrung und Ueberzeugung, als auf Erschütterung und Rührung hinwirkt. Es liegt überhaupt in dem Charakter eines mehr ruhig denkenden, als frei aufstrebenden Volkes, daß es im Stillen lieset, und daß deshalb seine Schriftsteller den Wohlklang in der Darstellung gewöhnlich vernachlässigen. Bei Völkern, welche durch politische und geistliche Redner zugleich geleitet werden, würden Schriften, die sich nur zum ruhigen Lesen in der Stube eigneten, und in denen der Wohlklang vernachlässigt wäre, wenig Glück machen. — In Beziehung auf Teutschland steht damit die fast allgemeine Vernachlässigung des richtigen Lesens und Declamirens in den gewöhnlichen Erziehungsinstituten in Verbindung. Man legt keinen Werth, selbst für den künftigen Religionslehrer, darauf, weil man auch ohne gehörige Declamation seine bürgerliche Laufbahn zu machen glaubt. Daher ist auch

bei keinem kultivirten Volk das, wo man **Prononciation** nennt, und worauf man bei der französischen Sprache besonders so viel Gewicht legt, so sehr vernachlässiget, als bei dem teutschen. — Anders ist es in England. Ohne seine hervorstechenden Rednertalente im Parlamente würde **Pitt** nicht in einem Alter von 22 Jahren Minister geworden seyn.

§. 79.
Fortsetzung.

Der Wohlklang hängt von zweierlei ab; **vom Klange** und **vom Numerus**. So sagt schon **Cicero**: Duae sunt res, quae permulceant aures; sonus et numerus.

Der Klang beruht **theils** auf den einzelnen Sylben und Wörtern; theils auf ihrer **Stellung** in einem stylistischen Ganzen. Die Lehre vom Klange ist daher wesentlich nöthig für die zur empirischen Sprachwissenschaft gehörenden **Prosodie**.

Ob nun gleich der Stylist (und folglich auch der Redner und Dichter) nicht im Stande ist, die Wörter selbst, welche einmal in der Sprache vorhanden sind, zu verändern; so steht ihm doch nicht selten die **Wahl** der Wörter frei. Hier soll er nun dasjenige Wort wählen, das an sich schon wohlklingend ist, und die Eigenschaft des Wohlklanges auch nicht in seiner Verbindung mit andern Wörtern verliert. Hauptsächlich muß er darauf sehen, daß der declamatorische Accent (der zur Bezeichnung des Hauptwortes in einem Satze dient,) nicht auf Wörter zu stehen komme, welchen der Wohlklang fehlt. Dies ist aber bei Wörtern der Fall, die von **harter** und **schwerer** Aussprache sind.

Die **Härte** ist also das erste, was gegen den Wohlklang streitet. Sie rührt, in wiefern sie die einzelnen Töne betrifft, gewöhnlich von der Häufung der Consonanten in den Wörtern her, besonders derer, welche schwer auszusprechen sind. Da nun die **Melodie** der Aussprache von der Anwesenheit und Menge der Vokale abhängig ist; so muß bei dem Wohlklange hauptsächlich darauf gesehen werden, daß die Vokale und Consonanten in den gewählten Wörtern

in einem richtigen Verhältnisse stehen. Es dürfen also, wo möglich, die **Consonanten überhaupt** nicht gehäuft werden, besonders aber darf **ein und derselbe** Consonant nicht zu oft hinter einander folgen. Eben so wird der Wohlklang unterbrochen durch die zu häufige Stellung **einsylbiger Wörter** nach einander, weil ihre Aussprache mit Schwierigkeiten verbunden ist, und durch die **Hinweglassung der Vokalen** entweder in der Mitte, oder am Ende der Wörter durch Zusammenziehungen der Sylben, wenn auch gleich die gemeine Aussprache darauf hinführen sollte. Die teutsche Sprache ist ohnehin an Vokalen nicht reich, und steht am Wohlklange hinter den übrigen abendländischen europäischen Sprachen. Die Härte wird aber auch durch viele **zusammengesetzte Wörter** befördert, die für die Aussprache mit Schwierigkeiten verbunden sind.

Gegen den Wohlklang streitet ferner der **Gleichklang**, wo mehrere nahe auf einander folgende Wörter, ohne daß es der stylistische Zusammenhang verlangte, einerlei Klang haben. Dieser Gleichklang findet sowohl in der nahen Folge einzelner Buchstaben und Sylben, als ganzer Wörter statt. In der leztern Hinsicht zeigt er sich, wenn zu viele Wörter **von gleicher Sylbenlänge** auf einander folgen; oder wenn mehrere Wörter **dieselben Endsylben** haben; oder wenn **dieselben** Wörter oft hinter einander gebraucht werden; oder auch, wenn in der Prosa durch Nachlässigkeit **zufällige Reime** in nahe stehenden Wörtern vorkommen.

Gegen den Wohlklang verstößt aber auch die **Eintönigkeit** (Monotonie), wenn die Wörter einander sowohl in der Länge, als in dem Sylbenmaase zu sehr ähnlich sind. Dies ist aber der Fall, wenn mehrere **vielsylbige** Wörter auf einander folgen; wenn man **dieselbe Conjunction** (z. B. **und, also, auch**) oft wiederholt, und wenn man **einerlei Form in der Perodirung** beständig gebraucht. —

Daß übrigens der Klang der Wörter nicht, wie bei der Musik, blos von dem **Schalle** abhängt, sondern auch von dem Sinne derselben unterstüzt, und durch denselben

manches Mißverhältniß des ersten gehoben wird, versteht sich von selbst.

Man vergl. Sulzers Theorie rc. Th. 4. S. 739. ff. — Adelung über den Styl, Th. 1. S. 222. ff. der für die Art des Wohlklangs, welcher in einzelnen Tönen, Wörtern und Verbindungen besteht, das Wort: Euphonie gebraucht.

§. 80.

Fortsetzung.

2) Der Numerus ist der Wohlklang, sobald er auf ganze Sätze und Perioden ausgedehnt wird. Er beruht dann auf dem Ebenmaase aller einzelnen Theile einer Rede für die declamatorische Darstellung *). Dahin gehört denn diejenige Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder und Theile einer Rede, nach welcher dieselbe, in Hinsicht auf das Ebenmaas aller ihre Abschnitte, für das Ohr ein wohlklingendes Ganze bildet. Besonders muß in den Perioden der Numerus sorgfältig für die Schlußworte berechnet werden.

In wiefern durch den Numerus der ästhetische Periodenbau begründet wird; insofern stehet er dem grammatischen und logischen gegen über. Denn es können die einzelnen Wörter und Glieder einer Rede sehr richtig nach der Rectionslehre, (welche zur empirischen Sprachwissenschaft gehört,) und nach der logischen Constructionslehre auf einander folgen, und doch kann das Ganze nicht wohlklingend seyn. So wenig nun auch die grammatische und logische Richtigkeit dem Numerus aufgeopfert werden darf; so gewiß hat es doch der geschickte Stylist in den meisten Fällen in seiner Gewalt, den ästhetischen Periodenbau mit dem grammatischen und logischen in Verbindung zu bringen.

Der Numerus betrifft aber nicht allein den Wohlklang in den einzelnen Perioden; er muß auch auf dem Ebenmaase in der Verbindung und dem Zusammenhange aller

*) Cicero erklärt den Numerus für das, was die Griechen Rhythmus nennen.

der Perioden beruhen, welche das Ganze einer Rede ausmachen. „Dem Redner könnte die Einrichtung eines vollkommnen Tonstückes *) zum besten Beispiele einer Rede dienen, um ihr sowohl in einzelnen Theilen, als im Ganzen einen guten Numerus zu geben. Das ganze Tonstück besteht aus wenig Haupttheilen, oder Hauptabschnitten, die in Ansehung der Länge ein gutes Verhältniß unter sich haben. Jeder Haupttheil bestehet aus etlichen Abschnitten, deren einige mehr, andere weniger Takte begreifen, ebenfalls in guten Verhältnissen der Länge oder Größe; die Abschnitte bestehen aus kleinen Einschnitten, bald von zwei, bald von drei und vier Takten. Dieses dient zum Muster des Ebenmaases. **Dann herrscht im Ganzen ein Hauptton, der gleich vom Anfange dem Gehöre eingeprägt wird.** Jeder Haupttheil hat wieder seinen besondern Ton, der aber gegen den Hauptton nicht zu stark abstechen muß; in kleinen Abschnitten gehet auch dieser, aber nur auf kurze Zeit, in andere Töne, davon die, welche sich vom Hauptone am meisten entfernen, nur kurz und vorübergehend vorkommen, so daß bei dieser Mannigfaltigkeit der Töne der Hauptton doch immer herrschend bleibt. — Man hat über den Numerus nirgends mehr raffinirt, als in der Musik. **Darum würde dem Redner die genaue Kenntniß der besten Einrichtung eines Tonstücks die Beobachtung desselben sehr erleichtern.**„

Hauptsächlich muß man aber den prosaischen Numerus **von dem poetischen Rhythmus** unterscheiden, der unter ähnlichen Verhältnissen in den folgenden Zeilen (es mögen Reime, oder Hexameter, oder Jamben ꝛc. seyn,) wiederkommt, statt daß beim Numerus in der Prosa eine beständige Abwechslung zwischen langen und kurzen Wörtern und zwischen den einzelnen Theilen einer Periode herrschen muß. — Der Fluß der Rede, der eines Theils von der natürlichen und leichten Aufeinanderfolge der verbundenen Begriffe abhängt, hängt andern Theils auch von der gleichförmigen Bewegung der einzelnen, zu einem stylistischen Gan-

*) Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 534.

zen verbundenen, Glieder einer Rede ab, welche in dem Numerus besteht. Nur diejenige Diction im Style ist fließend, wo man, ohne Anstoß, fortlieset, und weder durch Härte, durch Gleichklänge und Monotonie, noch durch einen langweiligen und matten Periodenbau unterbrochen wird.

Außer Sulzers Theorie rc. Th. 3. S. 531. ff. — Adelung über den teutschen Styl, Th. 1. S. 221. ff. — Eschenburg Theorie der schönen Wissenschaften. S. 298. ff. — Snells Lehrb. der teutschen Schreibart. S. 26. ff. — K. Reinhard erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Lit. des teutschen Styls, Götting. 1796. S. 116. ff.

§. 81.
Declamation.

Mit der Lehre von dem Wohlklange steht eine Lehre in Verbindung, welche die Regeln umschließt, wie Ideen und Empfindungen durch Redetöne sinnlich vollkommen dargestellt werden können. Erwirbt sich ein Individuum, in Angemessenheit zu dieser Theorie, die Fertigkeit, stylistische Producte im mündlichen Vortrage sinnlich vollkommen darzustellen; so sagen wir von ihm, es verstehe zu declamiren. Da nun die Declamation an sich zur Rhetorik gehört, inwiefern diese die äußere oder körperliche Beredsamkeit in sich faßt, die Rhetorik aber, als Kunst, ihre Principien aus der Aesthetik entlehnt; so gehört auch die Theorie der Declamation, vermittelst der Rhetorik, aus welcher sie resultirt, unter die Principien der Aesthetik. Zur Declamation aber werden zwei Theile gerechnet: theils der richtige und sinnlich vollkommene mündliche Ausdruck des stylistischen Products; theils eine diesen Ausdruck begleitende angemessene und den mündlichen Ausdruck unterstützende und erhöhende Gesticulation.

§. 82.
Fortsetzung.

Zur Declamation im engern Sinne, d. h. zum sinnlich vollkommenen mündlichen Ausdrucke des stylistischen Products, gehört zunächst eine Darstellung, welche dem

Inhalte der Rede, d. i. dem Charakter des ganzen stylistischen Products, völlig angemessen ist. Jede Rede soll nämlich entweder unmittelbar auf ein, oder mittelbar auf mehrere geistige Vermögen wirken. Nach dieser im voraus berechneten Wirkung muß sowohl der Ton der Stimme selbst, als die Folge der Töne gewählt werden. Man kann diejenige Schönheit, welche der mündlichen Darstellung, als solcher, ohne Rücksicht auf den Inhalt der Rede, zukommt, die absolute, diejenige aber, welche ihr in Beziehung auf den Inhalt der Rede beigelegt wird, die relative nennen *).

Zur guten Declamation, inwiefern diese unabhängig von dem darzustellenden Stoffe betrachtet wird, gehört zuerst ein vielseitiges und geschmeidiges Organ, und ein Umfang der Stimme, durch welchen man im Stande ist, hohe und tiefe, starke und schwache, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne hervorzubringen. So gewiß nun dieses glückliche Organ ein Geschenk der Natur ist; so gewiß kann doch auch durch sorgfältige Anstrengung, durch Uebung und Gewöhnung, ein an sich unbiegsames, rauhes und fehlerhaftes Organ allmählig verbessert und veredelt werden. — Doch selbst das glücklichste Organ würde nicht für die declamatorische Darstellung taugen, wenn nicht eine ununterbrochene und zweckmäßige Uebung und Bildung desselben die natürlichen Anlagen unterstützet. Zu dieser Uebung und Bildung des Organs gehört aber eine laute, deutliche und reine Aussprache, wo man die einzelnen Sylben und Wörter genau unterscheiden kann, wo nichts verschluckt, nichts durch die Aussprache verdunkelt wird, sondern jedes Wort, genau von allen übrigen unterschieden, dennoch in seiner stylistischen Geltung und Bedeutung bestimmt erscheint, so daß weder eine zu große Eilfertigkeit, noch eine zu gedehnte Langsamkeit den Eindruck des Ganzen unterbricht. Nur dieses laute, deutliche und reine Aussprechen befördert die Verständlichkeit und das Auffassen des Sinnes. Aber eben so richtig ist für dieses letztere eine natürliche

*) Maaß Rhetorik, S. 100. ff.

Declamation, die alles Gezwungene, Affectirte und Uebertriebene von sich entfernt, und sich genau an den Gegenstand anschmiegt, der dargestellt werden soll. — Dazu muß die **Belebung** des Vortrages kommen, wo man die Töne der Stimme so abwechseln läßt, und den **Accent** jedesmal nach dem Sinne der Rede so legt, daß bei dem Zuhörer das Interesse für die Darstellung nicht nur geweckt, sondern bis ans Ende derselben ungetheilt erhalten wird. — An alle diese Eigenschaften der Darstellung schließt sich der **gefühlvolle** Vortrag an, der durch die Stimme die innere Theilnahme des Darstellenden an dem Gegenstande errathen läßt, und um so unwiderstehlicher auf die Zuhörer wirkt, je weniger ein Anstrich von erkünsteltem Gefühle, oder von Affectation und Uebertreibung sich in denselben mischt.

In Hinsicht auf den darzustellenden Stoff selbst aber muß der Declamator die angemessene Form zu finden wissen. So wie in der Musik für die Darstellung eines Gegenstandes immer nur **eine gewisse Tonart** ausschließend sich eignet, wo durch das Transponiren in eine andere der Effect selbst größtentheils verloren geht, und wieder für die Darstellung nur eine gewisse **Tactart** (Mensur) passend ist; so ist es auch in der Declamation. Die große Kunst des Declamators besteht in der Sicherheit, mit welcher er den schicklichsten Ton für die Darstellung findet, und diesen, **als Haupt- und Grundton**, beibehält, und gleichsam musikalisch durchführet. Von diesem Grundtone muß die ganze Melodie für die Darstellung ausgehen, und das **Zeitmaas** für die Darstellung, die geschwindere oder langsamere Bewegung der Stimme in der Folge der Worte und Sätze auf einander, muß dem Gegenstande der Darstellung angemessen seyn. Hauptsächlich muß der **declamatorische Accent**, welcher die Hauptbegriffe in der Darstellung bezeichnet, gehalten werden, weil nur dadurch die Nebenbegriffe (in der Musik würden es die **durchgehenden** Noten seyn,) von den Hauptbegriffen gehörig unterschieden werden können.

Ist es nun schon mit Schwierigkeiten verbunden, die jedesmal in der Seele **unmittelbar vorhandene** Em-

pfindung durch diejenigen Redetöne darzustellen, welche derselben am angemessensten sind, da so oft Erziehung und Gewohnheit entweder gewisse Fehler der Sprachorgane nicht ablegen, oder sogar gewisse fehlerhafte Manieren, für den Vortrag (z. B. einen singenden Ton; das Verschlucken gewisser Sylben; das schnelle Sinken der Stimme gegen den Schluß der Perioden rc.) annehmen lassen; so muß es noch schwieriger seyn, sich für den Vortrag eines stylistischen Products, dessen Charakter eine in uns itzt nicht vorhandene Stimmung und Empfindung ausspricht, in diejenige Stimmung zu versetzen, welche demselben anpaßt. Freilich enthält jedes durch Declamation darzustellende Product den Ausdruck der Vorstellungen und Empfindungen einer menschlichen Seele; aber wer vermag es, sogleich sich in die ganze Umgebung der Verhältnisse zu versetzen, durch welche jener Ausdruck im stylistischen Producte veranlaßt wurde! Allerdings ist es entweder die Sprache der Ueberzeugung, oder der Empfindung, oder der Leidenschaften, welche in dem darzustellenden Producte enthalten ist; aber wie schwer ist es, einem andern Wesen nachzuempfinden, und in der Darstellung durch Redetöne eben den Ausdruck zu treffen, welcher der einzig passende für dieses Product ist! Und doch ist es nur diese Belebung des todten Buchstabens, wodurch Geist, Kraft und Haltung in die Darstellung kommt.

Daß man in der Anwendung der Theorie der Musik auf die Declamation nicht zu weit gehen müsse, versteht sich fast von selbst; denn allerdings ist die Tonleiter der Declamation, von der musikalischen verschieden, obgleich derselben analog. Sehr richtig sagt Wedag (in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die schönen Künste, Leipzig, 1794. Th. 1. S. 249. ff. unter dem Artikel: Charakter) von der erstern: „Sie hat weder einen so weiten Umfang, noch erlaubet sie auch ein so plötzliches Ueberspringen aus einem musikalischen Tone in den andern, wie z. B. das Singen. Ihre Töne grenzen ungemein nahe und unmerklich an einander, und unterscheiden sich mehr durch die Gegend des Mundes und der Zunge, durch den Punct der Kehle, wo man anschlägt, als durch den höhern und oder niedrigern Ton, worauf es im Gesange ankommt.„ — Eine Scala der Declamation hat Schocher in der Ab-

handlung aufgestellt: Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben? Leipz. 1791. Er behauptet, daß in den fünf Vocalen, und zwar in folgender Ordnung derselben: u, o, e, a, i, die Tonleiter der menschlichen Sprachstimme enthalten sey. v. Kempelen, in dem Mechanismus der menschlichen Sprache, behauptet dasselbe; nur läßt er die Vocale anders auf einander folgen, u, o, a, e, i. Löbel (kurzgefaßtes Handwörterbuch, Th. 1. S. 294 ff. unter dem Artikel: Declamation) erinnert sehr wahr, daß sich, vermittelst einer solchen Scala, 1) für das Gebiet, oder die Regionen der menschlichen Sprachstimme, innerhalb welcher sich dieselbe während der Rede halten muß; 2) für die Natur der verschiedenen Glieder einer Periode, welche bald einen unvollkommnen, bald einen halbvollkommenen, bald einen vollkommenen Sinn enthalten; 3) für die Gradationen, der wahre Ausdruck mit Sicherheit und Gewißheit finden lasse. — Fr. Rambach in seinen Fragmenten über Declamationen folgt ebenfalls den Schocherschen Grundsätzen sehr brauchbar für Declamati.

§. 83.

Fortsetzung.

Wenn es das Hauptprincip der Declamation bleibt, daß sie mit dem in dem stylistischen Producte dargestellten Gegenstande so viel als möglich übereinstimmen müsse; so setzt sie eine sorgfältige Kenntniß der stylistischen Stoffe voraus, um für jeden derselben den rechten Ton zu treffen. Anderes muß nämlich eine Fabel, anderes eine Ode, anders eine Predigt ꝛc. declamirt werden. In jeder Hinsicht muß aber durch die Declamation der Eindruck des darzustellenden Gegenstandes nicht vermindert, sondern erhöhet werden. Deshalb muß man das zu declamirende Fragment vorher sorgfältig lesen und studiren, um theils zu wissen, welche Modulation der Stimme demselben am anpassendsten sey, theils aber auch die Haltung des Ganzen, und die Vertheilung von Licht und Schatten im voraus genau zu berechnen, und die Pausen, so wie das Steigen und Sinken der Stimme darnach gehörig zu vertheilen. — Hauptsächlich muß man sich vor Verirrungen in der declamatorischen Malerei bewahren. Es giebt allerdings eine Nachahmung hörbarer Objecte durch die Stimme, welche nicht selten von

Wirkung ist; allein sie hat ihre Grenzen nicht nur innerhalb der Bedingungen des Darstellbaren selbst, sondern auch innerhalb der Bedingungen der Würde und des Anstandes, welcher von keiner declamatorischen Darstellung getrennt werden dürfen. Das Hauptgesetz für alle malerische Declamation ist **Natürlichkeit** *). —

Hauptsächlich aber muß der Declamator den Unterschied berücksichtigen, ob er in seiner **eignen**, oder in einer **fremden Person** auftritt. In dem **letztern** Falle ist er **Schauspieler**, er stehe auf der Bühne, oder nicht, und er muß den fremden Charakter mit der größten Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit zeichnen. In dem **erstern** Falle, wenn er in seiner eignen Person auftritt, sind es entweder auch seine **eignen** Gedanken, welche er einer Versammlung mittheilt, dann ist er **Redner**; oder es sind **fremde**, welche er derselben gleichsam erzählt, um sie damit zu unterhalten, dann ist er **Vorleser**. — So sehr der Schauspieler bemüht seyn muß, seine **Persönlichkeit** zu verläugnen; so sehr muß sich hingegen der **Redner** bestreben, sie überall rein und von allem Fremdartigen abgesondert zu erhalten. Das Uebrige hängt von der Beschaffenheit der Zuhörer und von der Beschaffenheit und dem Zwecke der Rede ab. Da aber jeder Redner als Mann von Bildung und Geschmack und mit einem gewissen Grade von Achtung gegen seine Zuhörer auftritt; so darf er sich selbst den Ausbrüchen seiner eignen Leidenschaft nur insofern überlassen, inwiefern sich dieselben mit seinem eignen Charakter vertragen. Der **Vorleser** endlich muß sich schon deswegen, weil er sich nicht der vollen Geberdensprache bedienen

*) Ein trefflich ausgearbeiteter Abschnitt ist die Lehre von der Declamation in Maaß Rhetorik S. 100—184. Er handelt zuerst von der absoluten, dann von der relativen Schönheit (S. 113. ff.) der Declamation. Er stellt eine objective und subjective Semiotik der Declamation auf, wo besonders die letztere studirt werden muß, und schließt mit seinem Urtheile über die Idee eines declamatorischen Zeichensystems (S. 181. ff.), welche er, nach der Analogie der Musik, für ausführbar hält, ob sie gleich noch nicht ausgeführt worden ist.

kann, mehr auf Skizzirung der Empfindungen einschränken, als vollkommene Darstellungen liefern, obwohl der Grad der Lebhaftigkeit seines Ausdruckes im Allgemeinen nicht bestimmt werden kann, da er ganz von individuellen Verhältnissen abhängt *).

§. 84.

Fortsetzung. Gesticulation.

Unter Geberdensprache versteht man die verschiedenen Bewegungen des menschlichen Körpers, inwiefern sie Wirkungen der innern Thätigkeit des Gemüths und der sichtbare Ausdruck dieser Thätigkeit sind. Da schon im alltäglichen Leben dieser Ausdruck der innern Vorgänge durch die Geberden beinahe unwillkührlich ist; so muß er nothwendig in der höhern Beziehung, zu welcher ihn die Rhetorik anwendet, unter gewissen Gesetzen stehen, wodurch theils das natürliche Bedürfniß, durch den Körper seine innern Zustände auszudrücken, veredelt, theils diese Geberdensprache genau dem darzustellenden Gegenstande angepaßt wird. Je richtiger gewöhnlich die natürliche Geberdensprache ist; desto mehr Sorgfalt verdient die künstliche, weil wir dann uns erst in einen Zustand versetzen müssen, der uns in diesem Augenblicke nicht eigenthümlich ist.

Die Geberdensprache überhaupt betrifft theils die Stellung und Haltung des ganzen Körpers; theils den Ausdruck in den Gesichtszügen, theils die Bewegung der Hände. In der Stellung und Haltung des ganzen Körpers muß man alles Unschickliche und Anstößige vermeiden, und durch sie gleichsam den Umriß der ganzen declamatorischen Darstellung ankündigen. Der Ausdruck in den Gesichtszügen muß die Theilnahme an dem dargestellten Gegenstande enthalten, und also den Affecten entsprechen, welche in dem Schauspieler oder Redner angeregt sind. Die Bewegung der Hände muß das Detail der Darstellung begleiten, und deshalb genau der Bezeichnung, welche den

*) Vergl Löbel, unter dem Artikel Declamation, im kurzgefaßten Handwörterbuche.

Gegenständen der Darstellung zukommen soll, angemessen seyn.

Als **Eigenschaften**, welche bei der guten Gesticulation getroffen werden müssen, gehören hieher: die **Klarheit und Deutlichkeit** der Geberden, daß man sie leicht bemerken und von einander unterscheiden kann; die **Lebhaftigkeit** derselben, welche der Theilnahme des Declamators an dem Gegenstande entspricht, und alles Schleppende, Matte und Schläfrige von sich ausschließt; die **Natürlichkeit** derselben, welche alles Affectirte, Erkünstelte und Gezwungene zu vermeiden sucht; die **Grazie** in denselben, welche für die Geberden dasjenige leistet, was der Wohlklang, in der Aussprache ist; der **Anstand und die Würde** in denselben, wodurch das Schickliche und Sittliche ausgedrückt, und alles Gemeine und Pöbelhafte von denselben entfernt wird; das **Fliessende** in denselben, wo sie mit bemerkbarer Leichtigkeit auf einander folgen; die **Mannigfaltigkeit** in denselben, wo durch die sorgfältig berechnete Abwechslung, Geschwindigkeit oder Langsamkeit und Gradation derselben die Einförmigkeit vermieden wird.

Ueberhaupt müssen aber die Geberden **mit dem Inhalte des darzustellenden stylistischen Products genau zusammenstimmen**. Anders ist daher die theatralische Action, andres die Gestikulation des Kanzelredners.

Man vergleiche über die Gestikulation die gedachte und reichhaltige Theorie derselben in **Maaß** Rhetorik, S. 185 — 272. und besonders seine Ansicht des mimischen Accentes (S. 215. ff.), unter welchem er jede Modifikation einer Geberde versteht, wodurch dieselbe von den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird, und dessen Gebrauch aus denselben Gründen und zu demselben Zwecke entstehet, wie der Gebrauch des declamatorischen Accents. — Dann: **J. J. Engel**, Ideen zu einer **Mimik**, 2 Theile Berlin 1785; trefflich bearbeitet, aber unvollendet. Nach Engel zerfallen alle Geberden in ausdrückende, mahlende und deutende. — Von der äußerlichen Beredsamkeit, in **C. F. Bahrdts** Rhetorik für geistliche Redner (2te Aufl. Halle 1798, von **J. D. Büchling**) S. 207. ff. — **Sulzers** Theorie unter dem Artikel: Geberden, Th. 2, S. 314. ff. unter dem Artikel: Anstand Th. 1. S. 175. ff.

unter dem Artikel: Stellung, Th. 4. S. 461. ff; unter dem Artikel: Vortrag, Th. 4. S. 691. ff. — J. A. B. Bergsträßer, von der Stellung des Redners. Hanau 1771. — J. F. Löwe, Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes, Hamb. 1755. — Regeln von dem äußerlichen Vortrage in der Redekunst, in dem Brem. Mag. 1 B. 2 St. S. 349. ff. — Ueber die Action angehender Prediger auf der Kanzel. Wittenb. 1791. — K. A. Böttiger, Entwickelung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater. Leipz. 1797. — Kurzgefaßtes Handwörterbuch über die schönen Künste, die Artikel: Action (Th. 1. S. 14. f.); Affect (Th. 1. S. 25. ff.); Geberden, (Th. 1. 2te Abth. S. 469 f.) und viele andere Schriften, welche unter der Literatur der Declamation aufgeführt werden, weil Declamation und Gestikulation gewöhnlich gemeinschaftlich bearbeitet worden sind.

§. 85.

Literatur der Declamation.

Außer den Schriften, welche in Sulzers Theorie unter dem Artikel: Vortrag, Th. 4, S. 699 aufgeführt sind, gehören hieher:

S. J. E. Stosch, etwas von der reinen teutschen Aussprache. Lemgo 1770.

W. v. Kempelen, Mechanismus der teutschen Sprache, nebst Beschreibung seiner Maschine. Wien 1791.

F. H. Lindemann, Accentuationssystem der teutschen Sprache, Hannov. 1797.

Klopstock, über Sprache und Dichtkunst. Hamb. 1779.

H. W. von Gerstenberg, ob die Accentuation der Aussprache vom Sylbenmaase abhängen könne? im Gen. der Zeit, 1795, St. 6. S. 177. ff.

Ueber die Declamation, oder den mündlichen Vortrag in Prosa und in Versen, nach dem Engl. des Th. Sheridan, mit Zusätzen von R. G. Löbel, 2 Theile. Leipz. 1793.

(R. G. Löbel,) Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrages für geistliche und weltliche Redner. Leipz. 1793.

Von Löbel sind auch in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die schönen Künste, die Artikel: Affect (Th. 1. S. 23. ff.); Ausdruck (Th. 1. S. 86. ff.); Declamation (Th. 1. S. 294. ff.); Accent (Th. 1. S. 10. ff.); — von Wedag ist der Artikel: Charakter in der Declamation, (Th. 1. S. 248. ff.)

J. C. F. Rellstab, Versuch über die Vereinigung der musikalischen und oratorischen Declamation. Berl. 1786.

H. G. B. Franke, über Declamation, 2 Theile, Göttingen 1789 und 1794. ist etwas zu weitschweifig.

C. G. Schocher, soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben, oder können ihre Arten, Gänge und Beugungen nicht anschaulich gemacht, und nach Art der Tonkunst gezeichnet werden? Leipz. 1791.

Von der Declamation, in C. F. Bahrdts Rhetorik für geistliche Redner, (2te Aufl. von J. D. Büchling) S. 222. ff. — u. Steinbarts Anleit. zur Kanzelberedsamkeit S. 156. ff. Züllich. 1779.

(H. H. Cludius,) Grundriß der körperlichen Beredsamkeit, für Liebhaber der schönen Künste, Redner und Schauspieler, Hamb. 1792.

J. G. D. Schmiedtgen, Versuch über die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel. Leipz. 1794.

J. G. Pfannenberg, über rednerische Action mit Beispielen. Leipz. 1798.

Fr. Rambach, Fragmente über Declamation, 2 Stücke, Berlin. 1800.

D. F. Bielfeld, über die Declamation als Wissenschaft, mit Beispielen, oder psychologische Entwickelung der Laute und Töne, nebst ihrer praktischen Anwendung. Hamb. 1801.

C. R. R(ose,) Kritik der äußerlichen Beredsamkeit mit Beispielen belegt. Elberfeld 1800.

Pureberl, über den mündlichen Vortrag des Redners, Salzburg 1802.

G. F. Ballhorn, über Declamation in medicinischer und diätetischer Hinsicht. Hannov. 1802.

Sprache, als reiner Ton und Näherung zur Musik betrachtet, in Bernhardi Sprachlehre, Th. 2, S. 243. ff. ein sehr wichtiger Abschnitt.

C. G. Köhler, über ästhetische Kultur des Predigers, in Schuderoffs Journal f. Veredl. des Prediger- und Schullehrenstandes, Jahrg. 1803. 2 B. 2 St. S. 178 ff. von S. 195. an stellt er 4 Gesetze der Declamation, von S. 207. an Principien für Gesticulation auf.

Kurze Theorie der Declamation, in Pölitz- Elementarb. des Wissensch. S. 444. ff.

In practisch-pädagogischer Hinsicht:

Fr. Gedicke, einige Gedanken über die Uebungen im Lesen, in dessen Schulschriften, Th. 1. S. 368 ff

F. P. Wilmsen, Sammlung auserlesener poetischer Fabeln und Erzählungen für Lese- und Declamationsübungen, Berl. 1799.

L. Hörstel, Auswahl teutscher Gedichte zur Erweckung und Beförderung des Gefühls am Schönen und Guten, für Schulen zum Vorlesen und Declamiren. Braunschw. 1800.

Fr. Manitius, Versuch einer nach den Hauptklassen der Poe-

sie und Prosa geordneten Sammlung von Materialien für Declamation und Gesticulation. Halle 1800.

W. J. Wiedemann, Uebungen im Declamiren für Knaben und Jünglinge; eine Sammlung teutscher Gedichte und prosaischer Aufsätze, mit vorausgeschickten und begleitenden Hülfsregeln, Magdeb. 1800. ff. 2 Theile.

J. F. Arendt, Grundsätze und Declamationsübungen für Schulen, 2te Ausg. Berl. 1801.

Th. Heinsius, theoretische und practische Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags. Berl. 1802; auch der dritte Theil seiner *neuen teutschen Sprachlehre*. Die Theorie der Declamation von S. 1 — 50; die Mimik, von S. 51 — 79; die Beispielsammlung von S. 80. ff.

W. C. Müller, Meisterstücke der höhern teutschen lyrischen Poesie, zu Uebungen im Declamiren gesammlet. Bremen 1803.

(Uebrigens verdienen Ramlers Batteux, Campbells Phil. der Rhetorik, Home's Grundsätze, und Blairs Vorlesungen verglichen zu werden.)

§. 86.

b) Die Symmetrie.

Die Symmetrie (Ebenmaas) beruht auf demjenigen Verhältnisse der Theile eines Gegenstandes, nach welchem dieselben, in Hinsicht auf ihre Größe, so völlig unter sich übereinstimmen, daß die Wahrnehmung dieser Uebereinstimmung ein reines Wohlgefallen erregt. Die Symmetrie ist daher ein wesentliches Erforderniß der Schönheit der Form. — Diese Symmetrie wird in allen Theilen der Natur und besonders in den organisirten Wesen getroffen. Objectiv bewirkt sie in den Gegenständen selbst ein Gleichgewicht aller einzelnen Theile, und zeigt sich also in der Uebereinstimmung dieser einzelnen Theile unter sich zu einem Ganzen. Diese Symmetrie verlangt daher nicht nur, daß jeder Theil eines Ganzen an dem einzigen für ihn passenden Orte stehe, sondern daß er auch in sich so ausgearbeitet und vollendet sey, daß er, nicht nur seiner Stellung, sondern auch seiner Ausarbeitung und Vollendung nach, die Harmonie des Ganzen begründe. Durch Verrückung der Theile aus ihrer eigenthümlichen Stelle, und durch den Mangel an Bearbeitung und zweckmäßiger Gestaltung derselben würde daher das Ebenmaas zerstört werden, welches

von allen angeschauten Formen die teleologische Urtheilskraft verlangt. In der Beurtheilung der Symmetrie zeigt sich aber die gereifte Urtheilskraft und der gebildete Geschmack am meisten, weil dabei nicht allein die Betrachtung des Ganzen, als eines Ganzen, sondern auch hauptsächlich der richtige Tact in der Behandlung der einzelnen Theile und in der Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Theile zu einem Totaleindrucke in Anschlag kommt.

Die Symmetrie darf aber nicht ängstlich gesucht und ins Kleinliche verarbeitet seyn, weil sonst der Zwang in der Anordnung des Ganzen, der Mangel an genialischer Behandlung und die übertriebene Zersplitterung der einzelnen Theile dem reinen Wohlgefallen nachtheilig ist, das auf dem Ganzen haften und durch dasselbe unwiderstehlich gefesselt werden soll. Die Symmetrie beruht hauptsächlich auf Einfachheit, Natürlichkeit, richtiger Berechnung und Anordnung der Theile, und auf der Zustimmung aller Theile zum Ganzen.

Sulzers Theorie, Th. 2, S. 1. ff. und Th. 4, S. 477. f.

§. 87.

Fortsetzung.

Wenden wir dies auf den Styl an; so besteht die Symmetrie des Styls auf **demjenigen Verhältnisse aller einzelnen Theile zur Harmonie des Ganzen, nach welchem durch diese Harmonie der Form ein reines Wohlgefallen an derselben hervorgebracht wird.** — Sollen aber die einzelnen Theile eines stylistischen Products die Harmonie des Ganzen befördern; so muß sowohl zwischen den einzelnen Gliedern einer Periode, als auch zwischen allen Perioden eines stylistischen Ganzen ein Gleichgewicht herrschen, wodurch die Ansicht des Ganzen als eines Ganzen befördert und erleichtert wird. In den einzelnen Perioden müssen also die Vorder- und Nachsätze in einem solchen Ebenmaaße stehen, und aus diesem Ebenmaaße muß die Schönheit der stylistischen Form so hervorleuchten, daß man mit Wohlgefallen dabei verweilt. Dieses Ebenmaas wird aber durch zu viele eingeschobene Sätze, durch die Dunkel-

heit und Schwerfälligkeit des Periodenbaues, durch die Ausdehnung der einzelnen Glieder der Perioden, oder auch durch die gesuchte Verkürzung derselben unterbrochen. Befördert wird aber die Symmetrie des Styls, wenn man jeden Hauptbegriff so in seiner Verbindung mit den Prädicaten, und so in sein Verhältniß zu den übrigen Begriffen stellt, daß zwischen ihnen ein natürlicher, leicht zu übersehender, und nothwendiger Zusammenhang statt findet. Durch diesen scheinbaren Mechanismus nähert sich die Ausbildung der stylistischen Form der allmähligen Entwickelung der organischen Formen. So wie in den letztern die vollendetste Proportion herrscht; so muß durch das Hervorbringen des Ebenmaases in einer stylistischen Form den ästhetischen Principien für die Schönheit stylistischer Formen überhaupt Genüge geschehen. — Nach den Principien der Symmetrie erscheint also in einer stylistischen Form jeder dargestellte Gedanke an seinem rechten Orte; er ist der nothwendige Theil eines Ganzen, und bleibt, nach allen seinen Umgebungen, (welche aus den zur Bezeichnung der Verhältnisse eines Subjectsbegriffs nöthigen Redetheilen bestehen,) in dem richtigen Verhältnisse zum Ganzen, das man mit einem Blicke zu übersehen, und nach der Ausführung und Vollendung aller seiner Theile, mit reinem Wohlgefallen zu umschließen vermag.

Maaß Rhetorik, S. 68. ff.

§. 88.

e) Eigenschaften der schönen Darstellung, durch welche der Begriff von der Schönheit der dargestellten Form vermittelt wird.

α) Rhetorische Figuren.

Der Anbau der Sprache ging von der Bezeichnung des Sinnlichen aus; das Bild der Imagination erhielt ein Wort in der Sprache. An diesem Worte hielten das Gedächtniß und die Phantasie das Bild fest, selbst wenn der Gegenstand desselben den Sinnen nicht mehr vorschwebte, und

vermittelst dieses Wortes erschien das Bild von neuem der Phantasie. — Mit dem ersten Wirken des abstrahirenden Verstandes aber entstand eine neue Welt. Das Nicht-Sinnliche stand vor dem innern Sinne als Bild, wie das Sinnliche dem äußern Sinne erschienen war. Die arme Sprache reichte noch nicht hin, der neuentstandenen Welt neue Bezeichnungen zu geben. So wie nun in der sinnlichen und übersinnlichen Sphäre von dem Menschen, in der Kindheit seiner Entwickelung, die Grenzlinien noch nicht genau gezogen werden können, weil ihm, der sich in dem Reichthume seiner Schöpfung selbst noch nicht zu begreifen vermag, das Sinnliche und Nicht-Sinnliche als Eine Totalität erscheint; so ist auch seine frühere Sprache ein Cento von Bildern und Wörtern, wo das Eigentliche und Uneigentliche in der Bedeutung nicht unterschieden werden kann. Die eigentliche Bedeutung geht in die uneigentliche über; ein und dasselbe Wort wird in verschiedener Beziehung gebraucht. Daraus entsteht die **figürliche** (uneigentliche) Bedeutung eines Wortes; aber, nach dem wesentlichen Zusammenhange zwischen Vorstellung und Darstellung, wird auch, unter dem Einflusse der Phantasie, vermittelst des figürlichen Wortes **die einzelne Vorstellung selbst figürlich gedacht**, indem die ursprüngliche oder eigentliche Form derselben abgeändert wird, und **die Vorstellung** gleichsam eine neue **Gestalt (oder Figur)** erhält. Zwar darf die Figur den **Inhalt** einer Vorstellung nicht verändern, denn sonst würde dadurch eine andere Vorstellung hervorgebracht werden; aber durch die figürliche Form, welche die Vorstellung in der Darstellung erhält, erscheint uns die Vorstellung selbst unter einer andern Modifikation. — Die Figuren in der Sprache sind daher diejenigen **Formen in der Darstellung, wodurch die dargestellte Vorstellung selbst unter einem veränderten Verhältnisse erscheint.** Ob nun gleich der **Ursprung** der Figuren, (d. h. der uneigentlichen Bezeichnung der vorgestellten Objecte) an das Zeitalter der Sprache erinnert, wo sie noch arm an Wörtern und ganz sinnlich, in der Bezeichnung, selbst des Nicht-Sinnlichen, war; so haben sich doch diese uneigentlichen Formen in der

Darstellung selbst in dem Zeitalter ihrer höhern Ausbildung erhalten, theils weil der Sprachgebrauch sich einmal nicht mehr von ihnen trennen konnte; theils weil sie in der Folge zum Reichthume und zum Luxus der Sprache gehörten, indem durch sie das, was der Verstand allmählig in neugebildeten Worten als abstracte Begriffe darstellen lernte, durch Bilder für die Phantasie versinnlicht dargestellt werden konnte. Der Umfang des Gebiets der Figuren in einer rohen und ausgebildeten Sprache ist also in derselben ein eigentlicher status in statu. Sie sind in einer gebildeten Sprache nicht mehr die Mittel der Noth, um das Abstracte deshalb uneigentlich darzustellen; weil es an eigentlichen Bezeichnungen für das Abstracte fehlte; sondern sie sind, neben den Bezeichnungsformen des Verstandes, die Dichtersprache der Phantasie, um eben dasselbe, was der Verstand durch Begriffe denkt, in Bildern für die Imagination darzustellen. Wären die Figuren in der Sprache noch jener allgemeine Nothbedarf, dessen Gebrauche man, aus Mangel an Wörtern für die Bezeichnung nicht sinnlicher Gegenstände, nicht ausweichen könnte; so würden sie nicht, durch Verwandlung in deutliche Bezeichnungen, aufgelöset werden können. Da aber in einer reichen und ausgebildeten Sprache jede Figur, und jedes Ganze von Figuren in deutliche Begriffe, doch mit Verlust des darin für die Phantasie enthaltenen Bildes, aufgelöset und wörtlich umschrieben werden kann; so sind sie, in dem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache, das eigentliche Gebiet der Poesie und Beredsamkeit, und dienen zum Reichthume und Luxus der Darstellung.

Gibt es irgend eine verwickelte Lehre in der Rhetorik; so ist es das Kapitel von den Figuren. Die verschiedenen Urtheile über dieselben rühren aber zunächst wohl von dem verschiedenartigen Gesichtspuncte her, aus welchem man sie betrachtet. Sie mußten in der Ansicht verlieren, wenn man in das Zeitalter ihres Ursprungs zurückging, und aus den dürftigen Ueberresten der ersten Bildung der Sprache ihr Wesen und ihren Gebrauch erklären wollte. Sie

müßten aber auch zu viel gewinnen, wenn man sie in ihrer Totalität bei den Dichtern und Rednern aus dem Zeitalter der Reife einer Sprache isolirt betrachtete, ohne sie mit dem ebenfalls nur erst späterhin in einer Sprache erworbenen Reichthume für die Bezeichnung übersinnlicher Begriffe zusammen zu halten. Ihr Werth muß sinken, und das Studium der Rhetorik muß dem Jüngling ganz verleidet werden, wenn man sie als die nothwendigen Bedingungen der Beredsamkeit und Dichtkunst aufstellt, und den Jüngling mit dem Auswendiglernen derselben plaget. Stellt man sie aber nach ihrer rhetorischen und dichterischen Geltung, unterstützt von Belegen aus den besten Rednern und Dichtern einer Nation, auf; überläßt man ihren Gebrauch dem productiven Genie selbst; warnet man höchstens nur vor den dabei möglichen Verirrungen; machet man bei dem Studium der Klassiker, (es mögen griechische, römische oder teutsche seyn,) auf ihr Daseyn aufmerksam, und zeigt man, wie durch sie eine eigne Dichter- und Bildersprache begründet werde, die aber in einfache Prosa verwandelt und aufgelöset werden kann, sobald man den Charakter des Bildes, als Bildes, aufopfern will; so können sie für das Eindringen in den innern Geist einer Sprache sehr nützlich werden, da sich das darstellende Subject in ihnen nach einer neuen von ihm selbst geschaffenen Welt (der Dichterwelt) kennen und begreifen lernt.

Bei einer Lehre, die seit des Aristoteles Zeiten durch alle Rhetoriken hindurchgehet, ist es nicht gleichgültig, wie sich denkende Sprachforscher und Aesthetiker darüber erklärt haben. Außer dem Aristoteles in seiner Rhetorik, und Quinctilian (Instit. orator. lib. IX. cap. 1 - 3) hauptsächlich *Vossius* (inst. orat. l. IV und V); *Marsais* (*des tropes, ou des différens sens, dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue*, Par. 1730); Campbell in seiner Phil. der Rhetorik, übers. von Jenisch; Batteux von Ramler, Th. 4, S. 92. ff; Home (Elements of Criticism. Th. 2. S. 227. ff. und Th. 3. S. 62. ff.); Blair, der sie in Figuren der Einbildungskraft und der Leidenschaft eintheilt; *Baumgarten, Aesth.* T. 1. §. 27. T. 2. §. 782; Riedel, (Theorie der schönen Künste, S. 352. ff.); Sulzers Theorie unter dem Artikel: Figur (Th. 2. S. 230. ff.), wo aber der Begriff derselben nicht erschöpft ist, wenn es heißt: „Figur ist eine sich besonders auszeichnende, eine eigne Form annehmende, Art sich auszudrücken, der Ausdruck bestehe in einem einzigen Worte, oder einer ganzen Redensart.„ — Besser bearbeitet ist der Artikel: Trope, ebendaselbst Th. 4. S. 605.

ff. — Adelung (über den Styl, Th. 1. S. 270. ff.) bringt sie unter den Abschnitt von der Lebhaftigkeit des Styls und erklärt sie für Hülfsmittel, die untern Kräfte der Seele in Bewegung zu setzen. Nach ihm gibt es Figuren für die Einbildungskraft, für die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, und für Witz und Scharfsinn. Sehr gründlich und deutlich ist dieser Abschnitt von ihm bearbeitet, doch wird mehr ihr Gebrauch, als ihr Wesen dadurch befriedigend erklärt. Verglichen kann damit werden: Th. Heinsius Auszug aus Adelungs Werke, (Berl. 1800), S. 89. ff. — Snell (Lehrb. der teutschen Schreibart, 2te Aufl. Frankf. 1801. S. 54. ff.) theilt die Figuren ebenfalls nach den Seelenkräften ein, auf welche sie zunächst wirken, in Figuren für die Aufmerksamkeit, für die Einbildungskraft, für die Empfindungen und für den Witz. — Eschenburg (Theorie und Lit. der schönen Wissenschaften S. 287. ff.) folgt Adelung, und theilt sie in Figuren für Witz, Einbildungskraft und Gemüthsbewegungen, und verwirft die Eintheilung in Wortfiguren und Sachfiguren. Die vornehmsten Vortheile, welche der Gebrauch der Figuren dem Style verschafft, bestehen, nach ihm: „theils in der Bereicherung der Sprache; theils in der Beförderung ihrer Würde; theils in der Unterhaltung der Phantasie und des Witzes; theils in der Verstärkung der Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit der Gedanken selbst„. — A. Reinhard (erste Linien eines Entw. der Theor. und Lit. des teutschen Styls) S. 148. ff.) erläutert die Figuren unter dem Style für die Sinnlichkeit, und hält sich genau an Adelung. — Von den Tropen und Figuren, s. C. F. Bahrdts Rhetorik für geistliche Redner, S. 163. ff, wo der Herausgeber der zweiten Ausgabe, Büchling, viele Beispiele für den Gebrauch der Figuren beigebracht hat. — Heydenreich unter dem Artikel: Figur (kurzgef. Handwörterbuch über die schönen Künste, 1 Th. 2 Abth. S. 648.) sagt: „Figur im weitern Sinne nennt man eine jede von der gemeinen Darstellungsweise verschiedene Art sich auszudrücken; im engern eine jede solche Art sich auszudrücken, durch welche man eine besondere Wirkung auf Leidenschaften, Empfindsamkeit und Geschmack beabsichtiget. Man kann die Figuren theilen: 1) in Hinsicht der Seelenkräfte, auf welche sie vorzüglich und zunächst wirken sollen; Figuren der Leidenschaft, des Abscheus, der Liebe, der Bewunderung, des Witzes rc. 2) in Hinsicht der Vorstellungen, die sie enthalten; Figuren der Sachen, (Vergleichung; Gleichnisse; Beispiel;) Figuren des Ausdruckes, welche das Mechanische einzelner Wörter, oder der ganzen Zusammense-

Digitized by Google

tzung derselben, aber auch den Sinn und die Bedeutung der Wörter betreffen." — Scheller (Gedanken von den Eigenschaften der teutschen Schreibart) S. 27. ff.) rechnet die Kenntniß der Tropen theils zur Richtigkeit, theils zur Feinheit des Ausdrucks. Er sagt: „Anfänglich haben die Menschen allen Dingen, und körperlichen zuerst, ihre eigenen Benennungen gegeben. Kein Wort hatte damals zwei, geschweigen mehrere Bedeutungen. Man fand zwischen gewissen Handlungen der Seele und des Körpers eine große Aehnlichkeit; daher legte man die Benennung der letztern den erstern bei, weil man auf keine neuen vor der Hand sinnen wollte, (richtiger: konnte). Weil man aber immer eine Sache mit einem Namen belegen mußte; so wurde diese Einförmigkeit nach und nach ekelhaft. Und wie der Mensch in Speisen und Kleidung gern abwechselt; so suchte man auch eine Abwechslung in Worten. Diese fand sich von ohngefähr; nämlich die Unachtsamkeit vieler Redenden, diese reiche Mutter der grammaticalischen Figuren, ließ Worte sich entfallen, darin ein Theil für das Ganze, das Ganze für einen Theil, eine Species für ein Ganzes und umgekehrt gesetzt war. Man fand, daß andere dies verstanden, und dadurch wurde diese Art zu reden geläufiger und ausgebreiteter. Man fuhr weiter fort, und setzte das Vorhergehende für das Nachfolgende und umgekehrt, u. s. w. Die Gelehrten, besonders Dichter, Redner, Philosophen, die von jeher auf den Sprachgebrauch aufmerksam waren, bemerkten, daß diese tropischen Benennungen eine Quelle der Abwechselung im Reden, folglich der Annehmlichkeit wären, u. machten mehr dergleichen gleichgültige Redensarten, die, der Deutlichkeit unbeschadet, einander substituirt werden konnten. Sie bemerkten, daß in den Tropen eine Feinheit wäre, d. i. daß sie nicht so leicht, als die eigentlichen Wörter, verstanden würden. Und da sie ohnedem durch den Ausdruck vor dem Pöbel einen Vorrang suchten; so studirten sie die Tropen, als die Quellen der Feinheit, zumal da sie sahen, daß dadurch die unsaubern und schmutzigen Ideen, die sie doch auch auszudrücken genöthiget waren, verborgen und in ein sauberes Gewand gekleidet wurden." — Mit zweckmäßigen Beispielen hat den Gebrauch der Figuren im Style beleget: **Moritz**, Vorlesungen über den Styl, Th. 1. S. 97, ff. — **Voigtel**, (Lehrbuch der teutschen prosaischen Schreibart S. 154. ff.) versteht unter Figur: „eine jede Form des Ausdruckes, wodurch der letztere verschönert wird, d, i. mit deren Betrachtung ein größeres Wohlgefallen verbunden ist." Nach ihm liegen die Figuren entweder mehr in den **Worten**, oder mehr in den **Vorstellungen**, welche durch die Wor-

te bezeichnet werden. — Kurz, aber gründlich behandelt die Figuren Maaß (Rhetorik, S. 46. ff.) Er unterscheidet zuerst zwischen den grammatischen und rhetorischen Figuren. In den erstern liegt die Redefigur blos in dem Ausdrucke, in den letztern, in der Vorstellung. Die rhetorischen Figuren theilt er wieder in objective und subjective; objective (Sachfiguren), sofern die Gegenstände selbst in einem veränderten Verhältnisse vorgestellt werden; subjective (Wortfiguren), sofern das nicht ist. Zu den erstern rechnet er die Apostrophe, die Sermonication, die Prosopopöie; zu den letztern die Redefiguren im engern Sinne (Climax, Anapher, Epiphora rc.), die Gleichnisse und die Tropen. — Ueber die Tropen: Füllborns Rhetorik (Bresl. 1802), S. 53. ff. — Vollbeding (teutsche Sprachlehre, Leipz. 1802. S. 315. ff.) sagt: „Trope ist die Darstellung eines Begriffes unter einem verwandten anschaulichen Bilde; kurz, jedes Wort in einer uneigentlichen Bedeutung genommen, ist ein Trope. — Tropen hat theils der Mangel an eigentlichen Wörtern veranlasset, da man es besonders schwer fand, geistige Dinge anders, als durch Aehnlichkeiten von körperlichen zu bezeichnen; theils die Liebe zur Abwechslung; theils die Stärke des Affects, der etwas kürzer ausdrückt und die kühnsten Figuren häuft.„ Heinsius (neue teutsche Sprachlehre, Berl. 1801, Th. 1. S. 244. ff.) erklärt sie, nach Adelung, als Mittel, durch welche der Schreibende auf die niedern Seelenkräfte einwirkt. — In einer eignen Schrift hat sie sehr ausführlich behandelt: J. Steiner, Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren, Münster 1802. Seine Absicht war, die Redefiguren und die Regeln bei ihrer Anwendung auf wenige einzuschränken; den Figuren eine ausgedehntere Bedeutung zu geben, und sie durch Beispiele für den pädagogischen Gebrauch zu erläutern. — Unter einer eigenthümlichen philosophis. Ansicht hat sie Bernhardi, Sprachlehre Th. 2. S. 100. ff. (Berl. 1803.) dargestellt. — Im Gegensatze gegen die Forderungen der höhern geistigen Vermögen (des Vorstellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögens) an den Styl, sind die Figuren als die Forderungen in Beziehung auf die niedern geistigen Vermögen (Gedächtniß, Phantasie, Witz und Scharfsinn) an den Styl dargestellt in Pölitz Theorie des teutsch. Styls Th. 1. S. 304 — 357, und in dessen Elementarbuche des Wissenswürd. rc. S. 236. ff. *). Zu vergl. W. Mackensen, über die Entstehung der Figuren, in s. Beitr. zur Krit. der Sprache. S. 109. ff. — Pörschke Gedanken rc. Th. 1. S. 172. ff.

*) Sulzer sagt (Theorie Th. 2. S. 232.) sehr wahr von den Figuren: „Es ist zu wünschen, daß die mühsame und

Digitized by Google

§. 89.
Fortsetzung.

Da in jedem, selbst in dem minder gebildeten Menschen die Phantasie, als natürliche Anlage, vorhanden ist; so darf es nicht befremden, wenn der dichterische Anklang und diejenige Sprache des Gefühls, welche in den Redefiguren sichtbar werden, schon die Sprache der Völker in dem frühern Zeitalter ihrer Bildung bezeichnen, ja, daß in einem Zeitalter, wo die Phantasie um so stärker wirken kann, je weniger sie von Regeln geleitet und von einem ausgebildeten Verstand regiert wird, der Gebrauch dieser Redefiguren selbst in der Sprache des gemeinen Lebens angetroffen wird.

In die Mittelzeit zwischen den Zeitpunct der ersten Roheit und Mangelhaftigkeit der Sprache und den Zeitpunct der höhern Verstandsthätigkeit und intellectuellen Reife fällt gewöhnlich bei den Völkern die Epoche ihrer Dichter. Die Phantasie hat sich von der ersten Unbehülflichkeit befreit, und wirkt um so kühner und freier, je weniger sie noch von dem ruhig berechnenden Verstande gezügelt wird. Ihre Formen treten als freie Producte eines zur höhern Kultur emporstrebenden Wesens hervor, und eine Glut des Gefühls, eine Energie des Ausdrucks, eine Gruppirung von Dichterbildern, charakterisirt diese Formen während dieser Epoche, von welcher in den Dichterwerken eines spätern Zeitalters sich selten noch eine ähnliche Spur, höchstens nur ein Wiederklang, findet.

schwerfällige Aufzählung und Erklärung so sehr vieler Arten der Figuren aus den für die Jugend geschriebenen Rhetoriken einmal wieder verbannt werden möchte. Diese Materie dient zur Beredsamkeit gerade so viel, als eine scholastische Nomenclatur der Ontologie zur Erweiterung der Philosophie dient. In der That sind die Rhetoren, die Griechenland nach dem Verfalle der wahren Beredsamkeit in so großer Menge hervorgebracht hat, in Absicht auf die Beredsamkeit gerade das, was die Scholastiker der mittlern Zeiten in Absicht auf die Weltweisheit. Der gute Kopf bekommt einen Ekel vor der Beredsamkeit, wenn man ihn zwingt, die verzweifelten Namen und Erklärungen aller Figuren auswendig zu lernen."

In dieser Epoche der schöpferischen Phantasie werden die **Formen der Darstellung vermehrt**, man mag nun entweder auf die Summe der Wörter selbst, oder auf die Verbindung derselben im stylistischen Zusammenhange sehen. Je freier itzt die Phantasie wirkt; desto sicherer arbeitet sie an ihrer eigenthümlichen Dichtersprache. Die Dichtersprache **erhält Totalität**, noch ehe der Verstand sie vor sein Forum ziehen kann. Sie steht bereits als ein in sich, für die Bedürfnisse der Phantasie, abgeschlossenes Ganze da, ehe noch der Verstand den Reichthum der in der Sprache vorhandenen Wörter für scientifische Zwecke völlig ordnen, berichtigen und ergänzen konnte. Zwar kann die Dichtersprache, sobald die Sprache des Verstandes nach Inhalt und Form bestimmter und correcter wird, dem Einflusse dieser höhern Bestimmtheit und Korrectheit nicht ganz widerstehen; allein da ihre Totalität früher existirte, als die Totalität der Sprache des Verstandes, so erhält sie sich auch neben der Sprache des Verstandes in ihrer abgeschlossenen Vollkommenheit, wenn nicht die **Dichter** und **Redner** eines Volkes einen langen Zeitraum hindurch ganz verstummen. Aber bei der fortdauernden Wechselwirkung zwischen der Sprache des Verstandes und der Sprache der Phantasie nimmt auch die erstere nicht selten Formen der Darstellung von der letztern an, die der erstern an **sich** nicht zukommen. Hauptsächlich ist dies der Fall bei dem **Redner**, der **in der Mitte zwischen beiden Gebieten** stehet. Der **vollendete Dichter** lebt und wirkt ganz in seiner Dichtersprache; der **vollendete Prosaiker** in der Sprache des Verstandes. Nur der **Redner** hat die schwere Aufgabe zu lösen, sich mit Sicherheit auf der Grenzlinie beider zu behaupten, und **von beiden** so viel zu entlehnen, als ein innerer Tact ihm von jeder zu entlehnen erlaubt.

Nur wenn man **das ganze Gebiet der rhetorischen Figuren** als die Totalität der **Sprache der Phantasie und Empfindung** betrachtet, wo jede einzelne Figur im eigentlichen Sinne: Figur, d. i. isolirter Theil eines größern Ganzen, ist; nur dann kann man sich es erklären, wie der Dichter in der Sphäre seiner Sprache seine

Schöpfungen vollenden kann; wie aus der Dichtersprache, nach der jedem Menschen einwohnenden Phantasie, Worte und ganze Formen in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen konnten; und wie endlich die Beredsamkeit beide Darstellungsarten in sich zu einem ästhetischen Ganzen, zu der Sprache des Redners, combiniren kann. —

Wenn daher die Totalität der rhetorischen Figuren die Dichtersprache als ein in sich vollendetes Ganze (in dem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache) begründet; so muß der Gebrauch der einzelnen Figuren nicht schulgerecht von dem Dichter und Redner einstudirt, sondern ihm von dem innern Genius eingegeben werden, dem die Sphären des Verstandes und der Phantasie nicht als ein getrenntes, sondern als ein festverbundenes Ganze erscheinen, und der in seinen Producten mit gleicher Freiheit und Kraft in dem Kreise beider gebietet. Wer sich hinsetzen und die rhetorische Figur suchen kann, welche sein stylistisches Product beleben und verschönern soll; der wird ein künstliches und schulgerechtes, aber nie ein ästhetisches Ganze hervorbringen. Nur wenn das Genie seinem innern Zuge folgt; nur wenn der Drang des Genies durch Kultur gemildert, nicht aber durch scholastische Disciplin und todte Regeln gelähmt, unterdrückt, oder einseitig geleitet wird; nur dann wird das Product, das seine Freiheit zum Daseyn ruft, den Forderungen angemessen seyn, welche die Aesthetik an die Formen in Hinsicht auf Schönheit macht.

§. 90.

Fortsetzung.

Nicht also als einzelne losgerissene Theile, wie sie wohl die Wissenschaft betrachten muß, sondern als Glieder eines innig verschlungenen Ganzen, der Dichtersprache, muß man die rhetorischen Figuren in dem Zeitalter der höhern Sprachbildung betrachten. Mag immer die Noth, oder die Sinnlichkeit sie gebildet haben; ihre freiere und vollendetere spätere Form (wie sie bey den klassischen Dichtern jedes Volkes erscheint,) ist das Werk der schaffenden Phantasie und der überströmenden Empfindung. So wie

nun die Phantasie und die Empfindung ihre eigne Sphäre im Wesen des Menschen, unabhängig von der Sphäre des Verstandes, haben; so ist auch die Sphäre der Phantasie und der Empfindung in der Darstellung eine **Welt der Bilder durch Worte**, wenn dagegen die Sphäre des Verstandes in der Darstellung eine **Welt der Begriffe durch Worte** ist. — Für den scientifischen Gebrauch mag es gut seyn, die rhetorische Figuren unter einzelnen Rubriken: als Figuren für die Aufmerksamkeit, für Phantasie, für Empfindung und Leidenschaften, aufzuführen; in der Sphäre der Dichtung greifen sie alle, nach einem freien Spiele der Phantasie, in einander ein, um einen Totaleindruck zu bewirken.

Wenn nun (§. 75.) **Sinnlichkeit** im **Ausdrucke**, und **Freiheit in der Bewegung**, die beiden wesentlichen Eigenschaften der schönen stylistischen Form sind; so befördern die **Figuren** entschieden die Schönheit der Form in der Darstellung. Sie umgeben den abstracten Begriff mit einer Hülle, der ihn selbst, durch die Verschönerung, Verstärkung, Erweiterung und Verähnlichung mit andern, welche er dieser Hülle verdankt, der Phantasie durch die Anschauung näher bringt; und während der Verstand sich durch die Wahrheit befriedigt fühlt, welche er unter der ästhetischen Hülle entdeckt und wahrnimmt, findet die Phantasie völlige Nahrung an der Betrachtung dieser Hülle. Der **figürliche**, oder uneigentliche Ausdruck, der in der dichterischen Sprachdarstellung herrscht, gibt daher der Sprache selbst ein neues Leben; das blos mechanische Leben der Begriffe geht für die Phantasie in ein **organisches** Leben (§. 75.) über, und indem sich dem Verstande die dargestellten Begriffe **nach dem Gesetze der Nothwendigkeit** entwickeln, **erscheinen** sie der Einbildungskraft **nach dem Gesetze der Freiheit**. Der Gedanke bleibt, im figürlichen Ausdrucke, derselbe; nur wechselt das **Medium**, das ihn darstellt, und die **Umgebung**, welche ihn begleitet.

§. 91.

Unterschied zwischen Figuren und Tropen.

Figuren und Tropen gemeinschaftlich bilden die Dichtersprache eines Volks. Sie sind Kinder der Sinnlichkeit, und erhalten und behaupten sich in dem Zeitalter der höhern Sprachbildung als Mittel einer veredelten und vollendeten Sinnlichkeit der Darstellung, wodurch zwischen der ernsten Nothwendigkeit der Begriffe und dem Bedürfnisse für eine freie schöne Form ein inniger Zusammenhang ausgemittelt wird. Mögen sie immer, ihrem Ursprunge nach, an die Jugend der Völker und an die Jugendzeit einer Sprache erinnern; so geben sie doch, indem sie sich für die Sprachdarstellung erhielten, und mit der höhern Ausbildung der Sprache, das Gepräge einer höhern Vollkommenheit annahmen, der Darstellung selbst die Farbe der Jugend und des kräftigen Lebens. Der ernste Verstand kann die jugendliche schöne Hülle, in welcher er seine Begriffe wieder erkennt, nicht tadeln und verwerfen, sobald die Betrachtung der Entwickelung dieser Begriffe durch die Hülle nicht gehindert und entstellt wird. Denn, wenn Korrectheit und Schönheit im innigsten Zusammenhange der Triumph der stylistischen Darstellung sind, eben weil dann die Gesetze der Nothwendigkeit (in der Anordnung, Verbindung und Vertheilung der Begriffe,) mit den Gesetzen der Schönheit, (in der sinnlich vollkommenen und freien Darstellung der Form) aufs genaueste verbunden erscheinen; so muß der Geist, welcher im Stande ist, seine Begriffe in einer schönen Form darzustellen, und dadurch ihrer Wahrheit so wenig zu entziehen, daß diese Wahrheit nur noch mehr (obgleich nicht dem Inhalte nach) dadurch gewinnt, ein sehr gebildeter Geist seyn, denn es gehört ein hoher Grad von subjectiver Bildung dazu, um in dem freien Spiele der Imagination das Object der Wissenschaft nicht zu verlieren.

Der figürliche Ausdruck aber kann sich in der freien Form der Darstellung auf verschiedene Weise zeigen. Er kann den Subjectsbegriff unverändert stehen lassen, und

nur die Prädicatsbegriffe desselben verändern, wodurch das Unselbstständige an demselben modificirt und versinnlicht wird. Die Veränderung der Form der Darstellung für die Bedürfnisse der Phantasie betrifft also dann **nur die stylistische Umgebung des Subjects**, welche entweder sich blos auf die Verwandlung und Versinnlichung des Prädicats bezieht, oder die ganze Umgebung in stylistischer Hinsicht anders gestaltet. In dieser Modifikation für die Versinnlichung der schönen Form in der stylistischen Darstellung **liegt das Princip für die Geltung und die Klassification der Figuren**, deren wesentlicher Charakter, zum Unterschiede von den Tropen, darin besteht, daß der Subjectsbegriff **an sich** unverändert bleibt.

Bei den **Tropen** aber tritt an die Stelle des eigentlich ausgedrückten Subjects eine **uneigentliche** bildliche Bezeichnung desselben, wodurch zwar der Subjectsbegriff keinesweges aufgehoben wird, doch aber so verändert erscheint, daß nothwendig auch seine stylistische Umgebung in der freien schönen Form die Farbe des bildlichen Begriffes in der Darstellung annehmen muß. Bei den Tropen vermischen sich zwei Sphären in der Darstellung; **die Sphäre des Hauptbildes und des Gegenbildes** *).

So enthält z. B. der Begriff: **der blühende Jüngling**, eine **Figur**, weil nur das Epitheton: **blühend** ein **figürlicher** Ausdruck ist, übrigens aber die eigenthümliche Geltung des Subjectsbegriffs: **Jüngling** dieselbe bleibt. Wird aber der Subjectsbegriff weiter dargestellt; so muß sich die stylistische Umgebung nach der figürlichen Bezeichnung des Prädicatsbegriffes gestalten. — Sagt aber **Schiller** in der **Resignation:**

Des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht; ꝛc.

so ist der Ausdruck **tropisch**, weil statt des eigentlichen Begriffes: **die Jugend des Lebens**, der uneigentliche Ausdruck: **der Lenz des Lebens** (mit

*) Vergl. **Bernhards Sprachlehre**, Th. 2. S. 88.

Hinweglassung des eigentlichen) gesetzt, und dieses Bild durch die ganze stylistische Umgebung — blüht — abgeblüht — fortgeführt wird.)

(Bei der Klassifikation der Figuren müssen theils alle sogenannten grammatischen Figuren, theils auch diejenigen Figuren von denselben ausgeschlossen werden, welche entweder nur der unechte Geschmack gebrauchen kann (Onomatopöie, Alliteration rc.), oder welche man nur fehlerhaft zu den Figuren rechnen kann, da sie an sich eine scientifische Geltung und Bezeichnung in der stylistischen Form haben (z. B. die Definition, die Distinction rc.).

§. 92.

Klassification der Figuren.

Durch die Figur erhält der Prädicatsbegriff ein anderes und zwar versinnlichendes Verhältniß zum Subjectsbegriffe in der Darstellung. Die Darstellung selbst wird also durch die Figur modificirt:

a) daß entweder ein versinnlichendes Prädicat in die Darstellung des Subjects aufgenommen wird;

b) oder daß durch die Figur die ganze stylistische Umgebung um den Subjectsbegriff, der übrigens an sich in seiner eigentlichen Geltung bleibt, verändert wird. *)

*) Die hier versuchte Klassification und neue Eintheilung der Figuren und Tropen ist nur ein Versuch neben mehrern Versuchen. Mir gnügte immer die Eintheilung derselben, als Figuren für Aufmerksamkeit, Phantasie, Witz und Scharfsinn rc. nicht, weil dieselbe Figur, welche den Witz unterhält, sehr oft auch die Phantasie beschäftiget, und sämtliche Figuren die Aufmerksamkeit erregen sollen. — Mit Beziehung also auf das in der philosophischen Sprachwissenschaft begründete Verhältniß der Redetheile unter sich und zu einem stylistischen Ganzen, habe ich hier die Eintheilung und Klassification der Figuren und Tropen versucht.

§. 93.

a) Figuren, welche dem Subjecte in der Darstellung ein versinnlichendes Prädicat beilegen.

Die Figuren, welche sich in versinnlichenden Prädicaten zeigen, verschönern, verstärken, erweitern, oder verähnlichen das Subject mit Naturgegenständen.

1) Das Epitheton verschönert durch das Prädicat den Subjectsbegriff in der Darstellung; z. B. die schierlose Wahrheit. —

Unser Leben rinnt melodisch, wie die flötende Quelle zum Schöpfer. (Schiller im Fiesko).

Durch die Verschönerung ist das Epitheton von dem nothwendigen Beiwort verschieden; z. B.

Der ehrliche Diener; das neugebaute Haus ꝛc.

2) Die Emphasis verstärkt durch das Prädicat den Subjectsbegriff in der Darstellung; z. B.

Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau. (Matthison.)

Oder von Schiller, (Gesch. des Abf. der Niederl.)

„Ohnmöglich konnte er (Philipp 2) sich in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens (der Niederländer) verwickeln. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder."

3) Die Exergasie erweitert den Subjectsbegriff durch synonymische Wörter, die ihm gegen über gestellt werden, und stellt dadurch denselben von mehrern Seiten dar. — So sagt Kosegarten in der Hymne an die Tugend:

Siehe, du bist der Saiten der Seele lauterste Stimmung,
Ihr harmonischer Einklang in das Tönen der Schöpfung,
Ihr Einfügen im Gliederbau der ewigen Ordnung ꝛc.

4) Die Congruenz verähnlicht das Subject in der Darstellung mit Naturgegenständen, und heißt Harmonie, wenn man in der stylistischen Verbindung den Gegenstand durch Wörter darstellt, welche der sinnlichen Wahrnehmung desselben entsprechen; z. B. in Kosegartens Gewitterabend:

Doch schwüler wird die Luft. Die Kreaturen ächzen.
Die matte Schöpfung stöhnt. Die welken Fluren lechzen,
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd' und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeste zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert.
Der Haingesang erstummt. Das scheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

§. 94.

b) Figuren, durch welche die stylistische Umgebung des Subjectsbegriffes verändert wird.

Diese betreffen entweder blos die Form, oder Stoff und Form zugleich.

a. Die Form allein betreffen:

1) Die Frage. Redner und Dichter bedienen sich derselben, theils um die Aufmerksamkeit auf den vorgetragnen Gegenstand zu erhöhen; theils um einem möglichen Einwurfe zu begegnen; theils um Theilnahme und Verwunderung zu erregen; z. B.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore.
(Schillers Jungfr. v. Orleans.)

2) Die Anrede (Apostrophe), wo man gewissen Individuen einen Gegenstand näher bringen will; z. B.

Reinhard in der Predigt: wie man sich zu verhalten hat, wenn man in seiner Religionserkenntniß auf befremdende Meinungen geführt wird (Pred. Th. 1. Wittenberg, S. 170. f.); „Möchten insonderheit Sie, theuerste Jünglinge, die Sie den Wissenschaften obliegen, die Sie mit so vielen neuen kühnen, gefährlichen Meinungen bekannt werden, jene jugendliche Hastigkeit mäßigen, die das, wovon sie überzeugt ist, und was ihr wahrer und besser scheint, als das Gewöhnliche und Alte, so gern und mit so vieler Vorliebe mittheilt ꝛc.„

3) Der Ausruf (Exclamatio), wo man eine angenehme oder unangenehme Empfindung in Worten ausdrückt; z. B.

Der Marquis Posa im Dom Karlos, (Leipz. 1802. S. 346) als er von der Königin Abschied nimmt:
O Gott, das Leben ist doch schön!

4) Die Wiederhohlung. Sie heißt a) Epizeuxis, wenn man dasselbe Wort wiederhohlt, um den Eindruck zu verstärken; z. B.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub nach kurzer Ruh. Klopstock.

Sie heißt b) Anaphora, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit einem und demselben Worte anfangen; z. B.

Und was wegwelkt aus den Erdenthalen
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt,
Nicht des Morgenroths verstralte Stralen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Asche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Ros' entwehn;
Nicht das Fädchen, das, vom Wurm gesponnen,
In der Luft verflattert, mag vergehn. Kosegarten.

Sie heißt c) Epiphora, wenn sich mehrere Sätze auf eine und dieselbe Art endigen:

Er ist nicht mehr!
So sage,
Ein Tag dem andern Tage!
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr! Ramlers Tod Jesu.

5) Die Inversion (Versetzung), wo man die gewöhnliche Folge der Wörter verändert, um die Aufmerksamkeit auf einen hervorstechenden Begriff zu leiten, doch so, daß der Sinn dadurch nicht verändert wird; z. B.

Errungen, früh errungen hat er seine Palme
Der treue Streiter rc. — Kosegarten.

statt: der treue Streiter hat seine Palme rc. —

oder:

Unter dem zahllosen Heere von Millionen, die schon auf Erden gelebt haben, unter dieser durch so viele Jahrhunderte verbreiteten Menge; wie viele gab es, deren Andenken übrig blieb, denen die gerührte Nachwelt frohe Feste widmet? Reinhard.

Die Inversion darf nie ohne Grund und nie zu häufig gebraucht werden; auch darf sie weder der Sprache Gewalt anthun, noch Dunkelheit in dem stylistischen Zusammenhange veranlassen.

6) Die Parenthese, wo man, um eine Vorstellung deutlicher zu machen, einen mit derselben verwandten oder dieselbe erläuternden Begriff in die Mitte der Periode aufnimmt; z. B.

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, auferstehht ꝛc. Klopstock.

7) Die Descriptio zeigt sich bei Rednern und Dichtern gewöhnlich in einer mahlerischen und schildernden Darstellung des Subjets.

Die Menschheit hofft, in süßen Träumen,
Empfindet sie sich stark und groß,
Erblicket Blüthen in den Keimen,
Und Freiheit in des Dranges Schoos. Starke.

oder:

Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit seinem Daseyn; er verengt keinen, und so ist jedermann gern um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges.
Herder.

8) Der Dialog, wo für die Darstellung der handelnden Wesen in der Gegenwart die Form des Gesprächs gewählt und die Darstellung dadurch mehr versinnlicht wird, als es der bloße Referent vermag.

9) Die Ellipse, wo man, wegen der Heftigkeit der Empfindung, ein Wort, oder mehrere aus dem Zusammenhange der Rede hinwegläßt, die man aber ohne Schwierigkeit hinzudenken kann; z. B.

Nicht weiter! ich habe genug! —

Sie heißt: Interruptio, wenn man die Ellipse gleichsam verlängert, so daß die Rede der innern Verbindung ermangelt, und man des Affects wegen nicht weiter fortsprechen kann; und Aposiopesis, wenn man den Faden der gewählten Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn zu vollenden, und einen andern Gedanken auffäßt, z. B.

Karl Moors Monolog in den Räubern.

„Wer mir Bürge wäre? — Es ist alles so finster — verworrene Labyrinthe kein Ausgang — kein leiten-

des Gestirn — wenns aus wäre mit diesem letzten Odemzuge, — aus, wie ein schales Marionettenspiel.,,

10) Das Asyndeton, wo man, wegen der Stärke der Empfindung, blos die in kurzen Sätzen bestehenden Hauptbegriffe, mit Uebergehung der zwischen sie gehörenden Conjunctionen, ausführt; z. B. aus Klopstocks Messias:

— Er ruft mit lechzender Zunge: mich dürstet!
Rufts, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte rc.

11) Das Polysyndeton, wo man die Bindewörter häuft, um gleichsam den raschen Gang der Vorstellungen und Gefühle zu hemmen; — z. B. aus Klopstocks Messias:

Und, o wie bebt mir mein Herz von süßen wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammlen, und nun bald alle Geschlechter der Menschen
Mir sich heiligen werden!

12) Die Epanorthosis (Correctio; Verbesserung,) wenn man das, was man gesagt hat, sogleich näher bestimmt und verbessert. z. B.

Ganz Teutschland — doch was sage ich — ganz Europa war auf den Ausgang des Krieges gerichtet.

13) Die Präoccupatio (Prolepsis), wenn man gegen seine eignen Behauptungen Zweifel aufstellt und diese beantwortet. (Verwandtschaft dieser Figur mit der Frage.) z. B. aus den Tempeln von Jacobi:

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und seyn wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?

Wir blicken hin: allwaltend schwebt
Er auf Gewittern, dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser gibt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

14) Die Concessio, wenn man etwas zugesteht, davon aber unvermerkt zu einer andern Vorstellung übergeht. z. B.

Die Welt, wie ich sie hier mahle, ist zwar vielleicht nirgends, als in meinem Verstande wirklich; aber gewiß, wenn die Wirklichkeit auch meinem Traume nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Schiller.

15) Die Präteritio, wenn man durch einen unvorbereiteten Uebergang eine andere Vorstellung an die vorhergehende anknüpft; z. B.

Keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sei es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht; noch kennst du mich nicht. O, so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben, gut zu seyn, und immer besser zu werden, so gewiß wird eine Zeit kommen 2c. Fichte.

11) Die Cumulatio, (Amplificatio), wenn man einen Gegenstand durch die Erweiterung seiner Merkmale stärker versinnlicht. Sie heißt Distributio (Individualisirung), wenn man durch die Angabe der einzelnen Merkmale eines Begriffes das Ganze gleichsam in seine Theile auflöset. z. B. in Kosegartens Hymne auf die Tugend:

Tugend, Himmelgebohrne, der Gottheit köstlichste Gabe,
Sehnsucht ewiger Geister, dem Helden Schlachtruf, dem Jüngling
Weckerin mächtiger Thaten, des Weisen theuer errungene
höchste Schöne, — —

Hieher gehören auch noch: a) der Wunsch, wodurch man den Zustand des innern Verlangens nach einem Gegenstande ausdrückt; z. B. bei Matthison:

O denke mein,
Bis zum Verein,
Auf besserm Sterne!

b) Die Betheurung und Beschwörung, zur feierlichen Bestätigung einer Sache; z. B. aus Klopstocks Messias:

Weiter sagt er und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: ich will die Menschen erlösen!

c) Die Verwünschung; z. B. aus Schillers Fiesko:

Ach, daß ich stünde am Thore der Verdammniß, hinunterschauern dürfte mein Auge auf die mancherlei Folterschrauben der sinnreichen Hölle, saugen mein Ohr zerknirschter Sünder Gewinsel. Konnte ich sie sehen meine Quaal, wer weiß? ich trüge sie nicht? Mein Weib liegt hier ermordet!

β) Stoff und Form zugleich betreffen:

1) Die Allusion (Anspielung), wo man einen Begriff oder Gegenstand, durch die Anspielung auf einen ähnlichen bereits bekannten, in der Versinnlichung verstärken will; z. B.

Nicht jeder Held ist ein Buonaparte.

2) Das Beispiel, wo man den dargestellten Begriff oder Gegenstand durch eine ähnlichen erläutert und anschaulicher macht. z. B.

Noch immer verfolgt der Fanatismus die Weisen, wie einst den Sokrates.

3) Das Gleichniß, wo man zwei Gegenstände einander in der Vergleichung gegen über stellt, um das Subject der Darstellung durch die Vergleichung mehr hervorzuheben; z. B. aus Ramlers Tod Jesu:

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstralen;
So steht der Held aus Canaan.

4) Die Parallele, wo man die Vergleichung zwischen zweien und mehrern Subjecten, nach den einzelnen Eigenschaften und Verhältnissen derselben, durchführt, um die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen denselben aufzufinden. Die Parallele unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Gleichnisse, daß in dem leztern nur Ein Punct der Vergleichung, und gewöhnlich in einem Bilde, aufgestellt wird. (Parallelen zwischen Marc-Aurel und Friedrich II; zwischen Julius Cäsar und Buonaparte; zwischen Shakespear und Schiller ꝛc.)

5) Das Antitheton, (der Contrast,) wo man zwei Gegenstände vergleicht, die nur in einigen Merkmalen sich ähnlich sind, in den andern aber contrastiren; z. B. das be-

kannte Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden von Blumauer — —

Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niedersiehst;
Allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel,
Und unser Herz dein liebster Altar ist.

6) Die Antithese (Gegensatz,) wo die mit einander verglichenen Begriffe und Gegenstände wirklich entgegengesetzt sind; z. B. wenn einem Subjecte ein widersprechendes Merkmal beigelegt wird (ein zahmer Tiger); oder wenn einem Subjecte zwei und mehrere entgegengesetzte Prädicate beigelegt werden, die ihm beide zukommen (der kriechend-stolze Mensch) — Sie heißt: Paranomasie, wenn verschiedenartige Begriffe mit denselben Wörtern ausgedrückt werden. Die Paranomasie heißt:

a) Antanaclasis, wenn man verschiedene gleichlautende, oder beinahe gleichlautende Wörter mit einander verbindet; z. B. das friedliche Thal nährte den Frieden in seinem Innern.

b) Ploce, wenn man ein und dasselbe Wort in ganz verschiedener Bedeutung gebraucht; z. B. er zerstörte seine innere Ruhe mit der Ruhe in seinem Hause.

c) Antimetabole (Commutatio), wenn derselbe Ausdruck zwar seine wörtliche Bedeutung behält, aber doch in dem Folgesatze ein anderes Verhältniß bezeichnet; z. B. der Mensch kann, was er will; und er will, was er kann.

Die Antithese wird fehlerhaft, sobald sie zum bloßen Wortspiele herabgewürdiget wird.

7) Die Gradation, (Klimax und Antiklimax,) wo man entweder aufwärts, oder abwärts die Begriffe steigert. So z. B. in Matthisons Genfersee:

Schön ists, von Aetna's Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulkan
Beglänzt von Phöbus erstem Stral zu schauen;
Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

8) Die **Hyperbel**, wo man, in der Stärke der Empfindung und Leidenschaft, einen Gegenstand entweder größer oder kleiner darstellt, als er wirklich ist; z. B. **Ferdinand in Schillers Kabale und Liebe:**

Ein Lächeln meiner Luise ist Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens ist aus, bis ich diese Thräne ergründe.

Stellet man einen Gegenstand aus **Bescheidenheit** kleiner dar, als er wirklich ist; so heißt die Figur: **Litotis**; z. B. **Luise in Kabale und Liebe:**

Dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir Vater. Wenn die Mücke in ihren Stralen sich sonnet; kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne? —

9) Die **Parodie** und **Travestirung**. Die erste zeigt sich in der scherzhaften Nachahmung ernsthafter Gegenstände, sowohl in einzelnen Ausdrücken, als in Wendungen und in der ganzen Haltung derselben; die zweite hingegen besteht in der Durchführung eines ganzen ästhetischen Products für den Zweck der Unterhaltung in einer andern Manier, als in welcher der Gegenstand bisher behandelt worden war. (z. B. **Blumauers travestirte Aeneide; — Kozebues travestirte Kleopatra; — Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister.**)

10) Das **Komische** (und Lächerliche) zeigt sich im Allgemeinen in derjenigen Wahl und Verbindung der Wörter und Ausdrücke für die Darstellung eines Gegenstandes, durch welche der Witz beschäftigt und der Gegenstand entweder bei seiner Kleinheit und Unbedeutenheit scheinbar gehoben, oder bei seiner Größe scheinbar herabgesetzt, oder nach gewissen wesentlichen oder zufälligen Merkmalen mit andern so in Vergleichung gebracht wird, daß die Darstellung das Lachen unwillkührlich erregt. Aehnlichkeit und Contrast müssen dem Komischen zum Grunde liegen, und zugleich muß durch die Darstellung in uns ein Gefühl der Ueberlegenheit über den dargestellten Gegenstand veranlaßt werden, das unsrer Selbstliebe schmeichelt. Eben so muß sich das Komische durch Neuheit ankündigen, um den Witz anzuregen; dies

Neue bestehe nun in dem Auffallenden in Sitten, Gewohnheiten oder Wendungen. — Man kann sich auch selbst persifliren, und dadurch zum Gegenstande des Lachens machen, und bisweilen das Tadelhafte scheinbar loben und das Lobenswürdige scheinbar tadeln. (Beispiele dafür in mehrern guten **Lustspielen von Jünger, Kotzebue,** rc. in dem **Herodes vor Bethlehem.**)

11) Verwandt mit dem Komischen, wenigstens im Effecte, ist die **Ironie**, wo man das entgegengesetzte Verhältniß von dem aufstellt, das man eigentlich meint, um die Unvollkommenheiten und Thorheiten der Menschen fühlbar zu machen.

Hieher gehören auch:

a) der **Sarkasmus**, der beißende Spott gegen einen Sterbenden — z. B. **Schweizer zu Franz Moor in den Räubern;** —

„Todt, — erlogen sag ich — gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine springt! — he du! es gibt einen Vater zu ermorden!„

b) **Diasyrmus**, wenn man Lebende verspottet;

c) **Mimesis**, wenn man die Worte eines andern spöttisch wiederhohlt.

§. 95.

Klassification der Tropen.

Durch die Tropen werden die **Subjectsbegriffe** in der Darstellung in sofern verändert, daß man eine **uneigentliche**, bildliche Bezeichnung an die Stelle der eigentlichen setzt, und den eigentlichen Subjectsbegriff in der Darstellung ganz hinwegläßt. - Ob nun gleich die stylistische Umgebung jedesmal von der Darstellung des Subjects abhängt; so wird sie doch nur in einigen Tropen **ganz** verändert. Wir theilen daher die Tropen in solche ein,

a) wo, durch die Aufnahme der **uneigentlichen** Bezeichnung eines Gegenstandes, **blos der Subjectsbegriff verändert**, und die eigentliche Bezeichnung desselben aus der stylistischen Darstellung weggelassen wird;

b) und in solche, wo mit der Aufnahme der uneigentlichen Bezeichnung eines Gegenstandes zugleich die ganze stylistische Umgebung um denselben verändert wird.

§. 96.

a) Tropen, wodurch der Subjectsbegriff verändert wird.

Die Veränderung des eigentlichen Subjectsbegriffs in einen uneigentlichen muß allezeit so seyn, daß Witz und Scharfsinn unter der Hülle der uneigentlichen Bezeichnung die eigentliche erkennen können. Dann dienen die Tropen zu einer noch höhern und stärkern Versinnlichung, als die Figuren, und wirken nachdrücklich auf die Phantasie und das Gefühlsvermögen. — Hieher gehören:

1) die **Metonymie** (Namensverwechselung), wenn man verwandte und ähnliche Subjectsbegriffe wechselseitig gebraucht. *) Dies geschieht:

a) wenn man die Wirkung statt der Ursache setzt; z. B. **Posa im Dom Karlos**, wenn er die Wirkungen der Inquisition in den Niederlanden schildert:

— Da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

b) wenn man die Ursache statt der Wirkung setzt; z. B. Bacchus hat ihn begeistert (st. der Wein rc.)

c) wenn man das Vorhergehende statt des Nachfolgenden setzt, z. B.

Die letzte Umarmung (st. Trennung.)

d) wenn man das Nachfolgende statt des Vorhergehenden setzt; z. B. von einem Erblichenen:

er ist eine Beute der Würmer.

(In diesen beiden Fällen heißt die Metonymie: **Metalepsis.**)

e) wenn man die Eigenschaften des Subjects an die Stelle des Subjects selbst setzt; z. B.

die weinende Unschuld stand vor ihm. — Die Seufzer der Angst (st. der Geängstigten.)

*) Bernhardi (Sprachlehre Th. 2. S. 91. ff.) hält die Metonymie für den Tropus, durch welchen der Zusammenhang der Succession dargestellt wird.

f) wenn man das Zeichen an die Stelle der bezeichneten Sache setzt; z. B.

die dreifarbige Flagge (st. die französische).

g) wenn man den Ort statt der darin befindlichen Gegenstände setzt; z. B.

Ganz Paris zitterte vor dem Convente.

h) wenn man die Gegenstände statt des Ortes setzt; z. B.

ich schritt über aufgethürmte Leichname.

i) wenn man die Zeit statt der Begebenheiten setzt; z. B.

das Zeitalter der philosophirenden Vernunft — oder der Wiederherstellung der Wissenschaften.

k) wenn man die Wirkungen eines Gegenstandes demselben unmittelbar selbst beilegt; z. B.

die geläufige Zunge.

Vergl. Sulzers Theorie rc. Th. 3. S. 392. f.

Soll die Metonymie, die ohnedies unter allen Tropen die schwächste Wirkung hervorbringt, nicht fehlerhaft werden; so darf sie nicht die Folge eines Mangels an Formen für den Ausdruck seyn, und nicht zu oft gebraucht werden. Ein richtiger Geschmack und ein Studium der Sprache nach den besten Schriftstellern der Nation führt beim Gebrauche der Tropen am sichersten.

2) Die **Synekdoche** (Zusammenfassung,) wenn man Begriffe an die Stelle der andern setzt, die entweder als Theile in einen andern Begriffe enthalten sind, oder die sich gegenseitig wie Gattung und Art verhalten. Diese Verwechslung der Verhältnißbegriffe: Theile, Ganzes, Geschlecht, Gattung und Individuum ist allerdings poetisch *). Diese Verwechslung tritt ein:

a) wenn man das Ganze statt der Theile setzt; z. B.

Ganz Teutschland erwartete mit Begierde die Resultate des Friedens von Lüneville.

b) wenn man den Theil statt des Ganzen setzt; z. B.

er hat keinen Pfennig mehr.

c) wenn man das genus statt der species setzt; z. B.

der Sterbliche, st. der Mensch.

*) Bernhardi Sprachlehre, Th. 2. S. 90, f.

d) wenn man die species statt des genus setzt; z. B.
Gott hat den Planeten ihre Bahnen vorgezeichnet; st. den Sternen.

e) wenn man die species statt des Individuums setzt; z. B.
der Philosoph behauptete (st. Kant behauptete.)

f) wenn man das Individuum statt der species setzt; z. B.
es ist ein wahres Tempe; st. es ist eine schöne Gegend.
(In diesen beiden letzten Fällen heißt die Synekdoche: Antonomasie.)

g) wenn man die einzelne Zahl st. der Mehrheit setzt; z. B.
der Krieger kehrte heim.

h) Wenn man eine bestimmte Zahl (einen numerum rotundum) statt der unbestimmten setzt; z. B.
die Jubel von Tausenden erfüllten die Luft.

2) Die **Metapher** (Translatio, Uebertragung), wenn man einen Begriff durch einen Ausdruck bezeichnet, der die Beschaffenheit eines dargestellten Subjects durch eine Aehnlichkeit versinnlicht, welche dem Subjecte mit einem andern zukommt. Die Metapher setzt also das dargestellte Subject in das Verhältniß der Aehnlichkeit zu einem andern, das in der Darstellung mit demselben gerbunden wird, und enthält **Bild und Gegenbild neben einander**, so daß die Prädicate der Sphäre des Gegenbildes an die Stelle der Prädicate des Hauptbildes treten *). z. B. die **Innigkeit** des Gefühls; das **Feuer** der Rede; die **Seele** eines Volkes ist seine intellectuelle und moralische Kultur; das Auge ist des Leibes **Licht** 2c. — Von der **Vergleichung** ist die Metapher durch die Kürze der Darstellung und die Energie des Ausdrucks verschieden; zur Allegorie verhält sie sich **nicht** so, daß die Allegorie eine weiter ausgedehnte und fortgesetzte Metapher sey, **sondern vielmehr ist die Metapher eine abgekürzte Allegorie.** Allegorie und Metapher sind in den frühern Epochen der Sprachbildung bereits vorhanden, da Gefühl und Phantasie von jeher die Dichtersprache bildeten und bereicherten.

*) Bernhardi Sprachlehre, Th. 2. S. 93. ff.

Sulzers Theorie rc. Th. 3. S. 389. ff. und Eberhard über einige Schwierigkeiten der korrecten Schreibart, in der N. Bibl. der schönen Wissenschaften 25r Band.

4) Die **Periphrasis**, wenn man einen Gegenstand statt ihn bei seinem eigentlichen Namen zu nennen, nach seinen Eigenschaften und Wirkungen darstellt. Sie ist wesentlich von der **Paraphrase** (einer der Deutlichkeit wegen gemachten Umschreibung eines Begriffes) verschieden. z. B. so schildert **Matthison** das Elysium, ohne es zu nennen:

Hain, der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft;
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift;
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt.

Die Periphrasis wirkt blos **als Figur**, wenn sie **Euphemismus** heißt, wo man an die Stelle eines unanständigen Wortes ein anständiges, an die Stelle eines matten Wortes, ein lebhaftes, an die Stelle eines gemeinen und gewöhnlichen ein verschönerndes setzt.

5) **Personifikation**, **Prosopopöie** (Personendichtung *)), wenn man leblosen Gegenständen, Eigenschaften von belebten und vernünftigen Wesen beilegt, oder sie selbst als wirkend darstellt und anredet.

So führt **Voß** (in dem **Herbstgange**) die Natur als wirkend auf:

Natur, wie schön in jedem Kleide!
Auch noch im Sterbekleid wie schön!
Sie mischt in Wehmuth sanfte Freude
Und lächelt thränend noch im Gehn.

Manso, in seinen Inseln der Seligen, (dessen vermischte Schriften, Th. 1. S. 29. ff.) redet diese Inseln an:

Inseln, die kein Sturm zerwühlet,
Und kein feuchter Nebel drückt,
Die der reinste Zephyr kühlet,
Und ein ewger Frühling schmückt.

6) **Sermonication** ist nur der höchste Grad der Personification, wenn man leblose Dinge oder abwesende Per-

*) Man vergleiche Bernhards Sprachlehre, Th. 2. S. 120. ff

sonen, Verstorbene, Geister rc. als redend einführt. — So führt Voß, in seinem Gedichte: die Sterne, diese, durch mehrere Strophen hin, redend ein:

„O Vater, „preißt ihr hohes Klanges,
„Du hülltest uns in Glanz,
„Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
„Uns Harmonie und Tanz rc.“

(Sobald die Ironie das Subject ganz verschweigt, das sie nach den Gesetzen des Contrastes darstellt, gehört sie zu den Tropen, und nicht mehr zu den Figuren.)

§. 97.

b) Tropen, wo durch die Veränderung des Subjectsbegriffes auch die ganze stylistische Umgebung verändert wird.

Hieher gehören:

1) Die Allegorie. Sie stellt einen Gegenstand unter einem Bilde dar, welches den in der Darstellung fehlenden eigentlichen Subjectsbegriff so versinnlicht, daß man ihn ohne Schwierigkeit aufzufinden vermag. Besteht sie blos in der Verwandlung eines einzigen Begriffs in ein Bild, (z. B. des Menschen als einer: Welt im Kleinen); so dient sie als Figur. Sie hat aber noch eine höhere Beziehung, wodurch sie in der Dichtkunst und Beredsamkeit sich dem nähert, was die allegorischen Darstellungen in den Werken der bildenden Kunst sind. Dann ist sie ein Ganzes voller Leben, Kraft und Haltung; dann stellt sie vor die Phantasie ein Bild, das in der Wirklichkeit nicht existirt, sie idealisirt; dann bringt sie den wirklichen Gegenstand, den sie symbolisch darstellt, durch die Darstellung und durch die versinnlichende Hülle der Phantasie und der Empfindung näher. Die vielen verunglückten Allegorien können der wahren und vollendeten Allegorie nicht Eintrag thun. (Jean Paul hat einige derselben geliefert.) — Die Fabeln und Parabeln gehören hieher, wenn in dem Bilde, das sie enthalten, entweder practische Wahrheiten, oder Vorgänge der wirklichen Welt unter einer versinnlichenden Hülle dargestellt werden. — Das Sinnbild (Em-

blema) ist nur ein Wiederschein derselben, da es zunächst einen Begriff, eine Wahrheit durch ein Bild anschaulich machen will, das an sich einen uneigentlichen Sinn gibt.

(Ueber die Allegorie Sulzers Theorie, Th. 1. S. 73 — 94, wo auch die Literatur derselben beigebracht ist. — Heydenreich in dem kurzgefaßten Handwörterbuch. Th. 1. S. 36. ff. Heydenreich ästhetische Grundsätze über die Allegorie der schönen Kunst, vorzüglich der bildenden und der Dichtkunst, in seinen Originalideen, Th. 2. S. 39. ff. Er sagt, S. 47. f. sehr richtig: die Allegorie ist sich im Allgemeinen in allen Künsten gleich, in besondern unterscheidet sie sich: a) nach dem größern oder geringern Umfange des Ideenkreises, aus welchem eine Kunst, nach dem Zeichen, durch welches sie darstellt, ihre allegorischen Stoffe nehmen kann. Die Dichtkunst hat von dieser Seite den unbestreitbaren Vorrang vor jeder andern Kunst; b) nach dem Umfange der Sphäre von Vorstellungen für Sinn und Einbildungskraft, welche jede Kunst durch ihre Zeichen eröffnen kann. Die Dichtkunst stellt unmittelbar keinem Sinne etwas dar; allein sie hat unter allen Künsten das ausgebreitetste Vermögen, die Einbildungskraft durch Bilder von Gegenständen eines jeden Sinnes zu beschäftigen. Sehr natürlich, daß sie ihre allegorischen Gegenstände durch mannigfaltigere und mehrere Attribute bestimmen, erhöhen und verschönern kann, als jede andere Kunst. Die Dichtkunst und die Tanzkunst haben aber auch noch für die Allegorie den Vortheil vor den übrigen Künsten voraus, daß sie ihre allegorischen Wesen in Handlung versetzen, und eben dadurch ihre Ideen vollständiger und mannigfaltiger ausdrücken können. Die bildende Kunst kann uns nur ein einziges Moment für den Anblick geben, und höchstens der Phantasie die Richtung mittheilen, Handlung hinzu zu dichten, indem sie ein allegorisches Wesen in einer solchen Situation, Attitude, Richtung der Glieder darstellt, welche mit Handlung als Ursache oder Wirkung wesentlich zusammenhängt; c) nach dem mehr oder weniger eingeschränkten Vermögen einer Kunst, ihre allegorischen Ideen auszuführen. Auch hierin behauptet die Dichtkunst den Vorrang, indem sie ganze Systeme von Ideen allegorisch darstellen und entwickeln kann; d) nach der mehreren oder wenigern Einheit, der jede Kunst in ihren allegorischen Darstellungen fähig ist. Die bildende Kunst hat hierin den Vorrang vor den übrigen. e) nach der größern oder geringern Evidenz, welche jede Kunst ihren allegorischen Darstellungen ertheilen kann. Die Dichtkunst hat von dieser Seite vor den übrigen Künsten den großen Vortheil, daß sie

fähig ist, mit ihren allegorischen Gemälden zugleich die bestimmte Andeutung der Idee zu verknüpfen.„

2) Die Vision. In ihr werden abwesende Gegenstände, Personen, Verstorbene und Geister als gegenwärtig dargestellt, und zwar so, daß sie in der Darstellung entweder selbst als wirkend und redend eingeführt werden, oder daß der Darstellende in seiner oder einer fremden Person sie zu blicken glaubt. — So schildert Johanna d'Arc die Erscheinung, die sie unter der Wundereiche gehabt hatt:

Und einstmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gesessen und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst wie ich
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bins. Steh auf Johanna. Laß die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft,
„Nimm diese Fahne; dieses Schwert umgürte dir.
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!“
Ich aber sprach: wie kann ich solcher That
Mich unterwinden eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
„Sieh mich an! Eine keusche Magd wie du
„Hab' ich den Herrn, den Göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich selbst!„ — Und sie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften.
— Und so die Nächte nach einander ließ
Die Heilige sich sehn, und rief: „Steh auf Johanna
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!„
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie und scheltend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos,
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
„Die hier gedienet, ist dort oben groß!“

Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

§. 98.

Anhang zu der Lehre von den Figuren und Tropen.

Man ist gewohnt, zu den rhetorischen Figuren bisweilen auch bloße **Wortspiele** zu rechnen, die aber theils gar nicht zu der eigentlichen Dichtersprache gehören, welche ein lebensvolles und in sich abgeschlossenes Ganze bildet, theils oft nur durch Nachlässigkeit in der Wahl des Ausdrucks entstehen, und bei ihrer Wiederhohlung **wahre Fehler**, und keine Schönheiten in der Darstellung sind. Dahin gehören:

1) Die **Alliteration**, wo die unmittelbar auf einander folgenden Wörter gleiche Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben haben; z. B. Er fechte, fluchte und entfloh.

2) Die **Annomination**, wo man durch den Gleichklang der Wörter, die von einerlei Abstammung sind, den Hauptbegriff verstärken will; z. B. in frühester Frühe; — das Dunkle ward dunkler.

3) Die **Onomatopöie**, oder Nachbildung der Naturtöne durch Wörter, ist ganz fehlerhaft; z. B. die Töne der Lerche, der Frösche rc.

4) Die **Echo**, wo in den Endsylben eines zusammengesetzten Wortes ein anderes von denselben verschiedenes Wort enthalten ist, das man, als Wiederhall des vorigen, hören läßt; z. B. gehest du hinein? — **Nein!**

5) Die **Aenigmata** (Räthsel), wenn man verschiedene auffallende und sich scheinbar widersprechende Merkmale gruppirt, und den Begriff, welchem sie zukommen sollen, errathen läßt.

6) Das **Anagramm**, wenn man die Buchstaben eines Wortes, oder eines kurzen Satzes, oder auch einer Zahl versetzt, um ein anderes Wort und einen andern Sinn herauszubringen.

Die eigentlichen logischen Descriptionen (unterschi

den von der mahlerischen Schilderung des Dichters); die **Sentenzen** (Maximen); die **Sprüchwörter** (Proverbien ꝛc.) gehören zu dem didactischen Style.

Anders verhält es sich mit der **Mythologie**. Sie enthält die Ueberreste der frühesten Geschichte der ältesten Völker. In ihr herrscht ein eignes jugendliches Leben, dessen Ansicht dann an Reiz gewinnt, wenn alle Mythen von noch so verschiedenem Ursprunge und aus noch so verschiedenen Perioden der Bildung eines Volkes zu Einem Ganzen zusammengestellt werden, das dem Dichter einen beträchtlichen Stoff für seine Darstellungen darbietet. Ohnmöglich aber kann es dem Genius der **teutschen** Dichtkunst angemessen seyn, wenn die Producte derselben beständig mit Anspielungen, Rücksichten und Beziehungen auf die ältere griechische und römische Mythologie ausgeschmückt werden. Die Sphäre der teutschen Dichtkunst und der teutschen Nationalbildung liegt jenem Zeitalter zu fern, um bei den Zeitgenossen ein hohes Interesse dafür zu erregen. Ganz etwas anders aber ist es, wenn man diese Mythologie selbst zum Stoffe eines Gedichts erhebt, wie **Schiller** in den **Göttern Griechenlands**, **Matthison** in dem **Elysium** ꝛc. Dann erscheint sie als ein großes, seelenvolle Ganze unter der Thätigkeit der productiven Phantasie. —

§. 99.

β) Eigenschaften des Styls in Betreff der schönen stylistischen Form.

1) Die **Lebhaftigkeit** des Styls. Sie besteht in derjenigen Versinnlichung des dargestellten Gegenstandes, wodurch die Phantasie eine vollständige **Anschauung** von demselben, vermittelst der Form, erhält. Lebhaft überhaupt ist das, worin sich Leben zeigt. Alles Leben aber kündigt sich für die Anschauung durch Wirksamkeit an. Der Styl ist daher lebhaft, wenn das Gemüth des Andern durch die Darstellung in eine Art von angenehmer Thätigkeit versetzt wird. Dies geschieht theils durch den raschern Gang in der Darstellung; theils durch gewisse Wendungen, Gleichnisse und Anspielungen (wobei die rhetorischen Figuren

hauptsächlich zur Lebhaftigkeit beitragen); theils durch die Klarheit und Deutlichkeit, die in der Darstellung herrscht.

Adelung (über den Styl, Th. 1. S. 210. ff.) bezieht die Lebhaftigkeit des Styls blos auf die untern Seelenkräfte, und handelt daher von den Figuren unter dem Kapitel von der Lebhaftigkeit des Styls. — Eschenburg (Theorie der schönen Wissenschaften S. 286. f.) folgt Adelung, wenn er sagt: „Die Lebhaftigkeit der Schreibart entstehet schon zum Theil aus ihrer Klarheit und Deutlichkeit; sie wirkt aber nicht sowohl, gleich dieser, blos auf den Verstand, sondern mehr auf die Einbildungskraft und auf die Gemüthsbewegungen. Ihre vornehmste Quelle ist die Aehnlichkeit zwischen der Bezeichnung und dem Bezeichneten, zwischen den Worten und Vorstellungen, insoweit die Rede solch eine Aehnlichkeit zu erreichen fähig ist. Sowohl die Wahl der Wörter, als ihre Anordnung und ihr Wohlklang sind Beförderungsmittel dieser Lebhaftigkeit.„ — Eben so folgt C. Reinhard in den ersten Linien eines Entwurfs der Theorie des Styls S. 150. f. Adelung. — Man vergleiche: Maaß Rhetorik S. 28. ff. — Jenisch in der Forts. von Moritz Vorles. über den Styl, Th. 2, S. 132. ff. — Pörschke Ged. über Phil. des Sch. Th. 1, S. 149 ff. und den Artikel: lebhaft, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 164. ff.

2) Das **Feuer** in der Darstellung ist eine höhere Stufe der Lebhaftigkeit. In der feurigen Darstellung ist der Darstellende selbst in dem Grade von dem dargestellten Gegenstande ergriffen, daß er durch die Darstellung desselben das Gefühl und die Phantasie Anderer mächtig erschüttert, weil durch die feurige Darstellung nicht blos eine Anschauung von dem dargestellten Gegenstande vermittelt, sondern derselbe auch zugleich ihrem Begehrungsvermögen näher gebracht wird.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 227. f.

3) Das **Interessante** im Style bestehet in derjenigen Darstellung der Gedanken, Gefühle oder Begebenheiten, wodurch eine solche erhöhte Theilnahme an dem Dargestellten hervorgebracht wird, daß man sich darüber gewissermaßen selbst vergißt, und gleichsam sich mit dem dargestellten Gegenstande aufs innigste verbunden fühlt.

So belehrend auch die in zwei Abtheilungen bearbeitete Abhandlung von C. Garve: einige Gedanken über das Interessirende (zuerst im 12 und 13 Th. der N. Bibl der sch. Wissensch. dann in der Samml. einiger Abhandl. Th. 1, S. 210. ff.) ist; so war doch Garve selbst in der Folge nicht ganz damit (nach der Vorrede zu der Samml. rc. S. IX. ff.) zufrieden, und hielt folgende Ideenreihe für die richtigste: „Interesse, im eigentlichen Verstande, ist die Theilnehmung an dem Gewinnste oder Verluste eines andern. Interesse, im figürlichen Verstande, ist die Theilnehmung der Seele an den Handlungen oder Eindrücken eines Andern. So vielerlei Arten die Beschäftigungen der Seele es gibt, wenn Gegenstände auf uns selbst wirken; eben so viele Arten der Theilnehmung oder des Interesse gibt es auch, wenn diese Gegenstände auf Andere wirken. So wie die Vorstellungen unsers Verstandes, unsre Gemüthsbewegungen und unsre Schicksale uns unmittelbar einnehmen; so können die Gedanken, die Empfindungen, die Begebenheiten eines Andern uns durch die Theilnehmung beschäftigen, d. h. uns interessiren. Wir nehmen aber an den Gedanken eines Andern alsdann am ersten Theil, wenn sie so klar, so einleuchtend, und von so begreiflichem Nutzen sind, daß wir sie leicht zu unsern eignen Gedanken machen können. Wir nehmen an den Gemüthsbewegungen eines andern Theil, wenn wir die Wahrheit und die Billigkeit derselben, in ihren Ausbrüchen oder in ihrer Schilderung, erkennen. Wir nehmen an den erzählten Begebenheiten Anderer Theil, wenn diese wahrscheinlich, anschaulich, deutlich und erheblich sind; jenes, um uns leicht in die Stelle der handelnden Personen versetzen zu können; dieses, um in dieser Stelle einen merklichen Einfluß der Begebenheiten, auf uns gewahr zu werden. — In einigen Werken des Genies sind alle diese Arten von Interesse vereinigt, z. B. im Drama; fast in allen sind einige derselben vermischt. Ueberhaupt aber gehört zu dieser Theilnehmung eben so wohl eine Empfänglichkeit von Seiten des Zuhöres, als ein Grad von Wirksamkeit von Seiten des Redners oder Dichters. Diejenigen Gegenstände interessiren allgemein, die, um an sich und nach ihrer Brauchbarkeit verstanden zu werden, keine andern Fähigkeiten und Kenntnisse erfordern, als die allen wohlerzogenen Menschen gemein sind. Diejenigen interessiren nur eine gewisse Klasse, die Erfahrungen oder Neigungen einer besondern Art voraussetzen.„ — Vergl. den Artikel: Interessant, in Sulzers Theorie Th. 2; S. 691. ff. — Mo-

ritz Vorlesung über den Styl, Th. 1, S. 178. ff. — K. L. Pörschke Gedanken über einige Gegenstände der Phil. des Schönen, Th. 1, S. 144. ff.

4) Die Anmuth in der stylistischen Darstellung zeigt sich in der Freiheit, womit der Darstellende das Zufällige des Stoffes behandelt, mithin in derjenigen Anordnung und Manier der Form, wodurch dieselbe ein unmittelbares Wohlgefallen erregt. Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde, wo wir uns gleichsam selbst verlieren, und in den dargestellten Gegenstand hinüberfließen.

Bei den meisten ästhetischen Schriftstellern wird Anmuth mit Grazie verwechselt. (So z. B. v. Hagedorn in den Betr. über die Malerei S. 29.) Heydenreich (kurzgef. Handwörterbuch über die schönen Künste, Th. 1. S. 52. ff.) rügt mit Recht diese Verwechslung. Er charakterisirt den ganzen Reichthum unsrer Sprache für die Darstellung mannigfaltiger Nüancen des Vergnügens an der Form also: „Unsre Sprache bietet uns die Wörter: Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdseligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen dar, deren die eine sich über die andere erhebt. Reiz scheint das generische Wort zu seyn; die übrigen Wörter drücken besondere Arten des Reizes aus. Nur das Schöne kann reizend seyn; das Schöne wird aber reizend, wenn es nicht blos das Vergnügen der Kontemplation erregt, sondern zugleich auch eine schwärmerische Begier, sich innig mit ihm zu vereinigen, es seiner Phantasie zu fortdauerndem Genusse zu übergeben. — Anmuth und Lieblichkeit sind von Liebreiz und Holdseligkeit dadurch unterschieden, daß jene auch von leblosen und thierischen Wesen, diese blos von Menschen und höhern Wesen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffassung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, diese ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes, Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunst in der Anordnung und Manier, diese im Ausdrucke ihren Grund haben. Ich kann einer Flur, der Gestalt eines Thieres, Anmuth, Lieblichkeit zueignen, ich kann in einer Behandlung des Helldunkels, des Colorits, Anmuth, Lieblichkeit finden; allezeit drücke ich damit aus, daß eine gewisse Form mich unmittelbar in den Zustand eines lebhaftern, harmonischen und sanften Spiels der Lebensgeister versetzt; die Anmuth hat mehr den Charakter der Lebhaftigkeit, denn die Lieblichkeit; die Lieblichkeit mehr den

Charakter der Sanftheit, als die Anmuth. — Holdseligkeit ist nur überirdischen, idealischen, weiblichen Gestalten eigen; sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele." Ungleich weniger befriedigend ist der Artikel: Anmuthigkeit, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 150. f. — Das Wichtigste, das über Anmuth geschrieben worden ist, ist Schillers Aufsatz über Anmuth und Würde (zuerst in der Thalia; dann in seinen kleinen prosaischen Schriften, Th. 2, S. 217. ff.). Nach ihm ist Anmuth eine bewegliche Schönheit, d. i. eine solche, die an ihrem Subjecte zufällig entstehen, und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjecte selbst nothwendig gegeben ist. Sie ist mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließend verbunden; sie stammt von dem Schönen her, offenbaret aber die Wirkungen desselben auch an dem Nichtschönen; die Schönheit kann zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein Neigung einflößen. An einem Ideale der Schönheit müssen alle nothwendigen Bewegungen schön seyn, weil sie als nothwendig zu seiner Natur gehören; die Anmuth aber, als etwas Zufälliges am Subjecte, kann nur zufälligen Bewegungen des Subjects zukommen. Im Gegensatze gegen die Würde (S. 327. f.), liegt die Anmuth in der Freiheit der willkührlichen Bewegungen, Würde aber in der Beherrschung der unwillkührlichen. Die Anmuth läßt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geiste. — Ueber das Bezaubernde. Ebend. S. 348.

5) Die **Leichtigkeit** im Style besteht theils in der Leichtigkeit **der Gedanken**, welche so einfach und natürlich auf einander folgen und mit einander verbunden sind, daß man das Ganze derselben ohne Schwierigkeit im Bewußtseyn aufnehmen und festhalten kann; theils in der **Leichtigkeit des Ausdrucks**, der so klar, anschaulich und lebendig ist, daß man mit Wohlgefallen bei demselben verweilt. Von dieser Leichtigkeit hängt der **Fluß der Rede** ab.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 221. ff.

6) Die **Natürlichkeit**, nach ihrer Wirkung aufs **Gefühlsvermögen**, besteht in der stylistischen Darstellung in derjenigen Einfachheit und innigen Verbindung aller einzel-

nen Theile zu einem Ganzen, wodurch es einem Producte der Natur ähnlich wird. Die Natürlichkeit schließt allen Zwang, alles Erkünstelte, alles Hindurchschimmern der Regeln, nach welchen es gearbeitet ist, von sich aus.

Sehr wahr sagt Schiller in der Abh. über naive und sentimentalische Dichtung (kleiner prosaischen Schriften, Th. 2, S. 57. ff.) „Der Dichter ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Der dichterische Geist ist unsterblich und unverkennbar in der Menschheit. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur; so stehet ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe stehet das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. — Auch itzt ist die Natur die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nähret; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht; zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen.„ — Vergl. den Artikel: *natürlich*, in Sulzers Theorie &c. Th. 3, S. 511. ff.

7) Das **Naive** des Styls besteht in dem Ausdrucke und in der Darstellung einer Kindlichkeit, durch welche man überrascht wird, weil man sie in diesem Zusammenhange und in dieser Verbindung der Begriffe nicht erwartet hatte. Das Naive steht mit der Kunst und der Konvenienz im Kontraste, und erhält den Sieg über sie. Dies kann geschehen wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der **Ueberraschung**, und **belustiget**; in dem andern ist es das Naive der **Gesinnung**, und **rühret**. In beiden Fällen aber muß die Natur Recht, die Kunst Unrecht haben.

So erklärt sich Schiller darüber in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (kleinere prosaische Schriften, Th. 2, S. 1. ff.), dem besten, was über das Naive geschrieben worden ist. Nach ihm ist der naive Ausdruck nur die Folge der naiven Denkart. Mit naiver Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefesten Gedanken aus (S. 33); denn naiv muß jedes wahre Genie sein (S. 28), oder es ist keines. Seine Naivetät allein

macht es zum Genie, und was es im Intellectuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Kindern der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, blos von der Natur, oder dem Instincte geleitet, gehet es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes. Nur dem Genie ist es gegeben, die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Wenn der Schulverstand (S. 33) immer vor Irrthum bange, seine Worte, wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif, um ja nicht unbestimmt zu seyn; so gibt das Genie seinem Gedanken mit einem einzigen glücklichen Pinselstriche einen ewig bestimmten, festen, und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt; so springt hier, wie durch innere Nothwendigkeit, die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihr die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt. — Vergl. Mos. Mendelsohn, von dem Erhabenen und Naiven, im 2ten Theile seiner phil. Schriften, S. 121. ff. — Adelung über den teutschen Styl, Th. 1, S. 483. ff. — Eschenburg Theorie der schönen Wissens. S. 28. ff. — Sulzers Theorie 2c. Th. 3, S. 499. ff.

8) Die **Aehnlichkeit**, als Eigenschaft des schönen Styls, besteht in der ebenmäßigen Vertheilung, Haltung und Behandlung der einzelnen Theile der stylistischen Form, wodurch ein Wohlgefallen an derselben angeregt wird. Von ihr hängt die Proportion (Verhältnißmäßigkeit) des Styls ab.

Sulzers Theorie 2c. Th. 1, S. 24. ff.

9) Die **Ueblichkeit** besteht darin, daß man in der stylistischen Darstellung diejenigen Wörter und Ausdrücke wählt, wodurch die Form dem gegenwärtigen Grade der Reife und Ausbildung einer Sprache völlig entspricht und angemessen ist. Mit derselben steht

10) die **Schicklichkeit** in Verbindung, nach welcher

nur diejenigen Wörter in die stylistische Form aufgenommen werden, welche in der Sprache der civilisirten Stände dem darzustellenden Gegenstande genau entsprechen. — Von diesen beiden Eigenschaften hängt die **Feinheit und Zartheit** im Style ab.

11) Die **Mannigfaltigkeit** ist diejenige Eigenschaft, nach welcher man, unbeschadet der Einheit der stylistischen Form, **die Theile der Form selbst, als Theile**, mit Wohlgefallen wahrnimmt, wo also nicht nur das Ganze, als Ganzes, gefällt, sondern auch die einzelnen Theile desselben Vergnügen veranlassen.

12) Die **Farbengebung**, oder die **Vertheilung von Licht und Schatten** im Style, besteht in der zweckmäßigen und auf das Gefühl der Lust berechneten Mischung des Mannigfaltigen im Stoffe, nach welcher das vollkommenste Verhältniß zwischen den Haupt- und Nebengedanken in der Darstellung vermittelt wird. — Das **Licht** in der stylistischen Darstellung zeigt sich in der hervorstechenden und hervorgehobenen Behandlung der Hauptmomente des Stoffes; der **Schatten** hingegen in der künstlichen Verdunkelung derjenigen Theile des Ganzen, welche den Hauptgedanken blos unterstützen und leiten. Die stylistische Fertigkeit besteht in der ebenmäßigen Vertheilung und Vermischung beider zu dem Totaleindrucke eines reinen Wohlgefallens an der Form selbst.

13) Die **Nüance** im Style bezeichnet den in der Darstellung ausgedrückten, und nur von der genauesten Beobachtung zu bemerkenden, feinern Unterschied zwischen zweien und mehreren Begriffen, die scheinbar ganz innig mit einander zusammenhängen, und zwischen welchen, in der Darstellung, ein beinahe unmerklicher Uebergang statt findet.

Vergl. Moritz Vorlesungen über den Styl, Th. 1, S. 176. ff.

14) Die **Kraft** (Energie) der Darstellung besteht in der nachdrucksvollen und gleichmäßigen Haltung der einzelnen Parthien und des Ganzen in einer stylistischen Form. Sie zeigt sich in der Wahl und dem Gebrauche der angemessensten Wörter; in der richtigsten Stellung derselben,

und in ihrem Zusammenhange zur Hervorbringung eines Totaleindruckes.

15) Das Edle im Style besteht in dem unbefangnen und natürlichen Ausdrucke moralischer Gefühle und Gesinnungen, wodurch die Herrschaft der Vernunft über die sinnlichen Neigungen und Triebe bezeichnet wird. Das Edle steht dem **Gemeinen** entgegen, in welchem man die Spuren der wirksamen Vernunft nicht wahrzunehmen vermag, dahingegen der **edle** Ausdruck nicht nur auf das Daseyn, sondern auch auf die Thätigkeit einer ausgebildeten, gereiften und herrschenden Vernunft schließen läßt, die sich allezeit in der **Darstellung von Ideen** ankündiget, und in ihrem Ausdrucke Bewunderung, Theilnahme und Liebe erregt.

Vergl. Schillers Abh. über das Pathetische, in seinen kleinern prosaischen Schriften, Th. 3, S. 323. ff. — Pörschke, Gedanken über einige Gegenst. der Phil. des Schönen, Th. 1, S. 205. ff. — Adelung über den teutschen Styl, Th. 1, S. 206. ff. — Klopstock, Fragmente über Sprache und Dichtkunst, 1ste Forts. S. 9. ff. — A. v. Klein, vom Edlen u. Niedrigen im Ausdrucke. Mannh. 1781. — Minder wichtig ist der Artikel: Edel, in Sulzers Theorie rc. Th. 2, S. 5. ff. — Sehr scharfsinnig hingegen ist dieser Artikel von Heydenreich in dem kurzgefaßten Handwörterbuch der schönen Künste, Th. 1, S. 351. ff. bearbeitet. Seine Resultate sind: „Das Aesthetisch-Edle (von dem Moralisch-Edlen verschieden) in einem Kunstwerke gehört entweder den Gegenständen an, welche den Stoff ausmachen, oder der Form, der Art der Darstellung, Anordnung und Bezeichnung. Im ersten Falle können die Gegenstände nur Menschen seyn. Im zweiten kann man das Edle einem jeden Werke der bildenden Kunst zueignen, zu welcher Gattung es auch gehöre. — Das Edle der Form zeigt sich am einleuchtendsten und auf das Liebenswürdigste in dem Ausdrucke der Leidenschaften, der sich an den Personen, die in einem Werke der schönen Kunst vorkommen, zeigt. Der Ausdruck der Leidenschaften ist dann edel, wenn die Leidenschaft, obwohl sie im Spiel ist, doch als der Vernunft untergeordnet erscheint, und der Grad, in welchem sie erregt, die Art, wie sie geäußert wird, die Würde der menschlichen Natur auf keine Weise beleidigt. — Das Edle des Styls in der poetischen und prosaischen Literatur betrifft

eben sowohl die Darstellung der Gegenstände, als den Ausdruck von Leidenschaften und Gefühlen, als endlich auch den Gebrauch der Worte und Redensarten selbst. Darstellung von Gegenständen bekommt durch den Styl Adel, wenn das Große und Erhabene derselben nicht etwa durch müßige Züge und leere Ausdehnung geschwächt, durch gemeine oder wohl gar niedrige Züge herabgewürdigt wird, wenn vielmehr Präcision, Harmonie und Einfalt in der Darstellung herrschen; wenn das Schöne und Rührende derselben ohne alle Beimischung fremder, dem beabsichtigten Gegenstande widerstreitender, oder gleichgültiger Züge mit Homogeneität und Reinheit geschildert wird; wenn das wesentlich Widrige derselben durch Delicatesse gemildert, nicht bis auf den Grad ausgemahlt wird, wo es Abscheu und Ekel erregen müßte; wenn das Lächerliche derselben nicht übertrieben geschildert, nicht mit grobem Egoismus hervorstechend gemacht wird, überhaupt wenn der Geschmack des Redenden oder Schreibenden jede Versuchung überwindet, bei seinen Beschreibungen sich ins Zwecklose zu verlieren, oder, zur Begünstigung eines individuellen zufälligen Interesse, Saiten des Gegenstandes zu berühren, deren Beschaffenheiten eine mit der Hauptempfindung nicht zusammenstimmende Wirkung verursachen. Der Ausdruck von Leidenschaften und Gefühlen durch Styl ist edel, wenn sich in ihm kein Zug von Egoismus findet; wenn der Enthusiasm nicht über die Grenzen, einer des Menschen würdigen Schwärmerei in Fanatismus übergeht, und wenn der Leidenschaftliche oder Fühlende bei aller Bewegung seiner Seele doch noch eine gewisse Stärke und Selbstbeherrschung verräth. Auch im Gebrauche der Worte und Redensarten liegt ein gewisses eigenthümliches Edles, welches sich vorzüglich durch Vermeidung alles Gemeinen, Trivialen und niedriger Nebenideen ankündigt, welche mit gewissen Worten, Redensarten und Wendungen verknüpft sind. Das Edle im Style ist unstreitig ein wesentliches Erforderniß, um einen Schriftsteller für klassisch zu halten.„ Dieselbe Ansicht hat Heydenreich auch in der Abhandl. über den Zusammenhang des Aesthetischen Edeln mit dem Moralisch-Edeln in den Originalideen, 3 B. 1 Abth. S. 181. ff.

16 Das Große. Die Größe eines Gegenstandes ist entweder extensiv, oder intensiv. Zu der letztern gehört auch die moralische Große. — Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichar-

tige Theile

verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden; so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind. Daraus entsteht die Größenmessung, welche aber nur auf comparative, und nie auf absolute Größe führt. Wird die Größe logisch beurtheilt; so bezieht sie sich auf das Erkenntnißvermögen. Wird sie ästhetisch geschätzt; so bezieht sie sich auf das Gefühlsvermögen. Dort wird durch sie eine Erkenntniß von dem Gegenstande außer uns vermittelt; hier erblicken wir, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes, etwas in uns selbst. Wird nun das Größte für die ästhetische Größenschätzung als absolutes Maas beurtheilt, über welches hinaus dem beurtheilenden Subjecte kein Größeres möglich ist; so führt es die Idee des Erhabenen bei sich, und verursacht diejenige Rührung, welche keine blos mathematische Schätzung der Größen durch Zahlen bewirken kann. — Die Größe in der stylistischen Darstellung ist von der letztern Art, und ist ganz subjectiv, d. h. sie erregt in dem Gefühlsvermögen eine Erschütterung, welche von der richtigen Wahl der Wörter, und von der Kraft und Kürze der Bezeichnung für den objectiv großen Gegenstand, der dargestellt werden soll, abhängt.

Schillers zerstreute Bemerkungen über ästhetische Gegenstände (in den kleinern prosaischen Schriften, Th. 4, S. 48 — 60). — Sulzers Theorie ꝛc. unter dem Artikel: groß, Th. 2, S. 436. ff. — In Zusammenhange damit stehet die Lehre vom Erhabenen. — Maaß Rhetorik, S. 33. ff. — Nach Pörschke, Gedanken, ꝛc. Th. 1, S. 200. ff. ist ästhetische Größe „sinnlich dargestellte moralischer Kraft.„

17. Das Erhabene. Es ist die Wirkung unsers Subjects auf Veranlassung eines großen Gegenstandes. Es entspringt eines Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen; andern Theils aber aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Das (mathematisch- und dynamisch-) Erhabene in der Natur

gehört nicht hieher. — In dem Gebiete der Kunst findet sich das Erhabene entweder in dem Stoffe eines Werks selbst, oder in der Art seiner Behandlung. In der Darstellung des Erhabenen wird die Lust durch Unlust hervorgebracht, indem sie uns eine Zweckmäßigkeit zu empfinden gibt, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt. Der Gegenstand des Erhabenen, widerstreitet nämlich unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken; aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt. Die Erhebung, die wir dabei empfinden, rührt von dem Bewußtseyn der Freiheit her; denn wir fühlen uns beim Erhabenen frei, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben. — Die stylistische Darstellung des Erhabenen setzt also eine gereifte und siegende Vernunft voraus, deren freie Wirksamkeit sich in derjenigen Verbindung und Entwickelung der Begriffe ankündiget, durch welche das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust an dem dargestellten absolut großen Gegenstande vermittelt wird.

Hieher gehören die meisterhaften Abhandlungen von Schiller, dem ich gefolgt bin: über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, in den kleinern prosaischen Schriften, Th. 4, S. 85. ff. — Über das Erhabene, in den kleinen pros. Schrift. Th. 3, S. 1. ff. — Der Artikel: erhaben, von Heydenreich, in dem kurzgef. Handwörterb. Th. 1, S. 389. ff. (nach Kant.) — Derselbe Artikel bei Sulzer, Th. 2, S. 97. ff. — Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Königsb. 1764. u. dessen Kritik der Urtheilskraft. Ihm folgen: C. W. Snell, in dem Lehrb. der Kritik des Geschmaks, S. 76 — 138. — Heusinger, Handbuch der Aesthetik, Th. 1, S. 57. ff. — Man kann vergleichen: Adelung über den teutschen Styl, Th. 2, S. 158. ff. — Moses Mendelsohn, über das Erhabene und Naive in den schönen Wissensch. im 2ten Theil

seiner philos. Schriften. — J. G. Schlosser, Versuch über das Erhabene, an seiner Uebers. des Longin, S. 266. ff. — Eberhards Theorie der schönen Wissensch. S. 53. ff. — Königs Phil. der schönen Künste, S. 288. ff. — Riedels Theorie der schönen Künste, S. 37. ff. — Gängs Aesthetik, S. 208. ff. — Schotts Theorie der sch. Wissensch. S. 230. ff. — Pörschke Gedanken über einige Gegenstände der Phil. des Schönen, Th. 1, S. 207. ff. — Bendavids Geschmackslehre, S. 73. ff. — Heydenreich in den Zusätzen zur Uebers. des Alison, Th. 2, S. 319. ff. — Michaelis Entwurf der Aesthetik, S. 29. ff. —

18) Das **Rührende** (Sentimentale). Rührung, in der strengsten Bedeutung, bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Rührung enthält also eben so, wie das Gefühl des Erhabenen, zwei Bestandtheile, **Schmerz und Vergnügen**; hier, wie dort, liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. In der Rührung ist daher die Unlust über eine Zweckwidrigkeit das erste, und die Lust über die Zweckmäßigkeit das zweite. Keine Zweckmäßigkeit geht uns aber so nah an, als die **moralische**, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Sie steht mit der Vernunft und der Freiheit des Willens in genauer Verbindung. In der stylistischen Darstellung besteht daher das Rührende in der Hervorbringung eines gemischten Gefühls der Lust und Unlust, wozu die Darstellung der Gefühle der Liebe, Zärtlichkeit, des Verlangens, der Sehnsucht, der Dankbarkeit, Freude und Hoffnung, der Wehmuth und Entsagung u. s. w. das meiste beitragen. — Das Rührende kann nicht ohne das Schöne, wohl aber das Schöne ohne das Rührende erscheinen.

Schillers Abh. über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, in d. kleinen pros. Schrift., Th. 4, S. 84. ff. — Desselben Abh. über die tragische Kunst, ebendaselbst. S. 110. ff. — Desselben Abh. über naive und sentimentale Dichtung, in den kleinen prosaischen Schriften, Th. 2, S. 1. ff. — Adelung über den teutschen Styl, Th. 2, S. 101 — 120. — Maaß Rhetorik, S. 57. ff. — Sulzers Theorie rc. Th. 4. S. 121. ff. — Kants Kritik der Urtheilskraft, S. 43. f. — C. Reinhard erste Linien

der Theorie des Styls, S. 188. ff. — Snells Lehrb. der teutschen Schreibart, S. 150. ff. — Snells Lehrb. der Krit. des Geschmacks, S. 176 — 194. —

19) Das **Pathetische** im Style beruht auf derjenigen Darstellung des Affects, wo das übersinnliche Princip im Menschen mit dem sinnlichen im Kampfe ist, und in diesem Kampfe den Sieg erhält. Nie ist das Leiden selbst, sondern nur der geistige Widerstand gegen das Leiden pathetisch. Gegen das Object, das ihm Leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner Muskelkraft vertheidigen; gegen das Leiden selbst hat er keine andere Waffen, als Ideen der Vernunft. Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos statt finden soll; denn bei allem Pathos muß der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdrucke der leidenden Natur; so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdrucke der moralischen Wirksamkeit; so kann sie, bei aller sinnlichen Kraft, nie pathetisch seyn, und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige, oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen. In der ästhetischen Darstellung des Pathos muß aber die Phantasie auf die **Kraft des Willens**, die in Thätigkeit gesetzt worden ist, hingewiesen werden; denn nur die Betrachtung dieser Kraft kann Wohlgefallen erregen, weil die Phantasie dieses Wohlgefallen **dadurch** unterhält, daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge.

Diese Darstellung des Pathetischen ist entlehnt aus Schillers Abh. über das Pathetische, in seinen kleinen prosaischen Schriften, Th. 3, S. 310-372. — Nach Adelung (über den Styl, Th. 2, S. 150. ff.) ist der pathetische Styl diejenige Art des Ausdrucks, welche den in einem hohen Grade erregten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften eigen ist, dergleichen heftige Freude, Entzücken, Schrecken, Entsetzen, Schmerz, Abscheu, Zorn, Haß, Rache, Eifer-

sucht, Wuth, Muth, Kühnheit, Patriotismus rc. sind. — Ihm folgen: Snell, Lehrbuch der pros. Schreibart, S. 162 ff. — K. Reinhard Theorie des teutschen Styls, S. 191. ff. — Der Artikel: Pathos und Pathetisch, in Sulzers Theorie rc. Th. 3, S. 661. f.

20) Die **Würde** des Styls besteht in der Angemessenheit des dargestellten Gegenstandes zu den Gesetzen der Vernunft, **in wiefern diese Angemessenheit durch die Darstellung anschaulich gemacht wird.** Keine stylistische Form kann Würde haben, wo dem **Stoffe** die Angemessenheit zu den Gesetzen der Vernunft abgeht; aber jene Angemessenheit kann und muß **durch die Form versinnlicht** werden, wenn der Darstellung Würde zukommen soll. Nur durch den Ausdruk dieser Würde vermittelst der Form, wird das Object der Darstellung dem Gefühls- und Begehrungsvermögen näher gebracht, und das Wohlgefallen an demselben muß um so reiner seyn, je mehr demselben das dunkle Bewußtseyn des Sittengesetzes in uns zum Grunde lieget. Nur das Hervorleuchten des Moralischen aus der schönen Form hat Würde. — Soll nun der Form Würde zukommen; so muß nicht nur jedes unpassende Wort in der Bezeichnung des Gegenstandes vermieden werden, sondern es muß auch durch die Form eine solche vollkommene Umgebung um den dargestellten Gegenstand gebildet seyn, durch welche das Gefühl des Ethischen in dem Menschen nicht nur angeregt wird, sondern das dargestellte Ethische selbst unter der Form der Schönheit erscheint. — Der höchste Grad der Würde ist das **Majestätische**, das nur dem **Heiligen** zukommen kann.

Ich bin bei dieser Angabe der Würde im Style von allen meinen Vorgängern, und zwar absichtlich abgewichen. Unter allen Eigenschaften des Styls eignet sich blos die **Würde** zur Darstellung des Moralischen unter einer schönen Form. Im Rührenden, Erhabenen und Pathetischen erscheint zwar auch das Moralische unter der schönen Form, aber immer erscheint es in denselben im Kampfe, im Widerstreite. Wenn nun der Charakter des Erhabenen, Rührenden und Pathetischen in der Darstellung des Sieges des Moralischen über alles ihm widerstrebende Sinnli-

che, vermittelst einer schönen Form, erscheint; so besteht der ästhetische Charakter der Würde in der unverfälschten Darstellung des Moralischen selbst durch die schöne Form. — Nur bei dieser Ansicht entspricht die Würde im Style der Würde des Menschen selbst, welche in dem Ausdrucke einer reinen Moralität durch Handlungen besteht; dahingegen die Würde des Styls in der Darstellung der Moralität durch eine schöne Form sichtbar wird. Vergl. Schillers Abh. über Anmuth und Würde, in den kleinen prosaischen Schriften, Th. 2, S. 217. ff. — Von dieser Ansicht ganz verschieden ist das, was Adelung über die Würde des Styls (Th. 1, S. 206. ff.) sagt. Nach ihm bestehet die Würde des Ausdrucks überhaupt in dem Verhältnisse desselben gegen das Empfindungsvermögen oder den Geschmack der obern Klassen des ausgebildeten Theiles der Nation. Er theilt sie in die absolute und relative Würde. Jene schließet alles aus, was unter dem Geschmacke der obern Klassen, folglich auch unter der darauf gegründeten Schriftsprache ist; diese hat es mit denjenigen Graden zu thun, welche in den obern Klassen selbst statt finden, und nach Maasgebung des Gegenstandes, oder der Absicht der Schriftstellers auf verschiedene Weise angewendet werden. — Snell, in dem Lehrb. der prosaischen Schreibart, S. 31. ff. folgt Adelung, zieht aber die Würde und das Edle der Schreibart in Eins zusammen. — Auf dieselbe Weise verfährt K. Reinhard, S. 102. ff. — und selbst Eschenburg in der Theorie der schönen Wissensch. S. 286. — vergl. Jenisch in der Forts. der Vorles. über den Styl von Moritz, Th. 2, S. 134. f. — Ueber das Majestätische, Vergl. Schillers Abh. über Anmuth und Würde, S. 348. ff.

21) Das **Feierliche** im Style besteht in derjenigen Darstellung eines Gegenstandes, durch welche derselbe aus der Reihe des Gewöhnlichen herausgehoben und das Gefühl von der höhern Wichtigkeit und Bedeutenheit desselben in uns geweckt, und unser Gefühlsvermögen von Rührung und Ernst, vermittelst der ästhetischen Form, erfüllt wird. Der feierliche Ton ist aber die Wirkung der mit einem feinen Geschmacke verbundenen Begeisterung.

Die ästhetische Entwickelung des Feierlichen ist noch zu sehr vernachläßiget. Der Artikel: feierlich fehlt in dem kurzgefaßten Handwörterb. über die schönen Künste, und bei Adelung über den Styl. — Kurz ist er in Sulzers Theorie, Th. 2. S. 229. behandelt. — C. W. Snell, Lehrbuch

der Krit. des Geschmacks, S. 161. ff. — F. V. Reinhard, (in seinen Pred. Th. 2, Wittenb. S. 346.) erklärt die Feierlichkeit eines Dinges für diejenige Beschaffenheit desselben, wo es auf eine Art erscheint, die Aufmerksamkeit erwecken, und die Betrachtenden mit Vorstellungen von seiner ungemeinen Wichtigkeit, und mit tiefer Rührung erfüllen kann. — Schiller setzt das Feierliche (Abh. über Anmuth und Würde, in den kleinen pros. Schrift. Th. 2, S. 359.) in die Vorbereitung des Gemüths auf etwas Wichtiges. „Da, wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe; so stimmt er das Gemüth vorher zum Empfange desselben, entfernt alle Zerstreuungen, und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feierliche sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten bestehet, wovon man den Zweck nicht absiehet, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschrittes, da, wo die Ungeduld Eile fordert.„ — Pörschke (Gedanken über einige Gegenst. der Phil. des Schönen Th. 1, S. 215.) erklärt das Feierliche für das, was ehrerbietige Stille in uns schafft.

22) **Die Neuheit des Styls.** Sie bestehet entweder in der Erfindung einer noch nie vorhanden gewesenen stylistischen Form selbst; oder in der von der gewöhnlichen Darstellung verschiedenen und originellen Behandlung der einzelnen Glieder eines stylistischen Ganzen, so daß man dem dargestellten Gegenstande vermittelst der Darstellung eine Ansicht zu geben weiß, von der man ihn noch nicht kannte, und durch welche er in der Anschauung als neu für uns erscheint. So wie alle Erfindungen die Wirkung des Genies sind; so ist auch die Neuheit des Styls ein Product der genialischen Thätigkeit. Je mehr aber das wahrhaft Neue ein Eigenthum des Genies ist; je mehr es die gewöhnliche Ansicht und Darstellung der Gegenstände verändert, und anders gestaltet; desto überraschender und tiefer ist auch sein Eindruck aufs Gefühl, und desto höher das Wohlgefallen, das wir darüber empfinden.

Sulzers Theorie rc. Th. 3, S. 516. ff. (ein gut gearbeiteter Artikel) — Adelung über den Styl, Th. 1, S. 512 — 524. Nach ihm besteht die Neuheit des Styls darin, daß der Schriftsteller da, wo es nothwendig, nützlich und schick-

lich ist, neue Wendungen, Wörter und Vorstellungsarten, anstatt der bekannten und gewöhnlichen, gebraucht. — Vergl. Eschenburgs Theorie S. 21. — Snell, Lehrbuch der pros. Schreibart, S. 47. ff. und K. Reinhard, Theorie des teutschen Styls, S. 126. ff. folgen Adelung. — Eben so Voigtel in dem Lehrb. der teutsch. pros. Schreibart, S. 185. f. — Vergl. Riedels Theorie der schönen Künste und Wissensch. S. 155. ff. — Königs Phil. der schönen Künste, S. 355. ff. — Gängs Aesthetik, S. 267. ff.

23) Das **Kühne** im Style besteht in der genialischen gewagten Auswahl und in der ungewöhnlichen Zusammenstellung der einzelnen Begriffe und Bilder in einem prosaischen oder poetischen Ganzen, zur Hervorbringung eines befriedigenden und die Einbildungskraft überraschenden Totaleindruckes. — Das Kühne in der Darstellung ist jederzeit die Wirkung eines schöpferischen, den darzustellenden Stoff völlig beherrschenden Geistes, der diesen Stoff unter einer Umgebung denkt, wie er der Anschauung noch nicht erschien, und der durch die Kraft, die ihm beiwohnt, das scheinbar Widersprechende in den einzelnen Theilen der kühnen Darstellung zur endlichen Harmonie zu verbinden vermag.

Sulzers Theorie rc. Th. 3, S. 70. ff.

29) Der **Kontrast** im Style (inwiefern er mehr ist, als eine bloße rhetorische Figur — Antitheton) besteht in derjenigen Gruppirung scheinbar oder wirklich entgegengesetzter Begriffe, Bilder oder Objecte in der Darstellung, durch welche in dem Gemüthe ein Wohlgefallen an der dargestellten Form veranlaßt wird. Das Princip, auf welchem der Kontrast beruht, ist die **Vergleichung**. Wenn in der Eigenschaft der **Aehnlichkeit** (sub 8.) das Wohlgefallen an der Darstellung von der bemerkten Aehnlichkeit der verglichnen Objecte abhing; so hängt bei dem Kontraste das Wohlgefallen an der Darstellung von der bemerkten **Unähnlichkeit** der verglichenen Objecte ab. — Der Kontrast kann aber Objecte von entweder scheinbarer, oder wirklicher widerstreitenden Beschaffenheit einander gegen über stellen, und diese Objecte können sich wieder nur in einzelnen Momenten unähnlich, in andern ähnlich, — sie können in der Aehnlichkeit, und Unähnlichkeit nach Graden verschieden

seyn. — Soll der Kontrast in der Darstellung Wohlgefallen erregen; so muß er zur Begründung einer höhern Harmonie, die ihn gleichsam besiegt, dienen, und, als aufgelösete Disharmonie, der Theil eines größern harmonischen Ganzen seyn. — Ein nicht aufzulösender Kontrast ist nicht im Stande, Wohlgefallen zu erregen. — Die vorzüglichste Arten des Kontrastes gehen aus den Modifikationen hervor, nach welchen die Freiheit mit der Nothwendigkeit, das Ethische mit dem Sinnlichen im Kampfe erscheint.

Sulzers Theorie ꝛc. unter dem Artikel: Gegensatz, Th. 2, S. 332. ff. Sehr wahr sagt Heydenreich unter dem Artikel: Kontrast (in dem kurzgef. Handw. über die schönen Künste, Th. 1, S. 279. f.) „In allen Künsten kann von der sinnlichen Darstellung des Entgegengesetzten ein für Phantasie, Gefühl und Geschmack wirksamer Gebrauch gemacht werden. In jeder aber erfordert der Kontrast eine so ganz eigene Behandlung, daß sich nur wenige allgemeine Grundsätze für die Anwendung desselben geben lassen.„ Diese allgemeinen Grundsätze für den Kontrast sind, nach Heydenreich, folgende:

a) Der Kontrast ist für den Schriftsteller nie Zweck, sondern jederzeit nur Mittel. Sobald er ihn zum Zwecke macht, oder auch nur den Schein erregt, es zu thun; so entfernt er sich von der Schönheit, und schadet der Wirkung seines Werkes selbst.

b) Ist der Kontrast für den Schriftsteller jederzeit nur Mittel; so muß er so beschaffen seyn, daß er die Hauptwirkung befördere, auf welche das Werk hinzielet. Er ist verwerflich, sobald er nichts dazu beiträgt, oder sie sogar störet.

c) Der Kontrast muß nicht blos in Begriffen bestehen, sondern auch in denen ihnen beigesellten Bildern der Einbildungskraft.

d) Je eine reichere Menge von Bildern die kontrastirenden Vorstellungen herbeiführen; desto interessanter ist der Kontrast; desto stärker seine Wirkung.

e) Aller Kontrast muß sich in angenehme, oder so gemischte Empfindung auflösen, daß in ihr das Angenehme vorwalte.

f) Die Darstellung des Kontrastes muß Präcision haben; sie muß weder überladen, noch dürftig seyn.

g) Der schöne Kontrast muß ein Spiel des Zufalls scheinen, ohne einigen Einfluß von Absicht zu verrathen.

h) Eben deshalb darf in Einem und demselben Werke kein öfterer Gebrauch von dem Kontraste gemacht werden.

i) Nie darf der Kontrast das feinere Gefühl beleidigen; nie darf sich also der Schriftsteller, um ihn auszuführen, niedrige, ekelhafte oder gräßliche Züge erlauben. —

25) **Das Lächerliche und Komische im Style** besteht darin, daß man einzelne Erscheinungen an vernünftigen Wesen so versinnlicht darstellt, daß durch den scheinbaren Widerspruch dieser Erscheinungen gegen das Hergebrachte und Analoge in uns das mit Wohlgefallen verbundene Gefühl des Uebergewichts über die dargestellten Objecte hervorgebracht wird. — Nur der Mensch kann lachen, und eigentlich kann auch nur der Mensch belacht werden; über Erscheinungen an Thieren rc. lachen wir nur, wenn sie dem Menschen analog zu wirken scheinen. Wir belachen alle die Mängel und Thorheiten der Menschen, sobald sie entweder so überraschend, oder so unerwartet, oder so natürlich, oder in einer solchen Verbindung mit andern Verhältnissen dargestellt werden, daß sich das Gefühl unsrer Ueberlegenheit über diese dargestellten Mängel, bei dem unmittelbaren Wahrnehmen der Versinnlichung derselben, gleichsam von selbst aufdringt.

Die weitere Ausführung des Lächerlichen gehört in ein System der Aesthetik. Die Satyre, welche von dem Komischen wesentlich verschieden ist, wird unter den einzelnen Untergattungen des Styls weiter ausgeführt werden. — Sehr gründlich hat Adelung (über den teutschen Styl, Th. 2, S. 195 — 249.) von dem komischen Style gehandelt, wo er sich zuerst über das Komische oder Lächerliche überhaupt und dann über das edle Komische, und über das niedrig Komische verbreitet. Nach ihm (S. 206) besteht das Lächerliche in einer unerwarteten und unschädlichen Abweichung von einer herrschenden Analogie vernünftiger, oder doch ihnen ähnlicher Wesen. — Ihm folget: Snell, Lehrb. der pros. Schreibart, S. 204. ff. K. Reinhard, Theorie des Styls, S. 211. ff. — Eschenburg, Theorie der schönen Wissensch. S. 23. sagt. „Die Empfindung des Lächerlichen entstehet allemal aus der plötzlichen Wahrnehmung einer ungewöhnlichen und sonderbaren Verbindung ungleichartiger Dinge oder Begriffe.„ — C. Garve, warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher, als im Komischen? zuerst in dem 63 B. der N. Bibl.

der schönen Wissensch., dann im 2ten Th. der Sammlung seiner Abh. S. 83. ff.) — Nach Kant entsteht das Lächerliche aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts; nach Reinhold ist es die ästhetische Darstellung einer bloßen Ungereimtheit, daß heißt, eines blos logischen (weder unsers moralisches noch sinnliches Interesse betreffenden) Widerspruchs. — Heydenreichs Beiträge zur Kritik des Geschmacks, 1 Th. 1. — Der Artikel: komisch, in Sulzers Theorie rc. Th. 1. S. 485. f. und den Artikel: lächerlich, Th. 3, S. 132. ff. — Kepplers krit. Untersuchung über die Ursache und Wirkung des Lächerlichen, 2 Theile 1792. — Riedels Theorie der schönen Künste, S. 98. ff. — C. F. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur, 4 Theile. Dieses weitläufige und mit Fleiß zusammengetragene Werk ist eine brauchbare Materialiensammlung aber für den historischen Zweck besser, als für den philosophischen. Ohne selbst einen befriedigenden Begriff von dem Lächerlichen zu geben, stellt er, Th. 1, S. 34. ff. die verschiedenen Meinungen älterer und neuerer Philosophen darüber auf. — Durch mehrere Alphabethe hin beschäftigt er sich mit der Satyre, die eigentlich gar nicht hieher gehört, und erst im vierten Theile mit der Komödie. — Noch gehört hieher: C. F. Flögel, Geschichte des Groteskekomischen, Liegnitz, 1788. — Bendavid, in seiner Geschmackslehre, S. 117. ff. leitet die Entstehung des Lächerlichen aus der Wahrnehmung einer Unordnung zwischen Wirkung und Ursache ab, in der aber die Einbildungskraft die Wirkung für diese Ursache zu klein hält. — Das Komische in der stylistischen Darstellung kann zunächst im Stoffe, oder zunächst in der Darstellung (in der Wahl und Verbindung der Wörter), oder in beiden zugleich liegen. — Vergl. C. W. Snell, Lehrb. der Krit. des Geschmacks, S. 194 — 206. — Pörschke, Gedanken rc. Th. 1, S. 155. ff.

26) Das **Bildliche** im Style besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, welcher wesentliche und gesetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellung von diesem mit desto größerer Lebhaftigkeit und Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck schon erregten Vorstellung desselben seinem Zwecke gemäß zu erhöhen. Der bildliche Ausdruck entstehet nicht jedesmal aus einem und demselben Interesse; bald ist er auf ein Interesse des Vorstellungsvermögens, bald auf ein In-

teresse des Begehrungsvermögens, bald auf ein Interesse des Geschmacks gegründet. Werden **Wahrheiten** und **Begriffe** bildlich dargestellt; so müssen die Seiten und Merkmale derselben, auf welche hauptsächlich die Aufmerksamkeit gerichtet werden soll, besonders herausgehoben werden; so muß man allgemeine und abstracte Begriffe zur Anschaulichkeit zu erheben, und Leichtigkeit der Einsicht mit dem Vergnügen an Aehnlichkeit und harmonischer Thätigkeit der Vernunft und der Einbildungskraft zu verbreiten suchen, (z. B. in **Fabeln**, Parabeln ꝛc.) Oft sollen aber auch **Leidenschaften** (Liebe, Haß, Bewunderung ꝛc.) durch den bildlichen Ausdruck dargestellt, oft durch denselben **Gemüthsbewegungen** bei Andern angeregt werden (z. B. in der politischen Rede). — Bei dem **Dichter** ist die bildliche Darstellung oft blos Schmuck; zufällig in Rücksicht der Natur der eingekleideten Sache, aber natürlich und nothwendig wegen der innern Gemüthsstimmung, welche das Genie ausdrücken will. — Daß **Figuren** und **Tropen** den Charakter der bildlichen Darstellung hauptsächlich in sich enthalten, ist bei der Entwickelung derselben gezeigt worden.

Ich bin in der Bestimmung des Bildlichen Heydenreich gefolgt, in dem kurzg. f. Handwörterbuch, Th. 1, S. 148. f. — Bei Sulzer findet sich dieser Artikel nicht. — Von dem bildlichen Style handelt ausführlich Adelung über den Styl, Th. 2, S. 94 ff. —

27) Das **Wunderbare** in der Darstellung hängt von dem Stoff zunächst ab. In der Form selbst kann das Wunderbare nicht enthalten seyn, wohl als kann und muß der Stylist, wenn er das Wunderbare darstellen soll, die Form dem Stoffe so anpassen, daß selbst durch die ganze stylistische Umgebung der dargestellte Stoff in der Anschauung der Phantasie so nahe gebracht wird, daß er die Empfindung der **Bewunderung** erregt. Das Wunderbare im Stoffe besteht entweder nur in dem Ungewöhnlichen und Seltenen, oder in dem alle Begriffe von Ursache und Wirkung Uebersteigenden, das also über den Kreis des Kausalzusammenhanges hinausliegt. Zu dem erstern gehören Be-

gebenheiten, Charaktere und Handlungen, die in dem gewöhnlichen Leben, selten oder gar nicht vorkommen; zu dem letztern gehören die ganze Feenwelt, die Prodigien, die Geistergeschichten, und überhaupt alles, was über den Nexus der Gesetze der physischen und moralischen Welt hinausliegt, und blos in der productiven Phantasie seinen Grund hat. Selbst dieses muß aber in der Darstellung nach der Analogie der bekannten Gesetze der physischen und intelligiblen Welt, und innerhalb des Kreises derselben erscheinen, obgleich sein Zusammenhang mit derselben nicht aufgeklärt werden kann. — Die stylistische Einkleidung des Wunderbaren muß genau dem Gegenstande angemessen seyn; denn anders muß die Maschinerie des Wunderbaren in dem Messias, anders im Oberon, anders in der Fabel u. s. w. erscheinen.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4, S. 744. ff. — Kants Krit. der Urtheilsk. S. 120 und S. 273. — J. J. Bodmer, kritische Abh. von dem Wunderbaren in der Poesie, Zürich 1740. — F. V. Reinhard, über das Wunderbare und die Verwunderung. Witt. 1782 (erschien nur der erste Theil). — Das Abentheuerliche, sobald es nicht auf den Stoff, sondern auf die Form bezogen wird, bezeichnet eine gesetz- und zwecklose Composition ohne Einheit, Harmonie und Proportion, und wird von dem Dichter bei dessen Ueberspannungen, Disharmonieen und Widersprüchen in der Darstellung gebraucht. Heydenreich in dem kurzgef. Wörterb. S. 2. f. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 4. f. — Snells Lehrb. der Kritik des Geschmacks S. 155. ff. — Pörschke Gedanken, ꝛc. Th. 1, S. 155. —

28) Die Simplicität (edle Einfalt) im Style besteht in derjenigen Stellung, Ordnung und Verbindung eines Mannigfaltigen, nach welcher es am leichtesten gefaßt und übersehen werden kann, und wegen dieser Form ein reines Wohlgefallen erregt. Die ästhetische edle Einfalt beruht hauptsächlich auf Präcision, und schließt alle Erkünstelung, allen zufälligen Schmuck und alle Ueberladung von sich aus.

Heydenreich in dem kurzgef. Handwört. Th. 1, S. 358. ff. — Sulzers (Theorie ꝛc. Th. 2, S. 15. ff.) faßt den Begriff derselben zu einseitig auf, da er die Einfalt als Mangel der Theile, oder als die Unzertrennlichkeit eines Dinges

angibt. — Riedels Theorie rc. S. 77. ff. — Königs Phil. der schönen Künste, S. 432. ff. —

29) Die Einheit im Style, als Schönheit der Form, ist von derjenigen Einheit verschieden, welche mit der Korrectheit der Form in Verbindung stehet. Die Einheit, inwiefern sie der Korrectheit zukommt, besteht in der Ordnung und Aufeinanderfolge aller einzelnen Theile eines Ganzen, nach den Gesetzen des logischen Zusammenhanges. Die Einheit, als Schönheit der Form, besteht in derjenigen Vollendung der stylistischen Form, nach welcher sie eine Totalwirkung in der Anschauung hervorbringt, welche mit Wohlgefallen an der Form verbunden ist. Diese Einheit setzt allerdings die Einheit in der Anordnung und Bearbeitung des Stoffes voraus; sie kann aber nur dann Anspruch auf Schönheit machen, wenn die versinnlichte Mannigfaltigkeit, in ihrer Totalwirkung, die Phantasie unwiderstehlich afficirt. Sie ist wesentlich von der Einförmigkeit des Styls verschieden.

Nicht befriedigend ist der Artikel: Einheit, in Sulzers Theorie rc. Th. 2, S. 26. ff. — Zu fragmentarisch derselbe Artikel von Heydenreich in dem kurzgef. Handwörterbuch, Th. 1, S. 361. f. - Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 525. ff. Ihm folget: K. Reinhard, S. 139. ff. — Voigtel, Lehrb. der teutschen pros. Schreibart, S. 186. f.

§. 100.

Anhang zu den Principien für Korrectheit und Schönheit der Form; oder Lehre von dem Zusammenhange der Korrectheit und Schönheit in den drei Schreibarten des Styls.

Korrectheit und Schönheit im innigsten Zusammenhange sind der Charakter des vollendeten (vollkommenen) Styls. Sicherheit, Uebung und Gewandtheit in allen bisher entwickelten Eigenschaften, welche dem Style zukommen müssen, wenn er korrect und schön seyn soll, sind die unnachlaßlichen Erfordernisse an den Stylisten. Welche Eigenschaften aber eben in jeder einzelnen stylistischen Dar-

stellung hervorstechend seyn müssen; das hängt theils von dem Stoffe selbst, theils von dem gereiften Geschmacke des Darstellenden ab. Von dem Stoffe selbst, inwiefern er aus irgend einem wissenschaftlichen Gebiete entlehnt, doch durchgehends den Charakter des wissenschaftlichen Feldes behaupten muß, dem er zugehört; von dem gereiften Geschmacke des Darstellenden aber, inwiefern blos diesem die Form überlassen bleiben muß, mit welcher er den Stoff umgeben und erscheinen lassen will. Es kann daher keinen besondern deutlichen, bildlichen, lebhaften, rührenden, erhabenen u. s. w. Styl geben; sondern das Bildliche, Rührende, Erhabene ꝛc. sind Eigenschaften der Form, unter welcher der Stoff erscheint, und richten sich nach dem Stoffe *); sie sind die einzelnen Modifikationen der Korrectheit und Schönheit der Darstellung.

Der Gattungsbegriff: Styl aber faßt drei einzelne Species in sich, welche man: Schreibarten, zum Unterschiede von dem Style, nennt. Schreibart bezeichnet nämlich eine von den drei möglichen Formen des Styls überhaupt, und außerhalb dieser drei Schreibarten gibt es keinen besondern Styl; Styl ist der generische Begriff von allen dreien. Der Styl, mit seinen Haupteigenschaften, Korrectheit und Schönheit, entspricht dem Bedürfnisse des Menschen, seine innern Zustände darzustellen. Alle Darstellung des Individuums trägt aber ganz das Gepräge der individuellen Kultur, und die einzelne Modifikation der Darstellung (die Wahl der niedern, mittlern oder höhern Schreibart,) enthält den stylistischen Ausdruck dieser individuellen Kultur, inwiefern

*) Selbst treffliche Theoretiker haben sich in der philosophischen Bestimmung dieser Begriffe verleiten lassen, das Bildliche, Erhabene, Rührende des Styls mit den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern, zu verwechseln, da doch die Eigenschaften des Styls in Beziehung auf Korrectheit und Schönheit etwas ganz anders sind, als die einzig möglichen drei Species des Gattungsbegriffes: Styl.

nämlich das Eigenthümliche und Individuelle in der Bildung eines Subjects nur aus der Wahl und Haltung der einen von diesen drei Schreibarten, und aus der Manier der Darstellung, erkannt werden kann.

Die drei Schreibarten, die niedere, mittlere und höhere, sind daher im Werthe, in Beziehung auf ihren Gattungsbegriff: Styl, sich gleich; keine hat den Vorzug vor den andern. Sie sind nur die sichtbaren Zeichen der Art, wie ein Individuum seine erworbene Kultur und intellectuelle und ästhetische Reife in der stylistischen Darstellung ankündiget. Jede der drei Schreibarten verlangt, in ihrer Haltung, eine ebenmäßige und festbegründete Entwickelung und Ausbildung der geistigen Vermögen des Individuums, und ein Individuum, dessen Bildung harmonisch vollendet ist, wird immer nur einer dieser drei Schreibarten völlig mächtig seyn, und seine stylistischen Darstellungen in derselben zeigen. In jeder dieser drei Schreibarten sind Korrectheit und Schönheit unnachlaßliche Eigenschaften, und es ist eine irrige Meinung, als ob z. B. der niedern Schreibart die Schönheit eher erlassen werden könne, oder als ob sie ihr weniger zukomme, als der mittlern und höhern. Nur die einzelnen Schattirungen (die Untergattungen) dieser beiden Eigenschaften richten sich nach dem Hauptcharakter der gewählten Schreibart.

Es ist beinahe unerklärbar, wie die meisten Theoretiker den Charakter der drei Schreibarten so weit verkennen konnten, daß sie dieselben, als gleichgeordnete Theile, in eine Linie mit dem bildlichen, pathetischen rc. Style stellten. Man kann, nach richtigen ästhetischen Principien, nicht einmal von einem bildlichen, pathetischen, naiven, rührenden Style, sondern nur von dem Bildlichen, Pathetischen, Naiven im Style reden, um dadurch die Eigenschaften des Styls zu bezeichnen. Styl, als Gattungsbegriff, bleibt eine unveränderliche Einheit, welche im Begriffe blos an dem unzertrennlichen Zusammenhange von Korrectheit und Schönheit der Form erkannt wird. Sobald aber nach dem Wie? des Zusammenhanges und der Verbindung von Korrectheit und Schönheit im Style gefragt wird; sobald stellen sich uns die drei Untergattungen des Gattungsbegriffes: Styl, dar, die niedere, mittlere und höhere Schreib-

art. — Daß diese Deduction richtig sei, bestätiget aber die Betrachtung des empirischen Anbaues der Sprache. Jeder klassische Schriftsteller wird daran erkannt, und kann nach der ersten und wesentlichsten Forderung an Klassicität, nur insofern klassisch seyn, inwiefern er sich in seiner gewählten Schreibart gleichbleibt. Man kann in der niedern, wie in der mittlern und höhern, klassisch seyn; aber die ebenmäßige Haltung der gewählten Schreibart ist das nothwendigste Erforderniß der Klassicität, denn nur diese ebenmäßige Haltung der Schreibart ist der sichtbare Ausdruck der innern geistigen Vollendung, nach welcher Vorstellung und Darstellung Eins sind und seyn müssen.

§. 101.

Die niedere Schreibart.

Die niedere Schreibart ist diejenige stylistische Form, in welcher der innige Zusammenhang zwischen Korrectheit und Schönheit hauptsächlich durch die Wirksamkeit eines völlig ausgebildeten Verstandes und eines, durch verhältnißmäßige Belebung der Phantasie und des Gefühls berichtigten, Geschmackes in der Darstellung hervorgebracht wird. — In dieser Schreibart kündigt sich der ausgebildete Verstand als hervorstechend wirksame Kraft an, und die besonnene und richtig geleitete Urtheilskraft unterstützt seine Wirksamkeit, so wie die verhältnißmäßig belebte Phantasie und das, zwar nicht überströmende, aber auch keinesweges unveredelte oder unterdrückte, Gefühl Antheil an der Vollendung der Darstellung haben. Nach dieser Bezeichnung des Charakters der niedern Schreibart werden besonders folgende stylistische Eigenschaften in demselben so verbunden seyn, daß Korrectheit und Schönheit im innigen Zusammenhange, als Resultat dieser Verbindung, in der Darstellung sichtbar werden: Deutlichkeit, Klarheit, Ordnung, Faßlichkeit, Natürlichkeit, Lebhaftigkeit, Ueblichkeit, Schicklichkeit, Leichtigkeit, Anmuth, Simplicität und Einheit der Form. Das Edle und die Würde im Style werden in der Darstellung nicht fehlen. Das Naive, das Interessante, die Nüance, das Neue, das Bildliche und das Rührende werden nicht von ihr aus-

geschlossen; nur tragen sie das Kolorit und die Kraft der ganzen stylistischen Umgebung an sich. Das niedere Komische gehört in ihren Kreis. Das eigentlich Große, **Erhabene, Pathetische, Feierliche, Kühne** und **Wunderbare** liegen aber nicht innerhalb ihrer Sphäre. — Schon durch die Angabe jener Eigenschaften wird alles, was denselben gegen über steht (z. B. das Niedrige, Gemeine, Kindische, Gespielte, Affectirte, Ueberspannte rc.), von ihr ausgeschlossen. Sie wird am zweckmäßigsten für **diejenigen Stoffe** angewandt, welche sich besonders zu einer faßlichen **Belehrung** (z. B. in Volks- und Jugendschriften rc.), zu einer **vertraulichen Unterhaltung** (in Briefen an Bekannte rc.), und überhaupt zur Verbreitung gemeinnütziger Begriffe eignen. Sie schließt zwar eine gewisse Rücksicht auf die Belebung der Phantasie und des Gefühls nicht von sich aus; allein diese Belebung ist nicht ihr naheliegender, sondern nur ein entfernter, ein subordinirter und zufälliger Zweck. Sie hält deshalb mehr auf Klarheit, als auf Wärme; mehr auf Faßlichkeit, als auf Kraft; mehr auf Ueberzeugung, als auf Rührung. Ihre Tendenz ist: **die größte Anschaulichkeit der dargestellten Begriffe hervorzubringen.**

Adelung (Th. 2, S. 9—26.) und seine Nachfolger haben sie unter der Rubrik des vertraulichen Styls bearbeitet. So viel Brauchbares aber auch seine Bearbeitung derselben enthält; so scheint sie mir doch den eigentlichen Charakter derselben nicht scharf genug zu zeichnen. — Unter den neuern Stylisten zeichnen sich besonders **Lessing, Wieland, Garve** und oft auch **Engel**, als klassisch, in derselben aus. Hier nur ein Beleg dafür aus Garve's Briefen an Weiße, Th. 1, S. 59. f. (Bresl. 1803.) --- „Allerdings kann für Teutsche, die noch nicht einmal eine gute teutsche Geschichte haben *), eine irländische so interessant nicht seyn. — Das wäre eine wichtige Verbesserung des ersten Unterrichts, auf die aber Basedow, weil er zur Geschichte weder Kopf noch Herz hat, gar nicht Rücksicht nimmt, wenn wir durch gute Partikulärgeschichte, (aus

*) Man erinnere sich, daß dieser Brief im Jahre 1774 geschrieben ist.

welchen alsdann erst die allgemeine erwachsen würde,) in den Stand gesetzt wären, unsern Kindern den Ursprung und die allmählige Ausbildung der Dinge und Einrichtungen zu zeigen, die sie in ihrer Stadt und um dieselbe täglich vor Augen sehen; wenn wir sagen könnten: siehe, dieses Feld hier wurde zuerst angebaut; hier standen die ersten Hütten; hier wohnten wilde, rohe Bauern; so und so ist es zugegangen, daß itzt diese Gebäude, diese Tempel, diese Häuser hier sind; diese Reihe von Zufällen hat hier den Handel, die Volksmenge, die Bequemlichkeiten, die Künste, die Handwerke vermehrt; hier wohnten diese und diese große Leute, welche dazu beitrugen. — Von da auszugehen, und wenn der Mensch erst die Dinge vor seiner Nase recht ansehen gelernt hat, und nach ihrer Entstehung recht neugierig geworden ist; wenn er dann merkt, daß die Dinge auf dem Flecke, den er übersieht, mit den Einwohnern und Producten andrer Städte und Gegenden zusammenhängen; dann erst ihn in die weitere Welt hinauszuführen, immer aber mit Rücksicht auf seinen Ort und seine eigne Person; — das wäre wahrer historischer Unterricht zum Gebrauche des Lebens, und zur großen Aussicht in die Wege der Vorsehung." —

§. 102.

Die mittlere Schreibart.

Die mittlere Schreibart ist diejenige stylistische Form, **in welcher der innige Zusammenhang zwischen Korrectheit und Schönheit hauptsächlich durch die Wirksamkeit der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft, und durch die gleichmäßige Thätigkeit der Vernunft und der Phantasie in der Darstellung hervorgebracht wird.** — In dieser Schreibart liegt der Ausdruck des zur subjectiven Vollendung des Individuums hinwirkenden Gleichgewichts zwischen Vernunft und Phantasie, zwischen dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen. Zwar hat die Vernunft die erste Stimme bei der Begründung der Darstellung, und die Phantasie nur die zweite; aber beide stehen in Harmonie, und dadurch erhält die Form das reine Gepräge des innigen Zusammenhanges zwischen Korrectheit und Schönheit. Die Wörter und der Periodenbau sind in dieser Schreibart sorgfältig gewählt, aber nicht gesucht; richtig gehalten und

durchgeführt, aber weder der Masse, noch der Ausdehnung nach, überladen. Sie hat die **Deutlichkeit, Klarheit, Ordnung, Bestimmtheit** und **Natürlichkeit** der Begriffe mit der niedern Schreibart gemein (sonst könnte ihr nicht Korrectheit zukommen); aber eine höhere **Präcision**, eine größere **Sicherheit** in der Haltung und Durchführung des Charakters der Form, verbunden mit einer Lebhaftigkeit, die oft in **Feuer** übergehet, mit **Anmuth** und **Würde**, und mit dem Ausdrucke des **Großen** und **Erhabenen**, der in der Darstellung das **Pathetische, Feierliche, Neue** und **Kühne** keinesweges verschmäht, sichern, in dem freien Spiele ihrer gegenseitiger Verbindung, dieser Schreibart eine **höhere** Schönheit, als der niedern Schreibart zukommen kann. Die **Nüancen** in dieser Schreibart sind reicher als in der niedern; das **Interessante** und **Rührende** in derselben spricht stärker zu dem veredelten Gefühle; das **Bildliche** derselben befriedigt die Phantasie in einem höhern Grade. Das **edle Komische** liegt dieser Schreibart nicht fern. Die hohe **Simplicität** und **Einheit**, die sie charakterisiren, ist der Wiederschein eines völlig ausgebildeten Geistes, welcher der Sprache so mächtig ist, um der Darstellung diejenige Vollendung zu geben, die er selbst durch die gleichmäßige Ausbildung seiner Vermögen erworben hat. — Die mittlere Schreibart wird am zweckmäßigsten für **wissenschaftliche Stoffe** angewandt, welche dem gebildeten Geiste eine vollkommene Nahrung geben, welche aber auch schon eine sorgfältige Entwickelung der geistigen Anlagen, und eine erreichte höhere Stufe der intellectuellen Kultur voraussetzen. Sie spricht in dem Pragmatismus der **Geschichte** zu solchen, deren richtiger Tact nicht nur durch einen größern Reichthum von Vorkenntnissen, sondern auch durch einen veredelten Geschmack an schöner Darstellung gebildet ist. Sie ist die Form, in welcher für reifere Wesen selbst die Angelegenheiten des täglichen Lebens dargestellt werden können, und die sich zu den Verhandlungen zwischen Staaten und Staaten eignet. Durch sie wirkt die religiöse und politische **Rede**, und der Dialog im **Drama** unwiderstehlich auf Individuen, die im Stande sind, was sich

als korrect und schön in der Darstellung dem Gefühle ankündigt, auf logische und ästhetische Principien zurückzuführen. Sie hält gleich stark auf Klarheit und Wärme; auf Verständlichkeit und Kraft; auf Ueberzeugung und Rührung. Ihre Tendenz ist: **durch die vollendete Harmonie zwischen Darstellung und Vorstellung, Vernunft und Phantasie gleichmäßig zu befriedigen.**

Adelung (Th. 2, S. 26 — 33) befriediget mich nicht, wenn er von der mittlern Schreibart sagt, daß sie es allein mit dem Verstande zu thun habe, ohne alle herrschende Nebenabsichten. Er verlangt, daß der Schriftsteller in ihr die Sachen weder von der angenehmsten und kleinlichsten (?) Seite, nach welcher sie Wohlwollen und Vertrauen einflößen, noch von derjenigen Seite darstelle, welche Bewunderung und Ehrfurcht erweckt. Beide Absichten, sagt er, würden die kaltblütige Belehrung und Ueberzeugung nur hindern, welche der Gegenstand des mittlern Styls sind. — Nach meiner Ueberzeugung hat diese Erklärung der mittlern Schreibart (nicht des mittlern Styls, nur relative Gültigkeit. Denn wohin sollten dann die Producte mehrerer Klassiker unsrer Nation gesetzt werden, die, außer der kaltblütigen Belehrung und Ueberzeugung, auch auf die gleichmäßige Belebung des Gefühls und der Phantasie hinwirken? Unter den von mir aufgestellten Begriff der mittlern Schreibart scheinen aber sehr viele Schriften und Stellen von Wieland, Zollikofer, Engel, Ramler, Eberhard, Genz, Jerusalem, Spalding, Marezoll (obgleich die mittlere Schreibart in den Schriften dieser Klassiker sich mehr der niedern, als der höhern nähert); von Herder, Georg Forster, Posselt, Spittler, Ammon, Heydenreich, Eichhorn, Joh. Müller, Schiller, Thümmel (deren Schriften sich aber mehr der höhern, als der niedern nähern); besonders aber die Schriften von F. V. Reinhard, Manso, Heeren, Platner, (die fast ganz rein und ausschließend den Charakter der mittlern Schreibart tragen,) gebracht werden zu können. — Eine einzige Stelle von Reinhard (Pred. von Jahr 1800, Th. 2, S. 450, f.) bestätige diese Behauptung: „Die Macht der Zeit und die strenge Gewalt, mit der sie unser Geschlecht beherrscht, kann durch nichts mehr ins Licht gesetzt werden, als durch die demüthigende Erfahrung, daß Millionen von Menschen geboren werden, leben und wirken, ohne einen merklichen Einfluß auf dieselbe zu äußern, ohne zu ihrer Verbesserung oder Verschlimmerung auch nur das Mindeste beitragen

zu können. Daß die Zeit uns gemeiniglich zu allem macht, was wir sind, ist bekannt. Wir sammlen die Kenntnisse, die sie uns darbietet; wir nehmen den Geist auf, den sie uns einhaucht; wir gewöhnen uns zu den Sitten, welche sie fordert; wir richten uns nach den Gewohnheiten, welche sie eingeführt hat; unsre ganze Bildung ist ihr Werk, und wird durch die Umstände bestimmt, die von ihr abhängen. Mit unserm Schicksale hat es dieselbe Bewandtniß; es ist die Zeit, die fast alles bei demselben entscheidet. Wir leiden, wir fühlen uns auf allen Seiten gehindert und beschränkt, wir leben in einem immerwährenden Wechsel von Unfällen, Gefahren und Mühseligkeiten, wenn die Zeit unglücklich und traurig ist, und wir finden ihren Druck so gewaltsam, so unwiderstehlich, daß wir die Hoffnung, ihr gebieten zu können, völlig aufgeben. Dagegen gelingt uns auch alles, wir werden reich, mächtig und glücklich, wenn die Zeit uns begünstigt, wenn sie uns die Gelegenheiten, die Vortheile und die Unterstützungen verschafft, welche wir bedürfen. Aber der wie Vielste von allen, die geboren werden und leben, ist stark genug, diesen Einfluß der Zeit auf seine Bildung und auf seinen Zustand nicht blos nach Gefallen zu mäßigen und zu leiten, sondern auch auf sie selbst zurückzuwirken, und ihr eine andere Einrichtung zu geben? Durchlaufet die ganze Reihe von Jahrhunderten, welche die Geschichte unsers Geschlechts ausmachen; wie viel große, ausgezeichnete Menschen werdet ihr wohl finden, deren Geburt und Leben der Anfang einer neuen Zeit war, von denen man sagen kann, durch ihre Wirksamkeit und Ueberlegenheit sey die Zeit im Allgemeinen besser oder schlechter geworden? Verschwinden nicht Millionen, verlieren sich nicht ganze Völker, ganze Geschlechter, ganze Zeitalter wieder von der Erde, ohne bedeutende Spuren ihres Daseyns zurückgelassen, ohne in der Zeit selbst eine merkliche Veränderung hervorgebracht zu haben?„ —

§. 103.

Die höhere Schreibart.

Die höhere Schreibart ist diejenige stylistische Form, in welcher der innige Zusammenhang zwischen Korrectheit und Schönheit hauptsächlich durch die erhöhte Wirksamkeit einer ausgebildeten und gereiften Phantasie, in Verbindung mit der harmonischen Thätigkeit der Vernunft hervorge-

Digitized by Google

bracht wird. — In dieser Schreibart kündigt sich das in der subjectiven Bildung des Individuums begründete Uebergewicht der Phantasie an, die aber zu veredelt und gereift ist, um der Vernunft zu widerstreiten, sondern mit derselben in Harmonie steht; nur daß bei der Hervorbringung der Form die Phantasie die erste, die Vernunft die zweite Stimme hat. Daher spricht auch die Darstellung in der höhern Schreibart **unmittelbar** zur Phantasie und zum Gefühlsvermögen, und nur **mittelbar** zum Verstande und zur Urtheilskraft; deshalb ist Rührung und Erschütterung **ihr nächster**, Ueberzeugung und Belehrung **ihr entfernter Zweck**. Sie hat mit der Poesie den Gebrauch der Bilder gemeinschaftlich; aber sie bleibt innerhalb ihrer Grenzen, sobald sie nicht ganz **zur Bildersprache** wird (welches blos in der **poetischen Prosa** der Fall ist.) Sie kann mehrere Wörter in sich aufnehmen, die auch in den andern beiden Schreibarten vorkommen; aber die ganze Umgebung derselben, die ganze Anlegung, Begründung, Haltung und Durchführung der Form, und die der höhern Schreibart eigenthümliche (aus dem Gebrauche der rhetorischen Figuren stammende) Rundung des Periodenbaues zeigen den ganz von jenen beiden Schreibarten verschiedenen Charakter der höhern Schreibart. — So wenig ihr die Eigenschaften der **Deutlichkeit, Klarheit, Ordnung, Bestimmtheit Natürlichkeit** u. s. w. erlassen werden können; so erscheinen sie doch, in der unmittelbaren Verbindung mit der Darstellung des **Großen** und **Erhabenen**, und in der Verbindung mit dem **Neuen, Kühnen, Interessanten, Rührenden, Pathetischen, Feierlichen** und **Wunderbaren**, und mit derjenigen **Anmuth** und **Würde**, welche von der gleichmäßigen Haltung des **Bildlichen** durch die ganze stylistische Form unzertrennlich sind, unter einer solchen Modifikation, welche die **eigenthümliche Sphäre der höhern Schreibart** ausmacht. Soll diese Schreibart das Gepräge der Vollendung tragen; so muß die productive Phantasie in solch einem Grade ausgebildet seyn, daß die Form, die sie hervorbringt, ein Ganzes sey, in welchem

man nicht nur **Genialität**, sondern auch **gereifte Genialität** erkennt. Diese gereifte Genialität zeigt sich schon in der **Wahl des Stoffes**, welcher unter der Umgebung der höhern Schreibart erscheinen soll; noch mehr aber in der **Symmetrie und Einheit**, welche die hervorgebrachte Form der Anschauung zu einem Totaleindrucke vorführen. Nicht jeder Stoff eignet sich zur Behandlung in der höhern Schreibart; nicht jeder in der höhern Schreibart behandelte Stoff gewinnt durch diese Behandlung. Keine Schreibart wird mehr verfehlt und gemißbraucht, als die höhere; nur das **ausgebildete Genie** kann sich mit Sicherheit und Glück in derselben versuchen; nur selten darf sie, gleichsam als die Würze des Styls, entweder in kleinern abgeschlossenen prosaischen Ganzen, oder in einzelnen Theilen eines größern, in der mittlern Schreibart gehaltnen, Ganzen erscheinen, aus welcher allein der Uebergang in die höhere Schreibart gestattet ist, da diese der niedern zu fern liegt. Die höhere Schreibart bringt zwar die Klarheit nicht der Wärme zum Opfer; aber das Feuer, die hohe Farbengebung in der Darstellung, berechnet auf einen vollendeten Effect, sind der nächste Punct, den sie beabsichtigt; die Rührung und Erschütterung des Gefühls durch die Kraft ihrer Bilder gilt ihr mehr, als die Bereicherung des Verstandes durch Begriffe. Ihre Tendenz ist: **Gefühl und Phantasie durch eine Form, welche unter dem Bildlichen das Intellectuelle verhüllt, zu rühren und zu erschüttern.**

Adelung hat sich (Th. 2, S. 121 — 150) sehr reichhaltig über die höhere Schreibart verbreitet; allein so viel Gründliches auch seine Bearbeitung derselben enthält, so scheint doch schon seine Parallele zwischen Wörtern, die der höhern oder den andern Schreibarten zukommen sollen, den wahren Gesichtspunct zu verrücken. Die höhere Schreibart ist das Werk des begeisterten Genies; daher kann man sich nicht vornehmen, etwas in der höhern Schreibart zu bearbeiten, vielmehr muß die Darstellung in der höhern Schreibart eben so unwillkührlich den begeisterten Schriftsteller überraschen, wie den Dichter das poetische Feuer. Eine vollendete (d. h. zur Korrectheit und Schönheit aufs innigste verbundene) Form entsteht aber in der höhern

Schreibart nur durch das ausbildete und gereifte Genie. Je seltener dem Genie diese Reife zukommt; desto seltener werden auch völlig gelungne Producte in der höhern Schreibart seyn. Uebrigens kann die höhere Schreibart nie in ganzen Schriften herrschen, sondern nur in einzelnen Theilen derselben, oder in einem kleinen stylistischen Ganzen. — Schärfer als Adelung, hat Moritz, (Vorles. über den Styl Th. 1, S. 152. ff.) den Begriff der höhern Schreibart gefaßt. — Einzelne Stellen von Georg Forster, Göthe, Fichte, Herder, Klinger, Kosegarten, Joh. Müller, Posselt, Jean Paul (Fr. Richter), Schiller, Thümmel, Woltmann ꝛc. gehören hieher. — Zum Belege eine von Schiller (kleinere pros. Schriften, Th. 1, S. 393. ff.), wo er die Wirkungen der Völkerwanderung schildert. — „Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet; Städte sinken hinter ihm in Asche; mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand, und die Früchte des Ackers. Pest und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben gehet nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte; die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und der Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerke einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumulte ist die Hand der Ordnung geschäftig; und was den kommenden Geschlechtern, von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist; wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimme des itzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich itzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.“

§. 104.

Zugabe zu der Lehre von den drei Schreibarten.

Ist der Begriff: **Styl**, der Gattungsbegriff für das, was man **Schreibart** nennt; so kann nur der den Namen eines **guten Stylisten** verdienen, welcher entweder in ei-

ner, oder in zweien von den drei Schreibarten so geübt und so sicher ist, daß in seinen Darstellungen Korrectheit und Schönheit aufs innigste verbunden erscheinen. Nur dann ist er in **dem Sinne klassisch**, in welchem es überhaupt ein Schriftsteller **in einer lebenden Sprache**, die im Laufe der Jahrhunderte unzähligen Veränderungen unterworfen ist, seyn kann. — So wesentlich verschieden aber auch der Charakter der drei Schreibarten **in der Theorie** von einander ist; so laufen doch **in der Praxis** (in den existirenden Schriften) ihre Grenzlinien oft genau zusammen, da schon an sich die niedere an die mittlere, die mittlere an die höhere Schreibart grenzt. Die **Uebergänge** aus der einen in die andrre sind daher nicht selten unmerklich; nur müssen sie **dem Stoffe angemessen**, und **der Form nach** gehörig **motivirt** und vorbereitet seyn. Für das durch die Darstellung hervorzubringende Wohlgefallen sind die Uebergänge aus den niedern Schreibarten aufwärts in die höhern angemessener, als die **abwärts** aus der höhern in die niederen. Deshalb zeigt sich die stylistische Kunst darin, den Schluß eines stylistischen Ganzen für eine höhere Schreibart aufzusparen, um sich dadurch des Effects desto mehr zu versichern. Ob aber überhaupt ein stylistisches Ganze zu der einen oder zu der andern Schreibart gehört, kann nicht sowohl nach den einzelnen Wörtern, als vielmehr **nach dem Tone und der Haltung des Ganzen** beurtheilt werden; denn mehrere Wörter, (z. B. die für die abstracten Begriffe) und selbst mehrere Redensarten gehören **an sich** mehrern Schreibarten zugleich an, und nur durch die ganze stylistische Umgebung und durch den Totaleindruck der Form kann ausgemittelt werden, ob diese Form zur niedern, mittlern oder höhern Schreibart gerechnet werden müsse? — Uebrigens darf es kaum erinnert werden, daß die höhere Schreibart nicht die **gewöhnliche** und **übliche** stylistische Form seyn könne, wozu sich nur die niedere und mittlere eignen. In der **letztern** nämlich liegt die besondere und eigenthümliche Kraft einer Sprache; in Producten, die **zu ihr** gehören, erhält sich, auch noch nach dem Erlöschen eines Volkes und seiner Sprache, der Geist und Cha-

rakter dieses Volkes und die Spur des erreichten Grades seiner intellectuellen und ästhetischen, oft auch seiner moralischen Kultur. Die trefflichsten Klassiker des Alterthums schrieben in ihr, und alle die, welche unter den existirenden Völkern die mittlere Schreibart mit der meisten Reinheit und Vollendung angebauet haben, erwärmten sich an dem wohlthätigen Lichte der griechischen und römischen Klassiker. Selbst, wenn der Geschmack sich, im Laufe der Zeit, verschlechtert, stehen die Denkmäler in dieser Schreibart aus den Perioden des reifern Geschmacks als bleibende Muster der Nachahmung da, und beleben nicht selten in einem spätern Zeitalter den lebendigen Geist des vollkommnen Styls.

In pädagogischer Hinsicht sind Verwandlungen stylistischer Producte aus der einen Schreibart in die andere sehr nützlich, weil dadurch das Bild von dem Eigenthümlichen einer jeden derselben lebhaft geweckt, die Mannigfaltigkeit im Gebrauche stylistischer Formen befördert, und der Zögling auf diejenige Schreibart aufmerksam gemacht wird, die seinen geistigen Anlagen und deren Entwickelung am angemessensten ist. — Ueber diese ganze Lehre von den drei Schreibarten vergl. meine Theorie des teutschen Styls, Th. 1, S. 214—253, ob ich gleich bemüht gewesen bin, den Charakter der drei Schreibarten hier noch bestimmter darzustellen, als es dort geschehen ist

§. 105.

Literatur der Aesthetik, insofern sie hieher gehört.

Die Aesthetik entstand, als Wissenschaft, später, als die zu ihr gehörenden Wissenschaften: **Rhetorik und Poetik.** Dennoch gehören in dieselbe die **allgemeinen Principien über die Schönheit der stylistischen Form,** da sie sich **überhaupt** mit den Principien für die Schönheit der Formen beschäftiget, und aus ihr zum Theil die Theorie des Styls resultirt, welche, als eine **abgeleitete** Wissenschaft, nächst der Korrectheit, die Schönheit der Form bei der stylistischen Vollendung berücksichtiget. In Beziehung also auf das **Gemeinsame** in den beiden redenden Künsten, das in der Aesthetik vorkommet, gehört die **Literatur der Aesthetik** selbst hieher:

A. G. Baumgarten, Aesthetica. Frankf. an der Oder, 2 Theile, 1750 und 1758. (mit vorzüglicher Beziehung auf die redenden Künste.)

G. F. Meier, Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften, 3 Theile. Halle 1748 - 1750. (erschien zwar vor Baumgartens Werke, aber doch nach dessen Plane.)

Batteux, principes de la literature ou cours des belles lettres, 4 Theile, Paris 1746. ff. (denen schon ein früheres Werk: les beaux arts reduits à un même principe, vorausging). Das Werk von Batteux ward mit Zusätzen und Exkursen übersetzt von J. A. Schlegel, und K. W. Ramler. (Die letztere Uebersetzung: K. W. Ramlers Einleitung in die schönen Wissensch. nach Batteux, 4 Bände, Leipz. 1803, 5te Aufl.)

Mos. Mendelssohn, über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften, in seinen philosophischen Schriften, Th. 2, S. 95. ff; vorher in der Bibl. der schönen Wissenschaften: unter der Aufschrift: Betrachtungen über die Quellen und Verbindungen der schönen Wissenschaften und Künste.

J. H. Faber, Anfangsgründe der schönen Wissenschaften, Mainz 1767.

F. J. Riedel, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Jena 1767. 2te Aufl. 1774.

Grundsätze des guten Geschmacks, oder Anleitung zur Empfindung des Wahren und Schönen in den Werken des Geistes. Leipz. 1770 ein anonym erschienenes, ziemlich unbedeutendes, und für Anfänger bestimmtes Buch.

G. Schlegel, Abhandlung von den ersten Grundsätzen in der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften. Riga 1770.

J. G. Lindner, Lehrbuch der schönen Wissenschaften, der Prosa und Poesie, 2 Theile. Königsb. 1768. Diese Schrift, und seine (1755 erschienene) Anweisung zur guten Schreibart, verarbeitete er von neuem in seinem: Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst, 2 Th. Königsb. 1771. 72.

A. F. Büsching, Geschichte und Grundsätze der schönen Künste und Wissenschaften im Grundrisse, 2 Theile, Berl. 1772-74.

J. J. Herwig, Grundriß der eleganten Literatur. Würzb. 1774; meistens compilirt.

C. G. Schütz, Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und Geschmackes, 2 Theile. Halle 1776 - 1778.

L. Westenrieder, Einleitung in die schönen Wissenschaften. München 1778.

Allgemeine ästhetische Grundsätze, mit Anwendung auf Dichtkunst und Beredsamkeit. Berl. 1782.

C. F. D. Schubart, Lehrbuch der schönen Wissenschaften. Münster 1781.

J. A. Eberhard, Theorie der schönen Wissenschaften. Halle 1783. 2te Aufl. 1789.

J. A. Eberhard, Handbuch der Aesthetik, 2 Theile Halle, 1802. 1803.

J. J. Eschenburg, Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, Berl. 1783. 2te Aufl. 1789.

J. C. König, Versuch eines populären Lehrbuchs des guten Geschmacks. Nürnb. 1780.

Derselbe, Philosophie der schönen Künste. Nürnb. 1784.

G. S Steinbart, Grundbegriffe zur Philosophie über den Geschmack. Züllich. 1785. (unvollendet). Enthält die allgemeine Theorie der schönen Künste, und die besondere Theorie der Tonkunst.

Ph. Gäng, Aesthetik, oder allgemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Salzb. 1785.

Aesthetische Gespräche über die größten, dichterischen Kunstvortheile, Maschinenwerke, Reim und Sylbenmaas. Bresl. 1786.

C. Meiners, Grundriß der Theorie und Geschichte der schönen Wissenschaften. Lemgo 1787.

G. E. Lessing, Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Neue Aufl. Berl. 1788.

K. Ph. Moritz, über die bildende Nachahmung des Schönen. Braunschw. 1788.

A. H. Schott, Theorie der schönen Wissenschaften, 2 Th. Tübing. 1788. 1790.

W. F. Hezel, Anleitung zur Bildung des Geschmacks, sonderlich für Werke der Poesie. Hildburgh. 1791.

E. Schneider, erste Grundsätze der schönen Künste überhaupt, und der schönen Schreibart insbesondere, Erfurt 1790.

K. v. Dalberg, Grundsätze der Aesthetik, deren Anwendung und künftige Entwickelung. Erfurt 1791.

K. H. Heydenreich, Ideen über die Möglichkeit einer Theorie der schönen Künste, in Cäsars Denkwürd. a. d. philosoph. Welt, Th. 3, S. 231. ff. — Dann: System der Aesthetik, Th. 1, Leipz. 1790. -- Da er seine ästhetischen Principien späterhin anders modificirt hatte; so erschien der 2te Theil nicht. Diese seine spätern Ansichten der Aesthetik hat er ausgeführt: in seinen (weiter oben angeführten) Aufsätzen in den Originalideen; in den Zusätzen zur Uebersetzung des Alison; in vielen einzelnen Artikeln des von ihm herausgegebenen ästhetischen Wörterbuchs nach Levesque und Watelet (4 Theile); in vielen Artikeln des (von Grohmann herausgegebenen) kurzgefaßten Handwörterbuches über die schönen Künste; und in seinen Beitr. zur Kritik des Geschmacks, wovon, Leipz. 1798, der erste Band erschien.

Das von Gottsched herausgegebene Handlexicon, oder kurz-

gefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste, Leipz. 1760, ward verdrängt durch Sulzers Theorie ꝛc. In der letztern verdient der Artikel: Aesthetik, Th. 1, S. 47-59, und derselbe Artikel (von Heydenreich bearbeitet) in dem kurzgefaßten Handwörterbuch über die schönen Künste, Th. 1, S. 20. f verglichen zu werden; so wie der Artikel: Künste, bei Sulzer Th. 3, S. 72-95.

J. Kant, Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, Königsberg 1766, und in dessen vermischten Schriften von Tieftrunk, Th. 2, S. 341. ff.

Dann: dessen Kritik der Urtheilskraft 1790.

F. W. D. Snell, Darstellung und Erläuterung der Kantischen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. München 1791.

C. W. Snell, Lehrbuch der Kritik des Geschmacks. Leipzig, 1795, (die weitere Ausführung des Abschnitts: Aesthetik, in dem von F. W. D. Snell herausgegebenen Lehrbuche für den ersten Unterricht in der Philosophie.

K. L. Reinhold, über das Fundament der Geschmackslehre; im 2ten Theile der Beitr. zur Berichtigung der Mißverständnisse. — Dessen 2ter Brief, im 1 Th. der Briefe über die Kant. Phil. vom Bedürfnisse einer obersten Regel des Geschmacks; und dessen Abh. über die Natur des Vergnügens, in der Ausw. vermischt Schriften, 1r Th. Jena 1796.

J. C. Jahn, ästhetisch praktisches Handbuch. Frankf. 1792.

J. G. E. Maaß, Versuch über die Einbildungskraft. Halle 1792.

L. Meister, über die Einbildungskraft. Zürich 1795.

G. Holzinger, Vorbereitung zu den schönen Wissenschaften, Landsh. 1795.

C. F. Michaelis, Entwurf der Aesthetik. Augsb. 1796.

K. L. Pörschke, Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. Lib. 1794. 2 Theile (fragmentarisch, aber originell).

J. H. G. Heusinger, Handbuch der Aesthetik, oder Grundsätze zur Bearbeitung und Beurtheilung der Werke einer jeden schönen Kunst ꝛc. 2 Theile. Gotha 1797. 98. — Der erste theoretische Theil nach Kantischen Principien; der zweite handelt besonders von Rhetorik und Poetik.

Ueber die Grundsätze und Natur des Schönen, Berl. 1797, (ist der fehlerhafte Abdruck eines bei F. V. Reinhard nachgeschriebenen Kolleg. der Aesthetik.)

Laz. Bendavid, Beiträge zur Kritik des Geschmacks, Wien 1797.

Derselbe, Versuch einer Geschmackslehre. Berl. 1799.

F. W. B. v. Ramdohr, Charis, oder über das Schöne, 2 Theile, Leipz. 1793.

K. W. Ramler, kurzgefaßte Einleitung in die schönen Künste und Wissenschaften. Görlitz 1798. (nach seinem Tode erschienen, und unbefriedigend.)

F. Bouterweck, Grundriß akademischer Vorlesungen über die Aesthetik, Götting. 1798.

J. G. v. Herder, Kalligone, 3 Theile, Leipz. 1800. (gegen Kant.)

Von Friedrich v. Schiller gehören viele einzelne treffliche Abhandlungen hieher, die größtentheils in der Thalia und den Horen erschienen, und in seinen kleinen prosaischen Schriften wieder abgedruckt worden sind. Ueber naive und sentimentale Dichtung (kleinere prosaischen Schrift. Th. 2, S. 1 ff.); über Anmuth und Würde, (ebend. S. 217. ff.); über die Grenzen des Gebrauches schöner Formen, (ebend. S. 354. ff); über das Erhabene, (ebend. Th. 3, S. 1 ff.); über das Pathetische, (ebend. Th. 3, S. 310. ff); zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände, (ebend. Th 4, S. 28. ff.) und die Briefe über die ästhetische Erziehung (erst in den Horen, dann in den klein. pros. Schrift, Th. 3.)

K. H. L. Pölitz, Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Aesthetik, oder über das Gemeinsame aller Künste, Pirna 1800. und dessen Darstellung der allgemeinen ästhetischen Principien zur Begründung der Rhetorik und Poetik, in seinem Elementarbuch der Wissensch. S. 185. ff.

W. T. Krug, Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste, Leipz. 1802. (mit einer größtentheils vollständigen Literatur.)

Sauer, über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst, ein Beitrag zur Philos. der Aesthetik. 1803.

Zur Geschichte der Aesthetik und redenden Künste:

Essais sur l'histoire des belles lettres, des sciences et des arts. p. I. de Carlencas, Lyon. 1744. 4 Theile, übers. in 2 Theilen, von Kappe, Leipz. 1749. 1752.

Kernhistorie aller freien Künste und schönen Wissenschaften, 3 Theile. Leipz. 1748. ff.

Goguet, de l'origine des loix, des arts et des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples. 3 Bände. Paris 1758; übersetzt in 3 Bänden, Lemgo 1760.

J. A. Schlegel, vom Ursprunge der Künste, an seiner Uebersetzung des Batteux, Th. 2, S. 131. ff.

J. Köhler, Entwurf zur Geschichte und Literatur der Aesthetik von Baumgarten bis auf die neueste Zeit. Regensb. 1799.

F. Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis auf die gegenwärtigen Zeiten, 2 Theile. Götting 1801. f.

§. 106.

Literatur der Rhetorik.

So wie überhaupt in jeder Wissenschaft das Besondere früher entwickelt und angebaut wurde, als das Allgemeine; so auch im Gebiete der Aesthetik. Früher, ehe man daran dachte, das Gemeinsame der Theorie aller Künste zusammen zu stellen, und dieser neuen Wissenschaft den Namen: Aesthetik zu geben, hatte man schon die einzelnen Künste praktisch und theoretisch angebauet und vervollkommnet. Daher ist es auch zu erklären, daß gewöhnlich die Literatur des Speziellen reichhaltiger ist, als die des Generellen; die Literatur der Rhetorik und Poetik stärker, als die der Aesthetik.

Die Literatur der Rhetorik bei den Griechen, Römern, Franzosen, Engländern rc. hat Sulzer Th. 4, S. 45. ff. gesammlet. In das Gebiet einer teutschen Sprachkunde gehört nur, was die Teutschen selbst für den Anbau der Rhetorik gethan haben, und was, durch Uebersetzung, von fremdem Boden nach Teutschland verpflanzt worden ist.

M. F. Quinctiliani de institutione oratoria, lib. XII. Auszugsweise übersetzt von H. Ph. C. Henke. 3 Bände. Helmstädt, 1775 — 1777.

I. Lawson, Lectures concerning Oratory. Lond. 1759. Lawsons Vorlesungen über die Beredsamkeit, aus dem Engl. Zürich 1777.

G. Campbell, Philosophy of Rhetoric, 2 Theile. Lond. 1776. übersetzt, mit Anmerkungen und angewandt auf die teutsche Sprache, von Jenisch. Berlin 1791.

I. Priestley, A Course of Lectures on Oratory and Criticism, Lond. 1777; übersetzt von Eschenburg, Leipz. 1779.

H. Blair, Lectures on Rhetoric and belles letters, 2 Th. Lond. 1783. übers. in 4 Theilen von Schreiter. Liegnitz 1785 - 1789.

I. B. Monboddo, Origine of Language, behandelt die Rhetorik hervorstechend.

Unter den Teutschen ist das älteste: hie hebt an der Formalari, darin begriffen sind allerhand Brieff auch rhetorick mit frag vnd antwurt gegeben rc. Strasb. 1483.

F. Riederer, Spiegel der waren Rhetorik, mit iren Gliedern, cluger Reden, Handbriefen und Formen ꝛc. Fribnrg im Breisgau 1493.

J. R. Sattler, teutsche Rhetorik. Bas. 1600.

B. Kindermann, teutscher Wohlredner. Frankf. 1661.

C. Weise, oratorische Fragen. Leipz. 1700.

C. Weise, oratorisches System, sammt einem Kapitel einer politischen Rede. Leipz. 1707. (galt, seiner fehlerhaften Manier, ohngeachtet zu seiner Zeit, viel.)

Riemer, lustige Redekunst, darin die Regeln der Redekunst, und Fehler wider dieselbige mit lächerlichen Exempeln erläutert sind, Leipz. 1717.

J. A. Gleichen, neuverfertigter Redner. Leipz. 1696.

(A. Bose) Talander, neu erläuterte teutsche Redekunst. Leipzig 1700. und dessen neue Einleitung zur teutschen Oratorie durch Regeln und Exempel. Jena 1708.

J. Hübner, kurze Fragen aus der Oratorie, 5 Theile. Leipzig 1726 und dessen Einieitnng zur Oratorie, 3 Theile Hamburg 1728.

C. Weidling, oratorische Schatzkammer, 2 Theile. Leipzig, 1703. und dessen oratorischer Hofmeister, Leipz. 1728.

C. Schröter, Anweisung zur teutschen Oratorie. Leipz. 1704, und dessen politischer Redner zeigend, wie in dem Arminio des berühmten Lohensteins enthaltene vortreffliche Regeln zu appliciren, Leipzig 1714.

G. P. Schulz, Gedanken von der teutschen Oratorie. Leipzig 1707.

E. Uhse, wohlinformirter Redner, Leipz. 1708.

J. E. Hamilton, allerleichteste Art der teutschen Redekunst. Leipzig 1717.

C. Weisenborn, Anleitung zur teutschen und lateinischen Oratorie. Leipzig 1713. (auch: Dresden 1742.)

(Hunold) Menantes, Einleitung zur teutschen Oratorie. Hamb. 1717.

G. Lange, Einleitung zur üblichen und nützlichen Oratorie, durch Regeln und Exempel. Leipz. 1713.

G. P. Müller, Abriß einer gründlichen Oratorie. Leipzig 1722.

J. A. Fabricius, philosophische Redekunst, oder auf die Gründe der Weltweisheit gebauete Anweisung zur Beredsamkeit, Leipz. 1739; (vorher unter dem Titel: Oratorie, oder Anweisung zur Beredsamkeit.) Er schrieb auch: Regeln der geistlichen Beredsamkeit. Leipzig 1748.

C. M. Fischbeck, Ergötzlichkeiten der Redekunst, Gotha 1724.

G. C. Martini, teutscher Redeschatz, oder oratorisches Lexicon. Frankf. 1725.

F. A. Hallbauer, Anweisung zur verbesserten teutschen Oratorie, Jena 1728. und dessen Anweisung zur politischen Beredsamkeit, Jena 1736.

J. G. Neukirch, akademische Anfangsgründe zur teutschen Wohlredenheit. Braunschw. 1729.

Weit übertraf, aller bei ihm sichtbaren Mängel ohngeachtet, seine Vorgänger: J. C. Gottsched, Grundriß einer vernünftigen Redekunst. Hannov. 1729; und dann unter dem Titel: Ausführliche Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer; 4 Theile (mehrerer Auflagen) Leipz. 1759; dessen akademische Redekunst, zum Gebrauche der Vorlesungen, Leipzig 1759; und dessen Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauche der Gymnas. und gelehrten Schulen. Leipz. 1775.

J. J. Schatz, Anweisung zur Oratorie oder Beredsamkeit. Jena 1734.

D. Peucer, Anfangsgründe der teutschen Oratorie, Eisen. 1736. und dessen erläuterte Anfangsgründe der teutschen Oratorie. Naumb. 1739, (N. A. Dresd. 1765.)

C. Stock, homiletisches Reallexicon, oder reicher Vorrath zur geistlichen und weltlichen Beredsamkeit. Jena 1741.

C. Gottschling, Grundlehren aus der teutschen Oratorie. Dresden 1743.

C. G. Müller, Weisheit des Redners, systematisch entworfen, Jena 1746.

J. C. Dommerich, vernünftige theoretische Anweisung zur wahren Beredsamkeit. Lemgo 1746.

B. C. B. Wiedeburg, Einleitung zur teutschen Wohlredenheit und Beredsamkeit. Jena 1748.

J. F. May, der Redner. Leipz. 1748.

J. H. Drümel, Einleitung zu der teutschen Redekunst nebst Mustern. Nürnb. 1749.

C. F. Baumeister, Anfangsgründe der Redekunst, in kurzen Sätzen, Görlitz 1749, (in der Folge mehrere Auflagen bis 1781. — (Lindners Schriften sind bereits erwähnt.)

J. H. König, Verbindung der Gründlichen und Sinnreichen in der Beredsamkeit. Lemgo 1751.

C. E. Simonetti, Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit. Frankf. 1754.

J. B. Basedow, akademisches Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit. Kop. 1756.

H. G. Schellhafer, Sätze der Redekunst. Hamb. 1760.

B. Münter, allgemeine Redekunst. Jena 1760.

H. Braun, Anleitung zur teutschen Redekunst, in kurzen Sätzen. Augsb. 1765.

J. F. Gruner, Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit. Halle 1765.

J. P. Miller, Anweisung zur Wohlredenheit, nach den auserlesensten Mustern. Leipz. 1767. mehrere Auflagen bis 1789.)

J. Herold, Anweisung zur Redekunst, Reval 1768.

A. F. Büsching, Grundriß der Redekunst, Berl. 1771.

J. F. A. Kinderling, Grundsätze zur Beredsamkeit, 2 Th. Magdeb. 1771.

G. F. Meyer, Kunst zu predigen, Halle 1772.

J. C. Büsing, Anleitung zur Redekunst, Bremen 1773.

K. B. Graser, practische Beredsamkeit in Regeln, Exempeln und Mustern. Augsb. 1774.

J. F. Teller, Theorie der christlichen Beredsamkeit. Leipz. 1774.

Ign. Würz, Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit, 2 Theile. Wien 1775.

L. B. Ouvrier, Anleitung zum Predigen. Gießen 1777.

G. D. Köler, Vergleichung der alten und neuen Redekunst, Lemgo 1785.

J. G. Sulzer, Theorie und Praktik der Beredsamkeit, herausgegeben von Kirchmayer. München 1787. (Auszug aus Sulzers Theorie.)

J. A. Biesenherz, Gedanken über die Beredsamkeit, Lingen 1791.

G. S. Steinbart, Anweisung zur Amtsberedsamkeit christlicher Lehrer. Züllich. 1784. N. A.

Grundzüge eines Lehrgebäudes der Wohlredenheit. Nürnb. 1794.

J. H. W. Nölting, Gedanken von früher Bildung zur geistlichen Beredsamkeit und Dichtkunst. Hamb. 1797.

Ferd. Delbrück, über das Schöne in den redenden Künsten, nach Klopstocks und Kants übereinstimmender Theorie. Magdeb. 1798.

J. H. M. Ernesti, neues Handbuch der Dicht- und Redekunst, in Beispielen, Grundsätzen und Regeln, nebst einer Charakteristik der vorzüglichsten Dichter und Prosaiker des Alterthums und der neuern Zeiten, 2 Theile, Bayreuth 1798. (gab schon 1785 zu Nürnberg heraus: practisches Handbuch der Beredsamkeit und Dichtkunst für die Jugend.)

J. G. E. Maaß, Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik. Halle 1798.

C. F. Bahrdt, Rhetorik für geistliche Redner, 2te Aufl. von Büchling. Halle 1798.

Belehrungen für Redner; durchaus mit Beispielen aus den vorzüglichsten Reden alter und neuer Zeit erläutert. Bresl. 1800.

G. G. Fülleborn, Rhetorik. Bresl. 1802.

Helfrecht, kurze Anleitung zur Redekunst. Hof 1802.

J. G. Heynig, Anweisung zur Kanzelberedsamkeit, nach

R

Reinhards Grundriß. Leipz. 1802. (nur einige wenige in Reinhards Vorlesungen nachgeschriebene Paragraphen sind von Reinhard.)

P. Engelhard, kleine practische Rhetorik für Schulen. Leipzig 1801. (Auszug aus Maaß.)

Hieher gehören auch noch: die Rhetorik, in J. J. Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. S. 267. ff.

Geschichte der schönen Redekunst der Teutschen, in J. G. Eichhorns Literargeschichte, Th. 1, S. 514. ff. Götting. 1799.

Ueber Rhetorik, als Kunst, in G. Hermanns Handbuch der Metrik.

Maaß über die Begriffe von Prosa und Rhetorik, in den Nachträg. zu Sulzer, 5. B. 1 St. S. 229. ff.

C. Garve, von der Popularität des Vortrags, in seinen vermischten Aufsätzen, Bresl. 1796. Th. 1, S. 331. ff. und

Derselbe, warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher als im Komischen? Zuerst in der N. Bibl. der schönen Wissenschaften 63 B. Dann in der Samml. einiger Abhandlungen, Th. 2, S. 83. ff. (N. A. Leipz. 1802.)

J. J. Engel, über Handlung, Gespräch und Erzählung, in seinen Schriften, Berlin 1802, 4r Theil, S. 101. ff.

Der Artikel: Beredsamkeit, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 364. ff. und

Derselbe (von Heydenreich bearbeitet), in dem kurzgefaßten Handwörterb. über die schönen Künste, Th. 1, S. 143. ff.

§. 107.

Literatur der Poetik.

Außer dem, was schon in der Einleitung zu dieser Schrift über die frühere Ausbildung der teutschen Sprache durch die Dichter der Nation in literarischer Hinsicht beigebracht worden ist, gehören die Poetiken hieher, welche theils den Geschmack der Nation zu gewissen Zeiten geleitet haben, theils aber auch, in historischer Hinsicht, dazu dienen, den poetischen Geschmack der Nation in jeder etwas größern Kulturepoche zu charakterisiren.

Die Literatur der Poetik bei den ältern und ausländischen Völkern, in Sulzers Theorie, Th. 1, S. 657 ff.

Oft suchten die Teutschen, wenn sie über Poesie schreiben, das Wesen der Dichtkunst einzig in der Prosodie, daher so viele Anweisungen zur Poesie sich zunächst auf das Sylbenmaa

einschränkten, ohne den Charakter der verschiedenen Dichtungsarten gehörig zu würdigen.

J. Engard, teutsche Persodie, d. i. nothwendiger Unterricht, auf welcherlei Weise und Art in teutscher Sprache, Vers und Reime, nach rechter poetischer Kunst zu machen. Ingolstadt 1583.

Mart. Opitz, *Prosodia germanica*, oder von der teutschen Poeterey. Brieg 1644 in 4. 10 Bogen. Die achte Auflage. Frankf. 1658.

J. P. Titz, zwei Bücher von der Kunst, hochteutsche Verse und Lieder zu machen. Danzig 1647. (wird von Morhof sehr gelobt).

(Ph. Harsdörfer) poetischer Trichter. Nürnberg 1650. ff.

J. S. Mitternacht, Bericht von der teutschen Reimkunst, oder Kunst, hochteutsche Verse zu machen, Leipzig 1653.

A. Buchner, kurzer Wegweiser zur teutschen Dichtkunst. Jena 1663. und dessen Anleitung zur teutschen Poeterey. Witt. 1665.

(S. v. Birkens,) teutsche Red-Bind- und Dichtkunst. Nürnberg 1679.

J. H. Hadewig, wohlgegründete teutsche Versekunst. Bremen 1660.

B. Kindermann, der teutsche Poet, fürgestellt durch ein Mitglied des hochlöblichen Schwanenordens. Wittenb. 1664.

G. Neumark, gründliche Anweisung zur teutschen Verskunst, aus den vornehmsten Autoren in 15 Tafeln zusammengefasset. Jena 1667. 1 Alph. 20 Bogen.

G. M. Pfefferkorn, kurze Anleitung in kurzer Zeit einen reinen teutschen Vers zu machen. Altenb. 1669. und dessen poetisch-philosophische Fest- und Wochenlust. Altenb. 1669.

J. L. Prasch, gründliche Anzeige von Vortrefflichkeit und Verbesserung teutscher Poesie. Regensb. 1680.

J. C. Mendingers Dichtkunst Witt. 1685.

A. C. Rothe, vollständige teutsche Poesie, 3 Th. Leipz. 1688.

D. G. Morhof, Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, (schon weiter oben angeführt.)

C. Weise, curiöse Gedanken von Versen. Leipz. 1692.

E. B. Grafe, Anweisung zur teutschen Vers- und Dichtkunst. Nürnb. 1702.

G. Ludwig, teutsche Poesie dieser Zeit, durch Frag und Antwort. Leipzig 1703.

M. D. Omeis, gründliche Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst. Altorf 1704.

F. Redtel, nothwendiger Unterricht von der teutschen Verskunst. Stettin 1704.

J. Jähnichen, von der poetischen Elocution, die man be teutschen Versen gebrauchen muß. Leipz. 1706.

E. Uhse, der wohlinformirte Poet. Leipz. 1708.

J. S. Wahllen, poetischer Wegweiser, oder Einleitung zur teutschen Poesie. Jena 1709.

C. Weisenborn, Einleitung zur teutschen und latein. Oratorie und Poesie. Frankf. und Leipz. 1713.

F. Wokenius, Anleitung zur teutschen Poesie. Leipz. 1715.

J. J. Statius, wohlgebahnter Weg zur teutschen Poesie. Bremen 1716.

Musophili Anleitung, zur teutschen und reinen Poesie zu gelangen. Leipz. 1717.

J. Hübner, Anleitung zur teutschen Poesie. Leipz. 1720.

Menantes allerneuste Anleit. zur neuen und galanten Poesie. Hamb. 1722.

J. G. Neukirch, Anfangsgründe zur reinen teutschen Poesie itziger Zeit. Halle 1724.

J. G. Hamann, Lexicon von poetischen Redensarten. Leipz. 1725; angehängt ist eine Anweisung zur reinen und wahren Dichtkunst.

J. C. Gottsched, Versuch einer kritischen Dichtkunst, 2 Th. Leipz. 1729. (mehrere Auflagen.) Seit dieser Zeit der Streit mit den Schweizern; besonders als das folgende Werk erschien:

J. J. Breitinger, kritische Dichtkunst, worin die poetische Mahlerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde, und in Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird, mit Vorrede von Bodmer, 3 Theile, Zürich 1740. — Beide Werke sind nach ihrem Inhalte angegeben, bei Sulzer, Th. 1, S. 681. f.)

A. Köler, Einleitung zu der reinen teutschen Poesie, nach den Grundsätzen berühmter Poeten. Halle 1734.

D. H. Arnold, Versuch einer nach demonstrativischer Lehrart entworfenen Anleitung zur Poesie der Teutschen. Königsb. 1741.

J. Hübner, neuvermehrtes poetisches Handbuch, oder eine kurzgefaßte Anleitung zur teutschen Poesie, nebst einem Reimregister. Leipz. 1743.

G. Ludwig, teutsche Poesie für die in Gymnasien und Schulen studirende Jugend. Leipz. 1745.

H. F. Reischauer, vernünftige Gedanken und Regeln von der Poesie überhaupt, und der geistlichen Poesie insbesondere. Lemgo 1745.

J. C. Gottsched, Vorübungen der lateinischen und teutschen Dichtkunst. Leipz, 1757. (mehrere Aufl.)

C. H. Schmidt, Theorie der Poesie. Leipzig 1767.

Marmontels Dichtkunst, aus dem Franz. 3 Th. Bremen 1766 — 1768.

H. Braun, Anleitung zur teutschen Dicht- und Versekunst. München 1778.

F. S. Haase, kurzer Inbegriff der Kenntnisse und Lehrsätze zur Einsicht und Verfassung aller nothwendigen Gattungen der Gedichte. München 1778.

F. G. Klopstock, Fragmente über Sprache und Dichtkunst, nebst zwei Fortsetzungen. Hamb. 1779 — 1781.

J. J. Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, 1r Theil. Berl. 1783. (unvollendet.)

M. Merian, von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf die Dichtkunst, 2 Th. aus dem Franz. Leipz. 1784 u. 1787.

J. G. Sulzers Theorie der Dichtkunst, zum Gebrauche der Studirenden, bearbeitet von Kirchmayer. 2 Theile. München 1788. 89. (aus der Theorie ausgezogen.)

F. L. Walther, Anweisung für Schulen zur Dichtkunst. Hof 1785.

E. J. Koch, System der Dichkunst in Beispielen. Berl. 1791.

I. G. I. Hermann, de poeseos generibus. Lips. 1794.

B. Ortmann, Umfang der heutigen Poesie, 1r Th. Sulzb. 1795.

Anleitung zur teutschen Dichtkunst. Hof 1796.

J. G. Prändel, vollständige Anleitung zur teutschen Versekunst, mit neuen praktischen Beispielen. München 1797.

J. Lorey, Theorie der Dichtkunst, durch lateinische und teutsche Muster beleuchtet. 1r Th. Tübing. 1801.

C. F. Becker, die Dichtkunst aus dem Gesichtspuncte des Historikers betrachtet. Berl. 1802. (überspannt.)

Hieher gehören auch: J. J. Eschenburg, Entwürfe einer Theorie und Literatur der schönen Wissensch., wo die Poetik v. S. 45 bis 264 gehet; ferner die meisten ästhetischen Lehrbücher; die gedrängte Darstellung der Poetik in Pölitz Elementarbuch des Wissensw. S. 381. ff. — Der Artikel: Dichtkunst und Dichtungsarten (von Heydenreich gearbeitet,) in dem kurzgefaßten Handw. Th. 1, S. 311 ff, und Bernhardi, Sprache als Organ der Poesie, sofern diese durch Begriffe wirkt; in seiner Sprachlehre, Th. 2 S. 3 — 126.

Zur Geschichte der teutschen Dichtkunst gehören:

Erd. Neumeister, de poetis Germanorum. Hamb. 1708.

J. C. Gottsched, Versuch einer kritischen Geschichte der Dichtkunst der Teutschen 3te Aufl. Leipz. 1742.

J. F. Schmidt, Gedanken über den Zustand der alten und neuen teutschen Dichtkunst. Jena 1754.

Geschichte der Dichtkunst, in Riedels Briefen über das Publikum, der 7te Brief.

J. G. v. Herder, Preisschrift: über die Wirkungen der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuern Zeiten; in den Abhandl. der Bayr. Akad. Th. 1, S. 25. ff.

C. D. Ebeling, kurze Geschichte der teutschen Dichtkunst, im Hannöv. Mag. 1767, St. 6—8. 1768, St. 6—8. 23. 24. 26. 29. 34. 35.

C. H. Schmid, Skizzen einer Geschichte der teutschen Dichtkunst, in der Olla Potrida, 1780, St. 4. 1781, St. 2. 1782, St. 1, u. St. 4. 1783, St. 1 u. 2. 1784, St. 1. u. 2.

Derselbe, Biographie der Dichter, 2 Th. Leipz. 1769.

Derselbe, Nekrolog, oder Nachrichten von dem Leben und Schriften der vornehmsten verstorbenen teutschen Dichter, 2 Theile. Berlin 1785.

Derselbe, Literatur der Poesie. Leipz. 1775.

Derselbe, Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst. Leipz. 1781.

Ueber die schönen Geister und Dichter des 18ten Jahrhunderts, vornämlich der Teutschen. Lemgo 1770.

Ueber den Werth einiger teutschen Dichter ꝛc. 2 St. Lemgo 1771. 72.

K. F. Flögel, kritische Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der schönen Literatur in Teutschland. Jauer 1771.

L. Meister, Charakteristik teutscher Dichter. St. Gallen, 2 Theile, 1789.

(Küttner,) Charaktere teutscher Dichter und Prosaiker, 2 Th. Berl. 1781.

J. J. Hottinger, Versuch einer Vergleichung der teutschen Dichter mit den Griechen und Römern. Mannh. 1789.

J. C. Plant, Chronologischer, biographischer und kritischer Entwurf einer Geschichte der teutschen Dichtkunst und Dichter. Stettin 1782.

J. A. Nasser, Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Poesie. Altona 1798.

C. F. K. Vetterlein, kurzgefaßte Biographie der vorzüglichsten teutschen Dichter. Köthen 1799.

Derselbe, Handbuch der poetischen Literatur der Teutschen, d. i. kurze Nachrichten von dem Leben und den Schriften teutscher Dichter. Köthen 1800.

Kurze Uebersicht der Gesch. der teutschen Poesie bis zum Jahre 1721, in den Nachträg. zu Sulzer, Th. 1, 2 B. S. 197. ff.

Pantheon berühmter teutscher Dichter, mit einem Verzeichnisse ihrer Werke. Cob. 1798.

C. W. Hermann, Pantheon der teutsch. Dichter. Frankf. 1803.

(Ueber die teutschen Dichter zu vergleichen: Wachlers Gesch.

der Lit. 3 B. 2 Abth. S. 627-663. — Dahlers Handbuch der Gesch. der Lit. und Kunst. S. 337-357. — Eichhorns Literargeschichte Th. 1, S. 514—589. — Walds Einleitung ꝛc. S. 127. ff. und der 2te Band von Kochs Literargesch. — und C. Garve, Lob der Wissenschaften (hauptsächlich über Dichtkunst) in seinen vermischten Aufsätzen, Th. 1, S. 273. ff. — C. Garve, Betrachtungen einiger Verschiedenheiten in den Schriften der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter, in der Sammlung einiger Abhandl. Th. 1, S. 93. ff. (N. A. Leipz. 1802).

§. 108.

Literatur der Theorie des Styls.

Die systematisch geordnete Theorie des Styls ist ein Werk der neuesten Zeit. Lang hatte man die teutsche Sprache überhaupt vernachlässigt, und den Anbau derselben, in pädagogischer Hinsicht, dem Zufalle überlassen; dann fing man an, nach der Analogie der Anweisungen zur guten lateinischen Schreibart, Anweisungen zum teutschen Styl zu schreiben; in der Folge, als die Aesthetik, seit Baumgartens Zeiten, als isolirte Wissenschaft und systematisch behandelt worden war, ward unter den redenden Künsten in den ästhetischen Lehrbüchern des Styls gedacht; darauf fühlte man das Bedürfniß, die Gründsätze des teutschen Styls von den ästhetischen Lehrbüchern zu trennen und unabhängig für sich aufzuführen, ein Bedürfniß, welches vorzüglich durch Adelungs Werk über den teutschen Styl geweckt wurde, bis man endlich auch diese isolirten Materialien über den Styl wissenschaftlich ordnete, und die Theorie des Styls, zwar als eine von Logik und Aesthetik abhängige und abgeleitete formelle Wissenschaft, aber doch als ein in sich fest verbundenes Ganze begründete.

Schon aus diesem spätern Anbaue der Theorie des Styls läßt es sich erklären, warum, im Verhältnisse gegen die Compendien über Aesthetik, so wenige Theorien des Styls erschienen sind, und warum die meisten derselben entweder den philosophirenden Engländern (Priestley, Blair, Campbell ꝛc.) folgten, oder beinahe wörtlich sich an Adelungs Werk über den teutschen Styl hielten. —

Aug Nath. Hübner, gründliche Anweisung zum teutschen Style. Hannov. 1720. (1 Alph. 19 Bogen brauchbar.)

C. G. Glafey, Anleitung zu einer weltüblichen teutschen Schreibart. Frankf. und Leipz. 1736.

J. Jähnichen, deutlicher Wegweiser zur Variation des Styls Leipzig 1738.

J. G. Lindner, Anweisung zur guten Schreibart und Beredsamkeit. Königsb. 1755.

J. H. G. v. Justi, Anweisung zu einer guten teutschen Schreibart. Leipz. 1758.

G. B. v. Schirach, über die Harmonie des Styls des Herrn Marmontel, nach dem Franz. Bremen und Leipz. 1768. Obgleich dieses Werk für seine Zeit Epoche machte; so hat doch Heynatz (Briefe rc. Th. 5, S. 1, ff.) vieles daran ausgestellt.

C. H. Seibt, akademische Vorübungen über die teutsche Schreibart. Dresden 1770.

C. H. Seibt, von den Hülfsmitteln einer guten teutschen Schreibart. Prag 1773.

J. J. G. Scheller, Gedanken von den Eigenschaften der teutschen Schreibart und Empfehlungen der teutschen Sprache in Predigten, im Reden und Schreiben, bei der Philologie und in Schulen. Halle 1772. Diese Schrift, deren ich schon weiter oben ehrenvoll gedacht habe, ist nichts weniger, als eine systematische Anweisung zum Style; aber sie enthält, nach der Analogie der Anweisungen zum guten lateinischen Ausdrucke, treffliche einzelne Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Anbaues der teutschen Sprache, über die Art des Studiums derselben, über die Eigenschaften der teutschen Schreibart, (rein, richtig, gut, schön, fein, zierlich Teutsch,) und darauf die Empfehlungen derselben in Predigten, im Reden und Schreiben, bei der Philologie und besonders über die Betreibung derselben in Schulen.

J. G. P. Thiele, Grundsätze guter Schreibart. Gött. 1774.

Die Kunst, schön, richtig, und vernünftig zu schreiben, in Regeln und Beispielen. Bamberg 1775.

I. G. Schwarz, de virtutibus et vitiis styli germanici ejusque exercitiis recte instituendis. Mosc. 1780.

J. G. Schwarz, Entwurf der Grundsätze des teutschen Styls. Mosk. 1780.

Der Artikel: Schreibart, Styl, in Sulzers Theorie rc. Th. 4. S. 328. ff. wo auch eine ziemlich vollständige Literatur beigebracht ist.

Versuch über die Geschichte des Styls. Wien 1781.

J. C. Adelung, über den teutschen Styl. Berl. 1784 und 1785. 3te Aufl. 1789. 4te Aufl. 1801. Dieses Werk hat das Ver-

dienst, das Gebiet einer Theorie des Styls zuerst gehörig arrondirt haben. Es enthält im ersten Theile die grammatischen u. rhetorischen Grundsätze, durch welche die allgemeinen Eigenschaften des Styls ausgemittelt werden müssen, durchgehends mit einer reichhaltigen Literatur und mit vielfachen Beispielen aus ältern und neuern Schriftstellern belegt. Der zweite Theil beschäftigt sich mit den besondern Arten des Styls, und handelt theils von der Eintheilung des Styls nach der Würde und den Absichten des Schreibenden; theils von den verschiedenen Arten des Styls nach der äußern Form; theils von den Erfordernissen und Hülfsmitteln der guten Schreibart. — So unentbehrlich das Studium dieses Werkes für jeden ist, der ein System des Styls aufführen will; so viel auch in demselben für den Behuf eines solchen Systems vorgearbeitet, und so sehr es von den Schriftstellern über den Styl benutzt und ausgeschrieben worden ist; so trägt doch der metaphysisch-ästhetische Theil desselben, oder die eigentliche Philosophie des Styls, nicht ganz das Gepräge der innern in sich abgeschlossenen und völlig harmonischen Vollendung.

Als Auszug daraus erschien Berl. 1800: Adelung über den teutschen Styl, im Auszuge von Th. Heinsius.

C. W. Snell, Lehrbuch der teutschen Schreibart für die reifere Jugend, (wie der Titel in der 2ten Auflage heißt.) Frankf. 1788. 2te Aufl. 1801. Der Verf. folgt durchgehends Adelung, und hat kein eigentliches System des Styls geliefert. Sein Werk ist aber, wegen der lichtvoll ausgedruckten Regeln, und wegen der großen Zahl sehr zweckmäßig aus den besten neuesten Schriftstellern ausgewählten Beispiele für den Schulgebrauch sehr nützlich.

G. A. Bürger, über Anweisung zur teutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Gött. 1788. verdient Beherzigung.

J. C. König, praktisches Handbuch des teutschen Styls. 2 Theile. Nürnb. 1792. enthält keine Regeln, sondern Beispiele aus guten (nicht allezeit aus den besten und neuesten) Schriftstellern der teutschen Nation für alle einzelne Gattungen und Untergattungen des Styls.

K. Ph. Moritz, Vorlesungen über den Styl, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern 2 Theile. Berl. 1793 und 1794. Da der Verf. starb, ehe er das Werk vollenden konnte; so ist der 2te Theil, von S. 129. an, von Jenisch. — Das Werk enthält helle und treffliche Ansichten, fruchtbare Urtheile, aber durchaus kein eigentliches System des Styls.

W. Kosmann, Versuch einer Theorie des teutschen Styls,

verbunden mit einer praktischen Anweisung zur zweckmäßigen Ausbildung unsers Denk- und Sprachvermögens, 1 u. 2r Th. Berl. 1794, welche auf die eigentliche Darstellung der Theorie der Schreibart vorbereiten; 3r Theil, Berl. 1795, welcher die auf dem Titel angegebene praktische Anweisung enthält. — Dieses Werk, das in den ersten Theilen größtentheils eine Uebersetzung des Campbell ist, ist zu wenig systematisch, und viel zu weitschweifig geschrieben, um die Aufgabe einer Philosophie des Styls zu lösen.

Grundlinien des teutschen Styls in seinem ganzen Umfange; d. i. in wie weit Sprachlehre, allgemeine Rhetorik, kleinere schriftliche Aufsätze, welche im gemeinen Leben üblich sind, Redekunst und Dichtkunst darunter begriffen werden. Ein Leitfaden für Lehrende und Lernende, 4 Bändchen. Das erste, (Leipz. 1796) enthält: Sprachlehre und allgemeine Rhetorik, (sehr dürftig und mangelhaft); das zweite (Leipzig 1796) Anweisung zu kleinern im gemeinen Leben gewöhnlichen schriftlichen Aufsätzen (Geschäfts- und Briefstyl); das dritte (Erfurt 1797) die Redekunst, und das vierte (Erf. 1797) die Dichtkunst. — Das Ganze entspricht keinesweges den Forderungen, die man an ein Werk von diesem Plane machen könnte.

K. Reinhard, erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des teutschen Styls. Gött. 1796. Dieses Werk enthält die Adelungischen Resultate in einer philosophischen (nach Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens modificirten) Einkleidung.

Fr. Bouterweck, Abriß akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in teutscher Prosa, Gött. 1798. Blos Skizze.

C. F. Etzler, Anleitung zur Wohlredenheit für die höhern Klassen der größern Schulanstalten. Breslau 1802, kann als Lehrbuch nur nach lokalen Beziehungen brauchbar seyn.

T. G. Voigtel, Lehrbuch der teutschen prosaischen Schreibart, für Akademien und Gymnasien. Halle 1802, enthält vieles Brauchbare und Durchdachte, scheint aber für den akademischen Gebrauch nicht systematisch und philosophisch genug zu seyn.

K. H. L. Pölitz, Versuch einer Theorie des teutschen Styls, für den Unterricht auf Akademien und Gymnasien. 2 Theile. Görlitz 1801 und 1802. (auch die 1 und 2te Abth. des 4ten Theils des Systems des teutsch. Styls.) Ich habe mich bemüht, in diesem Werke zuerst die Philosophie des Styls zu begründen, und dann diese Principien auf sämmtliche einzelne Gattungen und Untergattungen des Styls anzuwenden. Die Philosophie des Styls selbst ist unabhängig von irgend einem herrschenden Systeme aufgestellt. — Eine kurze Encyklopädie der gesammten stylistischen Wissenschaften für den Schul- und

Privatunterricht, welche, außer den zusammengedrängten Resultaten jener Theorie, noch eine kurze Grammatik, Logik, Rhetorik und Poetik in stylistischer Hinsicht enthält, ist mein **Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der teutschen Sprache.** Görlitz 1802.

Noch verdienen hier, der Vollständigkeit wegen, angeführt zu werden:

J. F. Facius, Grundriß einer Anleitung zum Styl zur Vorlesungen, Koburg 1782.

Villaume, Methode jungen Leuten zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken schriftlich auszudrücken. Leipz. 1784

H. Braun, Anleitung zur guten teutschen Schreibart. München 1791.

J. C. Vollbeding, Lehrbuch zur Bildung eines richtigen Ausdrucks. Berl. 1794.

J. C. Vollbeding, alphabetische Verzeichnisse zur schnellen Auffindung von Wörtern, die theils einen Gedanken stärker oder schwächer ausdrücken, theils den Hauptbegriff erläutern, und sich daher schicklichmit einander verbinden lassen. Berl. 1798.

G. P. Gemünden, Lehrbuch der teutschen prosaisch-schriftlichen Ausdrucksart. München 1797.

Practischer Leitfaden beim Unterrichte in den Grundsätzen des teutschen Styls. Ein Lehrbuch zur Verfertigung wohlgeordneter und geschmackvoller teutscher Briefe und anderer schriftlichen Aufsätze, für Jünglinge und auch für Lehrer. Düsseld. 1802.

Allgemeines Lehrbuch zur zweckmäßigen und behutsamen Abfassung schriftlicher Aufsätze auf alle Vorfälle und für alle Stände. Leipz. 1802.

Fülleborn, Leitfaden beim Unterrichte im teutschen Style für obere Klassen und Gymnasien und Schulen. Bresl. 1802.

C. F. Etzler, Leitfaden für den Unterricht in der teutschen Sprache. Bresl. 1802.

J. G. Neumann, Anweisung zum richtigen und guten Ausdrucke in der teutschen Sprache, so wie zur Bildung des Styls und zweckmäßigen Verfertigung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen des gemeinen Lebens. Leipz. 1803.

(Außerdem gehören noch die **Lehrbücher der schönen Wissenschaften**, welche unter der **Literatur der Aesthetik** aufgeführt sind, und folgende lehrreiche Abhandlung hieher;

C. Garve, über die Frage: warum stehen die Teutschen, nach dem Geständnisse ihrer besten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer, zurück, und welches ist der besten teutschen Prosaisten charakteristisches Verdienst? Zuerst in der N. Bibl. der schönen Wissensch. B. 62, dann in Garve Samml. einiger Abhandl. Th. 2, S. 61. ff. (Neue Ausgabe, Leipz. 1802).

Zweiter Theil.

Empirische Sprachwissenschaft.

§. 109.
Begriff derselben.

Die empirische Sprachwissenschaft ist nicht das Oppositum der philosophischen Sprachwissenschaft, sondern der zweite Theil der allgemeinen Sprachkunde, welcher überhaupt, bei der Darstellung des abgeschlossenen Gebiets einer existierenden Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife (§. 27), der philosophischen Sprachwissenschaft nicht subordinirt, sondern nur coordinirt seyn kann. Die empirische Sprachwissenschaft, als ein Aggregat von Regeln, die man aus der Erfahrung abstrahirt, sobald sich der Verstand mit der technischen Vollkommenheit einer existirenden Sprache beschäftiget, muß früher vorhanden seyn, als die philosophische. Sie ist deshalb auch ein in sich abgeschlossenes Ganze, ob diesem gleich die höhere Begründung fehlt, welche es erst durch die Zurückführung auf philosophische Principien erhalten kann. Abgesehen aber von dieser philosophischen Begründung, verdient die empirische Sprachwissenschaft, als ein für sich bestehendes Ganze, alle Aufmerksamkeit; denn theils war bei der Erfindung und Ausbildung der einzelnen Theile derselben, eben derselbe menschliche Geist geschäftig, welcher späterhin sich zu der höhern Gesetzmäßigkeit emporarbeitete, die sich in der philosophischen Sprachwissenschaft ausdrückt, und der nie ohne gesetzmäßige Thätigkeit verfährt, wenn er auch in dem Zeitalter der ersten Entwickelung seiner Kräfte sich unbewußt seiner künftigen höhern Bildung und Reife wirken sollte; theils verstattet die empirische Sprachwissenschaft, nach allen ihren einzelnen Theilen, eine solche innere Anordnung und

Verbindung in Angemessenheit zu den Gesetzen der philosophischen Sprachwissenschaft, durch welche zwischen beiden ein gemeinschaftliches Band ausgemittelt wird.

So wie es fehlerhaft seyn würde, eine philosophische Sprachwissenschaft a priori aufstellen zu wollen, welche sich auf keine Weise an die empirische Sprachwissenschaft anschlösse; so war es ebenfalls von der andern Seite fehlerhaft, die empirische Sprachwissenschaft ganz von den philosophischen Principien isoliren zu wollen, nach welchen die einzelnen Theile derselben erst geordnet werden müssen, wenn zwischen dieselben eine symmetrische Haltung kommen soll.

Hat diese allgemeine Sprachkunde ein Verdienst; so besteht es darin, den *innern* und *nothwendigen* Zusammenhang der philosophischen und empirischen Sprachwissenschaft zu zeigen. Denn wenn einige unserer philosophischen Sprachforscher alles gethan zu haben glaubten, die Sprache nach den Principien eines herrschenden philosophischen Systems darzustellen, und dagegen auf die Bemühungen der empirischen Sprachforscher mit Verachtung herabzusehen; so gingen vielleicht die empirischen Sprachforscher wieder zu weit, wenn sie sich in einer übertriebenen Mikrologie gefielen; wenn sie nur Beispiele auf Beispiele häuften, ohne dieselben auf allgemeine Regeln zurückzuführen; wenn die einzelnen Theile ihres Sprachgebäudes unter sich selbst in keinem wesentlichen Zusammenhange standen, und wenn deshalb in ihren Lehren nach Ordnung und innerer Verbindung vergeblich gefragt wurde. Zwischen beiden Extremen versucht diese allgemeine Sprachkunde einen Weg in der Mitte einzuschlagen und festzuhalten, indem sie zwar die apriorischen, aus Logik und Aesthetik stammenden, Principien der philosophischen Sprachwissenschaft unabhängig von der empirischen Sprachwissenschaft aufstellet; aber der empirischen Sprachwissenschaft, als zweitem wesentlichen Bestandtheile einer allgemeinen Sprachkunde, auch die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, sie isolirt zu behandeln, und die philosophische Sprachwissenschaft blos dazu anzuwenden, ihr inneres Gebiet als ein geordnetes und zusammenhängendes Ganze darzustellen.

§. 110.

Theile derselben.

Wenn die empirische Sprachwissenschaft das abgeschlossene Ganze des Positiven in einer existirenden Sprache ist, welches nur durch die historische Rücksicht auf die erfahrungsmäßige allmählige Ausbilduug einer lebenden Sprache mit Sicherheit aufgeführet werden kann; so dient die philosophische Sprachwissenschaft, nach ihrer Anwendung auf dieses empirische Sprachgebiet, dazu, das in der Sprache Vorgefundene bestimmt zu ordnen, und zu zeigen, wie, durch diese Verarbeitung des Empirischen in der Sprache nach apriroischen Gesetzen, den beiden wesentlichen Forderungen an jede stylistische Form, der Korrectheit und Schönheit, selbst in dem kleinsten Detail der Sprache, Genüge geleistet werden könne. Nur durch den wechselseitigen Zusammenhang der philosophischen und empirischen Sprachwissenschaft wird es möglich, die Sprache selbst in der Darstellung als ein vollenderes, geründeres Ganze erscheinen zu lassen, und durch den Einfluß philosophischer Principien in der Sprache, nach ihrer empirischen Form, das zu ergänzen und auszufüllen, was der Zufall unangebaut ließ, und das zu verbessern und zu berichtigen, was die Gewohnheit bisher fehlerhaft beibehalten hatte.

Die empirische teutsche Sprachwissenschaft zerfällt, nach diesem Maasstabe, in zwei Theile (§. 26), den allgemeinen und besondern:

1) Der allgemeine Theil der empirischen Sprachwissenschaft enthält die Kunde von den in der teutschen Sprache vorhandenen Wörtern, ihrem Ursprunge, ihrer Geltung, ihre Rechtschreibung, Verbindung und Aussprache;

2) der besondere Theil derselben aber stellt die sämmtlichen, nach der Erfahrung in der Sprache vorkommenden, stylistischen Gattungen und Untergattungen des Stoffs

auf, welcher durch die Anwendung der allgemeinen Principien die Form erhält.

§. 111.

Angabe des Inhalts der allgemeinen empirischen Sprachwissenschaft.

Die allgemeine empirische Sprachwissenschaft enthält folgende Untertheile:

1) Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Ursprunge und ihrer Geltung (Etymologie).

2) Lehre von der Rechtschreibung (Orthographie).

3) Lehre von dem empirischen Gebrauche der Redetheile (Flexionslehre; Rectionslehre; Konstructionslehre, mit Einschluß der empirischen Interpunctionslehre.)

4) Lehre von der Aussprache und dem Sylbenmaaße, (Orthophonie und Prosodie).

§. 112.

Angabe des Inhalts des besondern Theils der empirischen Sprachwissenschaft.

Jede ausgebildete Sprache ordnet die Stoffe, die dargestellt werden und eine Form erhalten sollen, nach bestimmten Gesetzen für die Form. Unabhängig von dem wissenschaftlichen Ursprunge des Stoffes verbindet sie hier zu den Gattungen und Untergattungen der Prosa und der Poesie das, was in der Darstellung verwandten stylistischen Regeln folgt, und mithin nach dem Princip der Aehnlichkeit des Stoffs unter eine und dieselbe Gattung gebracht wird.

1) Gattungen des prosaischen Stoffes;

a) der Geschäftsstyl;

b) der Briefstyl:

c) der historische Styl;
d) der didactische Styl.

2) Gattungen des **poetischen** Stoffes:
a) die lyrische Form;
b) die historische Form;
c) die didactische Form;
d) die gemischten poetischen Formen.

§. 113.

A) Allgemeine empirische Sprachwissenschaft.

Die allgemeine empirische Sprachwissenschaft ist eine systematisch geordnete Darstellung des erfahrungsmäßig erforschten und ausgemessenen Gebiets einer Sprache. Bei todten Sprachen ist dieses Gebiet, wenn es einmal nach den in der Sprache vorhandenen Ueberresten ausgemessen ist, ein abgeschlossenes Ganze; bei lebenden Sprachen sind alle einzelne Theile derselben einer fortdauernden Veränderung unterworfen, so daß theils die Zahl der Wörter sich bald vermehrt und vermindert, (indem neue Wörter gebildet und veraltete Wörter abgelegt werden); theils die Schreibart derselben sich allmählig verändert; theils ihr Gebrauch und der empirische Periodenbau unvermerkt anders modificirt wird; theils auch ihre Aussprache bisweilen bald größern, bald geringern Veränderungen unterworfen ist. Die aus der empirischen Sprachwissenschaft stammende Grammatik (Sprachlehre) aber ist die Anweisung zur Erlernung einer Sprache nach den erfahrungsmäßig bestimmten Regeln derselben.

Sobald die Darstellung der empirischen Sprachwissenschaft auf die Darstellung der philosophischen folgt; sobald muß auch die Anordnung und der Inhalt derselben anders modificirt werden. Wenn eine Grammatik für den Schulunterricht mit der Kenntniß der Buchstaben und der Aussprache anheben, und dann zu den Redetheilen fortgehen muß; so wird in einer allgemeinen Sprachkunde ein vorhergegangner propädevtischer Kursus der Gram-

matik selbst vorausgesetzt, und eben so die Kenntniß der Redetheile. Nur ihr empirischer Gebrauch, d. h. ihre Beziehung auf sich selbst, nach der Flexions-Rections- u. Constructionslehre, wird in dem empirischen Theil der allgemeinen Sprachkunde aufgeführt. — Das Alphabeth der teutschen Sprache, die Lehre von den Sylben, und deren Abtheilung und Aussprache muß daher hier übergangen werden.

§. 114.

a) Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Ursprunge und ihrer Geltung (Etymologie.)

Diejenige grammatische Wissenschaft, welche man mit dem Namen Etymologie bezeichnet, wird von den Sprachforschern bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung genommen. In dem Zusammenhange, in welchem sie hier erscheint, bezeichnet sie die Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Ursprunge und ihrer Geltung.

Ein Wort ist aber die Darstellung einer Vorstellung, oder der Ausdruck einer Empfindung, und bestehet entweder aus einer oder aus mehrern Sylben. Unabhängig von dem in den Wörtern enthaltenen Sinne, wird in der Sprachlehre blos auf die formelle Bedeutung der Wörter gesehen.

Die Wörter sind aber entweder einsylbige, oder vielsylbige; einfache, oder zusammengesetzte; einheimische, oder fremde und entlehnte; veraltete, oder gebräuchliche, oder neugebildete.

Die allgemeine Sprachkunde, deren Tendenz in dem empirischen Theile auf die Behandlung und Darstellung der Wörter nach den Gesetzen der Korrectheit und Schönheit gerichtet ist, überläßt den Sprachlehren für den Schulgebrauch die Lehre von den einsylbigen und vielsylbigen Wörtern, und von den einfachen und zusammengesetzten. Sie überläßt es ferner den Wörterbüchern bei den einzelnen Wörtern den Ursprung und die ehemalige Geltung derselben nachzuweisen; sie hat es mit der Darstellung der Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife zu thun, und

beschränkt sich daher auf die allgemeinen Regeln für die Bestimmung und Geltung der vorhandenen Wörter, und auf die Prüfung derselben nach ihrer Beziehung auf Korrectheit und Schönheit.

§. 115.
Sprachgebrauch und Analogie.

Der Sprachgebrauch ist das oberste Gesetz für die Bedeutung und Beziehung der Wörter auf einander. Er ist ganz empirisch; denn er kann nach seinen letzten Gründen nicht aus dem Wesen des menschlichen Geistes selbst, noch aus der Sprachfähigkeit abgeleitet werden. Es ist ganz empirisch; denn die Kenntniß der Sprache nach den verschiedenen Jahrhunderten und den Epochen ihrer Ausbildung überzeugt uns, daß er sich zwar immer nur unmerklich, aber doch allmählig verändert, und den Eindrücken nachgegeben habe, den die ganze Richtung der Kultur eines Volkes auch auf die Entwickelung und Ausbildung der Sprache desselben hatte. Er ist ganz empirisch; denn beruhte er auf apriorischen Gesetzen, so müßte er in allen Sprachen sich auf eine und dieselbe Weise angekündigt haben. — So aber besteht der Sprachgebrauch in demjenigen Gebrauche der teutschen Wörter und in derjenigen Stellung und Verbindung derselben zu stylistischen Ganzen, welche durch den bisherigen, aber von so vielen zusammentreffenden Umständen und Verhältnissen abhängigen, Gang der Ausbildung der teutschen Sprache zu einer gewissen stillschweigenden Uebereinkunft bei den besten und vorzüglichsten Schriftstellern der Nation sich erhoben, und die empirische Form der Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife bestimmt haben. — In Hinsicht auf diese empirische Form der Sprache ist der Sprachgebrauch die letzte Instanz, so daß man über das Warum? jener empirischen Form im Einzelnen oft keine nähere Auskunft geben, noch selbst in dem historischen Gange der Ausbildung der Sprache den Zeitraum bestimmt nachweisen kann, wo dieser Sprachgebrauch sich zur Herrschaft in der Büchersprache erhob. —

Die Analogie (Sprachähnlichkeit), als Sprachgesetz, ist das Princip für die Ableitung und Verwandlung der Wörter, so wie für die Bildung neuer Wörter nach der Aehnlichkeit gewisser Stammwörter, oder der in der Sprache bereits vorhandnen Wörter überhaupt. — Die klassischen Schriftsteller werden schon durch einen gewissen innern Tact, und durch die genaue Bekanntschaft mit dem Geiste einer Sprache selbst vor den Verstoßen gegen die Analogie bewahrt. Das Zusammentreffen dieser klassischen Schriftsteller in dem gleichen Gebrauche der Wörter, sowohl nach ihrer Bedeutung als nach ihrer Beziehung auf sich selbst, gibt dem Empirischen in diesen beiden Sprachgesetzen (in dem Sprachgebrauche und der Analogie) gesetzmäßige Kraft, und der Form der Sprache selbst ihre äußere Haltung und Symmetrie.

Adelung, der Sprachgebrauch gilt mehr, als Analogie und Regeln; im Mag. für teutsche Sprache, 1 B. 2 St. S. 83. ff.

§. 116.

Prüfung der Wörter in Beziehung auf Korrectheit und Schönheit.

α) Sprachreinigkeit.

Obgleich die teutsche Sprache eine ursprüngliche ist; so besteht doch der Vorrath und das Gebiet ihrer Wörter nicht blos aus einheimischen, sondern zum Theile auch aus entlehnten und fremden Wörtern. Diese Erscheinung darf nicht befremden, da die Geschichte der teutschen Nation hinreichenden Aufschluß darüber gibt. Noch ungebildet wanderten die germanischen Stämme in Zeiten, welche die Geschichte nicht bestimmt nachweisen kann, in Europa ein, und dehnten sich nach den Grenzpuncten des römischen Reiches aus. Der durch Jahrhunderte verlängerte Kampf mit diesem mächtigen Reiche endigte sich mit der Zerstückelung und Verringerung aller seiner Provinzen in kleinere Staaten. Der rohe Sieger konnte aber den Sitten und der Kultur der Besiegten nicht immer widerstehen; unvermerkt gingen die einzelnen Zweige dieser Kultur auf

die nun an einen festen Boden gebundenen Sieger über. Mit dieser Kultur mußten die Sieger auch die Bezeichnung für dieselbe von den Besiegten entlehnen, und so entstand die Mischung des Ursprünglichen und Entlehnten in der teutschen Sprache. In Gegenden, wo die Macht des Siegers sich in die Mitte des unterworfenen Volkes drängte, konnte zwar die vorgefundene römische Sprache nicht ganz vertilgt werden; aber ihre unter den Imperatoren schon erfolgte Ausartung von der Klassicität des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und der Andrang und die Einbürgerung neuer Wörter in dieselbe durch die siegenden germanischen Stämme, bewirkten doch diejenige Revolution, durch welche aus der neumodificirten Sprache der ältern Römer die italienische, französische, spanische, und englische rc. entstand. Nur in dem eigentlichen Teutschland selbst, das die römischen Feldherren beinahe blos aus verunglückten Expeditionen kannten, blieb die ursprüngliche Sprache der Nation, bildete sich aber unter dem Einflusse der Sprache der benachbarten Völker zu ihrer jüngern Form aus. So wie die Bildung der teutschen Nation selbst größtentheils von außen her ihr gegeben wurde; so mußte sie auch, bei ihrer Armuth und Unbehülflichkeit für die Bezeichnung der höhern Kulturmomente, sich mit dem entlehnten Reichthume behelfen, und der, in der Nacht des Mittelalters einzig noch auf einige Bildung Anspruch machende Stand der Geistlichkeit vernachlässigte die teutsche Sprache weil er für das Trivium und Quadrivium in den Klosterschulen nur das Vehikel der lateinischen Sprache kannte.

Darf es daher wohl in den folgenden Zeiten befremden, daß, selbst als die teutsche Nation mehr innere Konsistenz und Reife erhalten hatte, die Sprachbildung nur langsam von statten ging? Mußten sich ihre besten Köpfe nicht in dem Zeitalter der Wiederherstellung der Wissenschaften und der Reformation unter dem Einflusse des Studiums der griechischen und lateinischen Literatur entwickeln und ausbilden? Mußten sie, einmal an die entlehnten Formen gewöhnt, nicht diese Formen auf die Sprache ihrer Nation

selbst übertragen? Konnte diese zwar selbstständige, aber arme und nur nothdürftig durch die Minne- und Meistersänger gebildete Sprache der Annahme fremder Wörter und Formen widerstehen? —

Doch nicht genug, daß die ganze Geschichte der Ausbildung unsrer Sprache die Nothwendigkeit belegt, welche bei der Aufnahme fremder Wörter und Sprachformen in dieselbe statt fand; auch unter den übrigen europäischen Nationen, namentlich in Frankreich und England, regte sich früher, als in Teutschland, ein höherer lebendiger Geist der Kultur, der auf die Sprache dieser Völker mächtig wirkte. Neue Entdeckungen und Erfindungen, neue Fortschritte in Wissenschaften, Künsten, und überhaupt in allen Zweigen der menschlichen Kultur, machten neue Wörter nöthig, und mit jenen Entdeckungen und Fortschritten kamen auch von den Nachbarn der Teutschen die bereits für dieselben recipirten Wörter in unser Vaterland.

Sie alle, nach ihrem so heterogenen Ursprunge, nach ihrer so verschiedenartigen Abstammung, nach ihrer so seltsamen Mischung, bildeten und ründeten die Masse und den Umfang der teuschen Wörter, welchem der einheimische Sprachforscher, wenn er sie nationalisirte, nur durch Biegungen und Verbindungen nachhelfen konnte, die dem Genius unsrer Sprache eigenthümlich waren.

So mußte es in der Mitte unsers Sprachgebietes so lange wogen; diese Mischung, dieses Schwankende mußte in demselben sichtbar bleiben, bis endlich der Geist der Nation selbst sich so weit ermannte, daß er in wissenschaftlicher Hinsicht seine ihm zuvorgeeilten Nachbarn einhohlte und zum Theile übertraf. Nun erst, auf dieser Stufe der Kultur, konnte auch der Geist der Sprache der Nation sich vervollkommnen; denn die Sprache eines jeden Volkes ist der sicherste Gradmesser seiner erreichten Kultur. Die Sprache steigt fröhlich mit den Völkern aufwärts, und folgt traurend ihrem allmähligen Verfalle. Das Gesetz der Nothwendigkeit, nach welchem der Geist eines Volkes steigt und sinkt, erhebt und drückt auch den Geist seiner Sprache nieder.

In diesem höhern Zeitpunkte der teutschen Nationalbildung erst konnte man den Versuch wagen, das große Chaos der einzelnen teutschen Wörter und Sprachformen zu revidiren und zu ordnen. Nun erst konnte man den Versuch wagen, das Einheimische von dem Fremden, das Haltbare von dem Unhaltbaren zu sondern. Nun erst konnte der geläuterte und gereifte Geschmack die Principien aufstellen und festhalten, durch welche er seine eignen Forderungen in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit befriedigen wollte. Nun erst war er stark und gebildet genug, diesem schwierigen Geschäft gewachsen zu seyn, welches ihm durch die Unordnung ganzer Jahrhunderte und durch die Gewalt des recipirten Sprachgebrauches so sehr erschweret wurde.

Doch auch dieses Geschäft der Reinigung und Veredlung des Gebiets der teutschen Sprache mußte **mit Vorsicht** betrieben werden, wenn nicht eine **Sprachverwirrung** die unausbleibliche Folge seyn sollte. Denn welches Gesetz wollte die Paläologen nöthigen, die, als reine Geschmacksurtheile aufgestellten, Forderungen der Neologen anzunehmen? wie konnten Einzelne es wagen, einer Nation von mehr als zwanzig Millionen vorzuschreiben, wie sie in Zukunft sprechen und schreiben sollte? — Die wohlthätige Veränderung in der Sprachbildung mußte also mehr von der allgemeinen veredelten Richtung des bessern Theiles der Schriftsteller der Nation, als von den mühsamen, aber immer dem Mißlingen so sehr unterworfenen, Versuchen der Einzelnen erwartet werden. Nicht einer allein durfte es unternehmen, alle fremden Wörter und Formen in einheimische zu verwandeln, sondern der Erfindungsgeist und die vertraute Bekanntschaft der besten Köpfe mit dem Genius der Nationalsprache, die klassischen Dichter und Philosophen der Nation konnten allmählig an dem Werke bauen, in welchem einst, wie in einem Volksheiligthume, die vollständig gereinigte und verbesserte Sprache der Nation niedergelegt werden soll. — Auf diesem Wege haben wir statt der fremden Wörter, die uns nur an die spätere Kultur des teutschen Volkes erinnern, schon viele erschöpfende und richtig gebildete einheimische gewonnen; auf diesem Wege wird noch

mancher gute Kopf aus der Mitte unsers Sprachreichthums ein Wort hervorrufen, das uns das fremde entbehren läßt. Nur darf der Purismus, der in dem Bestreben bestehet, die in unsre Sprache aufgenommenen fremden Wörter und Ausdrücke mit einheimischen zu vertauschen, nicht zu weit getrieben werden, sonst fällt er bald ins Ueberspannte und Affectirte, bald ins Kindische und Gespielte, bald ins Dunkle und Zweideutige, bald in Umschreibungen, die den Geist, der in einem einzigen energischen Worte wehet, tödten, ohne die Sprache zu bereichern. Wollten wir uns jedes fremden Wortes in der Mitte unsers Sprachgebietes schämen; so müßten wir uns auch schämen, daß unsre Nation später, als andere kultivirt wurde. Nur so weit darf der Purist mit vollem Rechte gehen, daß er jedes ausländische und entlehnte Wort tadelt und verwirft, welches durch ein völlig erschöpfendes, analog gebildetes und wohlklingendes teutsches Wort vertreten werden kann. Da aber, wo bei einem substituirten einheimischen Worte diese Eigenschaften fehlen, muß er sich bescheiden, daß in seinen Vorschlägen blos der gute Wille des Individuums, keinesweges aber ein dictatorischer Machtspruch anerkannt werden kann. Denn unsre Sprache muß mehr dabei gewinnen, ein recipirtes fremdes Wort, dessen Gebrauch und Bedeutung einmal fest bestimmt worden ist, und worüber unter den besten Schriftstellern kein Zweifel statt findet, beizubehalten, als ein schielendes, nur einseitig den Begriff bezeichnendes, oft sprachwidrig gebildetes, oder an einen irrigen Nebenbegriff erinnerndes, und hartklingendes neues Wort anzunehmen.

§. 117.

Fortsetzung.

Die Sprachreinigkeit kann daher in nichts anderm, als in der Wahl der durch die besten Schriftsteller in einer lebenden Sprache gebrauchten Wörter bestehen. Die Mehrheit der besten Schriftsteller muß entscheiden; denn auf ihrer Seite stehet das Recht des guten

Geschmackes. Diese Reinigkeit würde absolute Reinigkeit seyn, wenn in einer Sprache kein einziges aus einer fremden Sprache entlehntes Wort vorhanden wäre, und diese Sprache aus ihren eignen Mitteln für alle mögliche Kulturmomente hinreichende und erschöpfende Bezeichnungen für die korrecte und schöne Darstellung des Bezeichneten aufstellen könnte. Sie ist aber relative Reinigkeit, wenn sie in ihrem stylistischen Zusammenhange sich an alle von den besten Schriftstellern gebrauchte einheimische Wörter hält, und nur dann sich der fremden bedient, wenn sich in der Sprache für den zu bezeichnenden Gegenstand kein völlig erschöpfendes, analog gebildetes und wohlklingendes einheimisches Wort vorfindet.

Nach diesem Maasstabe beurtheile ich das, was besonders Campe und mehrere andere in Hinsicht auf Sprachreinigkeit geleistet haben. Als mehr oder minder gelungene Versuche, verdienen diese Achtung und Prüfung; aber schon die Erfahrung, daß sehr wenige von denen von Campe vorgeschlagene Verteutschungen angenommen und in allgemeinen Umlauf gekommen sind, muß uns vor blindem Nachbeten und vor dem zu raschen Gebrauche dieser Verteutschungen warnen. — So viel auch in neuern Zeiten, besonders auf Veranlassung der Preisfrage der Berliner Akademie, über Sprachreinigkeit geschrieben worden ist; so sind es doch eigentlich nur drei Schriftsteller, deren Stimme hierin wichtig ist. — Adelung hat die Lehre von der Sprachreinigkeit (über den Styl, Th. 1, S. 80. ff.) sehr gründlich, aber mit Strenge behandelt. In den Prämissen wird man völlig mit ihm übereinstimmen. Er sagt: „Rein ist, was nicht mit fremdartigen Theilen vermischt ist. Das Fremdartige, was in Sprachen in Betrachtung kommen kann, sind vornehmlich veraltete, provinzielle, ausländische und sprachwidrig gebildete neue Wörter, Bedeutungen und Formen. Die erste Art gibt die Archaismen, die zweite die Provinzialismen, die dritte die Latinismen, Gallicismen ꝛc. und die vierte die Neologismen. Alle zusammen werden zu den Barbarismen gerechnet.„ — So wahr dieses gesagt, und so richtig diese Eintheilung ist; so stimme ich doch nur in Betreff der Provinzialismen ganz mit ihm überein. Durch die Aufnahme derselben in die Büchersprache (in das Hochteutsche), würde für die Sprache mehr Nachtheil, als Gewinn entstehen. In

Betreff der Archaismen, hat er die Klassen derselben meisterhaft dargestellt, ist aber bei der Wiederaufnahme einiger zufällig veralteter Wörter zu streng. Diese Strenge zeigt er auch bei einigen sehr brauchbaren neugebildeten Wörtern, obgleich auch mehrere derselben mit Recht zu verwerfen sind. In Betreff der ausländischen Wörter und Formen gehet er einen weisen Mittelweg zwischen zu großer Strenge und Nachsicht. — Darauf veranlaßte die Aufgabe der königl. Akademie zu Berlin eine genaue Untersuchung der Lehre von der Sprachreinigkeit. Diese Aufgabe war dem wesentlichen Theile nach: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt, und besonders der teutschen, möglich und nothwendig? Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinigkeit der teutschen Sprache am besten befördert werden? Wie weit kann und muß dieselbe getrieben werden, ohne ihr noch wesentlichere Vollkommenheiten aufzuopfern; und welche Theile des teutschen Sprachschatzes bedürfen vorzüglich die Absonderung des Fremdartigen, in welchen andern hingegen würde die Absonderung unthunlich oder nachtheilig seyn?„ Der zweite Theil der Aufgabe verlangt Vorschläge, wie die in Werken des Geschmackes und in der Umgangssprache, so wie in den Wissenschaften vorkommenden ausländischen Wörter entbehrlich gemacht und ersetzt werden könnten. — Den ersten Preis erhielt: J. H. Campe, über die Reinigung und Bereicherung der teutschen Sprache, (nach seinen vorhergegangenen Arbeiten der) dritte Versuch. Verbesserte Aufl. Braunschw. 1794. Dazu gehört: Nachtrag und Berichtigungen zum ausübenden Theile der Campeschen Preisschrift über die Reinigung und Bereicherung der teutschen Sprache. Braunschw. 1794. — Alles, was in theoretischer und practischer Hinsicht von Campe in diesen beiden Schriften geleistet worden war, verarbeitete er von neuem in seinem; Wörterbuche zur Erklärung und Verteutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke; ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche. 2 Theile, 4. Braunschw. 1801. Seine theoretischen Grundsätze stellte er von neuem auf in der, dem ersten Theile des Wörterbuchs vorangeschickten Abhandlung: Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verteutschung S. 1 — 114. Den ausübenden Theil jener Schriften erweiterte er zu einem vollständigen Wörterbuche der Verteutschungen, wogegen aber sich allerdings viele Ausstellungen machen ließen *) — Den zweiten Preis erhielt J. F. A. Rin-

*) Ich werde besonders in meinem angekündigten philos. Wörterbuche der teutschen Sprache darauf Rücksicht nehmen.

derling, über die Reinigkeit der teutschen Sprache, und die Beförderungsmittel derselben, mit einer Musterung der fremden Wörter und andern Wörterverzeichnissen. Berlin 1795.

Es gehört wesentlich zum Geiste dieser Untersuchungen, die Resultate beider Sprachforscher, von welchen Campe ein ungleich strengerer Purist ist, als Kinderling, hier neben einander zu stellen.

Campe:

1) Ist vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt, und besonders der teutschen möglich? Er läugnet dies von der teutschen Sprache; sowohl wenn man unter einer vollkommen reinen Sprache eine solche versteht, die sich mit keiner andern Sprache in irgend einem Punkte berührte, also weder einzelne Wörter, noch Biegungs- und Verbindungsarten der Wörter, mit irgend einer andern Sprache gemein hätte; als auch, wenn man den Begriff einer vollkommenen Sprachreinheit etwas herabstimmen, und sich darauf einschränken wollte, daß eine Sprache alles aus sich selbst, durch Anbau ihrer eigenen Wurzelsylben und Stammwörter gewonnen, und keinen ihrer Ausdrücke aus andern Sprachen entlehnt habe„. Selbst der dritte und niedrigste Begriff einer vollkommenen Sprachreinheit: „daß eine Sprache keine andern fremden Wörter und Redensarten, als nur solche aufnehme, die ihrer eignen Sprachähnlichkeit gemäß sind, oder welchen sie, vor der Aufnahme, durch irgend eine damit vorgenommene Veränderung, das Fremdartige abgeschliffen hat, um ihnen das Gepräge ihrer eignen Sprachähnlichkeit aufzudrücken„ passe nicht auf die teutsche Sprache, da sie diesen Vorzug schon längst, wiewohl nicht unwiederbringlich, verscherzt habe; denn in der letztern Hinsicht glaubt er, „daß die in unsre Sprache eingeschlichnen Fremdlinge, der Regel nach, in eben dem Maase leichter wieder ausgemerzt werden können, in welchem ihre Ausmerzung nöthig und dringend ist.„ — 2) Ist vollkommene Sprachreinheit nothwendig? Mit Beziehung auf den dritten aufgestellten Begriff der Möglichkeit der Sprachreinheit verlangt er a) zur allmähligen Verdrängung alles Fremdartigen aus unsrer Sprache, so viele alte oder vergessene echtteutsche Wörter hervorzusuchen, und so viele nur zu bilden, als wir (auf eine rechtmäßige Weise) nur immer können und vermögen; b) da, wo wir nun einmal nicht umhin können, entweder in die bereits geschehene Einbürgerung oder in den itzt noch nicht zu vermeidenden Nothgebrauch eines ursprünglich fremden Wortes zu willigen,

uns wenigstens, so sehr wir können, gegen die Aufnahme oder Beibehaltung aller derjenigen fremden Wörter zu stemmen, welchen man vorher nicht erst ihr Fremdartiges genommen und das völlige Gepräge unserer eignen teutschen Sprachgleichförmigkeit aufgedrückt hat. — 3) **Wie weit kann und muß die für unsre Sprache noch mögliche Reinigung getrieben werden?** Er zerlegt das Gesetz, welches diejenigen ausländischen Wörter, die schon in die Volkssprache übergegangen sind, und mit der teutschen Sprachähnlichkeit übereinkommen, beizubehalten, diejenigen hingegen, welche der teutschen Sprachähnlichkeit widerstreben, und noch keinen Eingang in die Volkssprache gefunden haben, auszumerzen, befiehlt, in folgende Untervorschriften: a) Alle ausländische Wörter, die etwas nicht Denkbares, d. i. einen sich selbst widersprechenden und aufhebenden Begriff in sich fassen, verdienen nicht durch Uebersetzung oder Nachbildung in unsre Sprache übergetragen zu werden; b) alle schmutzige, unsittliche und pöbelhafte Ausdrücke fremder Sprachen müssen von der Verteutschung gänzlich ausgeschlossen seyn; c) alle diejenigen ausländischen Wörter verdienen von der Verteutschung gleichsam ausgeschlossen zu bleiben, die, ohne geradezu unanständig, schmutzig oder pöbelhaft zu seyn, doch das sittliche Zartgefühl abstumpfen, die Begriffe von Recht und Unrecht wankend machen, oder in Verwirrung bringen können, indem sie unsittlichen und unerlaubten Dingen einen gleichgültigen, scherzhaften, oder gar gefälligen und angenehmen Anstrich geben; d) endlich diejenigen Wörter und Redensarten, wodurch Vorurtheile und Irrthümer des Verstandes, besonders solche, die ins Leben und Handeln der Menschen einfließen können, fortgepflanzt und verbreitet werden. — 4) **Welche Theile des teutschen Sprachschatzes bedürfen vorzüglich die Absonderung des Fremdartigen; in welchen andern hingegen würde die Absonderung unthunlich oder nachtheilig seyn?** Er rechnet dahin solche ausländische Wörter, die unteutsche Laute enthalten, (solche, die sich in der reinen teutschen Sprache gar nicht finden); solche, deren Einbürgerung dadurch erschwert wurde, daß man sie in ihrer ganzen, von der teutschen Sprachähnlichkeit abweichenden, Form gebrauchte; solche, die aus zwei oder mehrern Sprachen zusammengesetzt sind; solche, die man entweder blos durch veränderte Aussprache, oder durch Anhängung einer teutschklingenden Endung verteutscht zu haben wähnte, denen man aber das Ausländische noch immer anmerkt; solche, welche lateinische Endungen der von Eigennamen

gebildeten Beiwörter und Sachwörter — enser — aner ꝛc. haben. In Ansehung der durch die Wörter auszudrückenden Sachen und Begriffe verlangt er: „daß alle diejenigen Begriffe und Kenntnisse, welche allen Menschen zu wünschen sind, weil sie zu der für alle möglichen und für alle nützlichen Ausbildung gehören, eine Umkleidung aus der fremdartigen Sprachhülle in die vaterländische erhalten möchten, (z. B. die Begriffe in der Sittenlehre, Gotteslehre (Religion), Rechtssprache, Erfahrungsseelenlehre, angewandten Logik, in der Größenlehre, Naturlehre, Naturbeschreibung und Scheidekunst, in den gemeinnützigen Theilen der Arzneiwissenschaft, in der Umgangs- und Geschäftssprache, in den Zeitungen und in der Dichtkunst; und daß sowohl alle in unsre Sprache eingeschlichene fremde Wörter und Redensarten, als auch die fremdartigen wissenschaftlichen Kunstwörter von allen andern wieder ausgemerzt und durch echtteutsche ersetzt werden müssen„. — 5) Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinheit und die Bereicherung der teutschen Sprache am besten befördert werden? Als Quellen, aus welchen zur Reinigung und Bereicherung unsrer teutschen Schriftsprache geschöpft werden darf und muß, führt er an: a) die ältesten und alten Denkmäler unsrer Sprache vor und nach Erfindung der Buchdruckerkunst bis zu dem Anfange der Reformation; b) Luthers Schriften, und die seiner vorzüglichsten Zeitgenossen und Nachfolger im 16 und 17ten Jahrhunderte; c) die guten teutschen Schriftsteller neuester Zeit, von Mosheim und Hagedorn, bis zu unsern Tagen; d) die Schriften der ältern und neuern Schwärmer; e) die Hauptmundarten der teutschen Sprache, die oberteutsche, die niederteutsche, und die mittelteutsche, worin jene beiden sich berühren, sammt den darunter begriffenen Provinzialdialekten; f) die mit der teutschen verschwisterten oder verwandten Sprachen, die niederländische, isländische, dänische, norwegische, schwedische, schottisch-irländische und englische, sammt der Volkssprache einzelner Provinzen in England, Frankreich und Spanien; g) die innere Fruchtbarkeit unsrer Sprache zur Hervorbringung neuer Wörter aus schon daseyenden alten, durch Wortzusammesetzung und Ableitung neuer Ast- und Zweigwörter aus daseyenden Stammwörtern; h) die wörtliche oder buchstäbliche Uebersetzung aus andern Sprachen; i) den Gebrauch eigentlicher Wörter in einem neuen uneigentlichen Sinne. — Nothwendig bedurfte es, nach der Angabe so verschiedenartiger Quellen, einer genauen Angabe der Grundsätze und Regeln, nach welchen aus

allen diesen einzelnen Quellen zur Reinigung und Bereicherung der Sprache geschöpft werden muß. Diese Regeln, welche im Detail zu weit führen, sehe man in Campe's Wörterb. Th. 1, S. 65. ff. —

Kinderling:

hat zwar diesen Gegenstand nicht so vielseitig gefaßt, als Campe; aber seine Untersuchungen haben ihn auch nicht zu so vielen Uebertreibungen geführt. Er wählt einen Mittelweg, welcher dem gegenwärtigen Standpuncte unsrer Sprache und dem Princip der allmähligen Ausbildung derselben am angemessensten ist. Er stellt folgende Sätze auf, die er ausführt und beweiset: 1) vollkommne Reinigkeit einer itzt lebenden Sprache ist nicht möglich (denn sie würde nur derjenigen Sprache zukommen, welche alle Bezeichnungen der Dinge aus sich selbst hernähme, und alle ihre Ausdrücke den Gesetzen ihrer Sprache gemäß bildete, folglich weder in einzelnen Ausdrücken, noch auch in Verbindung derselben etwas Fremdes einmischte). 2) Eine eingeschränkte Reinigkeit der Sprache ist auf lange Zeit möglich, und zwar nicht unumgänglich nothwendig, aber doch sehr nützlich, (möglich, durch gelehrte Gesellschaften und einzelne geschickte und beliebte Schriftsteller; nicht unumgänglich nothwendig, weil es zu den verborgenen Verknüpfungsfaden des menschlichen Geschlechts gehört, wenn ein Volk dem andern etwas von seinem Sprachüberflusse abgibt, hingegen auch wieder etwas zur Ausfüllung eines leeren Raumes aufnimmt; nützlich, weil alle gute Eigenschaften einer Sprache-Deutlichkeit, Bestimmtheit, Kürze, Nachdruck, Schönheit und Wohlklang, sich auf die Haupteigenschaft des Reichthums gründen). 3) Eine gewisse begrenzte Reinigkeit der gebildeten teutschen Sprache, besonders der Büchersprache, ist möglich, und leichter als in vielen andern Sprachen (weil die teutsche Sprache einen solchen Reichthum eigener guter Wörter besitzt, daß sie durch ganz neue regelmäßig gebildete Wörter, oder durch andere Biegungen, Empfindungen und Zusammensetzungen alter Wörter, neue Bedürfnisse, Gedanken und Erfindungen bezeichnen kann, und fremde Wörter nur alsdann aufnimmt, wenn es ihr an bequemen Wörtern fehlt). 4) Nothwendige Einschränkung des Begriffes der Reinigkeit. (Man muß nicht alles Teutsch ausdrücken wollen, was nicht so gut, so deutlich und so kurz, als durch ein fremdes Wort bezeichnet werden kann; besonders muß man es nicht für eine Verletzung der Reinigkeit ansehen, wenn man Benennungen neuer Erfindungen aus fremden Sprachen entlehnt.)

5) Nähere Erklärung der Sprachreinigkeit und ihres Gegentheils. (Gegen die zu strengen Puristen verlangt Kinderling, daß man sich solcher Wörter bedienen müsse, welche a) ursprünglich teutsch sind; b) durch den eingeführten Gebrauch das teutsche Bürgerrecht schon erhalten haben, oder dasselbe doch verdienen; c) den Gesetzen der teutschen Sprache gemäß gebildet sind, der Grundstoff mag nun einheimisch oder fremd seyn. 6) Nähere Erklärung der veralteten Wörter, und inwiefern sie der Reinigkeit der Sprache zuwider sind. Kinderling unterscheidet sehr genau gegen Adelung, zwischen alten und veralteten Wörtern, und folgt dann der Adelungschen Eintheilung der Barbarismen, indem er S. 27. ff. von den Archaismen; S. 37. ff. von den Provinzialismen; S. 43. ff. von den ausländischen Wörtern; S. 53. ff. von den Neologismen handelt. — Der zweite besondere Theil des Kinderlingschen Werkes beschäftiget sich mit der Untersuchung: in welchen Theilen der Kenntnisse und Wissenschaften die Reinigung der Sprache am nöthigsten seyn möchte? und über die Beförderungsmittel der Reinigkeit der teutschen Sprache überhaupt. — Sehr reichhaltig und musterhaft bearbeitet ist, sein angehängtes: Verzeichniß fremder Wörter der Teutschen. S. 106. ff. —

§. 118.

Barbarismen.

Der Begriff der Barbarismen muß sich genau nach der Bestimmung des Begriffes von dem Purismus in der Sprache richten; denn je strenger der Purist verfährt, desto mehr wird er Barbarismen in der Sprache vorfinden. Wir verstehen im Allgemeinen unter **Barbarismen**: alle diejenigen **Wörter**, welche in dem Zeitalter der höhern Reife derselben aus der Büchersprache entfernt werden müssen. — Nach der Adelungischen Klassifikation (bei der es nur darauf ankommt, wie streng man bei der Unterordnung der einzelnen **Wörter** unter die einzelnen Arten von Barbarismen verfahren will, (gibt es vier Arten von Barbarismen: Archaismen; **Provinzialismen**; ausländische **Wörter**; Neologismen.

§. 119.

1) Archaismen.

Es muß genau zwischen alten und veralteten Wör-

tern unterschieden werden *). Alte Wörter sind diejenigen, die schon lange im Gebrauche sind, die ihre Kraft und Würde durch keinen Nebenbegriff verloren, vielmehr eben durch ihr Alter eine bestimmte Deutlichkeit und Verständlichkeit gewonnen haben. Diese Wörter (verba obsoleta) muß man nicht mit den veralteten (verba exoleta oder antiquata) verwechseln, welche man wegen ihrer Untauglichkeit von der Schriftsprache ausgeschlossen hat. Bei dem Wechsel in den Formen der Darstellung und in der Wahl der Wörter, können oft sehr zweckmäßige und bestimmte alte Wörter durch Zufall außer Umlauf kommen, deren Erneuerung erlaubt und rechtmäßig ist, sobald als durch dieselben der Sprache ein Gewinn zuwachsen würde. Das Wiederbeleben veralteter Wörter aber, an deren Stelle bereits erschöpfende in der Sprache vorhanden sind, und die sich in der Bezeichnung des Gegenstandes nicht durch Kraft, Kürze und Wohlklang charakterisiren, ist zu widerrathen.

Adelung, (über den Styl, Th. 1, S. 80. ff.) gehet vielleicht zu weit, wenn er S. 92. ff. das Princip aufstellt, daß kein veraltetes Wort wieder aufgenommen werden dürfe, weil seine Prämissen nur bedingungsweise zugegeben werden können: daß nämlich die veralteten Wörter jedesmal absichtlich aus der Sprache entfernt worden wären. Es ist dies bei sehr vielen Wörtern gewiß der Fall gewesen, wo sich der richtige Geschmack in seiner Wirksamkeit gezeigt, und ein besseres Wort an die Stelle des fehlerhaften aufgenommen hat; aber eben so gewiß hat auch der Zufall bei vielen unverdient veralteten Wörtern dazu beigetragen, daß sie allmählig veralteten. Dieser Meinung ist auch Kinderling, über die Reinigkeit ꝛc. S. 26. ff. — Vielleicht zu viel verspricht sich Campe, Wörterb. Th. 1, S. 59. f. von der Wiederbelebung vieler veralteten Wörter von den Zeiten der Minnesänger an. So viel auch die Sprache, wie sie bis dahin war, in jener Epoche gewann; so wichtig diese Epoche überhaupt für den historischen Sprachforscher ist; so gering dürfte doch die Sprachbereicherung für unser Zeitalter seyn, welche aus der Aufnahme von Wörtern aus jenem Zeitraume hervorgehen

*) Wie Kinderling sehr richtig gegen Adelung bemerkt: über die Reinigkeit ꝛc. S. 20. ff.

soll. Selbst nicht einmal aus der Epoche von Luthers Bibelübersetzung an dürfte die Ausbeute zu groß seyn.

§. 120.

Fortsetzung.

Modificirt man die Adelungschen Principien für die Archaismen dahin, daß manche Wörter ohne ihre Schuld veraltet sind, die also auch wieder belebt werden können und dürfen, z. B. die von Adelung getadelten Wörter: **anheben**; **beginnen**; **Minne** *); so sind diejenigen Grundsätze welche er für solche Wörter aufstellt, die wirklich mit Recht veraltet und nie wieder zu beleben sind, desto annehmungswürdiger.

Zu den Archaismen, die wirklich in dem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache sich innerhalb des Gebietes derselben nicht mehr behaupten können und dürfen, und deren Veralten ein Beweis von dem Fortschreiten der Sprache und von der weitern Ausbildung des Nationalgeschmacks ist, gehören:

1) **unwürdige und unedle Ausdrücke**, deren sich nur zur Bezeichnung gewisser Dinge der Pöbel bedient; Schimpfwörter u. d. gl. deren sich die Büchersprache zu schämen hat. (z. B. **sich hinflegeln**; **fressen**; **saufen**; **Lumpenhund** rc.)
2) **solche, an deren Stelle in der Sprache schicklichere und wohlklingendere getreten sind**, z. B. **Buhle** st. Liebhaber; **kiesen** st. wählen; **erklecklich** st. nützlich; **kriegen** st. erhalten; **schmeißen** st. schlagen; **vergeuden** st. verschwenden rc.
3) **solche, deren Bau unregelmäßig ist**; z. B. **benahmsen** st. benennen; **beumständen** st. umständlicher erörtern; **inne werden**; **verzählen** st. erzählen; **Gelahrtheit** st. Gelehrsamkeit; **Kopei** st. Kopie;

*) Ueber den Styl, Th. 1, S. 93. f. Deshalb blos, weil anheben und beginnen mit anfangen, Minne mit Liebe coincidiren, dürfen ohnmöglich diese, besonders dem Dichter erwünschten, Wörter aus der Sprache ausgestoßen werden.

zweene und zwo st. zwei; stund, fund, rufte, weisete, frug, glimmte; statt: stand, fand, rief, wies, fragte, glomm ꝛc.

4) solche, deren Bau verstümmelt ist; z. B. fertigen st. verfertigen; söhnen st. versöhnen; Heinz st. Heinrich; waser st. was für; naus st. hinaus ꝛc.

5) solche, deren Bau einen unnützen Ueberfluß hat; z. B. dahero; anheute st. heute; anhero st. hieher; alldieweil; weilen st. weil; zumalen st. zumal; benebst st. nebst; welchermaßen ꝛc.

6) solche, die entweder mehrere Bedeutungen haben, oder die mit andern Wörtern gleichlautend sind. So kann z. B. Acht, sowohl Verfolgung, als Aufmerksamkeit bezeichnen. — Mitgift (Mitgabe); Strauß (Kampf); Maul (Maulthier); Afterwelt (Nachwelt); ꝛc.

7) solche, die auch von unedlen Gegenständen gebraucht werden, weshalb man sie für den edlern Gebrauch aufgibt; z. B. Gesell, Schalk; Knecht ꝛc.

8) solche, deren Begriff sich geändert hat; z. B. Krebs st. Harnisch, und viele Ausdrücke der alten Gerichts- und Kriegsverfassung.

Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 82. ff.
Kinderling, über die Reinigkeit ꝛc. S. 27. ff.
J. C. Vollbeding, Antibarbarus, oder kritische Musterung der Sprachfehler im Teutschen. Köthen 1802.
Adelung von veralteten Wörtern; im Mag. für teutsche Sprache 1 B. 2 St. S. 61. ff.

§. 121.

2) Provinzialismen.

Provinzialismen (Land- oder Bezirks-Wörter,) sind Wörter und Ausdrücke, oder auch gewisse Bedeutungen, Biegungen, Veränderungen und Verbindungen der Wörter, die nur gewissen Gegenden eigenthümlich, der hochteutschen Sprache aber fremd, und den Gesetzen derselben zuwider sind. Man findet sie gewöhnlich nur bei den Schriftstellern einer Provinz, und selbst diese verlieren durch den häufigen Gebrauch der Provinzialismen ihren klassischen Inhalt.

Dem Ursprunge der Provinzialismen muß in der frühern Geschichte der Völker nachgeforscht werden, wo ein und dasselbe Volk, nachdem es sich über einen weiten Erdstrich ausgebreitet, und noch kein festes inneres Band der gemeinschaftlichen Kultur in seiner Staatsverfassung und Religion, in seinem Handel und gegenseitigem Verkehre hatte, in der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter sich von einander entfernte, bis endlich, in einem reifern Zeitalter, aus der Mischung mehrerer Mundarten, unter welchen aber die in der durch die Wissenschaften am meisten ausgebildeten Provinz ein entschiedenes Uebergewicht behauptete, die eigentliche Schriftsprache hervorging, gegen welche, nachdem ihr Charakter durch die besten Schriftsteller einmal fixirt war, die Eigenthümlichkeiten anderer Provinzen in die Reihe der Barbarismen zurücktraten. — Es ist dabei zwar gedenkbar, daß die Mehrheit der klassischen Schriftsteller einer Nation, welche den Charakter der Schriftsprache bei einem jeden Volke begründen, durch Zufall gewisse provinzielle Ausdrücke vernachlässiget haben könnte, welche wegen der Bestimmtheit in der Bezeichnung der Begriffe und wegen ihres richtigen Baues eine Stelle in der hochteutschen Sprache verdienten; allein es darf auch nicht vergessen werden, daß die klassischen Schriftsteller der Nation nicht blos auf eine Provinz eingeschränkt sind, und daß sie gewiß den Eigenthümlichkeiten ihrer Provinz die Aufnahme in die Schriftsprache verschaffen würden, wenn sie dieselben der Aufnahme würdig und dem Charakter der Schriftsprache angemessen fänden. — Die Provinzialismen heißen auch **Idiotismen**, und die Sammlung derselben nach den einzelnen Provinzen geschieht in den **Idioticis**.

Sämmtliche mir bekannte teutsche Idiotika habe ich, nach den beiden Hauptmundarten, S. 11 – 13 abgeführt. — Streng, und gewiß mit Recht, ist Adelung gegen die Provinzialismen, über den Styl, Th. 1, S. 99. ff. Nicht nur die von ihm dort beigebrachten Beispiele, sondern auch eine nur etwas genaue Bekanntschaft mit den Idioticis bestätigen es, daß die hochteutsche Sprache sehr wenig Gewinn aus der Aufnahme der Provinzialismen in ihre Mitte haben würde. — Gelinder urtheilt Kinderling, über die Rei-

nigkeit rc. S. 39. ff. „Es scheinen wirklich einige Wörter die gut erfunden sind, das unverdiente Schicksal gehabt zu haben, daß sie nicht weit bekannt geworden sind; auch scheinen einige vernachlässigte Wörter noch in manchen Gegenden zu leben, ob sie sich gleich aus der Schriftsprache verloren haben. Wenn also dadurch ein bisheriger Mangel ersetzt werden könnte; so ist wohl ein bisheriges Provinzialwort einem neuen vorzuziehen, weil es doch schon in einem gewissen Bezirke bekannt ist.„ — Mit Recht vermißt Campe, Wörterb. Th. 1, S. 62. die erschöpfende Bearbeitung der oberteutschen, noch mehr aber der mittelteutschen Mundarten in Idioticis. Ohnmöglich aber kann ich ihm beistimmen, wenn er sagt: „unser teutscher Sprachschatz würde durch dergleichen Landwörterbücher, wenn sie einst vollendet wären, einen unschätzbaren Zuwachs erhalten.„ Noch weniger dürfte seine Erwartung, S. 63, befriedigt werden, der Armuth unsrer Sprache aufzuhelfen, und die ausländischen Wörter ganz auszustoßen, wenn wir dazu die mit der teutschen verwandten Sprachen, die niederländische, isländische, dänische, norwegische, schwedische, schottisch-irländische und englische, und selbst die Ueberreste des Teutschen in der Volkssprache einzelner Provinzen in England, Frankreich und Spanien benutzen wollten. — Sollten die Wörter und Formen, welche aus diesen Sprachen, (die ebenfalls ihre eigne Ausbildung erhalten haben, und zum Theile hinter der teutschen in dieser Ausbildung zurückgeblieben sind,) entlehnet würden, für uns brauchbarer seyn, als die nationalisirten Kunstwörter, deren Gebrauch einmal gewöhnlich, und deren Bedeutung einmal bekannt ist? —

§. 122.

3) Ausländische Wörter.

Historisch darf es (§. 116. 117.) nicht befremden, wenn ein jüngeres und späterhin erst kultivirtes Volk, ob es gleich eine ursprüngliche ihm eigenthümliche Sprache hat, mehrere fremde Wörter zugleich mit der auswärts entlehnten Kultur in seine Sprache aufnimmt, und dieselben behält. Die Schöpfer der Wissenschaften, die Urheber neuer Erfindungen hatten das Recht, dem neuen Gegenstande das Wort in der Bezeichnung zu geben, welches sie am angemessensten für denselben hielten, und nur in der Minorität von Fällen ist es spätern Zeiten geglückt, an die Stelle jener Wör-

ter schicklichere und erschöpfendere zu setzen. So gewiß also mehrern ausländischen Wörtern in der teutschen Sprache das Bürgerrecht nicht zu versagen ist; so gewiß steht doch auch das Princip fest, **daß man kein fremdes Wort gebrauche, sobald man für den bezeichneten Gegenstand ein völlig angemessenes, erschöpfendes, sprachrichtiges und wohlklingendes Wort in der teutschen Sprache selbst besitzt.** Nur muß man auch hier theils die **Umschreibungen** fremder Wörter, wodurch so oft der vollständige Sinn verloren gehet, nicht mit den wörtlichen und zweckmäßigen Uebersetzungen fremder Ausdrücke verwechseln; theils muß man, wo möglich, **die Nebenbegriffe**, welche so oft mit fremden Wörtern in ihrer Stammsprache verbunden sind, nicht in der Verteutschung verloren gehen lassen, weil sonst in der Bezeichnung ein Mangel entstehet. Uebrigens sind **diejenigen** fremden Wörter, welche seit Jahrhunderten schon in der teutschen Sprache einheimisch geworden sind, und sogar teutsche Endungen und Biegungen angenommen haben, ungleich vorsichtiger zu verdrängen, als die, welche man erst aufzunehmen versucht hat, die vielleicht nur ein einziger Schriftsteller bisher gebrauchte, und die ihre ganze ausländische Gestalt und Form bei der Aufnahme in die teutsche Sprache behielten. Noch verwerflicher endlich sind die Mißgeburten von Wörtern, welche aus Zusammensetzungen aus mehrerer Sprachen gebildet sind.

Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 104. ff. erkennt die Nothwendigkeit der Beibehaltung eines fremden Wortes in allen den Fällen an, wo wir kein eigenes einheimisches Wort haben, und sich auch keins bilden läßt, welches den verlangten Begriff auf eine edle, bestimmte und allgemein verständliche Art ausdrückt. So läßt er Literatur, Publikum, Patriot, Tyrann, naiv, Chicane, Lit de justice u. andre gelten. Ja er zieht fremde Wörter den einheimischen vor, sobald diese den Begriff schielend, falsch und mangelhaft ausdrücken, oder unrichtig gebildet und zweideutig sind; z. B. Interregnum st. Zwischenreich; Orthographie, st. Rechtschreibung; Interjection st. Zwischenwort; Satyre st. Stachelschrift; Disputation st. Streitschrift; — Monarch st. Einzelherr; Imperfectum st.

Ehejetzigkeit u. s. w. — Er erlaubt, die seit langen Zeiten eingeführten (z. B. Pflaster, Hospital, Bischoff, Kanzel, Fenster, Pulver, Abt, Bibel, Pallast rc.) beyzubehalten, und zwar in der Gestalt, in welcher sie einmal bekannt und verständlich sind (z. B. China, Vezir, Hegira rc.). Nur diejenigen erklärt er für Barbarismen, für deren Begriff man einen guten und bestimmten einheimischen Ausdruck hat; z. B. Sujet; debutiren; frappant; Dialog; Scribent; passabel; excellent cc. — Industrie und Tendenz (in seiner neuesten Bedeutung,) die er ebenfalls verwirft, dürften wohl nur schwer zu ersetzen seyn. — Beinahe ganz wie Adelung erklärt sich Kinderling darüber S. 43. ff. — Campe's zu weit gehende Versuche sind schon (§. 117.) angegeben worden. Da sich aber über die Campischen Verteutschungen noch wenige erklärt haben; so gehört es nothwendig in eine Sprachkunde, welche die teutsche Sprache nach dem gegenwärtigen Grade ihrer Bildung darstellen und beurtheilen soll, wenigstens eine allgemeine Uebersicht über die gelungenen, mißlungenen und nicht erschöpfenden Verteutschungen zu geben. Diese Uebersicht, die freilich nicht ganz vollständig seyn kann, (weil dazu ein eignes Werk gehörte), ist als Resultat der Prüfung des ganzen Campeschen Wörterbuchs anzusehen, wobei die gewöhnlichsten Verteutschungen, über welche beinahe gar kein Zweifel möglich seyn kann, hinweggelassen sind.

§. 123.

Fortsetzung.

α) Gelungene Verteutschungen scheinen zu seyn:

Abalieniren, entfremden.
Abandoniren, verlassen — aufgeben.
Abbreviiren, abkürzen — verkürzen.
Abominable, abscheulich — verabscheuungswürdig.
Abrégé, der Auszug — der kurze Inbegriff.
Absolviren, frei- lossprechen — beendigen.
Accentuation, Betonung.
Accoucheur, Geburtshelfer, (schwerfälliger ist: Geburtshülfe leisten, st. accouchiren; entbinden erschöpft nicht.)
Actrice, Schauspielerin.

Aere (aera), Zeitrechnung.
Ajourniren, vertagen.
all' unisono, im Einklange.
Altan, Söller (ein gutes altes Wort) besser: als Vortritt.
Anagramm, Buchstabenversetzung besser, als Buchstabenwechsel.
Anniversarien, Jahrsfeier, (Todesfeier).
Arsenal, Zeughaus.
Artistisch, künstlerisch.
Astronomie, Sternkunde (astronomisch; subjectiv genommen: sternkundig; objectiv genommen: sternlehrig. —
Atmosphäre, Dunstkreis, Luftkreis.
Attachement, Anhänglichkeit, Zuthulichkeit.
Auditorium, Hörsaal.
Autokrat, Selbstherrscher.
Auxiliartruppen, Hülfsvölker.
Balsamiren, balsamen, (ein gutes altes Wort.)
Berceau, Laubengang.
Botanik, Pflanzenkunde.
Cäsur, Einschnitt.
centrum gravitatis, Schwerpunkt.
Chevalerie, Ritterthum.
civilisiren, entwildern, (besser, als versittlichen.)
Clairobscur, Helldunkel.
Climax, Steigerung.
Concentriren, zusammendrängen.
Coordiniren, zuordnen, beiordnen.
Corporification, Verkörperung.
Corpulenz, Wohlbeleibtheit, Dickleibigkeit.
Ensemble, das Ganze.
Eruiren, erörtern, ergrübeln, herausbringen,
Etourderie, Unbesonnenheit, Dummdreistigkeit.
Eudämonologie, Glückseligkeitslehre.
Exspectanz, Anwartschaft.
Exstase, Entzücken, das Hochentzücken.
Extensibilität, Dehnbarkeit, Ausdehnbarkeit.

Filtriren, durchseigen.
Formalien, Förmlichkeiten.
Formation, Bildung, Gestaltung.
Frequenz, die zahlreiche Versammlung, Zulauf.
Galoniren, verbrämen, besetzen.
Geographie, Erdkunde.
Geometrie, Meßkunde.
Heliometer, Sonnenmesser.
Heraldik, Wappenlehre.
Heterogen, ungleichartig, (Heterogenität — Ungleichartigkeit, Verschiedenartigkeit.)
Hodometer, Wegmesser.
Homocentrisch, ebenkreisig.
Homogen, gleichartig (Homogenität — Gleichartigkeit.)
Honnête-homme, Biedermann.
Hospital, Krankenhaus, Verpflegungshaus.
Iconographie, Bilderbeschreibung.
Iconolatrie, Bilderverehrung, Bilderdienst.
Iconologie, Bildersprache.
Iconomachie, Bilderstreit.
Imprecation, Verwünschung.
Imprescriptibel, unverjährlich.
Impression, Eindruck.
Imprimatur, die Druckerlaubniß.
Improbation, Mißbilligung.
Impulsion, Antrieb.
Impunität, Ungestraftheit.
Impurität, Unreinigkeit.
Imputation, Zurechnung.
Inaccessibel, unzugänglich.
Inäqualität, Ungleichheit.
Irritabilität, Erregbarkeit.
Inconsistenz, Bestandlosigkeit.
Indigena, Eingebohrne, Inländer.
Interlocut, Zwischenbescheid.
Isthmus, Erdenge.
Laconisch, kurz, einsilbig, wortkarg.

Legalität, Gesetzlichkeit.
Location, die Vermiethung, Verdingung.
Magnanim, großherzig.
Majorenn, mündig, volljährig.
Malignität, Bösartigkeit.
Manquiren, fehlen, unterlassen, ermangeln.
Marchandiren, handeln, dingen, markten.
Melange, das Gemisch, Gemengsel.
Micrologie, der Kleinigkeitsgeist.
Neologie, Neuerungssucht, (fehlerhaft: Neusüchtigkeit.)
Nisus, Strebekraft.
Nonchalance, Nachlässigkeit, Saumseligkeit.
Obreption, Erschleichung.
Pädagogik, Erziehungskunde.
Perfectionirung, Vervollkommnung.
Permeabilität, Durchdringlichkeit.
Population, Bevölkerung.
Relaxation, Erschlaffung.
Simplificiren, vereinfachen.
Statistik, Staatenkunde.
Tachygraphie, Schnellschreibekunst.

§. 124.

Fortsetzung.

Zu den verunglückten Verteutschungen gehören gewiß diejenigen, die entweder das fremde Wort nicht treu, sondern unkenntlich wiedergeben; oder die einen Nebenbegriff, der in jenem liegt, auslassen, oder einen Nebenbegriff, der in jenem nicht enthalten ist, bei sich führen; oder solche, die, nach der Analogie der teutschen Sprache, zu schwerfällig und beinahe gewaltthätig gebildet sind. Daß auf das individuelle Gefühl bei der Angabe solcher verunglückten Verteutschungen eben so viel ankommt, als auf die Beobachtung der gelungenen Aufnahme solcher Verteutschungen in den allgemeinen Sprachschatz eines Volkes, bescheidet sich gewiß jeder Sprachkenner. Denn nicht die Beistimmung einiger Individuen vermag es, solchen Verteutschungen das Bürgerrecht selbst zu verschaffen. Nach die-

sem Maasstabe muß das folgende Verzeichniß angesehen werden.

β) Verunglückte Uebersetzungen scheinen zu seyn:

Abbé, Pfaffenblendling, (nach Campe's eigner Erklärung nur im Scherze so verteutscht.)
Abortiren, fehlgebähren.
Abstract, abgezogen.
Abstraction, die Abziehung, oder das Abziehen.
Acquisition, Erwerbniß.
Actuarius, Gerichtsschreiber.
Akustik, Gehörlehre; Hörkunst.
Adjutant, Diensthelfer; Hülfsofficier.
Adonisiren, sich hübsch machen; sich putzen; sich niedlichen.
Adoption, Ankindung.
Adrett, geschickt, geschmeidig, gewandt, oft nur wohlgewachsen.
Advent, der Zukunftssonntag.
Aequivalent, Wertherſatz.
Aerostatik, Luft leichgewichtslehre; Luftschiffskunst; Luftschwebekunst.
ästhetisch, geschmackswissenschaftlich, (Aesthetik, Geschmackslehre.)
Affiche, Klebeschrift.
Affinität, Heirathsverwandtschaft.
Aggreirte Officiere, auf Anwartschaft gesetzte.
Agio, Aufgeld.
Agiotage, Wechselwucher.
Agraffe, Hakenspange, — Spangenhake.
Alignement, Schnurrichtung.
all' ottava, im Achtton.
Alumnus, Nährling.
Amalgamation, Verquickung, (Verbindung der Metalle mit Quecksilber.)
Amanuensis, Schreibgehülfe, Schreibhelfer.
Amazone, Heldenweib, Mannweib.

Amphitheater, Schaugerüst — Schaugebäude.
Amulet, Zaubergebenk.
Ancienneté, Altersfolge.
Anglicomanie, Engländerei.
Anglisiren, engländern.
der antarctische Pol, der südliche Angelpunct, (Drehpunct.
Anthropomorphismus, Vermenschlichung.
Anticipiren, vorweggenießen, vorwegthun.
Antinomie, Gesetzeswiderstreit.
Antique, alterthümlich.
Antirevolutionaire Schriften, auf Gegenumwälzung abzweckende Schriften.
Apathie, Leidenschaftslosigkeit.
Apostroph, Hinterstrich.
Aqua toffana, Schleichgiftwasser.
Architectonik, Lehrbaukunst.
Archiv, Urkunden-Kammer, (-Gewölbe, -Saal).
Aristokrat, Herrscherling.
Arquebusade, Schußwundenwasser.
Ascendenz, Vorverwandtschaft.
Atheisterei, Gottläugnerei.
Atheistisch, ohngöttisch.
Ein a tout Spiel, Allstichspiel, wobei der Spieler alle Stiche bekommen muß.
Augur, Wahrschauer, (auguriren, wahrschauen).
Ausradiren, auskratzen.
Austromantie, Windwahrsagerei.
Authentie, Urkündlichkeit.
Autodidactus, Selbstlehrling.
Automat, Selbstbeweger.
Bachanal, Saufgelag — Trinkgelag.
Badine, Tändelstöckchen.
Bajonet, Flintenspieß, Flintendolch.
Ballet, Schautanz.
Ballotement, Kugelung.
Bandagist, Bruchartzt.
Bandelier, Schultergehänge.

Bankerottirer, Bankbrüchiger, Kassenbrüchiger.
Bastard, Rebskind.
Bataillon, Schlachthaufen, Halbschaar.
Batterie, Kanonenwall, Kanonenheerd.
Belletrist, Schönschrifter.
Belvedere, Sieh-dich-um; Schönsicht; Aussichtshaus.
Bibliograph, Bücherbeschreiber, Bücherkundiger.
Biscuit, Süßbrödchen.
Bombe, Platzkugel.
Bonbon, Zuckerwürfel, Zuckerbissen.
Botanisiren, kräutern gehen, (nach der Analogie von betteln gehen.)
Boudoir, Maulgemach, (besser: Schmollzimmerchen.)
Cabale, Schleichverein, Geheimrotte, Meuchelei.
Callosität, Hornhäutigkeit.
Camerad, Nebenmann, Gespann.
camera obscura, Finsterkammer.
Capuciner, Kappenmönch, Kuttenmönch.
Caricatur, Zerrbild.
Castrat, Hämmling.
Censur, Gedankenschau, Bücherschau.
Cerveiatwurst, Hirnwurst.
Chaos, Urgemisch, Mischklump.
Charpie, Schabsel.
Chignon, Nackenwulst.
Client, Schützling, Schutzgenoß.
Commenthur, Ordenspfründner.
Competenz, Zuständigkeit, (besser: Befugniß.)
Concavität, Hohlründung.
Concentricität, Mittelpunctsgemeinschaft.
Conjugation, Abwandlung.
Constellation, Gestirnstand.
Contrapunct, Setzkunst, Stimmenverwechselungskunst.
Contrebande, Bannwaare.
Conventionell, übereinkünftlich, (besser: herkömmlich)

Convexität, Runderhabenheit.
Convictorist, Freitischgenoß.
Coquette, Buhlerin, Fängerin.
Corporation, Gesellschaftskörper.
Correspondent, Briefwechsler.
Costum, Trachtgebrauch.
Courtoisie, Ritterartigkeit.
Couvert, Briefscheide.
Creatur, Abhängling.
Decemvirat, Zehnherrschaft.
Declamator, Schwungredner, **Prunkredner.**
verbum deponens, Zwitterzeitwort.
ennuyiren, langweilen.
Diadem, Königsbinde.
Diagonale, Zwerchlinie.
Diopter, Sehspalte.
Domino, **Mummereimantel, Larvenmantel.**
Dressiren, einschulen.
Duodez, Zwölftelform.
Eau de Lavande, **Spiekwasser.**
Effronterie, Stirnlosigkeit.
Egoisterei, Selbstsüchtelei.
Egoist, Selbstling, Selbstler.
Einquartierung, Einlager.
Elite, der Ausbund, der Kern, der Aushub.
Emballage, Packhülle, Packfutter.
Environs, Umliegenheiten (besser: **Umgebung**).
Episch, heldengedichtlich.
Epitomator, der Auszieher, Auszugsmacher.
Epoche, Zeitscheide, Scheidezeit.
Etymolog, Wurzelgräber. (Klopstock.)
Excentricität, die Eigenschaft des Ab- oder Irrkreisens.
Expatriiren, sich entvaterlanden.
Fabulant, ein Fabler, (der Fabulist — **Fabeldichter** ist aufzunehmen.)
Façade, Antlitzseite.
Fidibus, Pfeifenzünder.

Filet, Netzgewebe, Netzkanten, Knötchenkannten, Knötchenspitzen.

Filial, Tochterpfarre, Nebenpfarre, (wenn mater die Mutterpfarre ist.)

Fille de joye, Lustdirne.

Fontanelle, Kunstgeschwür.

Fossilien, Berggut.

Französiren, französeln.

Fraternisiren, brüdern.

Friseur, Haarkräusler.

Gourmand, Gaumenlüstling, (Gourmandise — Gaumenlüstelei.)

Graviren, (von gravare) schuldigen,

Guillotine, Köpframme, Fallbeil, (guillotiniren — köpframmen.)

Harem, Weiberhof.

Harmonica, Klockenwalze.

Heiducken, hochbemützte Sänftenträger.

Heterodox, neulehrig, fremdlehrig, (Heterodoxie — Neulehrigkeit)

Hiatus, Gähnlaut.

Histoire scandaleuse, Schandgeschichte.

Honorarium, Ehrensold, Ehren ohn.

Humanität, Menschenthümlichkeit.

Hyperkritik, Ueberkunstrichterei, Ueberkrittelei.

Hyperorthodox, übergläubig, (Hyperorthodoxie — der Ueberglaube, die Uebergläubigkeit.)

Hypothese, Wagesatz, Bedingungssatz.

Hysteron proteron, ein Hintenvorn.

Jalousie, Eifersucht besser, als: Eifersüchtelei.

Illuminat, Lichtbruder, Lichtritter.

Incineration, Veräschung, (Verwandlung eines festen Körpers in Asche.)

Incognito, Namens oder Standesverheimlichung; die Unerkanntheit.

Incroyable, Zierbengel, (Lichtenberg.)

Indiscret, unrücksichtlich, Indiscretion — Unrücksicht.)

Individuum, Einzelding — Einzelwesen.
Indocil, hartlernig, (Indocilität — Hartlernigkeit.)
In Duodez, Zwölftelform.
Infibulation, das Einringeln.
Influenza, Landschnupfen.
In Octav, in Achtelform.
In Quarto, in Viertelform.
Insect, Kerbthier, Kerbthierchen.
Intelligenzcomtoir, Nachweisungsstube.
Invalidiren, entgültigen.
Inversion, Umstellung.
Isochronisch, gleichlangzeitig.
Isoliren, verinseln.
Laterna magica, Zauberleuchte.
Latinismus, Verlateinung, Lateinelei, (latinisiren — lateineln.)
Latwerge, Saftmuß.
Laus deo, ein Lobegott.
Lavement, Spritzmittel, Darmbad.
Lavine, ein Schneegestürz.
Legitimation, Echtigung, (Gültigmachung, ist besser.)
Lettre de cachet, geheimer Verhaftbrief besser, als Fangbrief.
Libation, Opferguß.
Libertin, Lockerling, Lüstling.
Liqueur, Geistwasser.
Lorgnette, Kucker, Opernkucker.
Martyrologium, Marterbuch, (Geschichte der Märterer.)
Marasmus senilis, Dörrsucht.
Marionette, Drathpuppe, Gliederpuppe, Schaupuppe.
Marmoriren, marmeln, marmern.
Marqueur, Spielwarter, Spielwärtel.
Masquerade, Larventanz.
Matadors, Folgetrümpfe. Ausständer.
Materialismus, Stofflehre.

Matratze, Haarbett.
Mechanisch, triebwerkmäßig.
Medailleur, Schaumünzer.
Medaillon, Rundbild, Rundgemählde.
Menet, Führtanz.
Metonymie, Umnamung, (besser: Namenverwechslung.)
Miniaturgemählde, Kleinzgemählde.
Missionarius, Bekehrungs- oder Glaubensbote.
Monachisiren, mönchen, mönchen.
Moquerie, die Aufhalterei.
Mulatte, ein Mischling.
Mumie, Dörrleiche, Balsamleiche.
Nepotismus, Nefferei.
Numismatisch, münzwissenschaftlich.
Obelisk, Denkspitzsaule, Denkkegel.
Objectiv, gegenständlich.
Obscurant, Finsterling, besser: Verfinsterer.)
Octav, Achtelform, Achtelgröße.
Paradoxie, Denk- oder Meinungssonderbarkeit.
Parfumiren, bedüften, durchdüften.
Parvenu, Emporkömmling Glückssohn.
Pastellmahlerei, Trockenmahlerei, (Pastellmahler — Trockenmahler.)
Pedant, Steifling, Schulfuchs.
Pennal, Federköcher.
Pensionnaire, Gnadensöldner.
Perfectibilität, Vollkommlichkeit, Vervollkommlichkeit.
Persiffliren, aufziehen, hohnnecken.
Perspective, Fernschaulichkeit.
Petit-maitre, Kleinherr, Schönherrchen, Süßherrchen.
Philosophiren, vernunftren.
Picknick, Zuschußmahl.
Pomade, Haarsalbe.
Prätendent, Ansprüchler.
Priorität, Erstigkeit.

Professor, Hochlehrer; Universität — Hochschule; Student — Hochschüler.
Proselyt, Glaubensüberläufer.
Publicität, Oeffentlichkeit, Offenkundigkeit.
Puerilität, Knabenartigkeit.
Pyramide, Spitzsäule, Strahlsäule.
Quadratur, Vierung.
Quadrille, Vierpaartanz.
Quintessenz, Fünftelsaft.
Rabulisterei, Rechtsdreherei, Zungendrescherei, Rabbelei.
Raquete, Strahlfeuer.
Rappier, Fechtschuldegen, Fechteisen, Stoßeisen.
Rastral, Fünflinienzieher.
Relativ, bezughabend, bezüglich.
Rendez-vous, Stell-dich-ein, Stellplatz, Sammelplatz.
Repressalien, Gegenthätlichkeit.
Revue, Heerschau, (Musterung.)
Rhetor, Redekünstler.
Rigorist, Strengling.
Salivation, Speichelung.
Sansculotte, Barschenkler.
Satyre, Stachelschrift.
Schematisiren, vorbildern.
Secularisiren, verweltlichen.
Sentimentalisiren, empfindsameln.
Simonie, Händeversilberung, die Simonssünde.
Superorthodoxie, Ueberrechtgläubigkeit.
Synkretist, Vereinigungsmeister.
Syndicus, Stadtbevollmächtigter.
Terzerol, Sackpuffer.
Theatralisch, bühnenmäßig.
Topik, Begriffsverfachung.
Toppee, Haarkranz, Haarkrause.
Tripelalliance, Dreibund, Dreibündniß, Dreiverein.
Usurpation, Gewaltraub, (besser: Ermächtigung, aber nicht erschöpfend.)

Vehikel, Zuführungsmittel, Fahrmittel.
Vignette, Verzierungsbildchen.
Visitator, Durchsucher.

§. 125.

Fortsetzung.

γ) Nicht ganz scheinen den Begriff zu erschöpfen:

Abonniren, unterzeichnen — vorausbezahlen.
Akademie, Gelehrtenverein; hohe Schule.
Accessit, der zweite oder mindere Preis.
Accommodation, Anpassung, Anwendung, Bequemung, Anbequemung.
Aeon, das Weltwesen.
Antiquiren, veralten.
Arrondiren, ründen.
Artillerie, Geschützkunst, Feuerwerkskunst, Kriegsfeuerkunst.
Ascetik, Uebungslehre.
Assimilation, Aehnlichmachung, Verähnlichung.
Attitude, Körperstellung.
Auction, Steigerung, Versteigerung (Auctionator, der Versteigerer.)
Colon, Doppelpunkt.
Ecstase, Entrückung.
Eleotheronomie, Freiheitslehre.
Encyklopädie, Lehrkreis.
Epopten, Anschauer.
Forum, Gerichtshof, Gerichtsstand, Behörde.
Geogonie, Erderzeugungslehre, Erdentstehungslehre.
Gymnasium, Oberschule.
Hocus pocus, Taschenspielerstreich — Gaukelspiel.
Homiletik, Kanzelredekunst.
Horizont, Gesichtskreis, Begrenzung.
Hospitalität, Gastfreundlichkeit, Gastrecht, Wirthbarkeit.
Hydraulik, Wasserkraftlehre.

Hydrostatik, Wasserwägekunst, Wasserstandlehre.
Hygrometer, Feuchtigkeitsmesser.
Idiotikon, Landschaftswörterbuch, Kreiswörterbuch.
Idiotismus, Spracheigenheit, (nicht: Spracheigenthum.)
Impromptu, Stegreifseinfall, — Stegreifsgedicht.
Improvisatore, Stegreifsdichter.
Inauguralschrift, Weiheschrift, Einweihungsschrift.
Indignation, Unwille, (ist zu wenig); Empörung, (nicht bestimmt.)
Industrie, Kunstbetriebsamkeit.
Ingenieur, Kriegsbaumeister.
Insurrection, Aufstand, (nicht: Aufruhr.)
Interimistisch, einstweilig.
Intriguiren, Ränke schmieden, Listgewebe anzetteln.
Lineal, Richtscheit, Richtstab, Geradstab, Schlichtholz.
Livree, Dienertracht, Bedienten-Dienerkleid.
Logik, Denkkunst. (Logiker, Denklehrer), logisch, denklehrig.)
Logarithmus, der Anweiser.
Magazin, Vorrathszimmer, Vorrathsschrank.
Manchette, Handkrause.
Manifest, Machtgebot.
Manipuliren, grabbeln, begrabbeln.
Mariniren, einsäuern.
Medisance, Afterrede, Verunglimpfung, Verläumdung.
Meterrologie, Lufterscheinungslehre, Luftkunde.
Modernisiren, verheutigen, (Modernisirung — Verheutigung.)
Mundum, die Reinschrift.
Munition, Schießbedarf.
Necromantie, Schwarzkunst.
Neutral, partheilos.

Niche, Blende.
Normalschule, Musterschule.
Nuance, Schattirung.
Orcan, Windsbraut.
Ostracismus, Scherbengericht.
Ouverture, Einleitungsspiel, Eröffnungsstück.
Parallelismus, Gleichlauf.
Partitur, Stimmenbuch, allstimmiges Tonstück.
Pastoral, schäferlich.
Pathognomik, Krankheitszeichenlehre.
Physiognomonie, Gesichtsdeutung, Gesichtsforschung, Gesichtskunde.
Piedestal, Fußgestell, (nicht: Säulenstuhl.)
Plastik, Bildekunst.
Podagra, Fußgicht, Zipperlein.
Pol, der Dreh- oder Angelpunct.
Privilegiren, bevorrechtigen, bevorrechten.
Proportio arithmetica, die gleichrestige Verhältnißgleiche.
Protocoll, Entwurfs-Verhörschrift.
Reflexionswinkel, Absprungswinkel,
Standarte, Reiterfahne.
Synchronismus, Gleichzeitigkeit. (Mitzeitigkeit.)
Tactik, Kriegskunde, (Waffenkunst; Schaarkunst.)
Technologie, Kunstgeschichte, Kunstbeschreibung, Kunstlehre.
Telegraphie, Fernschreibekunst, (Telegraph — Fernschreiber.)
Topographie, Ortsbeschreibung.
Trigonometrie, Dreiecklehre.
Uranographie, Himmelsbeschreibung.

§. 126.

Fortsetzung.

Ausländische Wortfügungen.

Ist schon die Aufnahme ausländischer Wörter in die teutsche Sprache, unter so vielen Bedingungen, fehlerhaft

so ist die Nachbildung der anderwärts entlehnten Wortfügungen und der einer fremden Sprache eigenthümlichen Konstruction noch weniger zu verzeihen. Jede Sprache hat, in Hinsicht auf die innere Stellung und Anordnung der Begriffe und Sätze, ihre Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den andern Sprachen wesentlich verschieden ist. Diese Stellung und Anordnung ist, in so vielen Fällen, das Products des individuellen Geistes einer Nation und weiset nicht selten auf die frühesten Zeiten der Entwickelung und Ausbildung einer Sprache zurück, so daß die ängstliche oder gesuchte Nachahmung der Konstruction einer andern Sprache zuletzt den eigenthümlichen Geist der Sprache selbst verwischt und niederdrückt. Ob nun gleich im Einzelnen die teutsche Sprache sich, in Hinsicht auf die Oekonomie ihres Periodenbaues und auf die innere Anordnung, Stellung und Vertheilung der darzustellenden Begriffe und Sätze, mehr oder weniger, den früher gebildeten Sprachen des Alterthums nähert; so wird doch im Ganzen ihr eigenthümlicher Geist hauptsächlich durch die ihr eigne Periodirung kenntlich. Zwar hat sie in Zeiten, wo sie besonders in ihrer Entwickelung begriffen war, manches nach dem lateinischen Sprachgebrauche modificirt, weil die lateinische Sprache so lange Zeit die von den Gelehrten am meisten angebaute Sprache war; aber dennoch gibt es in der Periodirung Latinismen, die durchaus im Teutschen das Bürgerrecht nicht erhalten können, und die hauptsächlich durch Ubersetzer der lateinischen Klassiker, welche entweder zu eilfertig übersetzten, oder mit dem Genius beider Sprachen nicht vertraut waren, sich in die teutsche Sprache eingeschlichen haben.

Wichtiger war seit den Zeiten, wo die französische Sprache, ihre höhere Bildung erhielt und die Sprache der gebildeten Stände aller europäischen Staaten, und also auch in Teutschland, wurde, die Nachbildung des französischen Periodenbaues. Unaufhaltbar drängten sich der teutschen Sprache seit dieser Zeit so viele französische Wortfügungen auf, daß sie wohl, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, sich großentheils der aufgenom-

menen unnöthigen französischen Wörter entäußern, keinesweges aber sich gänzlich von dem nachgeahmten französischen Periodenbaue befreien konnte, wie dies eine nur oberflächliche Vergleichung des Periodenbaues der teutschen Schriftsteller in der Mitte des siebenzehnten, und in dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lehret.

So gewiß nun manche Nachbildungen des französischen Periodenbaues, die einmal seit länger als einem halben Jahrhunderte mit dem ursprünglichen teutschen Periodenbaue sich amalgamirt haben, nicht wieder zu verdrängen sind, weil selbst die besten Schriftsteller der Nation allmählig sich gewöhnten, denselben zu folgen; so gewiß gibt es doch auch Gallicismen im Periodenbau, welche zu weit von dem Genius der teutschen Sprache abliegen, als daß sie je einheimisch werden, und allgemeines Glück machen könnten, so sehr auch unsre Sprache für fremde Eindrücke bildsam seyn mag.

Es gehört daher wesentlich zur Reinigkeit der teutschen Sprache, daß, außer dem fehlerhaften Gebrauche ausländischer Wörter, auch der fehlerhafte Gebrauch fremder Formen, Wortfügungen und Wendungen in der Konstruction und in dem Periodenbau der teutschen Stylisten wegfalle, weshalb der Ausdruck: Latinismen, Gallicismen ꝛc. nicht allein den fehlerhaften Gebrauch der aus diesen fremden Sprachen unnöthiger Weise entlehnten Wörter, sondern auch die fehlerhafte Nachbildung der einer fremden Sprache eigenthümlichen Konstruction und Periodirung bezeichnet.

Vergl. Adelung, über den teutschen Styl, Th. 1, S. 110. ff.

§. 127.

Literatur, den Purismus betreffend.

Außer den angeführten Schriften von Campe und Kinderling gehören noch hieher:

Fr. Gedicke, über Purismus und Sprachbereicherung; eine Abhandlung, die im Novemberstücke des teutschen Museums vom Jahre 1779 erschien. — Vieles, was diese Abhandlung enthält, dürfte auch noch itzt gegen Campe gelten, der in der seinem Wörterbuche vorausgeschickten Einleitung mehrmals

darauf Rücksicht nimmt. — Gedicke starb, als er sie für die gegenwärtige Zeitbedürfnisse umarbeiten wollte.

A. G. Mäzken, grammatische teutsche Kunstwörter, in einem kurzen Systeme. Dessau 1783. 1r Theil.

C. F. R. Vetterlein, über Gebrauch fremder Wörter in der teutschen Sprache. Köthen 1794.

C. W. Heinzelmann, Proben einer Sprachenverähnlichung an den fremden Wörtern im Teutschen, zum leichtern Verstehenlernen derselben, und zur Reinigung und Bereicherung der Muttersprache; nebst einer kurzen Einleitung über den Ursprung der Sprache, und daraus folgenden richtigen Ableitung der Wörter. Stendal 1798.

J. G. Schmiedigen, Ideen über teutsche Sprachreinigkeit. Leipzig 1799.

M. Mertian, über das Bedürfniß eines neuen Kunstwörtersystems für die Sprachkunde: in den Beiträgen zur weitern Ausbildung der teutschen Sprache St. 3. S. 41. ff.

Adelung, von der Orthographie fremder Namen und Wörter; in s. Magaz. 1 B. 3 St. S. 1. ff. — und derselbe von der Declination fremder Wörter und Namen; in seinem Magaz. 1 B. 4 St. S. 21. ff.

Anton, über einige in Campens Preisschrift befindliche Verteutschungen; in den Beiträgen zur weit. Ausb. rc. St. 1, S. 185. ff.

Rer, Nachlese zur Schätzung einiger teutschen und fremden Wörter, zu Campens Wörtersammlung; in den Beiträgen zur weitern Ausb. rc. St. 3, S. 150. ff., und St. 5, S. 39. ff.

Petersen, Zusätze und Bemerkungen zu den von Campe, Anton und Kinderling vorgeschlagenen Verteutschungen fremder Wörter; in den Beitr. zur weit. Ausb. rc. St. 4, S. 45. ff. und St. 5, S. 34. ff.

Verteutschung fremder Wörter, in J. Löwe, Beitr. zur Kritik der teutsch. Sprache. (Bresl. 1803.) S. 139. ff.

Verzeichnisse zur Verteutschung fremder Wörter, die entweder ganze Wissenschaften umschließen, oder nur einen particulären Zweck beabsichtigen, sind folgende:

D. E. Berschlag, Sammlung ausländischer Wörter, die im alltäglichen Leben öfters vorkommen. Nördlingen 1796.

Fr. A. Schröter, Terminologietechnisches Wörterbuch zur Erklärung der in Reden und Schriften häufig vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, 2 Theile. Der erste von A—L. der zweite M—Z. Erf. 1788. 2te Aufl. 1799. 1800. — 3te Aufl. 1803.

C. A. A. Slevogt, alphabetisches Wörterbuch, besonders für Unstudirte, zur Erklärung der gewöhnlichsten in der teutschen Sprache vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, 4 Bändchen. Jena und Cahla 1801.

Verzeichniß fremder Wörter der Teutschen, in Kinderlings Schrift, über die Reinigkeit der teutschen Sprache. S. 106 — 442. sehr trefflich bearbeitet und die fremden Wörter besonders nach den Sprachen klassificirt, aus welchen sie stammen.

W. J. Wiedemann, Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin und wieder in der teutschen Sprache, vorzüglich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen. Quedlinb. 1802.

Die bekanntesten lateinischen und französischen Wörter, im Reden und Schreiben, Zeitungen rc. Witteab. 1784.

A. L. Jenchen, Wörterbuch, oder Erklärung solcher Wörter, die von dem gemeinen Manne oft gar nicht, oder ganz unrichtig verstanden werden. Leipz. 1798.

Alphabetisches Verzeichniß lateinischer Wörter, nach ihrer Rechtschreibung, in J. C. F. Rambachs Anleitung zur lateinischen und teutschen Orthographie. S. 89. ff.

Verzeichniß der häufiger vorkommenden schweren, theils fremden, theils teutschen Wörter, in J. F. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen. Berl. 1800. 6ste Aufl. S. 644. ff.

J. F. Heynatz, Versuch eines teutschen Antibarbarus, oder Verzeichniß solcher Wörter, deren man sich in der reinen teutschen Schreibart entweder überhaupt, oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß, 2 Theile, Berl. 1796. 1797.

J. C. Vollbeding, Antibarbarus, oder kritische Musterung der Sprachfehler im Teutschen. Köthen 1802.

Th. Heinsius, Sammlung von Barbarismen und Solöcismen, aus teutschen Musterschriften entlehnt. Berl. 1802.

Encyklopädisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Teutschen angenommen sind, wie auch aller in den Wissenschaften, bei den Künsten und Handwerken üblichen Kunstausdrücke. Zeitz. Erster Theil, 1793, A — Ch. — Zweiter Th. 1800, Ci — Fi. — Dritter Th. 1800, Fi — Hr. — Vierter Th. 1801, He — Kr. — Fünfter Th., 1802, Ku — Mr. — Sechster Th., 1803, N — Pr. — Siebenter Th., 1803, Pf — Sc. — Dieses mühsam und geschmackvoll zusammengetragene Werk ist für den Hausbedarf sehr brauchbar.

(Hieher gehören noch: J. Ch. Jablonsky, allgemeines Le-

xikon der Künste und Wissenschaften; neue Ausg. von Schwabe. 2 Bände, Königsb. 1767. — Walchs und Lossius philosophische Wörterbücher (von dem letzten erschien 1803 der erste Theil). — Gehlers und Fischers physikalische Wörterbücher, (das letztere ist mit dem fünften Theile, 1803, beendiget.)—F.J.Zimmermann,philosoph. medicin. Wörerbuch, ꝛc. Wien 1803.—Klügels mathem. Wörterbuch, (1r Theil, A — D. Leipz. 1803.) und Rosenthals Encyklopädie. — Jakobsons technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufacturen, Fabriken und Handwerker; Berl. 8 Bände, in 4. — Ludovici, Akademie der Kaufleute, oder encyklopädisches Kaufmannslexikon; neu bearbeitet von J. C. Schedel, 6 Theile. — J. G. Fr. Jacobi, neues vollständiges u. allgemeines Waaren- u. Handlungslexicon; 3 Theile. Heilbronn 1798. ff. — J. F. Roth, gemeinnütziges Lexikon für Leser aller Klassen, besonders für Unstudirte; oder kurze und deutliche Erklärung der in mündlichen Unterhaltungen und in schriftlichen Aufsätzen gebräuchlichsten Redensarten, Ausdrücke und Kunstwörter. Nürnb. 1791. 2te Aufl. — Dann: die Frankfurter Encyklopädie, bis zum 22ten Bande fortgesetzt; — Krünitzens Encyklopäd. (92 Theile bis XI.) u. Ausz. daraus; - Nemnichs lexikalische Werke; — die mythologischen Wörterbücher; — Funkes und Lippolds neues Natur- und Kunstlexikon, Weimar, 3 Theile, seit 1801, (noch unvollendet); — Gottscheds, Sulzers und Grohmanns Wörterbücher über die schönen Wissenschaften, (das letztere unvollendet, seit 1794); Heydenreichs ästhetisches Wörterb. 4 Theile (1793 ff); — G. S. A. Mellins encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, 6 Bände, jeder in 2 Abtheilungen, (1803 vollendet); desselben Kunstsprache der kritischen Philosophie, oder Sammlung aller Wörter derselben, mit Kants eignen Erklärungen, Beispielen und Erläuterungen, Jena 1798, und der Anhang dazu 1800; — C. C. E. Schmids Wörterbuch zum leichtern Gebrauche der Kantischen Schriften, 2te Aufl. Jena 1788. — A. Bürja, von teutschen Kunstwörtern, die zur Größenlehre (Mathematik) gehören, in den Beitr. zur teutschen Sprache 1r und 2r Theil. — und dessen Sprachkunde der Größenlehre, oder Uebersicht der ganzen Größenlehre mit lauter teutschen Kunstw. 2 Theile. Berl. — Als launige Kritik der Campeschen Verteutschungen kann verglichen werden: die Wörterschau, ein Possenspiel von Vetter Jakob. Leipz. 1802. — Der Vollständigkeit wegen gehört hieher: G. Ch. Serz, teutsche Idiotismen, Provinzialismen, Volksausdrücke, sprichwörtliche und andere im täglichen Leben vorkommende Re-

densarten, in entsprechendes Latein übergetragen und nach dem Alphabethe geordnet. Nürnb. 1797.)

§. 128.

4) Neologismen.

Eine lebende Sprache stehet unter dem Einflusse der Veränderungen, denen das Volk, welches diese Sprache redet, in politischer, intellectueller und moralischer Hinsicht unterworfen ist. Für jede Modifikation der bürgerlichen Verfassung eines Volkes, für jede Erfindung im Gebiete der Wissenschaften und Künste, für jeden Zustand, der die Sittlichkeit der Individuen auf irgend eine Weise charakterisirt; mit einem Worte, für jeden neuen Begriff, der in die bisherige Ideenmasse eines Volkes übergehet, muß die Sprache ein entsprechendes und den Begriff erschöpfendes Wort in ihrer Mitte haben, wenn sie nicht der Vorwurf der Armuth und der Unvollkommenheit drücken soll. Nach diesem Gesichtspuncte muß daher jede lebende Sprache, in längern oder kürzern Zeiträumen, eine Anzahl neuer Wörter in ihre Mitte aufnehmen, durch welche die Schriftsteller die Veränderungen bezeichnen, welche überhaupt in dem Kulturzustande des Volkes eingetreten sind. Hieraus lassen sich denn die neuen Wörter erklären, die mit jedem entstehenden Systeme in irgend einer Wissenschaft,*) oder mit jeder bedeutenden politischen Veränderung in der Sprache eines Volkes bemerkbar werden.

Eben so lassen sich die Dichter das Recht nicht verkümmern, mit neuen Wörtern und Formen die Sprache zu bereichern, die der neuen Ansicht entsprechen, welche das productive Genie entweder den schon bestehenden Verhältnissen, oder den im Ideale gedachten neuen Gestalten abgewinnt,

Von einer andern Seite haben die Puristen so manchen glücklichen Versuch gewagt, durch Bildung neuer einheimischer Wörter, die bisher üblichen ausländischen Wörter

*) Man erinnere sich nur an die seit der Begründung des kritischen und idealistischen Systems in der Philosophie, und an die seit der Verbreitung des Brownschen Systems in der Medicin in Umlauf gekommenen neuen Wörter. — Man erinnere sich an die durch die Revolution, und seit derselben in der franz. Sprache neugebildeten Wörter.

für die Bezeichnung wissenschaftlicher Gegenstände zu verdrängen.

Betrachtet man diese Bemühungen **an sich**; so sind sie völlig rechtmäßig, und so wenig, wie ein Volk, das in seiner Kultur fortschreitet, dem Eindrucke des Geistes der Zeit auf diese Fortschritte widerstehen kann, eben so wenig kann auch die Sprache desselben sich vor jedem neuen Zuwachse ihres Gebietes bewahren. —

Doch gibt es allerdings auch in allen diesen Hinsichten **gewisse Grundsätze**, nach welchen der Sprachforscher die Masse der in das Gebiet einer lebenden Sprache aufgenommenen neuen Wörter beurtheilen muß. Zu den **Neologismen**, oder den von einer kultivirten Sprache auszuschließenden neuen Wörtern gehören daher solche:

1) **die ganz unnöthig sind**, wenn nämlich zur Darstellung des durch sie zu bezeichnenden Begriffes nicht nur bereits in der Sprache schon ein Wort vorhanden, sondern sogar **ein besseres Wort vorhanden** ist, als durch das neugebildete dargeboten wird. — Nicht diejenigen neugebildeten Wörter kann man als ganz entbehrliche und überflüssige ansehen, wo die Sprache bereits schon ein Wort für die Bezeichnung desselben Gegenstandes besitzt; denn nicht immer ist ein und dasselbe Wort **in den drei verschiedenen Schreibarten des Styls** anwendbar, wo denn durch das neugebildete Wort einem wahren Bedürfnisse für die Bezeichnung des Gegenstandes in einer andern Schreibart abgeholfen wird. Eben so taugt nicht jedes Wort, das in der Prosa anwendbar ist, für die Umgebungen und Einkleidung **der Poesie**. Der Dichter kann oft schon in prosodischer Hinsicht nicht die Wörter brauchen, deren sich der Prosaiker mit Erfolg bedient; noch öfter aber reicht ihre Kraft nicht hin, dasjenige auszudrücken, was das neugebildete Wort in der ganzen poetischen Umgebung, in welcher es erscheint, aussaget. Uebrigens bedürfen neue Begriffe auch neue Wörter; vorhandne Begriffe werden durch neue Wörter oft von einen neuen und fruchtbaren Seite, mit reichhaltigen Nebenbegriffen oder **veredelter** dargestellt,

als es durch das bisher übliche Wort möglich war; in allen diesen Fällen sind neugebildete Wörter nicht unnöthig. — Zu den Neologismen gehören ferner solche:

2) **die sprachwidrig gebildet sind.** Der Sprachgebrauch und die Analogie sind (§. 115.) die höchsten Gesetze für neugebildete Wörter, welche dem Geiste einer lebenden Sprache angemessen seyn sollen. Ein neugebildetes Wort darf daher auf keinen Fall gegen diesen Geist einer Sprache verstoßen, wenn es sich des Bürgerrechtes versichern will. — Zu den Neologismen gehören endlich solche:

3) **die gegen die beiden höchsten Principien für stylistische Vollkommenheit, gegen Korrectheit und Schönheit, verstoßen.** Gegen die Korrectheit, die in den Begriffen herrschen soll, verstoßen alle Wörter, die den Gegenstand **undeutlich** bezeichnen; die denselben **unter einem widrigen oder zweideutigen Nebenbegriffe** darstellen; und die ihn nicht **vollständig und erschöpfend** ausdrücken. — Gegen die Schönheit der Form verstoßen alle diejenigen neugebildeten Wörter, welche durch ihre Härte und Rauheit den **Wohlklang** verletzen; welche durch die Art und Weise, wie sie in dem stylistischen Ganzen erscheinen, die auf Schönheit berechnete **Symmetrie** des Periodenbaues stören; und welche überhaupt sich nicht **mit den Eigenschaften** (§. 99.) vereinigen lassen, von welchen in dem Style die Schönheit der Form abhängt.

Adelung (über den teutschen Styl, Th. 1, S. 112. ff.) hat sich vielleicht mit zu vieler Strenge gegen neugebildete Wörter erklärt. Er gesteht zwar die vorzügliche Bildsamkeit der teutschen Sprache in dieser Hinsicht zu, welche darin, nebst der englischen, der griechischen am nächsten komme, und die römische, französische und andere neue Sprachen übertreffe; allein er schränkt das Recht, neue Wörter zu bilden, dadurch zu sehr ein, daß er kein neues Wort zu bilden verstattet, wenn man bereits ein altes hat, welches den verlangten Begriff sowohl bestimmt, als auch edel und mit eben denselben, oder doch gleichgeltenden Nebenbegriffen ausdrückt. — Dies muß nun wohl dahin modificirt werden, daß sowohl der Dichter, als auch der Prosaiker für

die drei verschiednen Schreibarten des Styls, berechtiget sind, neue Wörter selbst dann zu bilden, wenn schon für denselben Gegenstand bereits ein Wort vorhanden ist, sobald nur gegen die drei aufgestellten Regeln nicht gesündiget wird. Bei der schon in der Sprache vorhandenen Menge von Synonymen ist es zwar allerdings mißlich, die Zahl derselben zu vermehren; allein die höhere Vollkommenheit der Sprache hängt nicht zunächst von der Rücksicht auf die Synonymen, sondern davon ab: daß theils die Dichtersprache ein in sich vollendetes Ganze sei, theils aber auch der Prosaiker durch den Reichthum der Sprache in den Stand gesetzt werde, in jeder der drei Schreibarten sich gleich zu bleiben, und nicht durch die Noth gedrungen zu seyn, z. B. Wörter in die Umgebung der mittlern Schreibart aufnehmen, die eigentlich zunächst und ausschließend der niedern angehören. — So tadelt z. B Adelung mehrere neugebildete Wörter mit Recht: Ebengewicht st. Gleichgewicht; der Wohlwünscher; die Nachkinder; unsorglich; gegenrechtlich u. s. w.; er ist aber zu streng, wenn er auch folgende verwirft: sich etwas vergegenwärtigen, da vergegenwärtigen mehr in sich faßt, als: vorstellen; entgegnen, welches wenigstens abwechselnd mit: erwiedern sehr schicklich gebraucht werden kann; Leerheit, welches in vieler Hinsicht den Vorzug vor: Leere verdient; liebevoll, das mehr in sich faßt, als: liebreich; die Schöne, die Reine, welche wenigstens dem Dichter verstattet werden können rc. — Eben so ist er zu streng in Hinsicht der Wiederbelebung veralteter Wörter (Archaismen), weil einige (§. 119. 120) ohne Ursache durch Zufall veraltet sind. Was aber die Provinzialismen und die wörtliche Uebersetzung ausländischer Wörter betrifft; da dürfte er allerdings völlig Recht haben, wenn er von der Aufnahme der erstern in das Hochteutsche sich keinen Nutzen verspricht, und aus vielen mißlungenen Versuchen wörtlicher Uebersetzungen ausländischer Wörter belegt, daß der zu weit getriebene Purismus nicht selten das Ziel verfehlt. — Uebrigens sind viele neugebildete Wörter, gegen die sich Adelung erklärt, dennoch itzt allgemein gewöhnlich; beabsichtigen; Vervollkommung u. dergl. —

Von gemäßigtern Grundsätzen, als Adelung, gehet Kinderling (über die Reinigkeit der teutschen Sprache S. 53. ff.) aus, wenn er von neugebildeten Wörtern handelt, insofern sie der Sprachreinigkeit zuwider sind, die mit dem größtentheils übereinstimmen, was ich darüber aufgestellt habe, nur daß er die von Adelung verworfenen Wörter einzeln durchgehet, und sie entweder gegen ihn aus Grün-

den in Schutz nimmt, oder mit ihm verwirft. Sehr richtig erinnert Kinderling, daß das von Adelung getadelte Wort: die Gutheit, statt: Güte, von den Vornehmen gegen Geringere gebraucht werde; auch daß es kein neuergebildetes Wort sey, da es sich bereits bei Schottel finde. Er findet ferner den Sprachüberfluß nicht tadelhaft, besonders für den Dichter, daß sich unendlich und endlos; finster, dunkel und düster u. s. w. in ziemlich ähnlicher Bedeutung neben einander behaupten. Daß er das nun völlig eingebürgerte: entsprechen, entfernt wissen will, ist wohl zu weit gegangen, ob es gleich fehlerhaft gebildet ist. Aber die neugebildeten Wörter: bewahrheiten, anwinken, anglimmen, durchdämmern, hochsinnig und andre können wir wohl entbehren.

Sehr richtig erklärt sich Moritz (Vorles. über den Styl, Th. 1. S. 210. ff.) über neugebildete Wörter. Er sagt: „Zu neuen Sprachbildungen ist unsre Sprache recht eigentlich geschaffen. Sie ist unzähliger Zusammensetzungen aus sich selber fähig, die lange noch nicht erschöpft sind; und für Begriffe, die sich künftig entwickeln, wird auch immer eine neue Quelle von Wortbildungen offen bleiben. Allein die Bildung irgend eines neuen Wortes setzt voraus, daß einer Begriff und Sprache vollkommen in seiner Gewalt habe, um das eine nach dem andern abmessen und beurtheilen zu können. — Die Bildung neuer Wörter ist daher ein Prüfstein des philosophischen Scharfsinnes, und verdient, wo sie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerksamkeit, weil sonst der große Haufe sich eben so leicht bequemt, ein Wort von ächtem als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere dann nicht so leicht wieder auszutilgen steht, wenn es, wie eine gestempelte falsche Münze, einmal im Umlaufe ist.„ — In der Abhandlung: über die Bildsamkeit der teutschen Sprache räth Moritz (Beitr. zur teutschen Sprachkunde, vorgelesen in der königlichen Akademie der Wissensch. 1ste Sammlung. S. 87. ff.), gegen Adelungs Erklärung, zu den veralteten Ausdrücken wieder zurückzukehren, weil diese oft schöner und kraftvoller, als die neuern wären. Wenn er aber auch verlangt, die hochteutsche Sprache durch die einzelnen Mundarten (Provinzialismen) der teutschen Sprache zu bereichern, worin ein Schatz von bedeutenden und ausdrucksvollen Zeichen der Gedanken verborgen liege; so bin ich andrer Meinung, weil ich in der großen Mehrheit der Provinzialismen diesen Schatz von bedeutenden und ausdrucksvollen Zeichen der Gedanken nicht habe fin-

den können. Man darf nur die Idiotika vergleichen, um dies bestätigt zu finden. Selten werden sie ein Wort darbieten, welches die eigentliche Büchersprache bereichern könnte.

Sehr wichtig ist aber die Erinnerung, daß, bei der großen Bildsamkeit der teutschen Sprache, besonders durch Ableitungen und Zusammensetzungen neue Wörter zu prägen, die größte Vorsicht anzuwenden ist, diese Ableitungen und Zusammensetzungen nicht zu weit zu treiben. Ramler hat schon (Beitr. zur teutschen Sprachkunde, Th. 1, S. 160. ff.) in der Abh. von der Bildung der teutschen Beiwörter, gezeigt, wie sehr, durch die acht Endsylben: ig, isch, en, icht, lich, sam, bar, haft, die Zahl der teutschen Adjectiven vermehrt worden sey und vermehrt werden könne; aber mehrere neuere Dichter sind darin zu weit gegangen, und haben besonders darin gefehlt, daß sie Wörter gebildet haben, die aus gar zu vielen Sylben bestehen, und deshalb höchst schwerfällig werden. Das Gesetz des Wohlklangs darf dabei durchaus nicht vernachläßiget werden.

Vergleichen kann man hierüber:

J. C. Adelung, von neuen Wörtern durch die Ableitung; in d. Magaz. für teutsch. Spr. 1 B. 4 St. S. 36. ff.

J. F. Heynatz, über die Sucht, die teutsche Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern; in seinen neuen Beiträgen zur Verbess. der teutschen Sprache, (Küstrin 1801.) St. 1, S. 29. ff, obgleich dieser Aufsatz den Gegenstand nicht erschöpft. — In diesen neuen Beitr. (St. 1, S. 33. ff.) findet sich auch der Anfang eines Verzeichnisses neugemachter Wörter, S. unterzeichnet, und mit Zusätzen von Heynatz begleitet, das aber blos den Buchstaben A umschließt.

K. Reinhard, in seiner Theorie und Literatur des teutschen Styls, folget in der Lehre von den Neologismen, S. 57. ff. fast ganz Adelung. — Zu kurz berührt die Neologismen: Snell in dem Lehrbuch der teutschen Schreibart, S. 7. ff. — Weitläufiger, aber nicht erschöpfend, behandelt sie Kosmann, Theorie des teutschen Styls, Th. 1, S. 168. ff. — Ihrer gedenkt: Voigtel, Lehrb. der teutschen pros. Schreibart, S. 133. f. — Viele fehlerhaft gebildete neue Wörter haben: Vollbeding gesammelt, in seinem Antibarbarus, Köthen 1802, und Th. Heinsius in seiner Sammlung von teutschen Barbarismen und Solöcismen, Berl. 1802.

§. 129.

β) Sprachrichtigkeit. Solöcismen.

Bei der Prüfung der Wörter in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit ist die Richtigkeit das zweite wesentliche Erforderniß. Inwiefern diese Richtigkeit von logischen Principien abhängt, ist sie schon weiter oben behandelt worden; inwiefern es aber auch eine Sprachrichtigkeit gibt, welche von empirischen Grundsätzen abhängt, insofern gehört sie hieher. Es gibt nämlich im Gebrauche und in der Verbindung und Stellung der Wörter einer Sprache eine Richtigkeit, welche blos erfahrungsmäßig erkannt werden kann, und die mit der Rections- und Konstructionslehre, insofern diese empirischen Ursprungs sind, in der genauesten Verbindung stehet. Nach logischen Principien (oder a priori) kann darüber nichts festgesetzt werden; aber der gute Stylist darf auch von den empirischen Gesetzen für Sprachrichtigkeit nicht abweichen, wenn nicht Solöcismen in seinen Producten sich finden sollen. Solöcismen sind nämlich Verstöße gegen die empirische Sprachrichtigkeit, und können sowohl in dem fehlerhaften Gebrauche der einzelnen Wörter, als auch in der fehlerhaften Verbindung und Stellung derselben, in Hinsicht auf den empirisch begründeten Periodenbau, bestehen.

Zu den Solöcesmen gehören daher:

1) Verstöße gegen die richtige Flexion; mithin Verstöße gegen die Declination und Conjugation (So ist die provinzielle Declination: Generäle, Täge, Pläne rc. st. Generale, Tage, Plane und u. s. w. fehlerhaft. — Ferner gehört hieher die fehlerhafte Hinweglassung der Hülfswörter; z. B. ich habe gehört, daß er dort gewesen (sey); daß er für mich gesprochen (habe), habe ich gehört, u. s. w.; eben so die fehlerhafte Verwechslung; z. B. ich bin (st. ich habe) neben ihm gestanden; oder: man ist (st. man hat) ihn übergangen und d. gl.

2) Verstöße gegen die empirische Rections- und Konstructionslehre, wenn man z. B. die Pronomina fehlerhaft gebraucht, so daß man aus dem Zusammen-

hange nicht sogleich errathen kann, auf welches Subject das Pronomen gehet; (Ich erblickte **meinen** Freund, der mit **seinem** Bruder forteilte, als ich **ihn** sprechen wollte. — **Wen?** den Freund? oder dessen Bruder?) **wenn man das Verbum in den Perioden fehlerhaft stellt,** so daß, besonders bei eingeschobenen Sätzen, der Sinn verdunkelt wird; **wenn man** ferner **die Präpositionen unrichtig wählt,** (z. B. er ist **nebst** mir nach Dresden gereiset; statt: **mit mir** rc.), **oder mit einem falschen Casis construirt,** (z. B. während diesem Monate — statt: während **dieses Monats;** oder wegen mir — st. **meinetwegen**); **wenn man endlich die Conjunctionen fehlerhaft stellt, und sie unter sich selbst verwechselt.**

3) **Veraltete Constructionen;** z. B. ihr Wesen hat sie kein Hehl (st. sie verbirgt ihr Wesen nicht).

4) **fehlerhafte Häufung gewisser Wörter;** z. B. er sagt **niemanden nichts,** (st. er sagt niemanden etwas davon); oder: keiner hat ihn nicht gesehen, (st. keiner hat ihn gesehen); oder: er ist **seiner** Mutter **ihr** liebster Sohn u. d. gl.

5) **Der fehlerhafte Gebrauch des Wortes: thun,** sobald ein Verbum adjectivum schon mit dem Subjecte verbunden ist; z. B. er **thut** schön **tanzen,** (statt er **tanzt** schön); oder: **insinuiren thut** er sich damit nicht, (st. er **insinuirt** sich damit nicht). Richtig aber ist es, wenn das Verbum: **thun** selbst das Hauptzeitwort in den Perioden ist; z. B. dies **thut** nichts zur Sache; alles, was er versprochen und **gethan** hat rc.

6) **fehlerhafte Beibehaltung von provinziellen Wortfügungen,** z. B. ich habe es **dich** (st. **dir**) gegeben. — Es freuet mich, **Ihnen** (st. **Sie**) zu sehen, u. d. gl.

§. 130.

Fortsetzung.

Um die Solöcismen, die in vielen Fällen **mit den Barbarismen eins und dasselbe sind,** zu vermeiden,

muß man den Geist einer Sprache genau kennen lernen. Da diese Bekanntschaft blos auf dem Wege der Erfahrung zu erlangen ist; so ist das wirksamste Mittel dazu, entweder die **anerkannten Klassiker der Nation** zu lesen, und sich nach ihnen zu bilden, oder **in der mündlichen Unterhaltung** selbst auf alle seine Sprachfehler beständig zu merken, und sich, in Hinsicht auf dieselben von den gebildeten Menschen, mit welchen man umgehet, auf alles sogleich aufmerksam machen zu lassen, was gegen Sprachrichtigkeit verstößt. Sehr oft kann man richtig schreiben, und selbst in der Theorie sicher geworden seyn, und doch sich in der mündlichen Unterhaltung Fehler verzeihen, an welche man sich einmal von Jugend auf gewöhnt hat, besonders da der Vortrag unsrer Jugendlehrer, von Seiten der stylistischen Form, oft so sehr nachlässig ist. — Nächst dem Studium des Geistes einer Sprache muß man sich mit **dem Sprachgebrauche** und mit **der Analogie** genau bekannt machen, um in jedem zweifelhaften Falle sogleich nach dem, was anerkannt richtig ist, entscheiden zu können. Zudem muß man sich vor Neuerungssucht in allen den Fällen hüten, wo der Sprachgebrauch einmal bestimmt entschieden hat, weil ein einzelner Schriftsteller ohnmöglich erwarten darf, daß er mit seinen scheinbaren, oder wirklichen Reformen durchdringen werde, und weil er durch dieselben, nur den vortheilhaften Eindruck hindert, welchen seine Schriften außerdem machen würden. — Daß für die teutsche Sprache das Hochteutsche die letzte Instanz für alles ist, was über den empirischen Sprachgebrauch gesagt werden kann, darf, nach den vorhergehenden Untersuchungen, kaum noch erinnert werden.

Solöcismen sind, im Gegensatze gegen die Barbarismen, die Verstöße gegen den niedern Syntax. Der niedere Syntax beschäftigt sich aber blos mit der erfahrungsmäßig zu erklärenden Wortverbindung und Wortfolge, weshalb die Solöcismen auch in jeder Sprache zur empirischen, und nicht zur philosophischen Sprachwissenschaft gehören.

Ueber die Solöcismen vergleiche man:

J. C. Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 78. f.

K. Reinhard, Theorie und Literatur des teutschen Styls, S. 67. f.

W. Rosmann, Theorie des teutschen Styls, Th. 1, S. 17. ff.

Th. Heinsius, Sammlung von teutschen Barbarismen und Solöcismen. S. 7. ff.

J. C. Vollbeding, Antibarbarus. Köthen 1802.

J. F. Heynatz, Versuch eines teutschen Antibarbarus, 2 Theile. Berl. 1796. f.

J. C. Stutz, kleiner Beitrag zur Beförderung teutscher Sprachrichtigkeit. Zerbst 1789.

K. Ph. Moritz, vom richtigen teutschen Ausdrucke, oder Anweisung, die gewöhnlichen Fehler im Reden und Schreiben zu vermeiden, für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen. Berlin 1792.

§. 131.

b) Lehre von der Rechtschreibung. Orthographie.

Darstellung in Worten ist für vernünftige Wesen nur auf zweifache Art möglich; **mündlich** und **schriftlich** (§. 14.). Die **erste** Art der Darstellung umschließt das **Hörbare**; die **zweite** Art das **Sichtbare**. Die **Schriftzeichen** sind daher die sichtbare Darstellung der in Worte und Begriffe gekleideten innern Zustände eines vernünftigen Wesens. Diese sichtbare Darstellung war, als die Sprache selbst noch ganz sinnlich und mangelhaft war: **Hieroglyphenschrift**, welche der Kindheit des menschlichen Geschlechts und den niedrigsten Stufen seiner Kultur entspricht. Sie erhob sich zur **Buchstabenschrift**, sobald als die Armseligkeit und Unbehülflichkeit der Hieroglyphenschrift dem in seiner geistigen Entwickelung fortschreitenden Menschen zu drückend wurde, und diese für die Bezeichnung seiner mannigfaltigen Zustände nicht mehr zureichte *). Die

*) Es gehört nicht in eine teutsche Sprachkunde, sondern in die Geschichte der menschlichen Sprache selbst, und in die Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechts, zu untersuchen: in welchem Verhältnisse die Hieroglyphenschrift zur Buchstabenschrift, nach den verschiedenen Graden und Abstufungen der Kultur und nach den Fortschritten in denselben, bei den verschiednen Völkern gestanden habe,

Buchstabenschrift besteht aber aus einem abgeschlossenen Ganzen willkührlicher Zeichen, durch welche die Summe menschlicher Vorstellungen so deutlich und erschöpfend sichtbar dargestellt wird, daß vermittelst dieser Darstellung in dem, der diese Sprache nach ihrer empirischen Geltung versteht, dieselben Vorstellungen erzeugt werden, welche der Darstellende durch dieselben ausdrücken wollte. Der richtige, und dem Zeitalter der höhern Reife einer ausgebildeten Sprache angemessene, Gebrauch dieser Zeichen für die sichtbare Darstellung ist, in demjenigen Theile der empirischen Sprachwissenschaft begründet, welchen wir **Orthographie** nennen.

1) Die Buchstabenschrift besteht aus willkührlichen Zeichen;
2) deshalb ist ihre Kenntniß und ihr Gebrauch ganz empirisch;

Wenn die erste Sprache roher Naturton war; so war die erste Schrift plumpe Mahlerei. Mit der figürlichen Bedeutung der Wörter, (indem man die für sinnliche Gegenstände gebrauchten Wörter auf übersinnliche Gegenstände übertrug, aber aus Mangel an Bildung für die letzteren kein eignes Wort erfinden konnte,) mußte auch die figürliche Darstellung durch Zeichen (die Symbolik der Hieroglyphenschrift) entstehen. Das Unkörperliche ward körperlich, vermittelst der Bilder sichtbarer Dinge, dem Auge dargestellt, so wie die Sprache selbst unhörbare Dinge vermittelst ähnlicher hörbarer Töne dem Ohre vernehmlich machte. So konnte die schriftliche Darstellung nur in Angemessenheit zur mündlichen vervollkommnet werden, und diejenigen Völker, welche früher als andere das höhere Bedürfniß der geistigen Ausbildung fühlten, und durch Handel, Völkerbindung und Anbau der Wissenschaften ihren geistigen Gesichtskreis erweiterten, mußten auch die Hieroglyphenschrift verlassen, und Buchstabenschrift gebrauchen, welches Anfangs nichts weiter, als eine abgekürzte Hieroglyphenschrift gewesen zu seyn scheint. — Vergl. Adelungs umständliches Lehrgebäude der teutschen Sprache, Th. 2, S. 616. ff.

3) vermittelst dieser willkührlichen Zeichen sollen die menschlichen Vorstellungen **sichtbar** dargestellt werden;

4) diese Vorstellungen sollen aber auch in der sichtbaren Darstellung **deutlich** zu erkennen und **erschöpfend** dargestellt seyn;

5) die Buchstabenschrift bildet deshalb, in dem Zeitalter der höhern Reife eine ausgebildete Sprache, ein **abgeschlossenes Ganze**, welches nämlich hinreicht für die **sichtbare** Darstellung der **ganzen Summe** von Vorstellungen, welche in einer ausgebildeten Sprache **hörbar** (mündlich) dargestellt werden können.

6) Die genaue Kenntniß und der befriedigende Gebrauch dieser Zeichen für jede mögliche Vorstellung begründet die (empirische) **Orthographie**.

§. 132.

Empirischer Ursprung der Orthographie.

Da die Erfindung der für die sichtbare Darstellung üblichen Zeichen ganz willkührlich war; so ist auch dadurch der empirische Ursprung der Orthographie entschieden. In der Orthographie stammt nichts aus rein philosophischen Principien, als der **Begriff der sichtbaren Darstellung** der Vorstellung. Die **Zeichen** für die sichtbare Darstellung sind **ganz empirisch**. Nur die **Verbindung** dieser Zeichen zu einem abgeschlossenen und die sichtbare Darstellung der Vorstellung erschöpfenden Ganzen kann, **in Angemessenheit zu den Principien der philosophischen Sprachwissenschaft**, nach ihrer innern nothwendigen Oekonomie festgesetzt werden.

So wie aber in der Sprache (in der **hörbaren** Darstellung) sich, selbst in dem Zeitalter der höhern Reife der Sprachen, noch viele Spuren der ersten Unvollkommenheit und Armuth für die mündliche Darstellung finden, welche sich theils in der Abwesenheit nöthiger Wörter *), theils

*) So z. B. bedient sich die Philosophie des Wortes Anschauung, für den unmittelbaren äußern Eindruck auf alle fünf Sinne, ob es gleich an sich nur auf den Sinn des

in der Uebertragung der Wörter für die Bezeichnung sinnlicher Gegenstände auf übersinnliche zeigen; so sind auch in der sichtbaren Darstellung durch Buchstabenschrift ohnmöglich die Spuren der Unvollkommenheit zu verkennen, welche noch aus dem Zeitalter des Entstehens und der ersten Bildung der Buchstabenschrift herrühren. Denn obgleich in dem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache, die einmal empirisch begründete Buchstabenschrift ein abgeschlossenes Ganze bildet, und die aus derselben herstammende Orthographie ebenfalls in sich selbst so fest und bleibend als möglich werden muß; so findet sich doch in der recipirten Buchstabenschrift theils Mangel, theils Ueberfluß; Mangel, indem sie weniger Schriftzeichen in sich enthält, als zur Darstellung der Verschiedenheiten des hörbaren Ausdruckes nöthig sind; Ueberfluß, indem sich auch bisweilen mehrere Zeichen für einen und denselben Laut vorfinden. Eben so ist es mit der von der Buchstabenschrift abhängenden Orthographie. Sind schon die Zeichen der Darstellung selbst eine Erfindung der Willkühr; so wird diese Willkühr bei dem frühern Gebrauche dieser Zeichen (ehe noch die ausgebildete Vernunft in diese Willkühr Ordnung und Festigkeit bringen konnte,) noch weniger verkannt werden können. Deshalb fixirt sich auch die Orthographie in einer lebenden Sprache ungleich später, als die Buchstabenschrift, oder die Summe der Zeichen selbst. Die verschiedene Aussprache dieser Zeichen in den verschiedenen Provinzen eines großen Reiches; die vernachlässigte Declamation in dem Zeitalter der Erziehung; der Einfluß der verschiedenartigen Dialecte bei einer weitverbreiteten Sprache; die geringe Wirksamkeit der klassischen Schriftsteller einer Nation auf die Ausbildung der Aussprache des gemeinen Haufens; die Nachlässigkeiten der einzelnen Schriftsteller in Hinsicht der Orthographie von der einen, und der Eigensinn derselben von der andern Seite, haben in der Or-

Gesichts gehet; denn es fehlet noch ein Wort in der Sprache für die Bezeichnung des allen Sinnen Gemeinsamen in dem unmittelbaren äußern Eindrucke.

thographie selbst der gebildetsten neuern Völker Europens, am meisten aber in der teutschen Sprache, so viel Willkührliches und Schwankendes gelassen, daß man, aller Bemühungen der Sprachforscher ohngeachtet, sobald noch keine Vereinigung, selbst nur der vorzüglichsten teutschen Schriftsteller, in Betreff einer allgemein geltenden Orthographie erwarten darf.

Eben deshalb, weil in der Orthographie nichts nach apriorischen Gesetzen bestimmt ist, und bestimmt werden kann; eben, weil sie ganz empirischen Ursprungs ist, (wie schon die leichte Verwandlung der Buchstabenschrift in Chifferschrift beweiset); kann bei derselben keine andere Uebereinkunft erwartet werden, als die überwiegende Auctorität, (welche allein in empirischen Dingen entscheidet,) eines einzigen Sprachforschers, oder eine zur Vervollkommung der Sprache organisirten Akademie anzuerkennen. So sehr die Stiftung der letztern zu wünschen wäre, da z. B. der Einfluß der Pariser Akademie auf die Vervollkommnung der französischen Sprache in allen ihren Theilen seit Ludwigs 14 Zeiten entschieden vorliegt; so ist sie nach der politischen Verfassung Teutschlands nicht zu erwarten, und selbst wenn sie irgendwo zu Stande käme, so würden immer die teutschen Sprachforscher am Neckar und an der Weser den Vorschriften einer Akademie zu Berlin oder zu Mannheim nicht durchgehends zu huldigen geneigt seyen. — Bei der Auctorität eines einzigen Sprachforschers finden sich beinahe noch mehr Schwierigkeiten, obgleich in seinen Principien vielleicht sich die meiste innere Einheit finden dürfte. Denn theils gehört er nach seiner Bildung und seinem Wohnorte doch immer einer Provinz Teutschlands an, an deren Eigenheiten er sich zum Theile frühzeitig schon gewöhnt hat, und die er deshalb gegen andere Idiotismen vertheidigen wird; theils kann er, bei dem gründlichsten Studium der Sprache und bei dem umschließendsten Blicke, dennoch leicht durch vorgefaßte Principien, welche jeder denkende Kopf zu seinen Untersuchungen mitbringt, veranlaßt werden, etwas als Norm aufzustellen, worüber sich nur wenige Zeitgenossen mit ihm vereinigen dürften, und immer würde seine Auctorität nur relative und lokale Gültigkeit haben; theils kann er dem Nationalgeiste in den verschiedenen Provinzen nicht gebieten, daß er in der Aussprache der Wörter, und also auch in der davon abhängenden

Orthographie, sich nach seinen, obwohl ganz richtigen Grundsätzen modificiren soll.

§. 133.

Allgemeiner Maasstab für die Orthographie.

So wenig nun je bei einer lebenden Sprache, und namentlich bei der teutschen, auf eine **völlige** Uebereinkunft in Hinsicht auf Orthographie gerechnet werden darf; so können doch, wenn einmal in einem reifern Zeitalter die Sprache selbst eine gewisse höhere Festigkeit und Sicherheit erhalten hat, **mehrere Grundsätze für die Orthographie aufgestellt werden**, welche theils dem Geiste einer verbesserten Sprache selbst angemessen sind, theils die durch den empirischen Gebrauch der Schriftzeichen festgesetzten und wenigstens am weitesten verbreiteten Regeln in sich fassen und zu Einem Ganzen zusammenstellen, und so wenigstens den Einfluß und die **Anwendung** der philosophischen Sprachwissenschaft auf die innere Rundung des Empirischen in der Sprache verstatten, wenn dasselbe gleich nicht nach apriorischen Principien an sich aufgestellet werden kann.

§. 134.

Abstammung der teutschen Buchstabenschrift.

Obgleich die teutsche Sprache eine ursprüngliche ist; so sind doch die teutschen Schriftzeichen **von der römischen Sprache entlehnt**. Die Teutschen kannten auf keinen Fall vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern nnd vor ihrem Eindringen und Niederlassen in den Provinzen des römischen Reiches die Buchstabenschrift; denn keine historische Spur führet darauf hin, und ein so rohes Volk, wie das teutsche vor, und zur Zeit der Völkerwanderung war, fühlte auch noch nicht das Bedürfniß, zu schreiben *) Die

*) Adelung ist derselben Meinung, in seinem umständlichen Lehrgebäude ꝛc. Th. 2, S. 629. ff. Vielleicht aber gehet er darin zu weit, daß er das phönicische Alphabet zur gemeinschaftlichen Quelle aller Buchstabenschrift bei den europäischen Völkern erhebt, welches sowohl die ältesten Griechen, als auch die Etruscer und andre an den Küsten

Franken nahmen, nach der Eroberung Galliens, die Religion, die Sitten und gewiß auch das Alphabet der Besiegten an, obgleich für die teutsche Sprache, und besonders für die fränkische Mundart derselben, die Zeichen des lateinischen Alphabets nicht durchgehends brauchbar — wenigstens nicht befriedigend — seyn mochten. Daher kamen denn in das teutsche Alphabet allerdings in der Folge Schriftzeichen, die sich in dem lateinischen nicht finden. — Die Angelsachsen fanden in Britannien eben so die Spuren der römischen Bildung und Kultur (nur nicht in einem so hohen Grade), wie die Franken in Gallien.

Je mehr im Mittelalter der gute Geschmack fehlte, und je allgemeiner Unwissenheit und Roheit verbreitet waren; desto mehr artete auch die Schönheit der römischen Schriftzeichen in jene eckigen Züge aus, welche unter dem Namen der gothischen, oder der Mönchsschrift bekannt ist, und die, nach der Analogie der Handschriften, auch, als die Buchdruckerkunst bereits erfunden war, noch in den geschnittnen Lettern nachgeahmt und beibehalten wurde, bis sie endlich der von Italien ausgehende bessere Geschmack verdrängte, und zwar zuerst bei Büchern, die in lateinischer Sprache gedruckt wurden, in der Folge auch bei solchen, die in der Landessprache geschrieben waren *).

Da also das lateinische Alphabet die Grundlage des teutschen wurde; so darf in dem letztern die Erscheinung nicht befremden, daß, mit der Annahme dieser fremden Schriftzeichen, eine Anzahl von Zeichen auf die teutsche Sprache überging, für welche sie keine Töne Anfangs hatte, so wie sie wieder Töne in sich enthielt, für welche sich in der

des Mittelmeeres wohnenden Völker von den Phöniciern bekommen hätten, so wie, nach Adelungs Meinung, die Römer ihre Schrift den Griechen verdankten. — So viel ist gewiß, daß, als im römischen Reiche, nach seiner größten Erweiterung, alle damals civilisirte Völker vereiniget waren, auch die römischen Schriftzeichen eine allgemeine Verbreitung erhielten, und den Schriftzügen des ganzen westlichen Europa zum Grunde liegen.

*) Adelungs umständliches Lehrgeb. Th. 2, S. 635. ff.

angenommenen Schrift keine Zeichen fanden *). Nur nach und nach, besonders wenn sich allmählig die erste Härte der Sprache eines noch ungebildeten Volkes mildert; wenn seine Aussprache sich verbessert; wenn, durch die Verbindung mit andern Völkern, seine Verhältnisse sich anders gestalten, und der Einfluß dieser jüngern Modifikationen sich auch in seiner Sprache zeigt; dann tritt das Alphabet mit der Sprache selbst mehr ins Gleichgewicht, und obgleich in dem teutschen Alphabet, **nach der gegenwärtigen verbesserten Aussprache**, einige Veränderungen möglich wären, so ist doch dieses Alphabet, **im Ganzen genommen**, zureichend für die Sprache, und die vorzunehmende Umänderung desselben möchte zuletzt zu einer Verwirrung führen, deren Nachtheil durch die etwa zu erlangenden Vortheile nicht aufgewogen werden dürften.

Eben so kann über den Streit, ob die teutschen Buchstaben allmählig der Wiederherstellung des lateinischen Alphabets Platz machen sollen, nicht in letzter Instanz entschieden werden, da sich auf beiden Seiten die Auctorität von Männern befindet, die allerdings ihre Gründe für sich haben. So viel scheint gewiß, daß die Abschaffung des teutschen Alphabets für den gemeinen Mann nicht ohne Schwierigkeiten seyn würde, ob ich gleich, nach meiner Ueberzeugung, den lateinischen Schriftzügen mehr Schönheit der Form zugestehen muß, als den teutschen, die immer nur, nach historischen Zeugnissen, eine Ausartung von jenen sind, ob sie gleich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch die Bemühungen denkender und geschmackvollen Männer (namentlich **Ungers** in Berlin) viel gewonnen haben.

§. 135.

Grundsätze der teutschen Orthographie.

Die **teutsche** Orthographie ist der **Inbegriff derjenigen empirisch begründeten Regeln, nach welchen das Hochteutsche schriftlich dargestellt werden muß**; inwiefern das Hochteutsche die vollkommenste stylistische Darstellung in der teutschen Sprache, nach dem Muster der Klassiker unsrer Nation, verstattet.

*) Roths Anfangsgründe der teutschen Orthographie, S. 4.

Ueber folgende Grundsätze dürfte daher wohl die allgemeinste Uebereinstimmung zu erwarten seyn:

1) **Schreibe, wie du nach dem Hochteutschen aussprichst.** Das Hochteutsche ist kein besonderer Dialect, sondern die eigentliche Büchersprache, das Resultat aller teutschen Dialecte, inwiefern es den einzigen **empirischen** Maasstab für Korrectheit und Schönheit in der Darstellung enthält. Diejenigen Wörter nämlich, welche, nach strenger Sprachforschung, dem Hochteutschen angehören, sind der **empirische Stoff**, welcher in der Darstellung unter der Form der Korrectheit und Schönheit erscheint. Die richtige Aussprache dieser dem Hochteutschen zukommenden Wörter, (ohne Rücksicht auf die provinziellen Fehler in der Aussprache,) und die Angemessenheit der schriftlichen Darstellung zu dieser richtigen Aussprache, ist das erste Gesetz der Orthographie. — So schwierig auch in manchen Gegenden Teutschlands die Ausübung dieses Gesetzes seyn mag; so wird sie doch durch das Studium der Klassiker erleichtert, die hochteutsch geschrieben haben, und deren Schriften man studiren muß, wenn man nicht im Umgange mit Personen lebt, die hochteutsch sprechen.

2) **Das Gesetz der nächsten Abstammung** tritt dann für die Orthographie ein, sobald die Aussprache etwas unentschieden läßt. Die so oft vernachlässigte Aussprache unterscheidet in vielen Wörtern nicht genau zwischen b und p, zwischen e und ä, i und ü u. d. gl. Hier entscheidet nun die Rücksicht auf die Abstammung. Nach derselben schreiben wir: die **Waaren**, und die **wahren** Gesinnungen; ich **stehle**, und die **Stähle**; die **List** und die **Lüste** u. d. gl. Man darf übrigens nur die Orthographie des achtzehnten Jahrhunderts mit der des funfzehnten verglichen, um sich zu überzeugen, wie sehr sich die Aussprache geändert haben muß, da sich so viele Doppelbuchstaben in der sichtbaren Darstellung der Wörter verloren haben; da in die Stelle der harten Buchstaben weiche eingetreten sind u. s. w.

Oft aber hat auch das fortgesetzte Studium der Etymologie, das eine Lieblingsbeschäftigung der vorigen Zeiten war, und nur bisweilen zu weit getrieben wurde, auf die richtige Orthographie, nach dem Princip der Abstammung, geleitet. — Uebrigens kann sich die Orthographie blos an die nächste Abstammung halten, weil die wenigsten die Sprache so nach ihrem innern Wesen, und nach ihrer historischen Ausbildung studiren können, daß sie auch auf die entferntere Abstammung mit glücklichem Erfolge Rücksicht nehmen sollten, dahingegen für jeden gebildeten Teutschen es Pflicht ist, seine Muttersprache völlig orthographisch richtig zu schreiben.

3) Das Gesez des allgemein angenommenen Gebrauches im Schreiben tritt dann ein, wenn wir mit den Gesetzen der Aussprache und der nächsten Abstammung nicht ausreichen. So wie sich das Sprechen (und die Sprache überhaupt) unter dem Einflusse des Zufalls und der Gewohnheit mehr, als nach sogleich Anfangs festbestimmten Gesetzen und Regeln ausgebildet hat; so läßt sich auch bei dem Schreiben, dessen empirischer Ursprung entschieden ist, nicht immer der letzte Grund nachweisen, warum so geschrieben wird. So wie wir beim Sprechen den Sprachgebrauch, in empirischer Hinsicht, als den höchsten Gesetzgeber aufstellen müssen; so müssen wir auch für die Orthographie da, wo Aussprache und Abstammung nicht ausreichen, den empirisch festgesetzten Schreibegebrauch als Norm für die Orthographie gelten lassen. Es ist gedenkbar, daß dieser Schreibgebrauch, so wie der Sprachgebrauch, bei der ersten Einrichtung des Schreibens seinen Grund hatte, den wir, da er empirischen Ursprungs, und mithin der Veränderung unterworfen war, nicht mehr kennen; es ist aber auch möglich, daß blos der Zufall Anfangs das festsetzte, was sich selbst in den Zeiten der höhern Ausbildung und Reife einer Sprache in derselben als einmal recipirter Gebrauch erhielt. Ob nun gleich in manchen Gegenden selbst dieser Gebrauch in einzelnen (wenig erheblichen)

Fällen von einander abweicht; so hat doch immer die eine Art der Darstellung **mehr für sich**, als die andre. Deshalb sollte man in keinem Falle es der **Willkühr des Schreibenden** überlassen, wie er schreiben, und welche Art des verschiedenartigen Gebrauches er erwählen will, sondern man sollte diejenige Schreibart, welche eine wahrscheinliche Analogie und Etymologie, oder auch die Auctorität der vorzüglichsten Klassiker für sich hat, als Norm aufstellen, um, so weit es möglich ist, in die Orthographie allmählig mehr Einheit und Bestimmtheit zu bringen.

(So sollte man z. B. richtiger: mögte st. möchte schreiben und dergl.; aber der Schreibgebrauch ist hier der Aussprache gefolgt und hat für die letztere Art entschieden. — In Hinsicht auf das Particip: verloren (von: verlieren) meint selbst Roth (in seinen Anfangsgründen der Orthographie S. 13. f.) man könne es der Willkühr überlassen, ob man verloren, oder verlohren schreiben wolle. Auf jeden Fall hat aber die erstere Form mehr für sich, als die zweite; deshalb sollte jeder Lehrer der Orthographie darauf dringen, daß diese Form allgemein werde, und keine Willkühr deshalb statt finde.)

4) **Das Gesetz, bei allen in die teutsche Sprache und in den stylistischen Zusammenhang aufgenommenen Wörtern die teutschen Buchstaben zu gebrauchen.** Aus Gründen, die weiter oben auseinander gesetzt sind, können nicht alle in der teutschen Sprache vorkommenden Wörter teutschen Ursprungs seyn. Demohngeachtet sind die entlehnten Wörter nach und nach so mit den ursprünglich teutschen verschmolzen, und bilden mit den letztern in dem stylistischen Zusammenhang ein solches Ganze, daß es nicht nur für das Auge, sondern auch für das Verstehen des Sinnes hinderlich und beschwerlich seyn würde, die eingebürgerten fremden Wörter mit den Buchstaben der Sprache zu schreiben, aus welcher sie stammen, besonders da man, wenn dieses Princip angenommen werden sollte, nicht einsehen könnte, warum man die aus der griechischen Sprache stammenden Wörter mit lateinischen, und nicht

mit griechischen Buchstaben schreiben sollte. — Der bessere Geschmack hat diesen Mißgriff der vorigen Zeiten berichtiget, so daß das Princip gilt, daß alle Wörter, welche in den stylistischen Zusammenhang der teutschen Sprache aufgenommen sind, sie mögen übrigens herstammen aus welcher Sprache sie wollen, mit teutschen Buchstaben geschrieben werden.

(Etwas anders ist es, wenn ganze Redensarten oder Stellen aus fremden Sprachen zur Erklärung des stylistischen Zusammenhanges, in denselben aufgenommen und eingeschaltet werden. So würde man z. B. savoir vivre, das non plus ultra, und dergl. wenn sie einmal im Zusammenhange vorkommen müssen, nicht mit teutschen Buchstaben schreiben dürfen.)

5) **Die aus fremden Sprachen abstammenden, und in die teutsche Sprache aufgenommenen Wörter werden, sobald sie nicht durch die Annahme der teutschen Flexion völlig nationalisirt worden sind, ganz mit den Buchstaben geschrieben, welche ihnen in der Sprache eigen sind, aus welchen sie stammen,** wenn diese Art der Orthographie auch mit den für die ursprünglich teutschen Wörter üblichen Regeln der Orthographie nicht übereinstimmen sollte. — So sprechen wir z. B. Philosophie zwar aus, wie: Filosofie; aber die Rücksicht auf den griechischen Ursprung dieses Wortes und auf die im Griechischen für dieses Wort übliche Schriftzeichen nöthigt uns, die ursprüngliche Orthographie für dieses Wort und für alle ähnliche beizubehalten. So dürfen wir Tyrus nicht in Tirus, Cicero nicht in Zizero, Cäsar nicht in Zäsar u. d. gl. verwandeln. — Selbst da, wo die neuern Untersuchungen uns überzeugt haben, daß die von den römischen Schriftstellern angenommenen Schriftzeichen für die Darstellung griechischer Wörter nicht die völlig entsprechenden sind, dürfen wir den einmal recipirten Gebrauch nicht aufheben. (So z. B. würde es richtiger seyn, Phöniker als Phönicier, u. d. gl. zu schreiben; wir dürfen aber, da durch

diesen Schreibegebrauch die ganze bisher übliche Aussprache solcher Wörter verändert werden müßte, dieselbe nicht annehmen.) — Dahingegen müssen wir bei Wörtern, welche die Römer mit **ihren** Buchstaben schreiben, wenn diese nicht in der Sprache **des** Volkes vorhanden waren, woher diese Wörter stammen, und wenn durch die Herstellung der ursprünglichen Buchstaben die recipirte Aussprache dieser Wörter nicht gehindert wird, jene ursprünglichen Buchstaben annehmen, z. B. **Korinth**, nicht **Corinth**; **Kappadocien**, nicht **Cappadocien**. Wörter aber, die durch die teutsche Flexion ganz nationalisirt geworden sind, (z. B. **Kanzel, Katheder** und dergleichen) werden mit **den** Buchstaben geschrieben, welche die teutsche Aussprache und Orthographie mit sich bringt. Derselbe Fall ist es mit den Wörtern, welche vermittelst einer andern Sprache (namentlich vermittelst der französischen,) aus der lateinischen Sprache in die teutsche übergegangen sind, (z. B. **Autor, Ceremonie, Trophäen** u. d. gl.) — Sollen übrigens solche aus fremden Sprachen entlehnte Wörter declinirt werden; **so ist es fehlerhaft, sie nach der Form der lateinischen Grammatik zu decliniren.** So ist es fehlerhaft, zu schreiben: die Lehren des Evangelii st. des **Evangeliums**; die Briefe Ciceronis, st. **Cicero's** Briefe, oder die Briefe des Cicero. — Es ist fehlerhaft zu schreiben: die Briefe Pauli — st. die Briefe **des Paulus**. — Nur wenige Ausnahmen, wo Mißverständnisse oder Härten unvermeidlich entstehen müßten, oder wo der Sprachgebrauch bereits zu bestimmt entschieden hat, z. B. die Sendung Jesu ꝛc.) finden hier statt.

(Die Sucht z. B. Woltär st. Voltaire, Schurnal st. Journal, Cawallir st. Cavalier ꝛc. zu schreiben, war nur vorübergehend, und eine Erscheinung, die sich nicht erhalten konnte, und deshalb auch nicht die ernste Rüge verdiente, die sie in dem Anfange des letzten Viertheils des vorigen Jahrhunderts erhielt. Selbst ein Mann, wie Klopstock, konnte diese Neuerungen nicht mit hinreichenden Gründen unterstützen, und so groß auch sein Ansehen als Dichter

bei der Nation war, so war es doch vortheilhaft für die innere Haltung unsrer Sprache, daß seine Autorität in der Orthographie nicht durchdrang.)

6) Die **Analogie** unter die Gesetze für die Orthographie aufzunehmen, scheint weder nöthig, noch nützlich zu seyn; denn, wo uns Aussprache, Abstammung und recipirter Schreibegebrauch verlassen, wird uns auch die Analogie nicht so unterstützen, daß wir vor allen Verirrungen sicher wären, und überhaupt ist die Analogie in der That nur in seltenen Fällen anzuwenden. Man versteht nämlich unter dem Gesetze der Analogie in der Orthographie: **die Rücksicht auf die Rechtschreibung in einem ähnlichen und nach bestimmten Regeln entschiedenen Falle, um darnach in zweifelhaften Fällen sich richten zu können.** (So hat man gerathen: Geduld, und nicht Gedult, nach der Analogie von **Schuld** zu schreiben; würde aber da nicht auch das Wort: **Pult** eben so analog mit Gedult seyn können?) Der **gleiche Laut** bei gewissen Wörtern, worauf es doch ankommen müßte, wenn das Gesetz der Analogie in der Orthographie gelten sollte, hängt oft von so **zufälligen Umständen** ab, daß darauf keine sichere orthographische Regel gebaut werden kann.

§. 136.

Fortsetzung.

Die hier aufgestellten Grundsätze für die Orthographie sind **sämmtlich empirischen Ursprungs**, und erhalten nur dadurch einen innern Zusammenhang für die Aufführung **derjenigen** empirischen Sprachwissenschaft, welche wir Orthographie nennen, daß, **durch die Anwendung der Grundsätze der philosophischen Sprachwissenschaft** auf die mögliche Unterordnung aller in der Orthographie vorkommenden Fälle unter diese Regeln, die Theorie der Orthographie selbst **eine gewisse empirische Sicherheit und Festigkeit** bekommt, deren sie sonst ermangeln müßte, wenn man das ganze Chaos der einzelnen in der Sprache vorkommenden Wörter nicht, in Hinsicht auf deren

Rechtschreibung, auf gewisse, wenigstens relativ allgemeingültige Principien zurückführte. — Ob nun gleich die Willkühr der Schreibenden einigermaßen dadurch gebunden werden kann; so gibt es doch noch viele Fälle, wo diese Regeln Modifikationen leiden, oder wo sie nicht ausreichend sind. Deshalb ist es nöthig, daß jeder, der sich diese Regeln vergegenwärtiget, zugleich durch das Studium der teutschen Klassiker eine solche Gewandtheit und Fertigkeit in dem Gebrauche jener Regeln erwirbt, daß sich in ihm der Tact bildet, nach welchem man die Beibehaltung der von den anerkannten Klassikern der Nation gebrauchten Orthographie für verdienstlicher hält, als sich Neuerungen zu erlauben, die oftmals höchst einseitig und verfehlt, und ohne alle Sprachforschung versucht worden sind, und die, da man auf ihre allgemeinere Annahme bei den denkenden und gebildeten Zeitgenossen nicht rechnen kann, den Schriften dessen, der sich derselben bedient, selbst am nachtheiligsten werden.

(Da in dieser allgemeinen Sprachkunde nicht die Anwendung der für die Orthographie aufgestellten Principien auf die einzelnen Fälle vorkommen kann, weil bereits ein propädevtischer Kursus der Grammatik und also auch der Orthographie dabei vorausgesetzt wird; so verweise ich hier für diese speciellen orthographischen Regeln auf: C. M. Roth, Anfangsgründe der teutschen Orthographie, Gießen 1803, wo nicht nur diese speciellen Regeln gründlich und gedrängt aufgestellt und erläutert, sondern auch durchgehends mit passenden Beispielen belegt sind. — Kommt es aber darauf an, in schwierigen Fällen das Wort selbst nachzuschlagen, über dessen Rechtschreibung man zweifelhaft ist; so ist der zweite Theil von Adelungs Anweisung zur teutschen Orthographie das sicherste Noth- und Hülfsbuch. Denn, obgleich Adelungs Auctorität immer nur die Auctorität eines einzigen Sprachforschers ist; so hat er doch überall sich an so bestimmte Regeln gebunden, daß es höchst vortheilhaft seyn würde, wenn seine orthographischen Grundsätze allgemein in Teutschland angenommen würden, ob ich gleich zugestehe, daß bei einigen einzelnen Wörtern und Formen Adelung vielleicht zu streng ist, und zu sehr nach bloßer Auctorität entschieden hat. So z. B. glaube ich, daß wir das aus der griechischen Sprache entlehnte und von uns

in der Aussprache nicht auszudrückende y mit Ausnahme der Wörter, welche aus der griechischen Sprache stammen, und dort das y haben,) ganz verdrängen, und höchstens nur im Hülfsworte seyn beibehalten sollten, obgleich auch hier der Zusammenhang sogleich zeiget, ob es das Pronomen, oder der Infinitiv des Hülfswortes ist, so wie auf dieselbe Weise in der lateinischen Sprache nur durch den Zusammenhang ausgemittelt werden kann, ob quod welches, oder: daß bedeutet.)

§. 137.
Literatur der Orthographie.

Ueber wenige Theile der teutschen Sprachwissenschaft ist so viel geschrieben worden, als über die Orthographie. Viele Anweisungen dazu, besonders die ältern, sind ganz unbrauchbar; viele haben sich zu wenig an die (§. 135) aufgestellten Regeln gebunden.

Nächst den in der Note zu § 136. genannten beiden Schriften, wovon die erste besonders für den Unterricht sehr brauchbar ist, gehören zuerst die Sprachlehren hieher, in welchen die Grundsätze der Orthographie berücksichtiget werden, wo denn, seit dem Erscheinen von Adelungs trefflichen Schriften, die meisten neuern Sprachforscher und Sprachlehrer, freilich mehr oder weniger, die Adelungschen Principien adoptirt haben.

Von der Orthographie, oder Fertigkeit richtig zu schreiben, handelt Adelung in dem umständlich. Lehrgebäude der teutschen Sprache, Th. 2, S. 615 — 781. und unter dem Titel: Grundsätze der teutschen Orthographie, Leipz. 1782, besonders abgedruckt. — Dann in dessen teutscher Sprachlehre für Schulen (nach der dritten Auflage) S. 477. ff; und in dessen Auszug aus der teutschen Sprachlehre für Schulen (nach der zweiten Auflage) S. 184 ff. — Der vollständige Titel seines isolirt erschienenen, und klassisch bearbeiteten Werkes über die Orthographie ist:

Vollständige Anweisung zur teutschen Orthographie, nebst einem teutschen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Theile. Leipzig 1790. 2te Aufl.

Schon vor ihm hatte J. C. Gottsched eine feste Bahn gebrochen. Er handelt von der allgemeinen orthographischen Regeln, in seiner vollständigen und neuerläuterten

teutschen Sprachkunst, (6te Aufl. Leipz. 1776.) S. 62 — 113, womit von S. 114 — 150 ein reichhaltiges orthographisches Verzeichniß gewisser zweifelhafter Wörter in Verbindung stehet.

J. F. Heynatz, der originelles Denken mit tiefer Sprachforschung überall vereiniget, ist zwar nicht überall mit Adelung einverstanden, aber mehrerer Eigenheiten, die sich bei ihm treffen, ohngeachtet, gehören doch seine speciellen Regeln für die Orthographie zu dem besten, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Sie machen den zweiten Theil seiner teutschen Sprachlehre aus, (nach der vierten Aufl.), S. 50 — 104. — Seine allgemeinen Regeln finden sich in seinem Handbuche zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen, (nach der 6ten Aufl.), S. 44 ff, in welchem sich auch S. 163-420 ein orthographisches Wörterbuch befindet, welches die vornehmsten Schwierigkeiten der teutschen Sprache, insofern sie einzelne Wörter betreffen, anzeiget, und über das, was richtig und unrichtig, oder wenigstens besser und schlechter ist, die nöthige Belehrung gibt.

Die Orthographie wird in folgenden Sprachlehren als ein Theil des ganzen Sprachunterrichts behandelt: Th. Heinsius, neue teutsche Sprachlehre, Th. 1, S. 204. ff. — J. E. Stutz, kleinere teutsche Sprachlehre, S. 221. ff. — L. Hünerkoch, teutsche Sprachlehre, S. 461. ff. — C. F. Hahn, populäre teutsche Sprachlehre, S. 245. ff. — A. Hartung, Versuch einer kleinen teutschen Sprachlehre, S. 152 ff. — J. Wismayr, Grundsätze der teutschen Sprache, 2 Theile; der zweite Theil gehört hieher. — J. C. Vollbeding, teutsche Sprachlehre, S. 349 ff. — In Roths systematischer Sprachlehre findet sich keine Rücksicht auf Orthographie.

Isolirt ist die Orthographie behandelt worden:

Orthographia, teutsch, durch Fab. Frangken. Wittenberg 1531.

(Hieron. Wolf,) de orthographia germanica, ac potius Suevica; erschien 1556.

Joh. Rudolph Sattler, (genannt Weissenburger,) Teutsche Orthographey vnd Phraseologey. Das ist, ein vnderricht Teutsche Sprach recht vnd wohl zu schreyben: So dann allerley ausserlesener Teutsche Wörter vnnd formen, zu reden, wie solche dieser zeit, so wol in mündlichen fürträgen: als auch im Concept, vnd schreyben gebraucht werden. Auß Mißiuen, Supplicationen vnd viel andern schrifftlichen Producten, die bey Röm.

Keys. Majest. der Churfürsten, vnnd Herren, auch ettlicher fürnemmer Stätten Teutschlandts Cantzleyen einkommen, vnd von denselben außgangen sind, zusammengetragen. Mit vorgehender von Teutscher Sprach vrsprung, vnnd an was orten dieselbig dieser zeit recht geschrieben werde, kurtzer erzehlung: Auch daran gehefften formen, welcher gestalten vom Weidewerk, Weydmännisch zu reden sei ꝛc. Basel. (Die erste Auflage erschien, nach Heynatz, 1607; nicht 1606, wie Reichard vermuthete. Die zweite erschien 1610, auf 1 Alph. 9 Bogen. Die vierte erschien 1631. — Diese Schrift ist reichhaltig, da sie sich über den Ursprung der Sprache, teutsche Orthographie, Interpunction, Kanzleistyl, Synonymik, Epitheta, Terminologie und Abbreviaturen — aber freilich im Geiste jenes Zeitalters — verbreitet.

J. Werner, manuductio orthographica ad linguam germanico-latinam; Altenb. 1639. Sie betrifft den Ursprung der Sprache; die Orthographie; die Aussprache; die Geltung der gleichlautender Wörter und die Interpunction.

Ch. Gurinz, die teutsche Rechtschreibung. Halle 1645. Die zweite Aufl. von dessen Sohne herausgegeben 1666. Er nimmt hauptsächlich bei der Orthographie auf den obersächsischen und meißnischen Dialect, und auf den Wohlklang Rücksicht.

Nach Philipps von Zesen orthographischen Grundsätzen, doch mit Uebertreibung derselben, schrieben folgende beide:

J. Bellin, hochdeudsche Rechtschreibung, darinnen die insgemein gebräuchliche Schreibart, und derselben in vielen stükken, grundrichtige Verbässerung, unforgreiflich gezeigt würd. Lübeck 1657. — und dessen: Syntaxis praepositionum teutonicarum, oder deutscher Forwörter kunstmäßige Fügung ꝛc. Lübeck 1661.

Sam. Butschky von Rutinfeld, der hochteutsche Schlüssel zur Sprachrichtigkeit und Rechtschreibung ꝛc. — die hochteutsche Kantzeley, 2 Theile 1629. (durchgehends mit widerlichen Sonderbarkeiten in der Orthographie.)

J. Girbert, teutsche Orthographie. Mühlhausen 1650. (Er war gegen die Zesianer.)

Dan. Georg Morhof, Unterricht von der teutschen Sprache u. Poesie, Kiel 1682. (handelt in der dritten Abtheilung von der Orthographie.)

C. Dunkelberg, nöthige Schulzeiger zu der teutschen Sprache vielnützenden Orthographi, oder Schreibekunst. Nordhausen 1701. (für jene Zeiten zweckmäßig.)

(Anonym — *M. H.*) gründliche Anleitung zur teutschen Orthographie, den Ausländern ꝛc. ingleichen dem Frauenzimmer, sonderlich aber denjenigen Personen, so sich zur Kaufmann-

schaft und Schreibekunst w nden ꝛc. zum Nutzen abgefasset. Dresden 1704.

J. Grüwel, Richtschnur der hochteutschen Orthographie oder Rechtschreibung ꝛc. Neurappin 1707.

(Anonym) Die Kunst, Teutsch zu schreiben, untersucht und gewiesen ꝛc. Chemnitz 1711.

An Omeis Dichtkunst befindet sich auch eine Orthographie. N. A. 1712.

T. Eisler, nöthigste Grundregeln und Anmerkungen zur teutschen Orthographie. Nürnb. 1718.

(Anonym — C. G. W.) die teutsche Rechtschreibung vor teutsche Schreiber, teutsche Schulen und teutsche Schüler. Halle 1718.

J. Töllner, deutlicher Unterricht von der Orthographie der Teutschen ꝛc. Halle 1718.

Versuch zu einer ordentlichen und beständigen Richtigkeit der hochteutschen Sprache. Berlin 1719.

H. Freyer, Anweisung zur teutschen Orthographie. Halle 1721. (erschien, wegen seiner Brauchbarkeit, in mehrern Auflagen.)

H. Wahn, teutsche Orthographia ꝛc. Hamb. 1720.

Th. Hofmann, Anweisung zur Orthographie 1725. 1 Alph. 18 Bogen.

G. Schmotther, Dreßdnisch-Canzleimäßiger wie auch zu Rechnungssachen sich anschickender Schreiber und Rechner ꝛc. 4 Theile. 2te Aufl. Dresden 1729. Der erste Theil enthält Kalligraphie; der zweite: Orthographie; der dritte: Epistolographie; der vierte: Rechenkunst.

K. C. Gier, Anfangsgründe der Schreibekunst. Werniger. 1731. (mehr Kalligr. als Orthographie.)

J. H. Seume, deutliche Anweisung zur teutschen Orthographie. Frankf. 1733. (fehlt bei Reichard.)

C. G. Pohl, neuverbesserte teutsche Orthographie ꝛc. 2 Th. Leipzig 1735.

Gründliche Anweisung zur Rechtschreibung der teutschen Sprache. Regensb. 1737.

J. M. H. Fuchs, Beiträge zu einer verbesserten Orthographie der hochteutschen Sprache. Frankf. 1743.

Derselbe, Grundsätze einer reinen teutschen Orthographie ꝛc. Frankf. 1744.

J. G. Vorsatz, Anweisung zur teutschen Rechtschreibung, nach den kritisch historischen Beiträgen der Gesellschaft in Leipzig abgefaßt. Hildburgh. 1745.

B. Hederich, Anleitung zur teutschen Orthographie; in seiner Anleitung zu den vornehmsten philologischen Wissenschaften. Wittenb. 1746.

J. C. Ludewig, Syllabus orthographicus, oder ein Weiser zur teutschen Rechtschreibung, nebst Anweisung zum Briefschreiben. Eisenach 1747.

Derselbe, orthographischer Wegweiser, oder Anweisung zur teutschen Rechtschreibung. Nordh. 1757.

J. C. Wolf, Unterricht zur Rechtschreibung der teutschen Sprache. Hof 1749. N. A. 1783.

M. Funk, Anweisung zum Schön- und Rechtschreiben 1753.

J. J. Schatz, Versuch einer Anweisung zur teutschen und lateinischen Orthographie. Strasb. 1755.

J. G. H. Weber, vollständige teutsche Orthographie, oder Rechtschreibekunst. Frankf. 1759.

F. Reichsziegel, Rechtschreibung der latein. und teutschen Sprache. Augsb. 1761.

Vorlesungen der teutschen Rechtschreibekunst, und der Kunst, teutsche Briefe zu verfertigen, für den Adel. Glogau 1764.

F. J. Bob, Anleitung zur teutschen Rechtschreibung. Wien 1768.

Die Schreibkunst, in einer Anweisung zur Orthographie. Nürnb. 1765.

J. L. A. Rust, Abhandl. von den Ursachen der Verschiedenheit, Ungewißheit und der Mängel in der teutsch. Rechtschreibung, nebst Vorschlägen zur Abhelfung dieser Mängel. Wittenb. 1773.

C. G. Roßberg, Anweisung für die Jugend zur richtigen Aussprache und Rechtschreibung im Teutschen. Dresd. 1774.

J. Hemmer, teutsche Rechtschreibung zum Gebrauche der kurpfälzischen Lande. Mannh. 1775.

Klopstock, über die teutsche Rechtschreibung. Leipz. 1778.

G. M. Telemann, Regeln der teutschen Orthographie. Riga 1779.

J. St. Pütter, Bemerkungen über die Richtigkeit und Rechtschreibung der teutschen Sprache. Gött. 1780.

Ueber teutsche Wörterfamilien und Rechtschreibung. Züllich. 1780.

J. G. Richter, Versuch einer zweckmäßigen teutschen Rechtschreibung. Berl. 1780.

Vernünftige teutsche Rechtschreibung, nach den Grundsätzen der Sprachenkunde. München 1782,

H. E. G. Schwabe, Beiträge zu einer neuen festen teutschen Orthographie. Hildburgh. 1783.

K. P. Moritz, von der teutschen Rechtschreibung, nebst vier Tabellen, für Schulen. Berl. 1784.

Weber, Vorschriften und Anleitung zur Rechtschreibung. Lemgo 1784.

H. Braun, teutsch orthograph. Handb. 2te Aufl. München 1784.

Grundsätze der teutschen Rechtschreibung, nebst einem Anhange über den Gebrauch der Casuum und Abtheilungszeichen. Danzig 1785.

Weisflog, kurzer Unterricht im Rechtschreiben der teutschen Sprache. Sagan 1785.

F. H. Schlingloff, tabellarische Vorstellung der Rechtschreibung. Hanau 1786.

J. J. Winkler, über die Neuerungen in der Orthographie. Stendal 1788.

J. J. Lenz, kurzer Begriff der teutschen Orthographie, 3te Aufl. Leipz. 1789.

(J. R. G. Beyer,) Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Ungelehrte. Leipz. 1789.

J. C. Vollbeding, kurze Anleitung zur teutschen Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit, nebst einem alphabet. Register. Magdeb. 1789.

Hinreichender Unterricht in der Rechtschreibung. Salzburg 1790.

Handbuch zum Unterrichte in der Orthographie, im Briefschreiben und Rechnen für Schulen. Leipzig 1793.

J. Richter, orthographisches Wörterbuch der teutschen Sprache, 2 Bände. Wien 1794.

J. H. Marzy, orthographisch teutsches Wörterbuch, welches den Grundregeln der Normalsprachlehre gemäß verfaßt wurde. Iglau 1794.

Teutsche Rechtschreibung nach Adelungs Grundsätzen bearbeitet, für Volksschulen. Merseburg 1795.

C. Kruse, vollständige und practische Anweisung zur Orthographie, zum Selbstunterrichte und zum Nachschlagen eingerichtet, und mit Beispielen zur eignen Uebung versehen, 2 Theile, 2te Aufl. Hamb. 1795. (ein trefflich gearbeitetes Werk.)

P. v. Gemünden, Anweisung zur teutschen Orthographie, für Studirende und Nichtstudirende. München 1795.

J. C. Vollbeding, drei Tabellen zur Erleichterung der Rechtschreibung, mit Hinweisung auf die Ableitung und Geschlechtsbestimmung teutscher und fremder, aber schon sehr gebräuchlicher Wörter. fol. Wittenb. 1796.

Krüger, Fersuhch die teutsche Rechtschreibung auf einfachche und unferwerflich richtige Grundsätze zurückzubringen. Berlin 1797.

J. P. Scheider, Unterricht im Rechtschreiben, für Bürger- und Landschulen. Hildb. 1797.

Kurze Anweisung zur teutschen Orthographie, nebst einem orthographischen Wörterbuche. Leipz. 1797.

J. T. Vogel, Anweisung zur Orthographie und zum Briefschreiben. Leipzig 1798.

F. A. Gabeis, kleines Wörterbuch der teutschen Sprache und Rechtschreibung, aus den Werken Adelungs, Eberhards, Campens ꝛc. gezogen. Wien 1799.

J. C. F. Rambach, erleichterte Anleitung zur lateinischen und teutschen Orthographie, für lateinische Schulen und Gymnasien. Frankf. 1798. (darin S. 120. ff. ein alphabetisches Verzeichniß teutscher Wörter nach ihrer Rechtschreibung.)

Derselbe, die grammatischen Principien der teutschen Orthographie zum gründlichen Unterrichte in derselben. Frankf. 1799.

K. D. Belling, kurze, jedoch gründliche Belehrung über die Rechtschreibung der teutschen Sprache, als erster Nothhelfer, und als Leitfaden beim Unterrichte. Berlin 1799.

Regeln vom Schreiben, Reden und Versemachen in teutscher Sprache, nebst einem Wörterbuche und orthographischen Verzeichnisse gewisser zweifelhafter Wörter. 4te Auflage. Wirzburg 1800.

J. C. Dolz, Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung und zum schriftlichen Gedankenvortrage. Leipz. 1801.

Heinzelmann, Noth- und Hülfsbüchlein der Rechtschreibung. 2te Aufl. Berlin 1801.

F. Olivier, Kunst, lesen und rechtschreiben zu lehren ꝛc. 2te Aufl. Leipz. 1803.

J. K. Schweizer, Anleitung zur Erlernung der teutschen Sprache und Orthographie. Zürich 1802.

J. C. A. Heyse, Hülfsbuch zur Erlernung und Beförderung einer richtigen Aussprache und Rechtschreibung. Hannov. 1803.

Derselbe, Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche des Hülfsbuches mit Hinsicht auf Oliviers und Pestalozzi's Unterrichtsideen. Hannov. 1803.

Danz, Vorschriften zur Uebung in der Rechtschreibung. Weimar 1803.

C. H. C. Soldan, practische Anweisung für Volksschulen, welche ihre Lehrlinge in der Rechtschreibung und in der Abfassung der im gemeinen Leben vorkommenden schriftlichen Aufsätzen üben wollen; nebst Materialien zum Dictiren vom Leichten zum Schweren geordnet. Nürnb. 1803.

Ueber die Literatur der Orthographie überhaupt müssen verglichen werden:

El. C. Reichards Versuch einer Historie der teutschen Sprachkunst, und Rüdigers neuester Zuwachs ꝛc. St. 3, S. 3. ff.

Von einzelnen Abhandlungen und Aufsätzen gehören hieher:

J. C. Adelung, Grundgesetz der teutschen Orthographie, in

dessen Mag. für teutsche Spr. 1 B. 1 St. S. 59. ff. — Cludius, Vorschläge zur Verbesserung der teutschen Schrift und Schreibung, in Campe's Beitr. zur Bef. St. 4, S. 65. ff. — Kinderling, Gedanken über einige Irrungen in der teutschen Rechtschreibung, in Campe's Beitr. ꝛc. St. 6, S. 56. ff. — Grundlinien des teutschen Styls, Th. 1, S. 82. ff. — Eine der größten orthographischen Seltenheiten, Rosa's Rächdschreibung in Heynatz neuen Beitr. zur Verb. der teutschen Sprache St. 1, S. 53. ff.

Zur Orthographie gehören endlich auch noch die Schriften, welche sich mit den gleichlautenden Wörtern beschäftigen, auf welche auch in mehrern neuen Sprachlehren Rücksicht genommen worden ist; z. B. in Hünerkochs Sprachlehre, §. 703; — in Wismayrs Grundsätzen ꝛc. Th. 2, S. 127. ff.

Kurze Anweisung zur Rechtschreibung solcher Wörter, welche fast gleichen Laut, aber nicht einerlei Bedeutung haben. Marburg 1757.

G. T. Micke, alphabetisches Verzeichniß gleichlautender Wörter zur geschwinden und leichten Erlernung des Rechtschreibens für die Jugend. Regensb. 1783.

Götze, Wörterbuch solcher Wörter, die in der Aussprache gleichen Ton haben. Leipz. 1795.

J. A. L. Faselius, Versuch eines möglichst vollständigen alphabetischen Verzeichnisses, gleichlautender und ungleichlautender Wörter, zur Erlernung des Rechtschreibens. Eisenach 1795.

J. C. G. Stolz, alphabetisches Verzeichniß der vornehmsten Wörter, die fast ähnlichen Laut, aber verschiedene Buchstaben und Bedeutungen haben; als Hülfsmittel zur Rechtschreibung. Jena 1803.

§. 138.

c) Lehre von dem empirischen Gebrauche der Redetheile.

In dem innern Wesen des Menschen ist ein nothwendiger **Zusammenhang zwischen den Denk- und Sprachformen** (§. 45); doch da das Denken dem Sprechen vorausgehet, so müssen auch die Sprachformen von den Denkformen abhängen. Je nachdem der menschliche Geist ausgebildet ist; je nachdem wird auch seine Sprache in ihrer höhern Entwickelung fortschreiten. Wäre dagegen die

Sprache erst dann entstanden, als der menschliche Verstand bereits völlig entwickelt und zu seiner Reife gelangt war; so würde das Empirische in der Sprache genau und durchgehends mit dem Apriorischen im Wesen des Menschen selbst übereinstimmen. So ist nun wohl die Wirksamkeit der ursprünglichen geistigen Anlagen des Menschen in seiner Sprachbildung nicht zu verkennen, denn es können in der Sprache keine andern Formen getroffen werden, als welche den Verstandesformen entsprechen, und sowohl die Summe, als die Wirksamkeit der leztern empirisch darstellen; aber die nähere Modifikation der Sprachformen und ihre erste empirische Ausbildung reicht weit hinauf in ein Zeitalter, wo die Noth und der Zufall mehr zur Entwickelung der Sprache beitrug, als die noch nicht gereifte Vernunft. Deshalb sind die in der Sprache selbst vorkommenden Redetheile den Denkformen angemessen, und das Gebiet der erstern ist durch das Gebiet der leztern begrenzt; aber der Gebrauch der Redetheile ist blos empirisch zu erkennen. Ob nun gleich die Sprachlehre in spätern Zeiten sich immer mehr, unter dem Einflusse philosophischer Sprachforscher, von zu bedeutenden Mängeln gereiniget und zu einer größern innern Haltung und Sicherheit erhoben hat; so kann doch der in der Sprache recipirte Gebrauch der Redetheile nur empirisch angegeben werden, d. h. man kann den Grund, warum man die Redetheile so und nicht anders gebrauchte, nicht in den Denkformen und in dem Verhältnisse der Denkformen zu den Sprachformen nachweisen, weil aus diesem Verhältnisse sich eben so gut auch ein andrer empirischer Gebrauch der Redetheile würde erklären lassen, als der recipirte. Nur so weit kann, bei dieser Aufstellung des empirischen Gebrauches der Redetheile der Einfluß der philosophischen Sprachwissenschaft reichen, daß, nach einfachen philosophischen Principien, die Ansicht des Empirischen im Gebrauche der Redetheile geordnet, und unter die allgemeinsten Eintheilungspuncte gebracht wird.

Diese sind denn:

α) Lehre von den Arten, den Merkmalen, der empirischen Geltung und Veränderung der Redetheile;

β) Lehre von der unmittelbaren empirischen Verbindung der Redetheile unter sich selbst, (Rectionslehre);

γ) Lehre von der mittelbaren empirischen Verbindung der Redetheile zu größern oder kleinern stylistischen Ganzen, (Konstructionslehre);

δ) Lehre von den grammatischen Figuren und der blos empirischen Interpunction.

(Diese Puncte bilden den niedern Syntax, der sich mit der wörtlichen und blos empirisch zu erkennenden Verknüpfung der Redetheile unter sich beschäftigt und für welche der Sprachgebrauch das höchste Gesetz ist; dahingegen der höhere Syntax, als ein Resultat der Logik, an die Lehre von den Sätzen und deren innern Verbindung, die Gesetze anreihet, nach welchen der logische Periodenbau, die Synonymik, die logische Interpunction u.s.w. bestimmt werden muß.)

§. 139.

α) Lehre von den Arten, den Merkmalen, der empirischen Geltung und Veränderung der Redetheile.

Obgleich der Gebrauch der Redetheile in der Sprache nur empirisch erkannt werden kann; so muß doch die Klassification derselben aus dem Verhältnisse derselben gegen einander, wie dieses durch die philosophische Begründung der Redetheile (als Sprachformen) aus den Denkformen abgeleitet wird, hervorgehen. Die einzelnen empirischen Erscheinungen derselben in der Sprache (z. B. ihre Flexion ꝛc.) werden dann sogleich im Allgemeinen *) nach der Angabe ihres empirischen Charakters, aufgeführt.

Die philosophische Begründung der Redetheile gründet sich auf die logische Bildung des Urtheils (Satzes). Dazu wird erfordert:

*) Das Detail derselben gehört in die für den Schulgebrauch geschriebenen Sprachlehren.

1) Die Bezeichnung des Selbstständigen, nebst den Redetheilen, welche in der stylistischen Umgebung diese Bezeichnung unterstützen, und sich also an das Substantiv anschließen:
   a) das Substantiv, nach seinem empirischen Charakter;
   b) der Artikel;
   c) das Zahlwort;
   d) die Präposition;
   e) das Pronomen.
2) Die Bezeichnung des Unselbstständigen, (des Attributivs), nebst den Redetheilen, welche in der stylistischen Umgebung diese Bezeichnung unterstützen:
   a) das Adjectiv;
   b) das Particip;
   c) das Verbum;
   d) das Adverbium.
3) Die empirische Darstellung der Conjunction, als des Redetheils, durch welchen das Selbstständige und Unselbstständige nicht blos in einzelnen Urtheilen, sondern auch in ganzen Perioden verbunden wird.
4) Die Interjection.

§. 140.

Empirischer Gebrauch des Substantivs *).

Das Substantiv ist die Form für die Bezeichnung selbstständiger Gegenstände oder dessen, was an denselben als selbstständig gedacht und ausgesagt, (mithin personificirt) wird.

Bei dem empirischen Gebrauche der Substantiven werden berücksichtiget:

1) Die Arten derselben; 2) die Bildung derselben;

*) Bei allen diesen Redetheilen findet die Rücksicht auf die philosophische Begründung und Entwickelung derselben in dem ersten Theile dieser Sprachkunde statt. —

3) das Geschlecht derselben; 4) der Numerus derselben; 5) die Flexion derselben.

A) Die Arten der Substantiven richten sich nach den Gegenständen, welche sie darstellen, welche entweder selbstständige Dinge, oder Prädicate sind, die als selbstständig gedacht werden. Die Substantiva sind deshalb: concreta, oder abstracta.

a) Substantiva concreta sind:

1) Eigne Namen (nomina propria), wo der Gegenstand nur einmal existirt, (Spanien; Luisiana; der Po; Friedrich 2.)
2) Gattungsnamen, (nomina appellativa), welche Begriffe bezeichnen, die, als Gattung, die gemeinschaftlichen Merkmale mehrerer Gegenstände in sich fassen, (Land; Baum; Mensch; Thier rc.)
3) Sammelwörter, (nomina collectiva), welche Gegenstände bezeichnen, die aus gleichartigen Theilen zusammengesetzt, und an einem gewissen Orte befindlich sind, deren Theile man auch durch besondere Benennungen von dem Ganzen unterscheiden kann (Volk; Korn; Obst; Gewölk. — Die besondere Benennung der einzelnen Theile ist: Wolke; Gebüsch rc.)
4) Materialia, welche den vorigen ganz ähnlich sind, nur daß die Theile des Gegenstandes mit dem Ganzen gleiche Benennung führen, (Wein — Rheinwein — Steinwein; Bier; Stein rc.)
5) Iterativa, welche einen Gegenstand bezeichnen, der durch mehrmalige Wiederhohlung einer und derselben Handlung entstanden ist, (Geheul; Bettelei; Plauderei rc.)
6) Diminutiva, welche den Gegenstand nach einer Verkleinerung, in Beziehung auf andere Gegenstände derselben Art darstellen, (das Fäßchen; Fritzchen.)
7) Unbestimmende Substantiva, sowohl positive (z. B. Ich habe etwas gesehen. — Derjenige, der mir sagte rc. Gestern ist jemand da gewesen rc.), als negative (z. B. ich versichere, Niemand war da rc.)

8) Aus Zahlwörtern gebildete Substantiva, (z. B. hundert sah ich stehen. — Einige blieben getreu ꝛc.)

b) Substantiva abstracta, welche das Unselbstständige als selbstständig darstellen; (z. B. Eigenschaften: Schönheit; Größe; Zustände: Jugend; Reichthum ꝛc. Handlungen: Betrug, Täuschung ꝛc.)

B) Der Bildung (oder äußern Gestalt) nach sind die Substantiva entweder Wurzelwörter (einfache); oder abgeleitete; oder zusammengesetzte.

a) Wurzelwörter, wohin alle einsylbige Wörter gehören: (Tisch; Stuhl; Bein; Licht; Furcht; Schlaf ꝛc.), so wie auch die, welche am Ende blos das mildernde e haben, (Knabe; Auge; Bube ꝛc.)

b) Abgeleitete. Die Ableitungssylben werden theils vor- theils nachgesetzt.

1. Vorgesetzt werden die Sylben; be und ge (Begier; Gebrüll)

2. Nachgesetzt werden die Sylben: chen (Bildchen); e (Beere); ei (Reiterei); el (Stachel); em und en (Athem, Laden); er (Jäger); ft (Vernunft); heit (Menschheit); ich (Gänserich); icht (Dickicht); ig (König); ing (Hering); in (Dichterin); keit (Fähigkeit); lein (Büchlein); niß (Finsterniß); sal (Drangsal); sam (Gehorsam); schaft (Mannschaft); sel (Einschiebsel); st (Gewinnst); t (Gesicht); thum (Eigenthum); ung (Entwickelung).

c) Zusammengesetzte. Sie entstehen aus der Zusammensetzung:

1) mit Substantiven; (Weinberg; Kraftgefühl ꝛc.)

2) mit Adjectiven (Trübsinn; Eigenliebe ꝛc.)

3) mit Verbis (das Steckenbleiben) ꝛc.

4) mit Bestimmungswörtern (Wohlstand; Beistand ꝛc.)

C) Nach der empirischen Wahrnehmung sind die Substantiva entweder **männlichen** (genus masculinum), oder **weiblichen** (genus femininum), oder **sächlichen** (genus neutrum,) oder **gemeinschaftlichen** (genus commune) **Geschlechts**. — Bei der Bestimmung des Geschlechts mögen ursprünglich wohl Ursachen statt gefunden haben, welche für das Zeitalter, wo diese Bestimmung geschah, hinreichend waren; allein itzt lassen sich theils diese Ursachen nicht immer genau angeben und nachweisen; theils kann man über die Bestimmung des Geschlechts selbst wenige allgemeine Regeln aufstellen *).

D) Der **Numerus** der Substantiven ist in der teutschen Sprache zweifach; der **Singularis**, welcher einen einzelnen Gegenstand, der **Pluralis**, welcher eine Vielheit oder Allheit von Gegenständen bezeichnet. Das *nomen proprium* hat nur dann den Pluralis, wenn es mehrere einzelne Gegenstände bezeichnet (z. B. die Nerone sind selten). — Die **Gattungsnamen** bezeichnen, wenn keine beigefügte Zahl sie näher modificirt, eine Einheit und Vielheit zugleich, sie mögen im Singulari oder Plurali stehen. (Es ist einerlei, zu sagen: der Mensch ist sterblich; oder alle Menschen sind sterblich.) — Die **Sammelwörter** haben entweder blos den Singular (z. B. Geld, Vieh rc.) oder blos den Plural (z. B. die Hosen, die Leute rc.); oder beide zugleich (das Haar; das Geschwister rc.), obgleich dadurch die Bedeutung nicht verändert wird. — Die **Materialia** haben nie, die **Iterativa** und Diminutiva bisweilen den Plural. — In Hinsicht auf die **unbestimmenden Substantiva** haben von den **positiven** nur einige (**einer**, **jemand**, **man**, **es**, **wer** und **was**) den Singular allein; die andern haben beide Numeros; die **negativen** haben blos den Singular. — Die Zahlsubstantiva (mit Ausnahme von **Eins**, **jeder**, **jeglicher**,) haben blos den Plural, oder

*) Vergl. Adelungs umständliches Lehrgebäude, Th. 1, S. 343. ff, wo die allgemeinen Regeln, welche aus dem empirischen Gebrauche des Substantivs für die Bestimmung des Geschlechts abgeleitet werden können, aufgestellt sind.

den Singular und Plural zugleich. — Die Substantiva abstracta haben beide Numeros.

E) Die Flexion der Substantiven. —

Durch die Flexion wird der Laut eines Wortes verändert, um die verschiedenen Verhältnisse zu bezeichnen, unter welchen ein Gegenstand gedacht werden kann. Nur fünf Redetheile können flectirt werden. Die Flexion heißt in Beziehung auf Substantiva, Adjectiva, Pronomina und den Artikel: Declination; in Beziehung auf die Verba: Conjugation.

Nächst der Angabe der Zahl (des Numerus) für die Bezeichnung der Substantiven lassen sich die Verhältnisse, unter welchen die Substantiven dargestellt werden können, unter drei Fälle bringen, die man Casus nennt. (Der Vocativ ist im Teutschen von dem Nominativ nie verschieden.) Die Casus werden gewöhnlich dadurch gebildet, daß man gewisse Biegungslaute an den Nominativ des Singularis anhängt. Wo dies nicht möglich ist, ersetzen der Artikel und die Präposition die Stelle des Casus.

Die Zahl der Declinationen ist von mehrern Sprachlehrern verschieden angesetzt worden. Gottsched *) nimmt deren fünf an. Nach ihm begreift die erste diejenigen Substantiven, deren vielfache Bedeutung mit der einfachen einerlei Endung hat; die zweite diejenigen, welche im Pluralis ein e annehmen, z. B. die Hände); die dritte diejenigen, welche zu der einzelnen Zahl die Sylbe en hinzusetzen (die Frauen); die vierte diejenigen, die den bloßen Buchstaben n an den Nominativ des Singularis setzen (die Regeln); die fünfte diejenigen, welche er am Ende annehmen, welches sie im Singularis nicht hatten, (die Männer). — Heynatz nimmt neun Declinationen **) an, worin man außer dem Genitiv des Singularis auch zugleich auf die En-

*) Teutsche Sprachkunst, S. 223 ff.

**) Teutsche Sprachlehre, S. 146 ff. Man muß die Ausführung bei ihm selbst nachsehen.

dung des Pluralis zu sehen hat. — Adelung *) stellt acht Declinationen auf, ob er gleich selbst gesteht, daß die Declination der Substantiven in den meisten Fällen eben so willkührlich sey, als ihr Geschlecht, und weil sich davon keine allgemeinen und bestimmten Regeln geben lassen, auch an keine philosophische Eintheilung derselben gedacht werden könne. Er ziehet daher, weil, wenn man wenige Declinationen annimmt, und diese wieder in mehrern Unterarten theilet, das Gedächtniß nur beschwert, die Annahme von acht Declinationen vor, **) für welche er folgendes Schema aufstellt:

	1	2	3	4	5	6	7	8
Singularis.								
	Männlich und sächlich.						weiblich.	
Nom.								
Gen.	es.	es, s.	s.	en, n.	ens.	es, s.	.	
Dat.	e.	e, =		en, n.	en.	e, =		
Acc.				en, n.				
Pluralis.								
Nom.	e.	er.		en, n.	en.	en, n.	en, n.	e.
Gen.	e.	er.		en, n.	en.	en, n.	en, n.	e.
Dat.	en,	ern.	n.	en, n.	en.	en, n	en, n.	en.
Acc.	e.	er.		en, n,	en.	en, n.	en, n.	e.

Daß im strengern Sinne die teutsche Declination defectiv sey, erhellet schon daraus, weil nicht alle Casus ihre

*) Umständliches Lehrgebäude, Theil 1, S. 397. ff. — Sprachlehre für Schulen, S. 120. ff.

**) Die auf richtige empirischen Principien für die Klassifikation der zu declinirenden Substantiven sich stützende Auctorität Adelungs sollte in der teutschen Grammatik allgemein angenommen werden, damit endlich Einheit in den Unterricht käme. — Freilich haben andre Grammatiker, ebenfalls nicht ohne Gründe, die Zahl der Declinationen vermindert; so hat Fulda nur sechs Declinationen; Sturz deren viere; Hartung ihrer drei; Rambach geht ganz seinen eignen Weg und declamirt gegen die Annahme von acht Declinationen; allein Vollbeding, Roth, Heinsius und andere, die mit dem Geiste der Sprache genau bekannt sind, schließen sich an Adelung mit Recht an.

eigene Biegungssylbe haben, und wenn sie diese haben, oft die Abweichung der Declinationen von einander in einem und demselben Casus sehr merklich ist.

Adelung, (bei dem die weitere Ausführung der Declinationen ohnedies nachzusehen ist, weil diese Sprachkunde den gegenwärtigen Zustand unsrer Sprache, sowohl in philosophischer als empirischer Hinsicht, nur im Allgemeinen verzeichnen soll,) gibt, in Beziehung auf die teutsche Declination nur folgende allgemeine Regeln: 1) In allen Neutris ist der Accusativ dem Nominative gleich. 2) Alle Feminina bleiben im Singularis unverändert. 3) Alle Wörter, welche im Genitive es haben, müssen im Dative e bekommen, welche aber s allein haben, lassen den Dativ unbezeichnet. 4) Substantiva, welche sich im Nominative des Plurals auf n endigen, bleiben im ganzen Plural unverändert; welche aber auf e, l, und r ausgehen, nehmen im Dative ein n an.

Nach der ersten Declination gehen: der Aal; der Hering; der Tausch etc.

Nach der zweiten gehen hauptsächlich viele Neutra: das Amt; das Bad; das Bild etc.

Nach der dritten gehen: der Esel; der Vogel; das Mädchen etc.

Nach der vierten gehen blos Maskulina; der Mensch; der Graf; etc.

Nach der fünften gehen: der Friede; der Gedanke; etc.

Nach der sechsten gehen: das Auge; der Neger etc.

Nach der siebenten und achten blos Feminina: die Arbeit; die Zahl; (Mutter und Tochter bleiben bis auf den Dativ des Plurals, wo sie n annehmen, ganz unverändert); — nach der achten: die Frucht; die Kraft; etc.

Manche Substantiva sind indeclinabel, entweder in allen, (z. B. Etwas, man, nichts, es,) oder doch in einigen Casibus, welche leztere man defectiva nennt, (z. B. mit Fug und Recht). Ohne alle Zeichen des Casus kommen einige Substantiva, besonders in veralteten Redeformen,

vor, (z. B. mit Weib und Kind; — im Himmel und auf Erden ꝛc.)

Mehrere von ausländischem Boden in die teutsche Sprache verpflanzte Wörter lassen sich nach Art teutscher Wörter decliniren. Andre, bei denen dies nicht geschehen kann, declinirt man vermittelst des bestimmten Artikels; am seltensten geschieht es, daß sie die lateinische Declinationsweise behalten. — Die meisten Geschlechtsnamen werden vermittelst des Artikels declinirt, welcher jedoch im Nominative wegfällt.

Gottscheds, vollständigere Sprachkunst, S. 171. ff.
Gottscheds Kern ꝛc. S. 85. ff.
Adelungs umständliches Lehrgebäude, Th. 1, S. 289. ff.
Dessen teutsche Sprachlehre, S. 85. ff.
Dessen Auszug, S. 40. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 120. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 19 — 79.
Roths system. teutsche Sprachlehre. S. 18. ff.
Roths Anfangsgründe, S. 15. ff.
Hünerkochs prakt. Sprachlehre, S. 24. ff.
Heinsius neue teutsche Sprachlehre, S. 44. ff.
Rambachs teutsche Sprachlehre, S. 22. ff.

§. 141.

Empirischer Gebrauch des Artikels. *)

Der Artikel bezeichnet das Geschlecht der Substantiven, schließt sich also ganz genau an dieselben an und wird, wie dieselben, declinirt. Die teutsche Sprache hat einen doppelten Artikel:

1) den bestimmten (der, die, das), der mit dem Pronomen verwandt ist, welches, sobald als der Artikel nicht zur Bezeichnung hinreichend ist, an die Stelle desselben tritt. Der bestimmte Artikel hat die Function: daß er die Declination der eignen Namen, (als bloßes Casuszeichen) möglich macht; und daß er bei den appellativis theils einen Gegenstand aus seiner ganzen Gattung heraushebt, (z. B.

*) Der Artikel ist ein Vortheil in den neuern Sprachen, so wie in der griechischen, um manche Unbestimmtheit und Zweideutigkeit zu vermeiden.

gib mir das Buch, d. i. welches neben dir liegt); theils die ganze Gattung bezeichnet, welches sowohl im Singularis als im Pluralis geschehen kann (z. B. der Mensch ist sterblich; oder: die Menschen sind sterblich; — beides so viel, als: alle Menschen sind sterblich).

Der bestimmte Artikel wird, mit einigen Abweichungen so declinirt:

Singularis.

	Masc.	Fem.	Neutr.
Nom.	der	die	das.
Genit.	des	der	des.
Dativ.	dem	der	dem.
Acc.	den	die	das.

Pluralis.

Nom.	die.
Genit.	der, (nicht: derer)
Dativ.	den, (nicht: denen.)
Acc.	die.

2) den unbestimmten (ein, eine, ein,) der mit dem Zahlworte verwandt ist, und ohne das Substantiv stehen kann, aber blos im Singulari gebraucht wird. Durch diesen Artikel wird:

a) ein Gegenstand von der ganzen Gattung isolirt, zu welcher er gehört, (z. B. ich wünschte, eine Flasche zu haben; — einen Freund wünschte ich mir ꝛc.)

b) die ganze Gattung bezeichnet, indem ein Individuum aus derselben herausgehoben wird, (z. B. ein Weib ist ein schwaches Geschöpf — so viel, als: jedes Weib ist schwach.)

c) ein Gegenstand unter die Gattung gebracht, zu welcher er gehört, (z. B. K ist ein liebenswürdiger Mensch.)

Er wird so declinirt:

Singularis.

	Masc.	Fem.	Neutr.
Nom.	Ein	Eine	Ein.
Genit.	Eines	Einer	Eines.
Dativ.	Einem	Einer	Einem.
Acc.	Einen	Eine	Ein.

Der bestimmte Artikel fällt vor Hauptwörtern mit bestimmten Zahlen (zehen Tage liegt er krank), vor dem Titel und Namen allgemein bekannter Personen (Kaiser Joseph, Kant rc.), in Ueberschriften, Büchertiteln (z. B. Einleitung, Vorrede, rc.) und wenn mehrere Hauptwörter unmittelbar, besonders in der feierlichen Rede, auf einander folgen, (z. B. Hoffnung, Liebe und Freundschaft sind es rc.) hinweg. Doch darf der Artikel dann nicht weggelassen werden, wenn derselbe bei dem ersten Hauptworte in der Periode steht, und die folgenden Hauptwörter ein anderes Geschlecht haben. — Das Anhängen des Artikels an die Präpositionen ist wahrscheinlich aus der Sprache des gemeinen Lebens in die Büchersprache übergegangen, und darf nur dann geduldet werden, wenn die Härten dadurch nicht zu stark werden; wenn man (z. B. im Schauspiele) Personen aus den niedern Klassen des Volkes reden läßt, (z. B. übers Jahr will ich bezahlen. Er wohnt vorm Thore) und in der komischen Erzählung. —

Der unbestimmte Artikel wird dann fehlerhaft gebraucht, wenn man ihn mit dem bestimmten verwechselt, (z. B. wenn man sagen wollte: ein heil. Johannes; st. der heil. Johannes) und wenn man von Personen in sächlichem Geschlechte spricht, (z. B. es ist eins — st. jemand da) rc.

Gottscheds vollständigere Sprachkunst, S. 161. ff.
Gottscheds Kern rc. S. 81. ff.
Adelungs Lehrgeb. S. 540. ff.
Dessen Sprachlehre, S. 188. ff.
Heynatz, Sprachlehre, S. 117. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 96. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 109 ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 132. ff.

§. 142.

Empirischer Gebrauch des Zahlwortes.

So wie der Artikel zweifach ist; so bezeichnen auch die Zahlwörter den Umfang der Dinge auf eine **doppelte** Weise, entweder **bestimmt**, oder **unbestimmt**, d. i. im Allgemeinen.

1) Die **bestimmten Zahlwörter** dienen dazu, die Zahl einzelner Dinge ausdrücklich anzugeben. Bestimmte Zahlwörter (Grundzahlen, numeri cardinales) sind: **ein, zwei, drei, vier rc. zehn, zwanzig, hundert, tausend rc.**

dritthalb ꝛc. ein Achtel, ein Drittel, ein Viertel u. s. w. Die Declination derselben ist defectiv, da sie nicht alle Casus haben.

Die Ordnungszahlen (der erste, zweite ꝛc.) sind, theils ihrer Ableitung, theils ihrer Bedeutung nach, Adjectiva. Ihre Ableitung geschieht von den Adverbien, und ihrer Bedeutung nach wird die Ordnung als eine dem Substantive inhärirende Eigenschaft dargestellt. Sie stehen daher auch, wie die Adjectiva, theils unmittelbar vor dem Substantive (z. B. der dreizehnte König aus dem Hause ꝛc); theils, wie es auch mit den Adjectiven bei den Namen der Personen geschieht, nach demselben (z. B. Maximilian der erste; Joseph der zweite ꝛc.)

2) Die unbestimmten (allgemeinen) Zahlwörter bestimmen die Zahl der Gegenstände nur im Allgemeinen, uud werden declinirt wie das Zahlwort: ein. Hieher gehören: jeder, jeglicher, alle), etliche, einige, manche, mehrere, keine, viel, wenig.

Gottscheds vollständigere Sprachkunst, S. 267. ff.
Adelungs Lehrgeb. S. 554, ff.
Dessen Sprachlehre, S. 193. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 179. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 103. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 154. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 136. ff.

§. 143.

Empirischer Gebrauch der Präpositionen.

Die Präposition ist derjenige Redetheil, durch welchen empirisch das Verhältniß der Abhängigkeit, in welchen die Subjecte gegen einander stehen, näher bezeichnet wird. Sie enthalten gewöhnlich eine nähere Angabe des Grundes jenes Verhältnisses, und ersetzen entweder die mangelhafte Declination, oder dasjenige, was durch die Casus nicht ausgedrückt werden kann. Daher sind sie auch in der Sprache mit den Casibus zunächst verwandt, so, daß man nicht selten zwischen beiden Formen wählen kann, z. B. Gedichte von Hölty und: Höltys Gedichte.

Betrachtet man die Präpositionen unabhängig von ihrer Function der Bezeichnung der Abhängigkeit zwischen den Subjecten; so sind sie Adverbien (Umstandswörter). Als solche werden sie auch in andern stylistischen Umgebungen gebraucht; z. B. die Musik hört auf; das Licht löscht aus rc. — Sobald sie als Vorsylbe vor den Verbis erscheinen, um zusammengesetzte Verba zu bilden, (z. B. aufschwingen, erheben, vorsingen rc.) hören sie auf Adverbia zu seyn.

Ihrem Ursprunge nach sind sie:

a) theils Wurzelwörter, oder Wurzellaute: ab, an, auf, mit, bei rc.
b) theils abgeleitete: halber, wegen, über rc.
c) theils zusammengesetzte: außerhalb, innerhalb, anstatt rc.
d) theils andere modificirte Redetheile: kraft, laut rc. von der Kraft, dem Laute rc.

Weil die Präposition das Subject unter einer gewissen Modifikation näher darstellt; so steht sie auch in der nächsten Beziehung auf das Subject, und erhält deshalb gewöhnlich ihren Platz vor dem als abhängig dargestellten Subjecte. Denn nothwendig würde die Uebersicht und das Verstehen des stylistischen Zusammenhanges gehindert werden, wenn die Präposition ihre Stelle vor dem Subject erhalten sollte, von welchem die Abhängigkeit ausgehet. Sie stehet am zweckmäßigsten zwischen dem Subjecte, von welchem die Abhängigkeit ausgehet, und dem, welches abhängig ist.

Da aber nur durch die drei Casus, Genitiv, Dativ, Accusativ, (welche auch eigentlich nur den Namen: Casus, verdienen,) die Bezeichnung der Abhängigkeit des einen Subjects von dem andern möglich ist; so können die Präpositionen auch blos mit diesen drei Casibus in Verbindung gebracht werden.

Es gibt fünf Klassen von Präpositionen;

a) solche, die mit dem Genitiv allein stehen;
b) solche, die mit dem Dativ allein stehen;
c) solche, die mit Genitiv und Dativ zugleich stehen;

d) solche, die mit dem Accusativ allein stehen;
e) solche, die mit Dativ und Accusativ zugleich stehen

§. 144.

a) Präpositionen, die mit dem Genitiv allein stehen.

1) anstatt oder statt (z. B. statt deiner habe ich dies gethan)

2) diesseits, (z. B. diesseits des Flusses fiel er nieder)

3) jenseits, (z. B. jenseits der Erde werden wir uns wiederfinden)

4) halb, halber, innerhalb, außerhalb, oberhalb, unterhalb, (z. B. deßhalb soll es geschehen. — innerhalb des Vorhofs sah ich ihn. — Er wandelte außerhalb des Waldes ꝛc.)

5) kraft, (z. B. kraft seines Amtes.)

6) laut, (z. B. laut deines Auftrages.)

7) mittelst — vermittelst, (z. B. vermittelst seiner Empfehlung erhielt ich diese Verbindung.)

8) ungeachtet, (z. B. ungeachtet seines guten Willens ging es nicht) — dessenohngeachtet — nicht demohngeachtet, welches fehlerhaft ist

9) wegen, (z. B. wegen deines Bruders hast du Verdruß) — meinetwegen — seinetwegen — deinetwegen —

10) während, (z. B. während des langen Zeitraums) — Es ist ganz unrichtig während mit dem Dative zu verbinden.

11) vermöge, (z. B. vermöge deines Einflusses kannst du dies bewirken)

12) unweit, (z. B. unweit des Dorfes saß er)

13) troz, (z. B. troz deines Entschlusses)

14) willen, (z. B. um des Himmels willen)

(Im guten Style kommen die Wörter: Angesichts, besage, Inhalts ꝛc. mit dem Genitive nicht vor, sondern: im Angesichte Aller (st. Angesichts Aller) — nach dem Inhalte des Testaments ꝛc.)

§. 145.

b) Präpositionen, die mit dem Dativ allein stehen.

1) aus (z. B. aus dir wird man nicht klug)

2) außer (z. B. außer dir erfährt es niemand). Sagt man: ich kenne niemanden hier, außer dich; so hängt das Pronomen von dem Verbo: kennen ab.

3) bei (z. B. bei deinem Vater fand ich Rath)

4) mit (z. B. er hat lange mit dir gelebt)

5) nach (z. B. nach diesem Besitze ringe ich)

6) nächst, zunächst (z. B. nächst dir ist er mir der liebste)

7) nebst (z. B. er ist nebst mir dazu ernannt worden)

8) entgegen (z. B. er ist mir entgegen — er ist mir entgegen gereiset)

9) gegenüber (z. B. er wohnt mir gegen über)

10) samt (z. B. er ist samt seinem Geschwister dorthin gereiset)

11) seit (z. B. er ist seit dem Tode seiner Mutter nicht bei mir gewesen)

12) zu (z. B. er kommt nicht mehr zu mir)

13) zuwider (z. B. er ist mir zuwider)

14) von (z. B. das hätte ich von dir nicht befürchtet)

(Der Gebrauch von: ob ist veraltet — Es kommt noch vor in: Land ob der Ens.)

§. 146.

c) Präpositionen, die mit dem Genitiv und Dativ zugleich stehen.

1) längs [nicht: längst, welches ganz fehlerhaft ist] (z. B. längs des Hauses floß das Wasser; — und längs dem Hause ꝛc.)

2) zufolge. Der Genitiv folgt, wenn diese Präposition vor dem Substantive stehet, (z. B. zufolge deines Befehles); der Dativ, wenn sie hinter dem Substantive stehet, (z. B. deinem Befehle zufolge).

§. 147.

d) Präpositionen, die mit dem Accusativ allein stehen.

1) durch (z. B. durch dich bin ich gerettet)

2) für (z. B. für ihn habe ich dies gethan; er hält mich für seinen Feind rc.) Es muß genau zwischen für und vor unterschieden werden; das letztere bezeichnet die Verhältnisse des Raumes und der Zeit.

3) gegen (z. B. ich habe dies gegen dich rc.) Nur gegen über steht, als einzige Ausnahme, mit dem Dative.

4) wider (z. B. ich bin geradezu wider diesen Plan)

5) um (z. B. rings um mich blühte die Natur)

6) ohne (z. B. du wirst ohne ihn nichts ausrichten)

(gen — kommt blos noch in der Redensart vor: gen Himmel blicken rc. — sonder z. B. sonder Lieb' und Freundschaft kommt nur bei den Dichtern vor.)

§. 148.

e) Präpositionen, die mit Dativ und Accusativ zugleich stehen.

1) an (z. B. an dir ist nicht viel Gutes; — und: dieses Schreiben ist an dich abzugeben.)

2) auf (z. B. auf ihm ruht alles; — und: auf ihn kommt alles an)

3) in (z. B. in dir habe ich mich getäuscht; —; und: gehest du in die Stadt?)

4) vor (z. B. er ging vor mir zu ihm — eher, als ich, und: er stellte sich vor mich hin — Er lief vor dem Thore, und: er lief vor das Thor)

5) neben (z. B. neben dir sitzt es sich gut; und: ich werde neben dich kommen)

6) zwischen (z. B. zwischen dir und ihm wird keine Harmonie — und: es hat sich zwischen dich und mich ein feindliches Geschöpf geworfen)

7) hinter (z. B. er wohnt hinter der Kirche; — und: er setzt sich hinter den Ofen)

8) über (z. B. dieses Gewitter steht über unserm Horizonte; — und: dieses Wetter kommt über dich)

9) unter (z. B. unter der Bedingung sollst du es erhalten; und: er fiel unter den Tisch). Unter Weges steht mit dem Genitive.

(Die Präpositionen stehen bisweilen mit Adverbiis — z. B. er warf es von oben herunter; — er ist auf heute versagt —

Einige Präpositionen nehmen das Casuszeichen des Dativs oder Accusativs an; z. B. er ist beim Vater. — Brüder überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen. — Er wirft sich ins Wasser. — Seine Thaten kommen ans Licht)

Gottscheds vollständigere Sprachk. S. 392. ff.
Adelungs umst. Lehrgeb. Th. 2, S. 107. ff.
Dessen Sprachlehre, S. 303. ff.
Heynatz, Sprachlehre, S. 224. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 230. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 279. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 141. ff.

§. 144.

Empirischer Gebrauch des Pronomen.

Das Pronomen bezeichnet eine oder mehrere Personen, deren Verhältnisse von allen andern Personen und Gegenständen unterschieden werden. Es gibt sechs Gattungen der Pronominum:

1) persönliche (personalia), die blos das Verhältniß der Person bezeichnen. Die Declination derselben ist unregelmäßig.

	Erste Person.	Zweite Person.
	Singularis.	
Nom.	Ich.	Du.
Gen.	meiner (mein).	deiner (dein).
Dat.	mir.	dir.
Acc.	mich.	dich.
	Pluralis.	
Nom.	wir.	ihr.
Gen.	unser.	euer.
Dat.	uns.	euch.
Acc.	uns.	euch.

Dritte Person.

Singularis.

	Männlich.	Weiblich.	Sächlich.
Nom.	Er.	Sie.	Es
Gen.	seiner (sein).	ihrer (ihr).	seiner (sein).
Dat.	ihm.	ihr.	ihm.
Acc.	ihn.	sie.	es.

Pluralis.

Nom.	sie
Gen.	ihrer.
Dat.	ihnen.
Acc.	sie.

Unbestimmte persönliche sind: man sagt. Es verlautet. Jemand muß es gethan haben 2c.

2) zueignende (possessiva), welche den Umstand des Besitzes nach den drei Personen anzeigen. Sie sind entweder concreta (mein, dein, sein, ihr, unser, euer); oder abstracta (das Meinige, der Deinige, die Seinige). Bei den letzten stehet kein Substantiv.

3) anzeigende (demonstrativa), welche das Verhältniß des Ortes in Beziehung auf die sprechenden Personen bezeichnen (z. B. dieser, diese, dieses. — Jener, jene, jenes.) — Der, die, das wird im vertraulichen Tone oft statt: dieser, diese, dieses gebraucht.

4) bestimmende (determinativa), welche einen Gegenstand in dem einen Satze so enthalten, daß von demselben Gegenstande in dem andern Satze wieder etwas ausgesagt wird (z. B. derjenige, welcher dir dies Buch gab. — Was dir gehört, das soll dir werden. —)

5) beziehende (relativa), welche auf das Subject des vorigen Satzes gehen (z. B. welcher, der, wer, was). Derjenige, welcher dir das gab. — Das, was du verlangst.

6) fragende (interrogativa,) — wer, welcher, was. (z. B. wer hat es gesehen? was verlangst du?)

(Fehlerhaft ist es, so als Pronomen zu gebrauchen; z. B. die Bücher, so (st. welche) ich dir geschenket habe.)

Gottscheds vollständigere Sprachkunst, S. 277. ff.
Gottscheds, Kern rc. S. 123. f.
Adelungs Lehrgeb. Th 1, S. 670. ff.
Dessen Sprachlehre, S. 207. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 184. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 114. ff.
Roths system. Sprachlehre, S. 87. ff.
Hünerkochs Sprachl. S. 120. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 81. ff.

§. 150.

Empirischer Gebrauch des Adjectivs.

Durch das Adjectiv wird dem Substantiv eine Eigenschaft oder Beschaffenheit (ein Merkmal) beigelegt. Diese Eigenschaften sind entweder wesentliche (nothwendige), die schon in dem Begriffe des Subjects selbst enthalten sind; oder zufällige, welche nur den Begriff des Subjects auf irgend eine Weise näher modificiren. Sie sind theils Stammwörter; theils abgeleitete, theils zusammengesetzte Wörter.

1) Wenn sie aus Stammwörtern bestehen; so wird denselben gewöhnlich das mildernde e angehängt, (z. B. bequem — der bequeme Mensch.)

2) Bei den abgeleiteten Adjectiven werden entweder

a) die Vorsylben be (z. B. bequem), oder ge (z. B. gerecht, geheim);

b) oder die Nachsylben bar (fruchtbar); el (edel); en und n (oben); end (liebend); er (tapfer); ern (nüchtern); et (geliebet); haft (schmerzhaft); icht (bergicht); ig (gültig); isch (kindisch); lich (schicklich); licht (röthlicht); sam (bedachtsam); selig (glückselig) gebraucht.

3) Zusammengesetzte Adjectiva sind: kunstmäßig; kraftvoll; gedankenleer; gegenwärtig; jenseitig rc.

Eine große Zahl der Adjectiven ist von Adverbiis abgeleitet; doch sind diejenigen davon auszunehmen, welche von Präpositionen abgeleitet sind (äußere; innere; obere; untere); ferner die aus Adverbiis des Ortes und der Zeit gebildet werden, (gestrig, heutig, hiesig rc.); dann die Zahlen (der erste, zweite rc.); endlich die, welche mit malig zusammengesetzt sind (abermalig) rc.

Das Adjectiv legt allezeit dem Subjecte das Prädicat bei; z. B. dieser Mensch ist tugendhaft. Wird aber das Prädicat näher modificirt; so ist das Wort, welches das Adjectiv näher bestimmt, ein Adverbium; z. B. dieser Jüngling singt gut, wo: singen das Adjectiv, gut das Adverbium ist.

Das Adjectiv wird flectirt, wenn es mit dem Subjecte unmittelbar, d. i. ohne Verbum verbunden ist, und nimmt in der Declination das Geschlecht des Substantivs an, z. B. der gute Mensch); es wird nicht flectirt, wenn es durch ein Verbum mit dem Subjecte verbunden wird, welches entweder die Copula selbst ist, oder dieselbe in sich enthält (z. B. dieser Arzt ist geschickt. — Der Tugendhafte lebt zufrieden.) Uebrigens können die Adjectiva alle drei Geschlechter der Substantiven annehmen.

Die Adjectiva stehen bisweilen ohne vorhergegangenen Artikel; z. B. er ist sächsischen Geblütes. — Mein Großvater, seligen Andenkens. — Zu hart und gewaltsam ist folgende Stellung des Adjectivs, die selbst bei guten Dichtern itzt immer häufiger wird; z. B. bei Salis:

Mitleid, Heil dir, du Geweihte,
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land.

statt; mit weichem Herzen und mit milder Hand ꝛc.

Die Adjectiva können zu Substantiven erhoben werden, z. B. der Gelehrte; der Tugendhafte ꝛc.

Zahlwörter können als Adjectiva gebraucht werden; z. B. der zweite Geliebte. — der dreißigste Fall.

Die Adjectiva nehmen die Steigerung an. — Verbindet man ein Merkmal mit einem Gegenstande, ohne den Grad zu bezeichnen, in welchem dieses Merkmal andern Gegenständen zukommt; so sagt man, das Adjectiv, durch welches ein Merkmal dem Gegenstande ohne Vergleichung mit andern beigelegt wird, stehe im Positiv. Bezeichnet man aber durch das Adjectiv den höhern Grad, in welchem das Merkmal einem Subjecte im Gegensatze von andern Gegenständen zukommt; so stehet das Adjectiv im Komparativ. Wird das Merkmal dem Subjecte in einem solchen

Grade beigelegt, daß alle andre Gegenstände, denen dasselbe Merkmal zukommt, in der Vergleichung hinter demselben zurückbleiben; so stehet das Adjectiv im Superlativ.

Gottscheds vollständigere Sprachkunst, S. 247. ff.
Gottscheds Kern ꝛc. S. 111. ff.
Adelungs Lehrgebäude ꝛc. Th. 1, S. 605. ff.
Dessen Sprachlehre, S. 226. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 160. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 80. ff.
Roths system. Sprachlehre, S. 51. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 168. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 72. ff.

§. 151.
Empirischer Gebrauch des Particips.

Das Particip ist ein von dem Verbo abgeleitetes Adjectiv, und stellt das Subject, dem es (als Attributiv) beigelegt wird, entweder als thätig, oder als empfangend dar. Diese Darstellung des Subjects setzt also eine Bewegung voraus, und da alle Bewegung nur unter der Form der Zeit gedacht werden kann; so schließt der Begriff des Particips den Nebenbegriff der Zeit in sich ein.

Das Particip, (das man wohl nicht ganz richtig durch: Mittelwort deßhalb verteutscht) weil es etwas vom Verbo und etwas vom Adverbio an sich habe), stellt das Subject dar:

1) entweder als thätig, und dann ist es ein Particip der gegenwärtigen Zeit (lobend; schreibend; wirkend ꝛc).

2) oder als empfangend (passiv,) und dann ist es ein Particip der vergangenen Zeit (gelobt; gehofft; ꝛc.)

Nie enthält das Particip der ersten Art eine leidende, nie das Particip der zweiten Art eine thätige Bezeichnung. Im gemeinen Leben werden deßhalb viele Verstöße begangen, (z. B. es ist fehlerhaft zu sagen: das säugende Kind, statt: die säugende Mutter; — fehlerhaft zu sagen: der sich betrübte Vater, statt: der sich betrübende Vater).

Die Participia gelten als Adverbia (z. B. der wachend träumende Mensch; oder ich fand ihn sitzend); als Adjectiva (z. B. der tröstende Freund;) als Substantiva (z. B. der Liebende; der Geliebte ꝛc.).

Gleich den Adverbien und Adjectiven, werden die Participia (aber nicht alle) gesteigert, (z. B. ich habe keine reizendere Gegend gesehen — er ist der geliebteste Bruder).

Das Particip der ersten Art hat, in Beziehung auf ein Subjekt, den Casus bei sich, den das Verbum bei sich führt, von dem es abstammt (z. B. der mich beruhigende Freund; — die mir drohende Wolke ꝛc.)

Das Particip der zweiten Art verstattet die Zusammensetzung mit andern Wörtern, (z. B. dornbewachsen; mondbeglänzt;)

Einige Participia der zweiten Art (der vergangenen Zeit) werden, wenn sie als Adverbia oder Adjectiva stehen, in thätiger Bedeutung gebraucht (z. B. belesen; besorgt; ein eingebildeter Jüngling ꝛc.)

Der stylistische Gebrauch der Participien muß mit Vorsicht und mit steter Rücksicht auf den Zusammenhang (und die Deutlichkeit in denselben,) und auf den Wohlklang Statt haben (z. B. ein seine Fehler bereuender Mensch, ist wohl grammatisch richtig, aber stylistisch schwerfällig; — st. ein Mensch, der seine Fehler bereut). Bisweilen bewirkt aber die Kürze, welche dem stylistischen Gebrauche des Particips eigen ist, den Nachdruck in der Diction, (z. B. verstoßen von allen, warf er sich in meine Arme). Ganz fehlerhaft würde es seyn, zu sagen: bei schön seiendem Wetter reisete ich nach Leipzig; das wollte ich noch gefragt haben; er kommt gegangen, geritten ꝛc. oder wenn man die Participien mit zu construirt: ein zu berechnender Fehler; ein zu lobender (st. lobenswürdiger) Mann ꝛc.

Gottscheds vollständigere Sprachkunst, S. 374. ff.
Gottscheds Kern ꝛc. S. 173. ff.
Adelungs umst. Lehrgeb, Th. 2, S. 3. ff.
Dessen Sprachlehre, S. 297. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 219. f.

Vollbedings Sprachlehre, S. 152. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 247. ff.

§. 152.

Empirischer Gebrauch des Verbums.

Das Verbum ist die Basis der Urtheils. Durch dasselbe wird nämlich ein Gegenstand (Subject) mit seinem Merkmale (Prädicat) verbunden, und also von dem ersten etwas ausgesagt (geurtheilt). Nur in dem einzigen Verbo: Sein liegt die reine Copula; in allen übrigen ist das Prädicat und die Copula verbunden. Das logische Sein ist daher die Grundlage der Verbindung des Subjects und Prädicats. — Alle Redetheile, die sich mit der Bezeichnung des Unselbstständigen beschäftigen, stehen mit dem Verbo in Verwandtschaft (z. B. das Adjectiv, Particip, Adverbium); dagegen die Redetheile, welche zur Bezeichnung des Selbstständigen, oder zum Kreise seiner stylistischen Umgebung gehören (Artikel, Zahlwort, Präposition, Pronomen), mit dem Substantive verwandt sind. (vergl. §. 139).

Der Infinitiv (der kein Modus ist,) ist der Stamm aller übrigen Theile des Verbi. Er ist dem Substantiv am meisten verwandt, und kann durch den vorgesetzten Artikel sogleich zu einem Substantive erhoben werden.

Bei der empirischen Analysis des Verbum sehen wir theils auf die Arten, theils auf die Merkmale desselben.

A) Die Arten des Verbum.

a) Es sind entweder Stammwörter, oder abgeleitete Wörter. Die letztern entstehen theils durch die Veränderung des Vokals oder der Consonanten im Stammworte; theils durch Ableitungssylben, die entweder vor- oder nachgesetzt werden, (entfallen; — faulenzen).

b) Es sind entweder einfache, oder zusammengesetzte Wörter. Die letztern sind entweder mit Substantiven, oder mit Adjectiven und Adverbien, oder mit Partikeln zusammengesetzt (hohnlächeln; — aufsuchen; mißbrauchen.)

c) Es sind entweder **persönliche** (personalia) oder **unpersönliche** (impersonalia). In den erstern ist das Subject als Person aufgeführt (z. B. ich bete; er wünschet 2c.); in den zweiten wird das Subject durch es ausgedrückt (z. B. es frieret; es geschah; es regnet 2c.)

d) Es sind entweder **substantiva** oder **adjectiva**. Zu den ersten gehören nur die beiden Verba: **seyn** und **werden**, welche blos die Kopula enthalten, statt daß die andern, nebst der Kopula, auch noch das Prädicat bezeichnen.

e) Die Verba adjectiva sind entweder *transitiva* oder *intransitiva*.

α) *transitiva*, durch welche dem Subjecte eine Beziehung auf einen außerhalb des Subjects befindlichen Gegenstand beigelegt wird. Diese Beziehung ist:

1) entweder **thätig** (activum), ich preise **dich** — ich liebe **dich** 2c.;

2) oder **leidend** (passivum), ich **werde** gepriesen — ich **werde** geliebt 2c.

β) *intransitiva* (neutra), durch welche dem Subjecte etwas beigelegt wird, das man an demselben allein denken kann; bald eine **Beschaffenheit** (ich glänze); bald ein **Zustand**, (ich sitze); bald eine **Handlung**, (ich bete.). Sie werden als Activa flectirt.

(Einige können transitiva und intransitiva **zugleich** seyn; z. B. er hat den Tyrannen gestürzt (transitiv), — er ist vom Felsen gestürzt (intransitiv).

(Zu den Verbis activis gehören auch die **reciproca**, durch welche das Subject nach einer Handlung dargestellt wird, die sich allein auf dasselbe bezieht, wo es also als **handelnd und leidend zugleich** erscheint. (z. B. Er freuet sich. — Wir lieben uns. — Er hat sich sehr entwickelt.)

f) Die **umschreibenden** Wörter sind solche, deren man sich zur Flexion andrer Zeitwörter bedient, so daß sie **entweder den Modus**, (theils den Indicativ, theils den Conjunctiv), **oder das Tempus** umschreiben.

Den Modus umschreiben: können, mögen, wollen, dürfen, sollen, müssen, das Tempus umschreiben die drei Hülfswörter: seyn, werden, haben.

(Hieher gehören noch folgenden Arten des Verbum, durch welche gewisse Nebenumstände bezeichnet werden, welche man an der dargestellten Handlung, oder in dem dargestellten Zustande wahrnimmt. Sie sind abgeleitete Wörter. Z. B. das Factitivum, zur Bezeichnung einer Handlung oder eines Zustandes an dem leidenden Gegenstande (einschläfern — räuchern ꝛc.);

das Iterativum (Frequentativum), zur Bezeichnung der Wiederhohlung einer Handlung (betteln, flattern — rütteln.)

das Imitativum, zur Bezeichnung der Nachahmung einer Handlung (kindern ꝛc.)

das Intensivum, zur Bezeichnung des höhern Grades, nach welchem dem Subjecte das Prädicat im Verbo beigelegt wird (herrschen; schnarchen ꝛc.)

das Diminutiv, zur Bezeichnung des niedrigern Grades, nach welchem dem Subjecte das Prädicat im Verbo beigelegt wird (kränkeln, lächeln, blinzeln ꝛc.)

das Desiderativum, zur Bezeichnung des Verlangens nach dem Zustande oder der Handlung, welche im Prädicate vorkommen (schläfern ꝛc.)

B) Merkmale des Verbum, unter der Voraussetzung der Flexion, welche bei dem Verbo: Conjugation heißt.

a) Jedes Verbum stehet in einem Modus, d. h. es wird in demselben, außer der Angabe der Verknüpfung des Subjects und Prädicats (Kopula), auch die Art und Weise des Verhältnisses zwischen Subject und Prädicat ausgedrückt. — Die Art und Weise dieses Verhältnisses wird aber in der Bezeichnung als wirklich, oder als möglich, oder als nothwendig ausgedrückt Die drei Modi sind:

α) der Indicativ, durch welchen die wirkliche,
α) der Conjunctiv, durch welchen die mögliche,
γ) der Imperativ, durch welchen die nothwendige Verknüpfung des Prädicats mit dem Subjecte ausgesagt wird.

(Der Infinitiv ist kein eigner Modus, da das Prädicat durch denselben überhaupt (d. i. ohne es in einen Modus zu setzen) angegeben wird. —

(Das Particip ist ebenfalls kein eigner Modus, sondern ein von dem Verbo abgeleitetes Adjectiv mit dem Nebenbegriffe der Zeit, weil die Darstellung des Subjects, theils als thätig (im Activo), theils als leidend (im Passivo), eine Bewegung desselben voraussetzt, jede Bewegung aber nur in der Zeit geschieht.

b) Jedes Verbum stehet aber auch in einem Tempus, d. h. es wird, außer der Angabe der Verknüpfung des Subjects und Prädicats (Kopula), auch der Zeitpunct bezeichnet, in welchem jene Verknüpfung statt findet. Die Zeit wird aber entweder als **Gegenwart**, oder als **Vergangenheit**, oder als **Zukunft** dargestellt. Daraus gehen die **drei Haupttempora** hervor. Die **untergeordneten** Tempora in jeder einzelnen Sprache lassen sich **nur empirisch** angeben. In der teutschen Sprache gibt es:

α) ein Tempus für die Bezeichnung der **Gegenwart**, das Präsens;

β) drei Tempora für die Bezeichnung der **Vergangenheit**; das **Imperfectum**, **Perfectum** und **Plusquamperfectum**;

γ) zwei Tempora für die Bezeichnung der **Zukunft**; das **Futurum simplex** und das **Futurum exactum**, welches die zukünftige Zeit darstellt, als wäre sie **bereits vergangen**, d. i. einen Zustand, oder eine Handlung **als künftig und vergangen** zugleich.

Theoretisch läßt sich das Verhältniß, in welchem die drei Formen der Vergangenheit gegen einander stehen und stehen sollen, bestimmter angeben, als es practisch von den Schriftstellern festgehalten wird. Sehr richtig bestimmt Roth dieses Verhältniß so: „das Perfect zeigt einen Zustand, oder eine Handlung in der Vergangenheit an, ohne Beziehung auf einen andern Zustand, oder eine andere Handlung in der Vergangenheit; das Imperfect drückt einen Zustand, oder eine Handlung in der Vergangenheit aus, neben welchen noch ein Zustand, oder eine Handlung statt fand; das Plusquamperfect drückt einen Zustand oder eine Handlung aus, nach welchen ein anderer Zustand

oder eine andere Handlung, zuweilen als Wirkung der erstern, erfolgt ist.„)

§. 153.
Flexion des Verbum.

Durch die Conjugation wird das Verbum flectirt (verändert,) um das **Genus**, den **Modus**, das **Tempus**, den **Numerus** und die **Person** zu bezeichnen: das **Genus**, ob das Verbum ein **Activum**, **Passivum**, oder **Neutrum** ist, (obgleich das Neutrum keine von dem Activo verschiedene Form der Conjugation hat); den **Modus** ob es im Indicativ, Conjunctiv, oder Imperativ stehe; das **Tempus**, ob das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat als **gegenwärtig vergangen**, oder **künftig** bestimmt werde; den **Numerus**, ob das Verhältniß von einer oder von mehrern Personen ausgesagt werde; die **Person**, ob dem Verhältnisse das **Ich**, das **Du**, oder eine **dritte Person** zum Grunde liege.

Die Conjugation ist **einfach**, wenn zur Veränderung des Wortes kein Hülfswort nöthig ist; in dem letztern Falle heißt sie **umschreibend** (periphrastica). In der teutschen Sprache gehört zur einfachen Conjugation blos das **Präsens** und **Imperfect** im Indicativ, Conjunctiv und Infinitiv, und der **Imperativ**. Das **Perfectum**, **Plusquamperfectum**, die **beiden Futura** und das **ganze Passivum** werden blos durch die Hülfswörter, **seyn**, **werden** und **haben**, gebildet.

Die Conjugation heißt **regelmäßig**, **wenn in derselben**, bei den angehängten Biegungslauten, der Stammlaut **unverändert bleibt**, **unregelmäßig**, wenn der Stammlaut durch die Biegung verändert wird. (Dies letztere geschieht bei einigen Verbis nur in einigen Temporibus, die übrigens ganz regelmäßig gehen.)

§. 154.
א) Conjugation der Hülfswörter.

A) Seyn.

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.
	Präsens.	
Sing.	Ich bin.	Ich sey.
	Du bist.	Du seyest (seyst).
	Er (sie, es, man) ist.	Er, sie, es sey.
Plur.	Wir sind.	Wir seyen, (seyn).
	Ihr seyd.	Ihr seyet.
	Sie sind.	Sie seyen, (seyn).
	Imperfectum.	
Sing.	Ich war.	Ich wäre.
	Du warest (warst).	Du wärest, (wärst)
	Er war.	Er wäre.
Plur.	Wir waren.	Wir wären.
	Ihr waret.	Ihr wäret.
	Sie waren.	Sie wären.
	Perfectum.	
Sing.	Ich bin gewesen,	Ich sey gewesen.
	Du bist gewesen.	Du seyst gewesen.
	Er ist gewesen.	Er sey gewesen.
Plur.	Wir sind gewesen.	Wir sind gewesen.
	Ihr seyd gewesen.	Ihr seyet gewesen.
	Sie sind gewesen.	Sie seyen gewesen.
	Plusquamperfectum.	
Sing.	Ich war gewesen.	Ich wäre gewesen.
	Du warest (warst) gewesen.	Du wärest gewesen.
	Er war gewesen.	Er wäre gewesen.
Plur.	Wir waren gewesen.	Wir wären gewesen.
	Ihr waret gewesen.	Ihr wäret gewesen.
	Sie waren gewesen.	Sie wären gewesen.
	Futurum simplex.	
Sing.	Ich werde seyn.	Ich werde seyn.
	Du wirst seyn.	Du werdest seyn.
	Er wird seyn.	Er werde seyn.

Plur.	Wir werden seyn.	Wir werden seyn,
	Ihr werdet seyn.	Ihr werdet seyn.
	Sie werden seyn.	Sie werden seyn.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gewesen seyn.	Ich werde gewesen seyn.
	Du wirst gewesen seyn.	Du werdest gewesen seyn.
	Er wird gewesen seyn.	Er werde gewesen seyn.
P.	Wir werd. gewesen seyn.	Wir werden gewesen seyn.
	Ihr werdet gewesen seyn	Ihr werdet gewesen seyn.
	Sie werd. gewesen seyn.	Sie werden gewesen seyn.

3. Imperativ.

Sing. Sey. Plur. Seyd.

Infinitiv (unbestimmte Form).	Partic. (abgeleitetes Adjectiv.)
Präs. Seyn.	Präs. Seyend oder wesend (veraltet), kommt blos in den Compositis: Daseiend — anwesend; abwesend, vor.)
Perf. gewesen seyn.	
Fut. Seyn werden.	Perf. gewesen.

---

§. 155.

B) Werden.

(durch welches Passiva gebildet werden.)

1. Indicativ. 2. Conjunctiv.

Präsens.

Sing.	Ich werde.	Ich werde.
	Du wirst.	Du werdest.
	Er (sie, es, man) wird	Er werde.
Plur.	Wir werden.	Wir werden.
	Ihr werdet.	Ihr werdet.
	Sie werden.	Sie werden.

Imperfectum.

Sing.	Ich ward (wurde.)	Ich würde.
	Du wardst (wurdest)	Du würdest.
	Er ward (wurde,)	Er würde.
Plur.	Wir wurden.	Wir würden.
	Ihr wurdet.	Ihr würdet.
	Sie wurdet.	Sie würden.

Perfectum.

Sing.	Ich bin geworden, (nicht: ich bin worden.	Ich sei geworden, (nicht: ich sei worden.)
	Du bist geworden.	Du seyst geworden.
	Er ist geworden.	Er sey geworden.
Plur.	Wir sind geworden.	Wir seyen geworden.
	Ihr seyd geworden.	Ihr seyet geworden.
	Sie sind geworden.	Sie seyen geworden.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich war geworden.	Ich wäre geworden.
	Du warest geworden	Du wärest geworden.
	Er war geworden.	Er wäre geworden.
Plur.	Wir waren geworden.	Wir wären geworden
	Ihr waret geworden.	Ihr wäret geworden.
	Sie waren geworden	Sie wären geworden.

Futurum simplex.

Sing.	Ich werde werden.	Ich werde werden.
	Du wirst werden.	Du werdest werden.
	Er wird werden.	Er werde werden.
Plur.	Wir werden werden.	Wir werden werden.
	Ihr werdet werden.	Ihr werdet werden.
	Sie werden werden.	Sie werden werden.

Futurum exactum.

S.	Ich werde geworden seyn.	Ich werde geworden seyn.
	Du wirst geworden seyn.	Du werdest geworden seyn.
	Er wird geworden seyn.	Er werde geworden seyn.

P.	Wir werd. geworden seyn.	Wir werden geworden seyn.
	Ihr werd. geworden seyn.	Ihr werdet geworden seyn.
	Sie werd. geworden seyn.	Sie werden geworden seyn.

3. Imperativ.

Sing. Werden. Plur. Werdet.

Infinitiv.	(Particip. abgeleitetes Adjectiv.)
Präs. werden.	Präs. werdend.
Perf. geworden seyn.	Perf. geworden.
Fut. werden werden.	

---

§. 156.

C) Haben *).

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.
	Präsens.	
Sing.	Ich habe.	Ich habe.
	Du hast.	Du habest.
	Er, (sie, es, man) hat	Er habe.
Plur.	Wir haben.	Wir haben.
	Ihr habet (habt.)	Ihr habet.
	Sie haben.	Sie haben.
	Imperfectum.	
Sing.	Ich hatte.	Ich hätte.
	Du hattest.	Du hättest.
	Er hatte.	Er hätte.
Plur.	Wir hatten.	Wir hätten.
	Ihr hattet.	Ihr hättet.
	Sie hatten.	Sie hätten.

*) Dieses Hülfswort ergänzt selbst seine mangelhaften Tempora durch das auxiliare: werden.

Perfectum.

Sing.	Ich habe gehabt.	Ich habe gehabt.
	Du hast gehabt.	Du habest gehabt.
	Er hat gehabt.	Er habe gehabt.
Plur.	Wir haben gehabt.	Wir haben gehabt.
	Ihr habet (habt) gehabt.	Ihr habet gehabt.
	Sie haben gehabt.	Sie haben gehabt.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich hatte gehabt.	Ich hätte gehabt.
	Du hattest gehabt.	Du hättest gehabt.
	Er hatte gehabt.	Er hätte gehabt.
Plur.	Wir hutten gehabt.	Wir hätten gehabt.
	Ihr hattet gehabt.	Ihr hättet gehabt.
	Sie hatten gehabt.	Sie hätten gehabt.

Futurum simplex.

Sing.	Ich werde haben.	Ich werde haben.
	Du wirst haben.	Du werdest haben.
	Er wird haben.	Er werde haben.
Plur.	Wir werden haben.	Wir werden haben.
	Ihr werdet haben.	Ihr werdet haben.
	Sie werden haben.	Sie werden haben.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gehabt haben.	Ich werde gehabt haben.
	Du wirst gehabt haben.	Du werdest gehabt haben.
	Er wird gehabt haben.	Er werde gehabt haben.
P.	Wir werd. gehabt haben.	Wir werden gehabt haben.
	Ihr werd. gehabt haben.	Ihr werdet gehabt haben.
	Sie werden gehabt haben	Sie werden gehabt haben.

3 Imperativ.

Sing. Habe. Plur. Habet.

Infinitiv.	Particip (abgeleitetes Adjectiv.)
Präs. haben.	Präs. habend.
Perf. gehabt haben.	Perf. gehabt.
Futur. haben werden.	

§. 157.

2) Schema zur Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter.

A) Activum.

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.
	Präsens.	
Sing.	Ich lobe.	Ich lobe.
	Du lobest (lobst.)	Du lobest.
	Er (sie, es, man) lobet (lobt).	Er lobe.
Plur.	Wir loben.	Wir loben.
	Ihr lobet, (lobt).	Ihr lobet.
	Sie loben.	Sie loben.
	Imperfectum.	
Sing.	Ich lobte.	Ich lobete.
	Du lobtest.	Du lobetest.
	Er lobte.	Er lobete.
Plur.	Wir lobten.	Wir lobeten.
	Ihr lobtet.	Ihr lobetet.
	Sie lobten.	Sie lobeten.

(Das Imperfectum hat die einfache Conjugation.)
(die vier folgenden Tempora haben die umschreibende Conjugation.)

	Perfectum.	
Sing.	Ich habe gelobt.	Ich habe gelobt.
	Du hast gelobt.	Du habest gelobt.
	Er hat gelobt.	Er habe gelobt.
Plur.	Wir haben gelobt	Wir haben gelobt.
	Ihr habt gelobt.	Ihr habet gelobt.
	Sie haben gelobt.	Sie haben gelobt.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich hatte gelobt.	Ich hätte gelobt.
	Du hattest gelobt.	Du hättest gelobt.
	Er hatte gelobt.	Er hätte gelobt.
Plur.	Wir hatten gelobt.	Wir hätten gelobt.
	Ihr hattet gelobt.	Ihr hättet gelobt.
	Sie hatten gelobt.	Sie hätten gelobt.

Futurum simplex.

Sing.	Ich werde loben.	Ich werde loben.
	Du wirst loben.	Du werdest loben.
	Er wird loben.	Er werde loben.
Plur.	Wir werden loben.	Wir werden loben.
	Ihr werdet loben.	Ihr werdet loben.
	Sie werden loben.	Sie werden loben.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gelobt haben.	Ich werde gelobt haben.
	Du wirst gelobt haben.	Du werdest gelobt haben.
	Er wird gelobt haben.	Er werde gelobt haben.
P.	Wir werden gelobt haben	Wir werden gelobt haben.
	Ihr werdet gelobt haben.	Ihr werdet gelobt haben.
	Sie werden gelobt haben.	Sie werden gelobt haben,

3. Imperativ.

Sing. lobe. Plur. lobet (einfache Conj.)

Infinit.

Präs. loben. (einfache Conjug.)	(abgeleitetes Adjectiv)
Perf. gelobt haben.	Präs. lobend.
Fut. simp. loben werden.	Perf. gelobt.
Fut. exact. werden gelobt haben.	Part. (umschreib. Conj.

§. 158.

2) Passivum. (durchgehends umschreibende Conjugation.)

1. Indicativ. 2. Conjunctiv.

Präsens.

Sing.	Ich werde gelobt.	Ich werde gelobt.
	Du wirst gelobt.	Du werdest gelobt.
	Er wird gelobt.	Er werde gelobt.

P.	Wir werden gelobt.	Wir werden gelobt.
	Ihr werdet gelobt.	Ihr werdet gelobt.
	Sie werden gelobt.	Sie werden gelobt.

Imperfectum.

S.	Ich ward (wurde) gelobt.	Ich würde gelobt.
	Du wardst (wurdest) gel.	Du würdest gelobt.
	Er ward (wurde) gelobt.	Er würde gelobt.
P.	Wir wurden gelobt.	Wir würden gelobt.
	Ihr wurdet gelobt.	Ihr würdet gelobt.
	Sie wurden gelobt.	Sie würden gelobt.

Perfectum.

S.	Ich bin gelobt worden.	Ich sey gelobt worden.
	Du bist gelobt worden.	Du seyst gelobt worden.
	Er ist gelobt worden.	Er sey gelobt worden.
P.	Wir sind gelobt worden.	Wir seyn gelobt worden.
	Ihr seid gelobt worden.	Ihr seyd gelobt worden.
	Sie sind gelobt worden.	Sie seyen gelobt worden.

Plusquamperfectum.

S.	Ich war gelobt worden.	Ich wäre gelobt worden.
	Du warst gelobet worden	Du wärest gelobt worden.
	Er war gelobet worden.	Er wäre gelobet worden.
P.	Wir waren gelobt worden	Wir wären gelobt worden.
	Ihr waret gelobt worden.	Ihr wäret gelobet worden.
	Sie waren gelobt worden	Sie wären gelobet worden.

Futurum simplex.

S.	Ich werde gelobt werden.	Ich werde gelobt werden.
	Du wirst gelobt werden.	Du werdest gelobt werden.
	Er wird gelobt werden.	Er werde gelobt werden.
P.	Wir werden gel. werden.	Wir werden gelobt werden.
	Ihr werdet gelobt werden.	Ihr werdet gelobt werden.
	Sie werden gel. werden.	Sie werden gelobt werden.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gelobt word. seyn.	Ich werde gelobt worden seyn
	Du wirst gelobt worden seyn.	Du werdest gelobt word. seyn.
	Er wird gelobt worden seyn.	Er werde gelobt worden seyn.

P. Wir werd. gelobt word. seyn.	Wir werden gelobt word. seyn.
Ihr werd. gelobt word. seyn.	Ihr werdet gelobt word. seyn.
Sie werd. gelobt word. seyn.	Sie werden gelobt word. seyn.

---

3) Imperativ.

Sing. Werde gelobt. Plur. Werdet gelobt.

Infinitiv.

Präs. gelobt werden.
Perf. gelobt worden seyn.
Fut. simplex. werden gelobt werden.
Fut. exactum. werden gelobt worden seyn.

(Es ist in unserer an Vokalen so armen Sprache wirklich fehlerhaft, gelobt, statt gelobet zu sagen. Die Dichter und die Sprache des gemeinen Lebens, wo Vokale in den Endsylben so leicht verschlucket werden, sind größtentheils Schuld daran. Schriftsteller, die Sorgfalt auf den Ausdruck wenden, und sich im Style so viel als möglich gleich bleiben, sollten die Rechte der unschuldigen Weise ausgestoßenen Vokale wieder geltend zu machen suchen.)

(Die zusammengesetzten Verba unterscheiden sich in der Conjugation blos darin, daß einige durchgehends zusammengesetzt bleiben, andere aber oft getrennt werden.)

(In der Conjugation der reciproken Zeitwörter wird die vorangehende Person zweimal bezeichnet; z. B. ich freue mich; ich gräme mich etc.)

§. 159.

Ueber die Conjugation der unregelmäßigen Zeitwörter.

So wie in den frühern Zeiten der Bildung einer Sprache überhaupt in der Mitte derselben viel Willkühr herrschte; so zeigte sich dieselbe auch besonders in der Conjugation. Die Conjugation der unregelmäßigen Zeitwörter ist ein Ueberrest dieser Willkühr, welcher durch die provinziellen Eigenheiten unterstützt und erhalten wird, obgleich nach und nach sehr viele ehemals unregelmäßige Zeitwörter beinahe durchgehends die regelmäßige Form angenommen, und nur in ei-

nigen Modifikationen die unregelmäßige beibehalten haben. Ob es nun gleich von der einen Seite vielleicht wegen der innern Symmetrie und Oekonomie der Sprache zu wünschen wäre, daß allmählig alle unregelmäßige Zeitwörter die Formen der regelmäßigen annähmen; so ist von der andern dies weder zu erwarten, noch zu wünschen. Nicht zu erwarten; denn die dazu nöthige Uebereinkunft würde sich weder bei den Schriftstellern, noch bei dem gemeinen Volke, also weder im Schreiben, noch im Sprechen ausmitteln lassen; aber auch nicht zu wünschen, weil die Sprache dadurch viel an Wohlklang und Mannigfaltigkeit, welche durch die Abwechslung hervorgebracht wird, verlieren würde. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß alle diese Unregelmäßigkeiten nur in den Kreis der empirischen Sprachwissenschaft gehören können.

Man hat es auf verschiednen Wegen versucht, diese unregelmäßigen Zeitwörter zu klassificiren, um sie desto leichter übersehen und gebrauchen zu lernen. Schon Gottsched (vollständigere teutsche Sprachkunst S. 329 ff.) machte einen nicht unglücklichen Versuch deshalb. Ausführlicher behandelt sie Adelung (umständliches Lehrgebäude der teutschen Sprache, Th. 1, S. 783—820; dann: dessen teutsche Sprachlehre, S. 269. ff.) dem die meisten, mit mehrern oder wenigern Abänderungen gefolgt sind. Adelung theilt die irregulären Verba in zwei Ordnungen. Die erste hat im Imperfecto und Participio die gewöhnlichen Biegungssylben te und t, ändert aber gemeiniglich etwas an der Wurzel selbst. Die zweite macht die erste und dritte einfache Person des Imperfects im Indicative ohne Biegungslaut, durch bloße Aenderung der Wurzel, und endet das Participium des Perfects, anstatt et oder t, auf en. Diese zweite Ordnung theilt er denn wieder in drei Klassen, und jede derselben in mehrere Arten; zuletzt führt er die auf, die unter alle diese Ordnungen, Klassen und Arten nicht passen.

Vollbeding (teutsche Sprachlehre S. 196. ff.) macht allerdings Adelungen nicht ohne Grund den Vorwurf, daß er keine allgemeinen Regeln dafür aufgestellt habe, die

sich doch wohl auffinden ließen *), und versucht dann eine neue Klassifikation der irregulären Zeitwörter, die sich wenigstens sehr durch Einfachheit und Deutlichkeit empfiehlt. Er nimmt drei Klassen an:

1) diejenigen Zeitwörter, welche den Vokal des Präsens blos im (einsylbigen) Imperfect verändern und ihn im Particip wieder annehmen, (z. B. genesen, genas, genesen; fallen, fiel, gefallen; laden, lud, geladen; schlafen, schlief, geschlafen; rc.).

2) diejenigen Zeitwörter, welche im Imperfect und Particip einerlei Vokal haben, (z. B. betriegen, betrog, betrogen; biegen, bog, gebogen; entsprießen, entsproß, entsproßen; schleichen, schlich, geschlichen; rc.)

3) diejenigen Zeitwörter, welche im Präsens, Imperfectum und Particip den Vokal verändern, (z. B. beginnen, begann, begonnen; dringen, drang, gedrungen; helfen half, geholfen; sinken, sank, gesunken; rc.)

Diese Klassifikation bei Vollbeding, S. 197 — 205, scheint Vorzüge von allen bisherigen Versuchen dieser Art zu haben, und sollte die übrigen Klassifikationen der unregelmäßigen Zeitwörter allmählig aus der empirischen Sprachwissenschaft verdrängen **).

Ueber das Verbum überhaupt zu vergleichen:
Gottscheds vollständigere Sprachkunst, S. 294. ff.
Gottscheds, Kern rc. S. 131. ff.
Adelungs umständl. Lehrgeb. Th 1, S. 717. ff.
Dessen teutsche Sprachlehre, S. 248. ff.
Dessen Auszug rc. S. 107. ff.

*) Obgleich Vollbeding, S. 195, zu weit gehet, wenn er behauptet: daß die unregelmäßigen Zeitwörter eigentlich nicht regellos, sondern nur einer besondern Regel unterworfen wären, die in dem Sprachgebrauche tief verborgen liege.

**) Eben so findet sich bei Vollbeding S. 207. ff. ein Verzeichniß der Wörter, welche mit dem Hülfsworte: haben; S. 210. ff. ein Verzeichniß derer, welche mit dem Hülfsworte: seyn, und S. 215 ff. ein Verzeichniß derer, welche mit beiden zugleich construirt werden, je nachdem die Bedeutung mehr thätig, oder mehr leidend ist.

Heynatz Sprachlehre, S. 192. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 162. ff.
Roths system. Sprachlehre, S. 56. ff. u. S. 170. ff.
Dessen Anfangsgründe ꝛc. S. 39. ff. u. S. 113. ff.
Hünerkochs Sprachl. S. 196. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 91. ff.
Rambachs neue teutsche Sprachlehre, S. 116. ff.
Stutz kleine teutsche Sprachl. S. 109. ff.
Wismayrs Grundſ. der teutſchen Sprache, Th. 1, S. 71. ff.

§. 160.

Empiriſcher Gebrauch des Adverbii.

Der Charakter des Adverbii, als iſolirten Redetheils, beſteht darin, daß das Unſelbſtſtändige und Zufällige, welches dem Subjecte im Prädicate (dies ſei nun Adjectiv, oder Particip, oder Verbum) beigelegt wird, durch das Adverbium nach ſeinem Verhältniſſe zum Subject näher modificirt angegeben wird. Sobald die Verbindung des Adjectivs, Particips oder Verbi mit dem Subſtantiv hinreicht für die Bezeichnung des Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat; ſobald fällt auch das Adverbium aus dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange hinweg, weshalb es auch, nach ſeiner Stellung in der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, die Reihe der Redetheile ſchließt, durch welche das Unſelbſtſtändige bezeichnet wird. Sobald aber der ſtyliſtiſche Zuſammenhang, in welchem die Angabe des Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat enthalten iſt, es erfordert, daß, der Deutlichkeit und Beſtimmtheit, oder der Vollendung der Bezeichnung wegen, dieſes Verhältniß näher modificirt werde; ſo tritt die Function des Adverbii ein.

Dieſe Function iſt aber von doppelter Art:

1) theils iſt es oft nöthig, daß die Beſchaffenheit des Zufälligen und Unſelbſtſtändigen näher angegeben werde; (Beſchaffenheitswort.)
2) theils müſſen oft die Umſtände und Verhältniſſe näher angegeben werden, unter welchen die Verbindung des Subjects mit dem Prädicate gedacht wird (Umſtandswort.)

Zwar scheint die Verbindung dieser beiden Bezeichnungsarten in einem und demselben Redetheile schwierig zu sein *); aber diese Schwierigkeit hebt sich, wenn man das Adverbium überhaupt nur als **die Form der Bezeichnung des Zufälligen am Zufälligen** denkt. Eben deshalb kann auch das Adverbium nie **unmittelbar**, wie z. B. das Adjectiv, Particip und Verbum, mit dem Substantiv verbunden werden, sondern allezeit nur **mittelbar** durch das schon bei dem Subjecte sich befindliche Prädicat, und nie durch die bloße Copula

(Z. B. der Tisch ist roth. — Hier ist roth das Adjectiv und nicht das Adverbium; denn es enthält die Bezeichnung des Zufälligen am Subjecte, und steht durch die Kopula in unmittelbarer Verbindung mit demselben. Auch kann es sogleich vor das Subject gesetzt werden, (der rothe Tisch), ohne daß der Begriff des Subjects dadurch verändert würde. Das letztere ist auch der Fall mit dem Particip, welches deshalb den wahren Charakter des Adjectivs trägt. (z. B. der Vater ist liebend; — und der liebende Vater, ist völlig identisch). — So ist es auch mit dem Prädicate im Verbo. Die Sonne scheint, ist dasselbe als: die Sonne ist scheinend; nur daß im Verbo adjectivo: scheint, sogleich die Kopula mit enthalten ist. — Etwas ganz anders ist es, wenn man hinzusetzt: Die Sonne scheint blutroth, wo das Zufällige an der Sonne (das Scheinen), näher modificirt (d. i. als blutroth angegeben) wird. Dann ist dieses blutroth ein Adverbium, und zwar ein Beschaffenheits- und kein Umstandswort. Ueberhaupt ist die Verwandtschaft und Verwechslung des Adverbii mit dem Adjective, Particip und Verbo blos nach seiner Function: als Beschaffenheitswort, und nie als Umstandswort möglich **).

*) Auch haben mehrere daran Anstoß genommen, besonders Etzler, Beitr. zur Kritik des Schulunterrichts. 4s St. S. 153. ff.

**) Die hier aus der empirischen Ansicht der Sprache entlehnte Darstellung des Adverbii ist nur ein Versuch, in diese dunkle Lehre auf eine neue Weise Licht und Bestimmung zu bringen. Von jeher haben mehrere Sprachforscher es nicht begreifen können, wie ein und derselbe Redetheil zugleich Beschaffenheits- und Umstandswort seyn könne. — Adelung, veranlaßt durch die so leichte Erklärbarkeit man-

§. 161.

Fortsetzung.

1) Das Adverbium als Beschaffenheitswort (adverbium qualitatis), bezeichnet das Zufällige am Zufälligen, also an dem dargestellten Subjecte. Nie kann ein Adverbium unmittelbar mit dem Subjecte stehen, sondern allezeit nur zur nähern Bezeichnung desjenigen Begriffes, welcher in einem mit dem Subjecte bereits verbundenen Prädicate enthalten ist. Dieser im Prädicate enthaltene Begriff wird nur durch das Adverbium näher modificirt, d. h. entweder deutlicher angegeben, oder bestimmter entwickelt, oder erweitert, oder eingeschränkt. — Um also das Adverbium von dem Adjective und Particip unterscheiden zu können (von dem Verbo ist es ohnehin sehr leicht zu unterscheiden), sucht man in dem stylistischen Zusammenhange das Prädicat zum Subjecte auf. Nur wenn dieses Prädicat vorhanden ist, ist es möglich, daß ein Adverbium auch vorhanden seyn könne. Da aber ein Subject in einem

cher andern empirischen Sprachaufgaben aus der versuchten höhern Geltung des Adverbii, erhob dasselbe zu einem der wesentlichsten Redetheile, und stellte es in seiner teutschen Sprachlehre sogleich nach dem Substantive, mit der Versicherung in der Vorrede: daß im Teutschen kein Adjectiv ohne ein vorhergegangnes Adverbium möglich sey. — Dies dem großen Sprachforscher einst weilen zugegeben; so beweiset dies nichts weiter, als daß das Zufällige aus dem Zufälligen entsprang, und mit demselben verwandt ist (denn beide, das Adjectiv und Adverbium, bezeichnen das Zufällige, nur jedes nach einer eignen Function.) Dabei bleibt aber entschieden, daß die Form des Adjectivs, inwiefern sie das Zufällige am Zufälligen darstellt, als eine das Zufällige, (welches schon in der Bezeichnung des Subjects vorhanden ist) erst e r g ä n z e n d e Form, tiefer in der Aufführung der Redetheile stehen müsse, als die Formen, welche das Zufällige unmittelbar am Subjecte darstellen. — Uebrigens liegt es am Tage, daß v i e l e Adverbia aus Adjectiven (und nicht immer umgekehrt) entstanden sind; z. B. gröblich; aus grob; kläglich aus klug; reiflich, aus reif; schwerlich aus schwer; sicherlich von sicher; weislich von weise rc.

und demselben stylistischen Ganzen oft mehrere Prädicate hat, die mit demselben verbunden sind; so muß nun der Charakter des Zufälligen am Zufälligen (der nähern Modifikation des Zufälligen) an das gehalten werden, was uns als Adverbium da zu stehen scheint. (z. B. Der essende Mensch, (hier ist essend, Particip. — Der begierig essende Mensch; bleibt essend das Particip, aber die nähere Modifikation des essenden Menschen, die Art nämlich, wie er ißt,) ist Adverbium.) Ferner: Die Gegend ist schön. — hier ist schön das Adjectiv. — Die Gegend ist himmlisch schön hier ist: himmlisch das Adverbium. — Weiter: Luise tanzt. — Hier ist: tanzt, das Verbum adjectivum. — Luise tanzt affectirt; — so ist: affectirt, Adverbium. Es könnte auch statt: affectirt, stehen: schön, angenehm, hinreißend, plump; dies alles wäre das Zufällige am Zufälligen (am Tanzen) bei Luisen.)

Das Adverbium wird nie flectirt; aber die meisten Adverbien, die den Adjectiven gleichen, können gesteigert werden, und haben einen Comparativ und Superlativ. Einige derselben weichen in der Art, wie sie die Gradus bilden, von der gewöhnlichen Form ab.

2) Das Adverbium als Umstandswort (adverbium circumstantiae,) bezeichnet das Zufälligen am Zufälligen außerhalb des dargestellten Subjects. Dahin gehört die Bezeichnung:

a) der Zeit, (z. B. heute; gestern; früh; spät; nun; itzt; schon;)
b) der Dauer (z. B. stets; noch; immer; seit; bis;)
c) des Ortes (z. B. hier; da; allda; dort; weit; fern; nahe; weg; drinnen; draußen; überall; nirgends; hinten; vorn; oben; unten; bis hieher; bis dorthin;)
d) des Umfanges (z. B. viel; wenig; zugleich; allein; sämmtlich; allerseits;)
e) der Vergleichung (z. B. eben; als; so; wie; desto; gleich; gleichsam;)
f) der Bejahung, der Verneinung, des Zwei-

fels (z. B. ja; nein; nicht; vielleicht; wahrhaftig; schlechterdings; warum; wo; wenn;)

g) des Grades (z. B. beinahe; fast; kaum; überaus; ungemein; besonders; vorzüglich; sehr; ganz;)

h) der Zahl (z. B. eins; einmal; je; irgend einmal).

(Die Adverbia sind theils Stamm- theils zusammengesetzte Wörter. Zu den erstern gehören: hin, her, bald, itzt rc. zu den letztern: allein; nachdem, allemal rc. Das e wird den Adverbiis nicht angehängt in: bald, dick, oft, spät rc.: in: heute, lange rc. darf das e denselben nicht entzogen werden. — Unnöthig und schwerfällig ist die Verlängerung der Bildung der Adverbien; z. B dannenhero st. daher; dorten st. dort; anhero st. hieher; itzo st. itzt rc. — Viele Adverbia sind auch zusammengesetzt mit Hauptwörtern z. B. weltkundig; grasgrün; gesetzmäßig, grundfalsch rc.), und mit andern Adverbien (z. B. halbjährig; hinfällig; freiwillig; voreilig rc.)

Gottscheds vollständigere Sprachk. S. 378. ff.
Gottscheds Kern rc. S. 175. ff.
Adelungs umst. Lehrgeb. Th. 2, S. 32. ff.
Dessen teutsche Sprachlehre, S. 168. ff.
Dessen Auszug rc. S. 74. ff.
Heynatz, Sprachlehre, S. 221. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 137. ff.
Roths system. Sprachlehre, S. 83. ff.
Roths Anfangsgründe rc. S. 60. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 260. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 144. ff.

§. 162.

Empirischer Gebrauch der Conjunction.

Durch die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte entsteht das Urtheil (der Satz). Die Sprache besteht aber aus der Verbindung mehrerer einzelnen Sätze zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen, in welchen die einzelnen Glieder einander coordinirt, oder subordinirt sind.

Es muß also ein Redetheil vorhanden seyn in der Sprache, durch welchen die Verbindung der Sätze, die auf einander folgen, hervorgebracht, und ihr gegenseitiges Verhältniß bezeichnet wird. Dieser Redetheil ist die **Conjunction.** Nach der philosophischen Deduction derselben stellet sie die **Succession in den Begriffen** dar *), inwiefern diese Succession der Begriffe (das Aufeinanderfolgen derselben) die Bedingung ist, ein stylistisches Ganzes zu vollenden. Der **empirische** Gebrauch der Conjunction besteht also darin, das innere Verhältniß der Sätze, und der aus den Sätzen gebildeten Perioden gegen einander zu bezeichnen, und dieses Verhältniß, nach der Abhängigkeit, Stellung und Verbindung der einzelnen, zu einer Periode gehörigen, Glieder, fühlbar zu machen.

Inwiefern aber diese Abhängigkeit, Stellung und Verbindung der einzelnen, zu einem stylistischen Ganzen gehörenden, Theile nur durch das aus **der Logik abzuleitende Verhältniß der Begriffe** und Sätze bestimmt werden kann; insofern ist die Conjunction, sobald sie gehörig gebraucht und gestellt wird, das empirische Zeichen der logischen Geltung und des logischen Zusammenhanges der Begriffe und Sätze unter sich.

Die Conjunction richtet sich daher auch ganz nach den logisch bestimmten Sätzen, und nimmt **den Namen derselben an,** so wie der Charakter des Satzes selbst wieder von der Stellung und der Bestimmung des Verhältnisses der Begriffe gegen einander durch die Conjunction abhängt. So gibt es **continuative, consecutive, causale, conclusive, copulative, describirende, comparative, adversative, exclusive, hypothetische, disjunctive, kategorische, restrictive, conditionale, reduplicative** Conjunctionen, je nachdem durch sie das Verhältniß der Begriffe im Satze, und der einzelnen Sätze in ganzen Perioden bestimmt wird. (**Hierüber muß S. 121 – 123. verglichen werden.**) Die Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks hängt nicht nur von der **Wahl** der einzig in die-

*) §. 54. S. 116. f.

sen Zusammenhang passenden Conjunction, sondern auch hauptsächlich von der Stelle ab, welche die Conjunction in dem ganzen stylistischen Zusammenhange erhält. Bekanntschaft mit den Regeln der Logik, um das innere Verhältniß der Begriffe zu übersehen, und sorgfältiges Studium der Klassiker der Nation, um den empirischen Gebrauch und die Stellung der Conjunction in dem stylistischen Zusammenhange kennen zu lernen, führen da am sichersten.

(Beispiele von Conjunctionen: Comparative: Gleichwie die Sonne alles erleuchtet und erwärmt; so verbreitet ein guter Mensch überall Segnungen. — Adversative: Du hast schon viel gethan; allein noch immer nicht genug. — Dies ist gegründet; hingegen ist es eben so wahr rc. — Exclusive: weder du, noch er sollen ihn beerben. — Disjunctive: Entweder du thust es, oder du thust es nicht — Restrictive: er hat weniger gethan, als ich erwartete. — Conditionale: wofern dies gegründet ist, ziehe ich meine Hand von ihm zurück. — Thue es: sonst mußt du befürchten rc. — Reduplicative: die Tugend, als Tugend, hat nie etwas zu befürchten. rc.)

Gottscheds Sprachkunst, S. 395. f. u. S. 528. ff.
Adelungs umständl. Lehrgebäude, Th. 2, S. 190. ff.
Dessen teutsche Sprachlehre, S. 325. ff. u. S. 403. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 227. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 272. ff.
Roths system. Sprachlehre, S. 92. ff.
Dessen Anfangsgründe rc. S. 66. ff.
Heinsius Sprachlehre, S. 149. ff.
Hünerkochs Sprachl. S. 339. ff.

§. 163.

Empirischer Gebrauch der Interjection.

Die Interjection scheint, ihrem Ursprunge nach, der früheste Redetheil gewesen zu seyn, und dient zur wörtlichen Bezeichnung des unmittelbaren Gefühls. Das Gefühl, es sey angenehm oder unangenehm, macht sich gleichsam durch sie Luft, und je stärker das Gefühl in uns sich ankündigt, oder je näher der Mensch noch der ersten Natureinfalt steht; desto unwillkührlicher sind auch die Interjectionen bei ihm. Der heftige Schmerz, wie die Freude, welche das Herz erfüllt, entladen sich in diesen Tönen, die oft, wenn Schmerz und

Freude noch zu stark und innig sind, um in zusammenhängenden Sätzen dargestellt werden zu können, die natürlichste Sprache der innern Bewegungen und Zustände sind. — In dem stylistischen Zusammenhange dürfen sie, als rohe Kinder der Natur, nur selten erscheinen, überhaupt nur dann, wenn (wie z. B. im Drama) der handelnde Mensch nach allen den Eindrücken dargestellt wird, die von außen her auf ihn geschehen. Der kultivirte Mensch muß in der Darstellung als Herr seiner Gefühle und Triebe erscheinen, und diejenigen Interjectionen, deren sich der gemeine Haufe bisweilen bedient (z. B. **puff; bauz; knacks**; rc.) eignen sich zur Schriftsprache gar nicht, und dürfen höchstens nur **im Niedrigkomischen** geduldet werden.

§. 164.

β) Lehre von der unmittelbaren empirischen Verbindung der Redetheile unter sich selbst (Rectionslehre.)

Nachdem die Redetheile, nach ihrem empirischen Charakter und nach ihrer empirischen Geltung, isolirt aufgeführt worden sind (§. 138 — 163), müssen auch die **allgemeinen**, aus der Erfahrung abstrahirten, Regeln aufgestellt werden, nach welchen die **unmittelbare Verbindung** der Redetheile unter sich selbst geschieht. Diese unmittelbare Verbindung **ist blos aus der Erfahrung** zu erlernen; deshalb gehört diese Lehre in die empirische Sprachwissenschaft, wo sie den **einen Theil des niedern Syntaxes** ausmacht *). Die philosophische Sprachwissenschaft hat auf diesen Theil nur insofern Einfluß, inwiefern die **Anordnung der Darstellung** der unmittelbaren Verbindung der Redetheile unter sich mehr oder weniger nach philosophischen Principien geschehen, und also auch mehr oder weniger zu einer deutlichen Uebersicht und bestimmten Oekonomie der innern Theile ausgeführt werden kann. — Unter dem Begriffe: **Rectionslehre** versteht man daher **die geordnete Darstellung der empirischen Verbindung der einzelnen**

*) Der zweite Theil desselben ist die empirische Constructionslehre.

Redetheile unter sich, nach ihrer Veränderung durch sich selbst und nach ihrer gegenseitigen Abhängigkeit.

(Da bei der Darstellung der empirischen Geltung der Redetheile schon viele Beyspiele dieser gegenseitigen Abhängigkeit von einander aufgeführt worden sind und aufgeführt werden mußten, weil sonst der Gebrauch der Redetheile selbst nicht deutlich gemacht werden konnte, und die Rectionslehre und Constructionslehre überhaupt dem Elementarunterrichte in der Sprache angehören, (mithin in der allgemeinen Sprachkunde vorausgesezt werden); so kann hier nur der allgemeine Begriff dieses untergeordneten Theiles der empirischen Sprachwissenschaft aufgestellt werden.)

§. 165.

Fortsetzung.

Die **Rection** ist diejenige empirische Verbindung der Wörter einer Sprache, nach welcher das eine Wort die Ursache der Form des andern wird. Dasjenige Wort heißt **regierend**, welches die Form des andern bestimmt; dasjenige Wort aber, dessen Form durch ein anderes verändert wird, heißt **regiert** *).

Unter den Redetheilen ist das **Substantiv** theils regierend, theils wird es regiert; das **Adjectiv**, die **Präposition** und das **Verbum** sind allezeit **regierend**. Der **Infinitiv** wird regiert. Das **Adverbium**, als solches, gehört nicht unter die regierenden und regierten Redetheile; denn es ist dann allezeit ein **Adjectiv**, wenn es in den Verhältnissen der Rection erscheint. — Eben so ist es mit der **Conjunction**. Der Modus, er sey Indicativ oder Conjunctiv, der auf die Conjunction folgt, hängt nicht von der Conjunction, sondern von dem ganzen stylistischen Zusam-

*) Das Wort: regieren, ob es gleich der empirische Sprachgebrauch einmal recipirt hat, ist nicht zweckmäßig für die Angabe des Verhältnisses gewählt, welches durch die Rection bezeichnet wird. Gegenseitige Verbindung und Abhängigkeit von einander, ist der eigentliche Charakter dieses Verhältnisses.

menhange und von dem Begriffe ab, der in dem stylistischen Ganzen herrschend ist.

(Eine befriedigende Ausführung der Rectionslehre, wie sie in den propädevtischen Sprachunterricht gehört, findet man in:

Roths systemat. Sprachlehre, S. 239. ff. geordnet nach festern Principien, als es gewöhnlich geschieht. — Etwas populärer hat er sie behandelt in seinen Anfangsgründen, S. 157. ff. — Ihm ist gefolgt:

Heinsius, in der neuen teutschen Sprachlehre, S. 156. ff.

Ausführlich hat diese Lehre: Adelung im umständlichen Lehrgebäude, Th. 2, S. 279 — 501; und in seiner teutschen Sprachlehre, S. 330. ff.)

§. 166.

γ) Lehre von der mittelbaren empirischen Verbindung der Redetheile zu kleinern oder größern stylistischen Ganzen (Constructionslehre.)

Noch ehe die Logik die Grundsätze für die innere Verbindung und den Zusammenhang der Redetheile in kleinern oder größern stylistischen Ganzen aufstellen konnte, hatte der Sprachgebrauch (dem allerdings ein mehr oder minder ausgebildeter Verstand zum Grunde lag), bereits sich an gewisse Regeln gebunden, nach welchen er empirisch die einzelnen Sätze zu einem stylistischen Ganzen verband. Das Ganze dieser aus der Erfahrung abstrahirten Regeln für die Verbindung der einzelnen Redetheile zu ganzen Perioden, begründet die **empirische Constructionslehre.** Sie stehet mehr noch, als die Rectionslehre, unter dem Einflusse der logischen Principien, weil nur durch die letztern die einzelnen Begriffe zu Sätzen, und die einzelnen Sätze zu Perioden so verbunden werden können, wie es nach der gegenseitigen Coordination und Subordination der isolirten Glieder eines stylistischen Ganzen erforderlich ist. (vergl. Seite 120 — 124.)

Das Empirische in der Constructionslehre hängt ab von dem **Eigenthümlichen einer Sprache in Hinsicht auf die Stellung der einzelnen Redetheile in dem stylistischen Ganzen.** Die teutsche Sprache, ob

sie gleich dem Einflusse der frühern gebildeten Sprache auf ihren Periodenbau nicht ganz hat widerstehen können, ist doch keine sclavische Nachahmerin der andern Sprachen. Zwar hat besonders, seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die französische Sprache einen für die Originalität des teutschen Periodenbaues nicht eben günstigen Einfluß auf den letztern gehabt; allein im Ganzen ist doch der Periodenbau der teutschen Sprache wesentlich von dem Periodenbaue der andern erstorbenen und lebenden abendländischen Sprache verschieden. Die teutsche Sprache wird, wenn die Perioden zu lang werden, schwerfällig und hart; die Declamation wird durch die vielen eingeschobenen Sätze erschwert. Kraftvolle, kurze Perioden, volltönende Wörter, deren Länge gegenseitig im Innern der Perioden von dem Stylisten sorgfältig berechnet werden muß, sind dem Charakter der teutschen Sprache am angemessensten. Die Begriffe, welche in andern Sprachen, vielleicht nur mit vieler Kunst, in eingeschobene Sätze gebracht werden, läßt der Genius der teutschen Sprache lieber in einer isolirten Periode auf den dargestellten Hauptgedanken folgen. Verständlichkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit im Ausdrucke und in der Folge der einzelnen Sätze auf einander, sind bei einer Sprache vorzüglich nöthig, für deren Wohlklang im Ganzen noch so wenig gethan worden ist.

Doch darf bei diesem allem nicht vergessen werden, daß die logischen Principien der höhere Maasstab sind, nach welchem sich der empirische Sprachgebrauch richten muß. Zwar kann die Logik nicht das Eigenthümliche in der innern Oekonomie des teutschen Periodenbaues ändern (in dessen Aufstellung eben der Charakter der empirischen Constructionslehre liegt); allein dieses Eigenthümliche darf auch von der andern Seite keine Veranlassung werden, der Korrectheit der Darstellung Eintrag zu thun.

Eben so haben die ästhetischen Principien den Einfluß auf die empirische Construction, daß durch die letztere nichts gutgeheißen werden darf, was gegen Wohlklang und Symmetrie verstößt.

(Die nähere Auseinandersetzung der empirischen Constructionslehre, mit Hinsicht auf logische Principien:

Adelungs umständl. Lehrgeb. Th. 2, S. 502 — 612.
Dessen teutsche Sprachlehre, S. 421. ff.
Meiner Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre, besonders von S. 319 an. Er ist gründlich und ringt nach Bestimmtheit des philosophischen Ausdrucks; nur daß er oft zu dunkel, noch öfter zu weitschweifig wird
Philosophisch hat den Gegenstand behandelt: Roth, in seiner systematischen Sprachlehre, S. 219 ff. und S. 271. ff. dann in seinen Anfangsgründen S. 135. ff. u. S. 182. ff. —
Heinsius, Sprachlehre, S. 185. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 229. ff.

§. 167.

δ) Lehre von den grammatischen Figuren und der blos empirischen Interpunction.

Zu dem niedern Syntaxe gehört, außer der empirischen Rections- und Constructionslehre, noch die Lehre von den **grammatischen Figuren** (im Gegensatze gegen die rhetorischen §. 89. ff.), und von der **blos empirischen Interpunction** (im Gegensatze gegen die Interpunction, welche aus logischen Principien hervorgehet §. 62. 63.)

Die **grammatischen** Figuren sind diejenigen, größtentheils aus einem unrichtigen Geschmacke oder aus Unbekanntschaft mit der Korrectheit des Ausdrucks hervorgehenden, empirischen Veränderungen in den einzelnen Wörtern, die man kennen muß, um sie beinahe sämmtlich vermeiden zu lernen. Sie sind fast alle Verstöße gegen die Reinheit der Sprache und haben weder in dem Baue, noch in dem empirischen Gebrauche der Wörter einen zureichenden Grund. Dahin gehören:

a) **Prosthesis**, wo man dem Worte einen Buchstaben, oder eine Sylbe vorsetzt (z. B. benebst st. nebst. — Ich habe das Buch nicht **vor**finden, (st. finden) können 2c.)
b) **Aphäresis**, wenn man dem Worte einen Buchstaben oder eine Sylbe am Anfange wegnimmt (z. B. 'rein st. herein; nauf st. hinauf; 's ist, st. es ist 2c.)
c) **Paragoge**, wenn man an das Wort am Ende einen

Buchstaben oder eine Sylbe ansetzt (z. B. dahero st. daher; fernerhin st. ferner; dorten st. dort 2c.)

d) **Apokope**, wenn man am Ende des Wortes einen Buchstaben oder Sylbe hinwegnimmt (z. B. hab' ich — Gnad' — st. Gnade) — Wenn in poetischen Werken ein Vokal folgt; so kann der Schlußvokal des vorhergehenden Wortes weggelassen werden; aber unausstehlich hart ist es, sogar an den **Endsylben einer ganzen Zeile**, oft des Reims wegen, einen Vokal wegzuwerfen.

e) **Epenthesis**, wenn man in die Mitte eines Wortes einen Buchstaben oder eine Sylbe einschiebt, (z. B. Genade st. Gnade); es ist immer nur der Nothbehelf inkorrecter Dichter.

f) **Synkope**, wenn man in der Mitte eines Wortes einen Buchstaben oder eine Sylbe hinwegnimmt (z. B. drin st. darin 2c.)

g) **Krasis**, wenn man zwei Sylben oder auch zwei Wörter zusammenziehet (ans st. an das; — weß st. wessen; — gewest st. gewesen). Einige Zusammenziehungen, besonders die Verbindung des Artikels mit der Präposition ist erlaubt, hauptsächlich dem Dichter, (obgleich auch da bisweilen einige schwerfällig werden, z. B. überm st. über dem); aber fehlerhaft ist die Zusammenziehung in gewest st. gewesen 2c. weil keine Analogie diese Härte entschuldiget, und der Sinn sehr oft dadurch ganz entstellt wird.

h) **Anastrophe**, wenn man die Stellung eines Wortes umkehrt, z. B. demnach st. nachdem 2c.

i) **Metathesis**, wenn man die Buchstaben eines Wortes versetzt, um einen andern Sinn herauszubringen; gewöhnlich blos Spielerei und Folge eines unreifen Geschmacks.

Hünerkochs Sprachlehre, S. 434.
Vollbedings Sprachlehre, S. 323. f.

§. 168.

Fortsetzung.

Die empirische Interpunctionslehre besteht in der Darstellung derjenigen Interpunctionszeichen, welche auf

den Sinn der Rede in dem stylistischen Zusammenhange keinen Einfluß haben, sondern blos zur Erleichterung des Lesens dienen, und recipirt worden sind, ohne daß man ihre Geltung logisch begründen könnte *). — Dahin gehören:

1) das Theilungszeichen (- oder auch —) (z. B. der Mensch ist ein vernünftig-sinnliches Wesen. — Jean Pauls Blumen- Frucht- und Dornenstücke.)
2) Das Anführungszeichen („), wenn man die Worte eines Andern anführt, und diese von dem übrigen Zusammenhange der Rede sichtbar unterscheiden will.
3) Das Abkürzungszeichen ('), welches besonders dem Dichter verstattet ist, (z. B. hätt' ich Lida's süße Liebe; — Cicero's Schriften ꝛc.)
4) das Zeichen der abgebrochenen Rede (- - - - oder auch . . . .) wenn man die Gedankenreihe nicht vollendet, sondern in der Mitte derselben abbricht.
5) das Ergänzungszeichen (ꝛc. etc.). Die Hauptstädte Europa's: Paris, London, Berlin ꝛc.
6) das Fortweisungszeichen (f. ff.), wenn man z. B. in Citaten anzeigen will, daß die angeführte Stelle noch auf der folgenden Seite fortgeht, wo man f, geht sie aber auf mehrern Seiten fort, ff setzt; oder wenn man Begebenheiten anführt, die entweder noch ins folgende Jahr, oder in mehrere folgende Jahre hinüberreichen, (z. B. der dreißigjährige Krieg, 1618. ff.)
7) die *puncta diaereseos*. (z. B. Phaëton).
8) die tachygraphischen Zeichen und Abbreviaturen, deren es sehr viele gibt (N. T. st. neues Testament. D. st. Doctor. M. st. Magister ꝛc. ꝛc.)

(In den meisten Sprachlehren, wo der philosophische Theil nicht von dem empirischen getrennt ist, wird die Interpunctionslehre in Einem Zusammenhange abgehandelt; vergl. die Note S. 125, wo die Schriften angeführt sind, in welchen die Interpunctionslehre isolirt behandelt worden ist.)

*) Diese letztern sind S. 126. ff. aufgeführt und mit Beyspielen erläutert.

§. 169.

d) Lehre von der Aussprache und dem Sylbenmaaße.

(Orthophonie und Prosodie.)

Die Sprachen des Erdbodens entwickelten sich unter dem Einflusse, welchen Klima, Boden, entlehnte oder selbst gewonnene Kultur, Sitten und öffentliche Vergnügungen auf den Geist der Völker hatten. Je früher der Sinn für Musik sich bei einem Volke ausbildete; desto mehr schloß sich die Sprache dieses Volkes, in Hinsicht auf die Länge und Kürze der Sylben, an die Musik an. Je früher der Geschmack sich bei einem Volke entwickelte; desto mehr fand sich Wohlklang in der Verbindung seiner Wörter. Je ebenmäßiger die gezügelte Phantasie und die höhere Wärme des Gefühls sich in den Werken der Dichtkunst ankündigten; desto reicher ward das Gebiet der Gattungen der letztern; desto mehr wirkte die Musik mit ihrem Rhythmus auf die Ausbildung des poetischen Rhythmus. — So erhielt die griechische Sylbenmessung unter dem Einflusse der Musik ihre bestimmten Formen und ihren bezaubernden Wohlklang; so bildete sich dieselbe unter dem Einflusse des allgemein herrschenden Hexameters, und gewiß würde die ganze Prosodie der Griechen eine andere Gestalt erhalten haben, wenn nicht der Hexameter, sondern z. B. der Jambus das älteste künstliche Maas in der Sprache gewesen wäre, welches die begeisterte Laute der Dichter dargestellt hätte. Die Länge und die Kürze der Sylben darzustellen, ward daher der Gegenstand der ältern Prosodie.

Mit dem Geiste jener Völker verschwand, seit dem Zeitalter der Völkerwanderung, die höhere Blüte ihrer Sprachen, die Harmonie ihrer Dichtkunst, und der darauf gegründete rhythmische Mechanismus ihrer Prosodie. Die Principien für die Quantität der Sylben, und die daraus hervorgehende Symmetrie in der poetischen Darstellung erlagen der Barbarei des Mittelalters. Die Sprache ward bald nichts weiter, als ein Mittel der gegenseitigen Verständigung; die geistige Armuth jenes Zeitalters zeigte sich sichtbar genug

in der religiösen Dichtkunst, der einzigen, die einem Zeitalter angemessen war, wo die rohen siegenden Völkerstämme, die sich in die Provinzen des zertrümmerten römischen Reiches theilten, durch das Christenthum, das sie aber größtentheils nur nach seinen Gebräuchen kennen lernten, den ersten Keim ihrer künftigen Civilisation aufnahmen. Lang dauerte dieser rohe Geist der Nation, bis endlich der herrschende kriegerische Sinn für die Poesie dadurch gewonnen wurde, daß sie seine Thaten zu zeichnen versuchte. Die Thaten der Helden, die Abentheuer ihrer Liebe wurden die ersten Stoffe, an welchen sich die moderne Dichtkunst in den neugebildeten abendländischen Sprachen versuchte. Verschwunden war der Geist der frühern Prosodie; die rohen Sprachen des Abendlandes waren nicht für die Quantität des griechischen und römischen Sylbenmaases empfänglich; es trat also das accentuirte Sylbenmaas an die Stelle des quantitirenden. Die Poesie dieser Zeiten ging von der Sprache des gemeinen Lebens jener Zeiten aus, in welcher keine bestimmte Länge und Kürze der Sylben, sondern nur ein Accent getroffen wurde, durch welchen man die in der Darstellung hauptsächlich zu bezeichnenden Wörter charakterisirte. Durch das Festhalten dieses Accents war aber die Dichtkunst jener Zeiten immer noch nicht genug von der Sprache des gemeinen Lebens getrennt, und an die wieder belebte Musik angenähert; der Gleichklang der Sylben, mit denen sich die einzelnen Zeilen schlossen (der Reim in seiner ursprünglichen Gestalt,) mußte hinzukommen, um die Poesie jenes Zeitalters in der sinnlichen Darstellung von der Prose zu scheiden. Der Vokal in den Sylben erleichterte den Gebrauch des Accents und beförderte die Ausbildung des Reims.

Der Reim, in seiner ursprünglichen Gestalt, ist also das Product der wieder erwachten Poesie bei den abendländischen Völkern, denen in ihrer damals noch rohen und unbehülflichen Sprache eine bestimmte Quantität des Sylbenmaases fehlte; der Reim mußte daher auch damals dasselbe Gepräge der Unvollkommenheit an sich tragen, das der Sprache selbst noch eigen war. Als

aber in der Folge der Jahrhunderte die abendländischen Sprachen sich weiter ausbildeten, erhob sich auch die Poesie in diesen Sprachen, und das Vehikel derselben, der Reim, zu einer höhern Vollkommenheit.

So wie nun der Historiker die Epochen der Ausbildung der abendländischen Sprachen und der Poesie derselben nachweisen kann; so folgt auch daraus, daß die Prosodie selbst (die, als die Theorie, der Praxis nur nachfolgen, und derselben nicht vorausgehen kann,) ganz empirischen Ursprungs ist. Sie kann in einem reifern Zeitalter, wenn die übrigen Theile der empirischen Sprachwissenschaft durch Anwendung philosophischer Grundsätze nach ihrem innern Gebiete geordnet worden sind, ebenfalls nach diesen Principien geordnet und berichtigt, aber keinesweges durch dieselben ganz umgestoßen werden. — **Die Prosodie enthält daher die geordnete Darstellung des in der Sprache empirisch festgesetzten und angenommenen Sylbenmaases.**

Die teutsche Prosodie schien, bis auf Gottscheds Zeiten, ein ziemlich in sich geründetes Ganze zu seyn, in welchem man die verschiedenen Versarten, und die Länge und Kürze der Sylben, nach den bis dahin bedeutenden Dichtern der Nation, aufgestellt hatte. Man fand zwar, daß die Länge und Kürze der Sylben sich in der teutschen Sprache nicht nach den Regeln der griechischen und lateinischen Prosodie angeben ließ; aber die Bestimmung derselben war doch hinreichend für den damals von der teutschen Poesie erreichten Grad der Vollkommenheit. Als man aber anfing, den Hexameter und andre nur den Alten bekannte Sylbenmaase in die teutsche Dichtkunst aufzunehmen; da reichte allerdings die bis dahin gangbare Prosodie nicht zu. Die Praxis eilte auch hier wieder der Theorie voraus. Dichter, wie Klopstock und andre, gaben der Poesie unsrer Nation, und also auch der Prosodie eine neue Richtung. Ihre Meisterwerke wurden die Norm für die begonnenen Anomalien gegen die recipirte Prosodie. Nun stemmte sich zwar ein Theil der ältern Theoretiker gegen diese Neuerungen, allein ohne Erfolg. Der Umschwung der Sprache folgte der neuen Richtung der Poesie. Die Sprache bekam durch diese Dichter neue bis dahin in ihr unbekannte Sylbenmaase; es mußte daher auch die Prosodie allmählig auf diese

große Umbildung Rücksicht nehmen. Zwar sind einige vorzügliche Schriften darüber erschienen; allein ganz befriedigend ist keine neuere Prosodie. — So erklärt sich selbst Sulzers Theorie, in der neuen Ausgabe (v. 1793.) Th. 3, S. 742. ff. noch sehr unbestimmt darüber: „Ich gestehe, daß ich über keinen in die Dichtkunst einschlagenden Artikel weniger fähig bin, etwas Gründliches zu sagen, als über diesen. Eine einzige Anmerkung finde ich hier nöthig anzubringen. Jederman weiß, daß die Prosodie der Alten nur auf einem Grundsatze beruhte: nämlich daß die Länge und Kürze der Sylben, so wie noch gegenwärtig in der Musik, die Geltung der Noten, von dem Accente unabhängig, und lediglich nach der Dauer der Zeit abzumessen seyen. Diesem zufolge hatten die Alten nur zweierlei Sylben, lange und kurze; denn die sogenannten ancipites waren doch in besondern Fällen von der einen, oder der andern Art. Die ganze Prosodie der Alten gründete sich auf diese Geltung der Sylben, und die mechanische Richtigkeit des Verses kam genau mit dem überein, was die Abmessung des Taktes in der Musik ist. — So einfach scheint unsre Prosodie nicht zu seyn; denn sie scheint ihre Elemente nicht blos von der Geltung, sondern auch von dem Accente, oder dem Nachdrucke herzunehmen. Unsre Dichter brauchen Sylben, die nach dem Zeitmaase offenbar kurz sind, als lang, weil sie in Absicht auf den Nachdruck eine Schwere haben, wie man sich in der Musik ausdrückt. Außerdem läßt sich auch schlechterdings nicht behaupten, daß unsre langen Sylben, der Dauer nach, alle von einerlei Zeitmaase wären. — Daher scheint es mir, daß unsre Prosodie eine weit künstlichere Sache sey, als die griechische. Es ist daher sehr zu wünschen, daß ein Dichter von so feinem Ohre wie Klopstock, oder Ramler, sich der Mühe unterzöge, eine teutsche Prosodie zu schreiben. Vortreffliche Beiträge dazu hat zwar Klopstock bereits ans Licht gestellt; aber das Ganze, auf deutlich entwickelte und unzweifelhafte Grundsätze des metrischen Klanges gebauet, fehlet uns noch. Eine auf solche Grundsätze gebauete Prosodie würde denn freilich nicht blos grammatisch seyn, sondern zugleich die völlige Theorie des poetischen Wohlklanges enthalten.„ — Dies scheint auch die Ursache zu seyn, warum die Prosodie in den meisten der neuern Sprachlehren ganz fehlt. Schon Gottsched (vollständigere teut. Sprachkunst S. 566, ff.) bemerkt, daß viele Sprachlehrer die

Prosodie nicht mit abgehandelt hätten, weil sie wahrscheinlich glaubten, daß sie mehr zur Dichtkunst, als zur Grammatik gehöre; er aber handelt sie sehr ausführlich und schulgerecht ab, um der Sprachlehre keinen Theil zu entziehen, der ihr eigentlich zugehörte. So hat er sie auch in seinen Kern der teutschen Sprachkunst, S. 228. ff, aufgenommen. — Bei Adelung, Roth und und andern fehlt sie ganz. — Heynatz hat sie bearbeitet in seiner teut. Sprachlehre (4te Aufl.) S. 289. ff. — Hünerkoch in seiner prakt. Sprachl. S. 435. ff, und Vollbeding in seiner teutschen Sprachlehre, S. 324. ff. — Die Schriften, wo sie isolirt bearbeitet worden ist, werden weiter unten aufgeführt.)

§. 170.

Orthophonie.

Die Orthophonie ist die Fertigkeit in der Aussprache nach den Gesetzen des Wohlklanges. Sie ist empirischen Ursprungs, weil sie sich in jeder Sprache nach den vorhandenen Wörtern, die durch die Aussprache dargestellt werden sollen, richten muß, und weil der Wohlklang selbst von dem Geschmacke abhängig ist, der sich (§. 76.) nach den Abstufungen und Graden der individuellen Ausbildung richtet. Der Orthophonie muß übrigens die Orthoepie oder die Lehre von der richtigen, empirisch zu erlernenden, Aussprache der Buchstaben, Sylben und Wörter vorausgehen, weil das Aesthetische in der Aussprache (d. i. der Wohlklang) nur der Korrectheit in der Aussprache folgen, und die letztere unterstützen und heben kann. Zu der Orthoepie, oder der Lehre von der richtigen Aussprache, gehört daher eine genaue Kenntniß der in einer lebenden und kultivirten Sprache festgesetzten Scala, um darnach das gegenseitige Verhältniß der Vokalen und Consonanten in der Darstellung richtig auszudrücken *). Wird diese Tonleiter, deren Mechanismus einfach seyn muß, und nicht erkünstelt werden darf, gehörig festgehalten; so ist dadurch dem Wohlklange in der Darstellung selbst bereits sehr zweckmäßig vorgearbeitet. Dieser Wohlklang beruht aber

*) Vergl. die Anmerkung, zu §. 82.

auf der musikalischen Ausbildung einer kultivirten Sprache, und wird und muß sich, als nothwendiger Bestandtheil der Declamation (§. 82), in demselben Grade vervollkommnen, in welchem der ästhetische Sinn eines Volkes selbst durch Musik gebildet ist. Denn alle Sprache ist Musik in artikulirten Tönen, und der teutschen Sprache kommt ein Wohlklang zu, der bei andern Sprachen nicht in dem Grade getroffen wird, weil der Charakter der teutschen Sprache, in Hinsicht auf ihren Klang, der ist, „daß sie voll und männlich klingt, und mit einer gewissen gesetzten Stärke ausgesprochen seyn will. Wer ihr Schuld gibt, daß sie rauh klinge; der hat sie, entweder niemals recht aussprechen gehört, oder er sagt es nur, weil es einige seiner Nation auch gesagt haben *)."

Nur die bisherige allgemeine Vernachlässigung des Studiums unsrer Muttersprache, und die damit verbundene Vernachlässigung der richtigen Aussprache und der Declamation in den Perioden der Erziehung, kann bei der teutschen Nation es erklären, daß man bisher so wenig Werth auf Orthophonie gelegt hat. Die Musik ist bei unsrer Nation ungleich weiter fortgerückt, als die Declamation. Soll die letztere verbessert werden; so gehören dazu folgende Puncte:

a) eine allgemein angenommene richtige Interpunction (über welche man sich eben so vereinigen sollte, wie man sich ziemlich allgemein in unsern Tagen über die Adelungische Orthographie vereinigt hat); weil die richtige, von aller Willkühr entbundene und auf logische Principien zurückgeführte, Interpunction das richtige Lesen außerordentlich erleichtert, sobald man nämlich bestimmt bei jedem Zeichen der Interpunction (§. 62.) wüßte, welche Legung und Haltung des Tons nöthig wäre, so wie es bei dem Puncte, durch welches eine Periode als geschlossen und beendigt sichtbar bezeichnet wird, entschieden ist, daß die Stimme sinkt.

b) eine bestimmte Scala für das Verhältniß der Vokale und Consonanten gegen einander in der Aussprache.

c) ein bestimmtes Accentuationssystem, das wenigstens in

*) Dies sind Klopstocks Worte in der Abhandlung: von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaaßes im Teutschen, vor dem 2ten Theile des Messias, S. 8. f.

Schulschriften für Declamationsübungen eingeführt werden müßte, um die Länge und Kürze der Sylben und das Steigen und Sinken des Tons so lange sinnlich zu bezeichnen, bis, durch mehrjährige Uebung, ein solcher sichrer Takt sich gebildet hat, daß man gegen beide Puncte nicht mehr so leicht verstößt. Vorzüglich müßte in diesem Accentuationssystem eine leichte und faßliche Bezeichnung für die verschiedenen Grade und Stufen des Steigens und Sinkens des Tons erfunden werden. Dieses Accentuationssystem enthielte daher drei Puncte:

α) Bezeichnung der Länge und Kürze der Sylben, nach der Analogie der in der Musik üblichen Bezeichnung der langen und kurzen Noten;

β) Bezeichnung der Höhe und Tiefe des Tons, und der verschiedenen Stufen seines Steigens und Sinkens, nach der Analogie der in der Musik durch die Noten bezeichneten Melodie.

γ) Zusammenhang mit der Interpunctionslehre, um, durch die am rechten Orte angebrachten Zeichen, für das Lesen und mündliche Darstellen, eine Mensur und Taktart auszumitteln, nach der Analogie der Musik. So wie in der Musik die Darstellung des einen musikalischen Gedankens nur durch $\frac{2}{4}$ Tact, des andern aber durch $\frac{3}{8}$ oder $\frac{6}{8}$ Tact ꝛc. möglich ist; so muß auch in der Declamation eine Bezeichnung möglich seyn, durch welche der ganze Charakter der declamatorischen Darstellung im Voraus angekündigt wird.

Daß denkende Sprachforscher damit einverstanden sind, belege ich mit einer Stelle aus Voß Zeitmessung der teutschen Sprache, (Königsb. 1802) S. 261. ff. „Wir alle empfinden dem Tonkünstler nach, wenn er in einem leidenschaftlichen Solo, bei sorgfältig gehaltenem Tacte, dennoch die sanftesten Einschnitte, die zartesten Ruhepuncte der musikalischen Phrasen beobachtet, jede Note, wo das Gefühl ausweicht, oder höher sich schwingt, vorschallen läßt, jeder Regung der Leidenschaft gemäß die Melodie hier schleift, dort ründet, dort abstößt, dort einen Ton fest, und oft über sein Maas anhält, und die Bewegung der Tactschritte bald schwächt mit allmählig gedämpftem Klange, bald mit anschwellendem verstärkt und beschleunigt; so und nicht anders muß der Vorleser den gleichmäßig fortschreitenden Takt, und die Melodie des Verses mit Abschnitt und Ausgang, deutlich angeben; zugleich aber den eigenthümlichen Schwung der Wortfüße, den Sprechton, sammt dem Tone des örtli-

lichen Nachdrucks, und die mit den rhythmischen Gliedern nicht immer zusammentreffenden Absätze des Gedankens, im vielfachen Laute der Empfindung, und, nachdem der Inhalt sich regt, gelassener und heftiger vortragen." — Ein gründlich geschriebener Aufsatz von C. G. Köhler, über ästhetische Kultur des Predigers, der sich in Schuderoffs Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes, Jahrg. 1803, 2 B. 2 St. S. 178 ff. befindet, gehört hieher. Der Verf. nimmt vier Declamationsgesetze an: das Gesetz der Redegleichheit, der Betonung; der Tonunterscheidung, und der Anticipation des Gefühls. Von S. 207. an handelt er von der Action (vergl. §. 84). — vergl. Flörke, die Tonleiter der Vokale, in der Berl. Monatsschrift 1803, Octoberstück. — Sehr wahr erklärt sich Voß, Zeitmessung rc. S. 7. f. über das Verhältniß der Prosodie zur Musik: „Dem Rhythmiker, der, über den todten Begriff der Regel hinweg, zum regen Gefühle des Nothwendigen und des Schönen gelangen will, wird einige Bekanntschaft mit den verwandten Regeln der Tonkunst unentbehrlich seyn, daß er wenigstens die Verhältnisse der Längen und der Kürzen, die Verschiedenheit des Accents, und vorzüglich die Bewegungen des Tactes, sich in Noten vorstellen könne. Auch der Musiker dagegen wolle sich gehörige Kenntniß der Sylbenzeit, des begleitenden Tons und des vielartigen Rhythmus eintauschen, damit er nicht, wie mehrere der berühmtesten, schöne Melodien durch verfehlten Ausdruck entstelle." (Das letztere ist selbst Hayde mehrmals in der Schöpfung und den Jahreszeiten begegnet. Deswegen sind Graun (z. B. im Tode Jesu) und Haße Muster in dieser Hinsicht.)

§. 171.

Der Accent, als das oberste Princip der teutschen Prosodie.

Der Accent ist dasjenige Zeichen, welches die Sylben eines Wortes für das Ohr zur Einheit verbindet *). Das Wort wird nämlich zu einem Ganzen, wenn, in der ganzen Sylbenreihe, Eine Sylbe durch Erhöhung des Tons herausgehoben wird, gegen welche die übrigen Sylben des Wortes zurückstehen. Daraus ergibt sich, daß ein jedes Wort

*) Bernhardi, Sprachl. Th. 2, S. 319. ff.

nur einen Accent, und diesen, so viel als möglich in der Mitte des Wortes haben müsse, wodurch die Nebenaccente, welche die subordinirten Sylben bezeichnen, nicht ausgeschlossen werden. Eben so kann in jeder logisch bestimmten Periode (§. 61.) nur der herrschende Hauptbegriff den Accent bekommen, wo denn die Nebenaccente auf die in der stylistischen Umgebung enthaltnen Nebenbegriffe um den Hauptbegriff vertheilt werden. — Da nun die Ausbildung der teutschen Sprache von der Verständlichkeit in der Mittheilung der Begriffe, und nicht von Poesie ausging, (wie z. B. die griechische), die richtige Bezeichnung der Begriffe aber hauptsächlich von der Accentuation abhängt; so folgt auch, daß, als späterhin sich die teutsche Poesie bildete, der in der Sprache schon herrschende Accent das höchste Princip für die Prosodie werden mußte. Anders war dies allerdings in der griechischen Sprache (§. 169), die mit Poesie und Musik begann, und, als musikalische Sprache, zunächst die Quantität berücksichtigen mußte. Daraus läßt sich denn die auffallende Verschiedenheit zwischen der teutschen und griechischen Prosodie erklären, indem bei der ersten das Princip der Accentuation, bei der letztern das Princip der Quantität an der Spitze der Prosodie stehen muß.

§. 172.

Fortsetzung.

Die Ausbildung der Begriffe und die Bezeichnung der Hauptbegriffe durch den Accent ward also die Basis der teutschen Prosodie, weil bei der teutschen Nation die Poesie jüngern Ursprungs ist, als die Prosa, und Dichter nie in Teutschland den Einfluß erhielten, den sie in Griechenland hatten, wo die Dichtkunst unmittelbar an Staatsverfassung und Religion sich anschloß. Die teutschen Dichter traten auf, als die Sprache bereits ihre Accentuation erhalten hatte. — Nur die Verkennung des Ursprungs unsrer Poesie, und die Angewöhnung an die scholastischen Formen der in die Sprachlehre aufgenommenen Principien der griechischen Prosodie, so wie das pedantische Anpassen der teutschen Pro-

sodie an diese Principien *) konnte unserer Poesie selbst ihre höhere Eigenthümlichkeit rauben, das innere Wesen unsrer originellen Prosodie verkennen lassen, und endlich, als spätere Dichter das griechische Sylbenmaas auf teutschen Boden verpflanzten, in die teutsche Prosodie jene Unbestimmtheit bringen, über welche selbst die vorzüglichsten Rhetoriker klagten, und die sie sich nicht zu heben getrauten (vergl. die Note zu §. 169.).

Sehr richtig erklärt sich Bernhardi (Sprachl. Th. 2, S. 322. ff.) über diese Verschiedenheit der griechischen und teutschen Prosodie. „So wie die teutsche Sprache, in ihrer innersten Tiefe, Verstandessprache, und daher accentuirend, ist; so ist die griechische Sprache poetisch, musikalisch und daher quantitirend. Die älteste Geschichte dieses Volkes lehrt, daß mit seinem Gottesdienste, seinem geselligen Leben, ja sogar seinen Staatseinrichtungen Musik verbunden war. Sänger und Dichter finden sich in den ältesten Zeiten, und diese Umstände mußten daher die Sprache eng mit der Musik verknüpfen. Allein, da dies nur vermittelst der Vokale geschehen kann, und die Vokalenleiter nur wenig Höhe und Tiefe hat; so kann dies nur sehr bedingt durch Länge und Kürze hervorgebracht werden. Wenn man bedenkt, wie lange die griechische Sprache von der Musik abhängig gewesen ist, welches unter andern das so späte Entstehen der Prosa beweiset; so darf man sich nicht wundern, daß die griechische Sprache durchaus musikalisch und quantitirend wurde, und daß die Accentuation ein sehr spätes und untergeordnetes Princip sey. Dieses letztere zeigt sich auch noch dadurch, daß eine Menge Regeln für den Sitz des Accents aus der Quantität der Sylben hergeleitet und begriffen werden müssen. Wenn demnach die Accentuation der Griechen so spät entstand; wenn sie gleichsam auf die Quantität der Sylben geimpft und dieser untergeordnet wurde; so läßt sich die Regellosigkeit in Hinsicht der Tonsylbe sehr wohl begreifen. Die griechische Accentuation ging also von einem Verstandesbedürfnisse aus. — Nie haben die

*) ein Schicksal, das die teutsche Prosodie mit der teutschen Grammatik überhaupt theilt, die ebenfalls, bei der großen Verschiedenheit des Geistes der teutschen Sprache von dem Geiste der griechischen und lateinischen, sich in eine der einmal regulirten griechischen und lateinischen Grammatik angepaßte Form zwängen lassen mußte.

Griechen dem Accente im Verse einen solchen Einfluß verstattet, daß er, wie bei uns, das Princip der rhythmischen Reihe geworden wäre. Er wird vielmehr, wenn er mit der Quantität nicht zu vereinigen ist, derselben ohne Bedenken aufgeopfert, wenn diese Vereinigung der Quantität entgegen wirkt.„ —

Mit Bernhardis Ansicht der teutschen Sprache stimmt auch Moritz (Versuch einer teutschen Prosodie S. 6. f.) überein, indem er behauptet, daß sich unsere Sprache mehr zum Gedanken- als zum Empfindungsausdrucke hinneige. „Sie schärft die Denkraft auf einen Hauptpunct hin, und vernachlässigt daher gewissermaßen das Umstehende. Die weniger bedeutenden Sylben kommen dann gegen die bedeutendsten fast gar nicht mehr in Betracht; die Sprache eilet, so schnell sie kann, darüber weg, um auf den bedeutendsten Sylben desto länger und mit desto mehr Nachdruck verweilen zu können. Darum läßt sie in diesem ihr eignen Streben nach der bedeutendsten Sylbe hin, sich weder durch gehäufte Consonanten, noch durch einen Diphthong, oder sonst irgend eine Schwierigkeit in der Aussprache aufhalten.„ — Die Bedeutung (S. 12.) greift bei uns allenthalben ein, und zerstört Verhältniß, Harmonie und Wohlklang; sie läßt die Stimme über eine unbedeutende Sylbe hinschlüpfen, hinschmettern, oder hinrasseln, das Ohr mag dabei zurecht kommen, wie es wolle; in dieser unbedeutenden Sylbe mögen nun zwei oder drei oder vier Consonanten unmittelbar auf einander folgen, oder zwei in einen Diphthong zusammengeflossene Vokale die Stimme mit Gewalt aufhalten; das alles kommt nicht in Betracht, sobald eine Sylbe zufälliger Weise neben einer andern steht, die bedeutender ist.„ — Uebrigens fühlte Moritz (S. 169. f.) sehr gut, wie tief die **Lehre vom Accente in die prosodischen Regeln unsrer Sprache** eingreift. —

Eine philosophische Deduction des Accents hat J. S. Schütze versucht, in seiner Theorie des Reims nach Inhalt und Form. (Magdeburg 1802.) S. 43. ff. „Da die menschliche Seele bei jeder Aeußerung will, daß das Gedachte oder Empfundene eben so, mit eben der Stärke und Einheit gedacht und empfunden werde, mit welcher sie es in der Vorstellung trug; so muß ihr, bei einer Aeußerung, sehr viel daran gelegen seyn, wo möglich das Zerstreute wieder auf gewisse Puncte zu einer besondern Kraft des Eindrucks zu vereinigen, und in der Zusammenfügung von Worten, woran sie nun einmal gebunden ist, gewisse Hauptschläge hier vorzubereiten, und dort auszuführen.

Auf diese Weise entsteht der Accent. — (S. 53. ff.) Jedes Wort hat, so wie es ursprünglich zur Aeußerung einer bestimmten Vorstellung entsteht, seinen natürlichen Accent, der unter mehrern Sylben auf die bedeutsamste fällt, wo sich die Idee selbst offenbart. So lange sich nun ein Volk dessen bewußt ist, beobachtet es diesen Accent, und wird von einem innern Gefühle selbst dazu vermocht.„ — Darauf geht er über zu den Fällen, unter welchen der natürliche Accent verdrängt werden kann, z. B. wenn das Wort, durch die Länge der Zeit, Veränderungen leidet; wenn durch Einwanderung fremder Völker die inländische Sprache verändert wird u. s. w.

Maaß, in seiner Rhetorik, S. 133 ff., bestimmt den declamatorischen Accent überhaupt als jede Modifikation der Stimme, wodurch ein Wort vor den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird. Er nimmt folgende Arten der Accente an: a) den melodischen, welcher im Steigen, oder Sinken der Stimme besteht, und der steigende und fallende Accent, (der acutus und gravis der Alten) genannt wird; b) den harmonischen, nach welchem ein Wort mit einer andern Art von Ton ausgesprochen wird, als die übrigen. In der Musik geschieht dies durch den Eintritt einer neuen Harmonie; in der Declamation kann es bei dem Vortrage eines Wortes durch eine neue Art von Ton (z. B. durch die Verwandlung des sanften Tones in einen rauhen ꝛc. geschehen; c) den intensiven, wenn ein Ton mit bemerkbarer stärkern oder schwächern Stimme vorgetragen wird, als die übrigen; d) den protensiven, wenn man einem Tone eine verhältnißmäßig längere Dauer gibt, als den übrigen. Nach Maaß wird der melodische Accent vorzugsweise: Accent genennt, weil er am häufigsten vorkommt; den harmonischen Accent bestimmt er aber hauptsächlich zur Bezeichnung leidenschaftlicher Zustände.

In Hinsicht auf Declamation ist der Accent bearbeitet in dem kurzgefaßten Handwörterbuch der schönen Künste, Th. 1, S. 10. f. von Löbel. „Die Auszeichnung einer Sylbe oder eines Wortes vor den übrigen Sylben oder Wörtern vermittelst eines längern Verweilens der Stimme, wenn die Auszeichnung auf einen Vokal, und vermittelst eines stärkern Druckes, wenn sie auf einen Consonanten fällt, ist der Accent. Vermöge dieser Auszeichnung ist der Accent das Band, welches Sylben zu Wörtern, und mehrere Wörter zu einem Satze verbindet; in dem ersten Falle heißt er der Wortaccent (oder der grammatische), in dem zweiten der oratorische (Redeac-

cent). Der erste findet blos in den mehrsylbigen Wörtern seine Stelle, und ist nach dem Gesetze unsrer Sprache, die bedeutendere Sylbe vor den unbedeutendern auszuzeichnen, unabänderlich bestimmt; während die mehrsylbigen Wörter, erst durch ihre Stellung neben einander, einen Redeaccent bekommen, welcher von der Declamation abhängt, und am besten Emphase (vergl. dieses Handwörterbuch S. 372.) benennt wird, um ihn sogleich von dem Wortaccente zu unterscheiden. Dieser Redeaccent verändert (höchst seltene Ecstasen der Leidenschaft ausgenommen) den grammatischen Accent nie, sondern hilft ihn blos verstärken, und wird wieder in den logischen und pathetischen getheilt, je nachdem die Hauptideen einer Rede entweder für den Verstand, oder für das Herz besonders wichtig sind." — Man vergl. die Artikel: Accent bei Sulzer, Th. 1, S. 16. ff, und Ton, Th. 4, S. 537. ff. Adelungs umständl. Lehrgebäude, Th. 1, S. 245. ff; Vollbedings Sprachlehre S. 325 f. — J. J. Breitinger, Fortsetzung der kritischen Dichtkunst, Zürich 1740, S. 345. ff. — J. H. Oest, Versuch einer kritischen Prosodie. Frankf. 1765. — Das erste Fragment in Klopstocks Fragmenten über Sprache und Dichtkunst. — Die Literatur der Ausländer über den Accent bei Sulzer, Th. 1, S. 17. f. — Unbedeutend ist der Artikel: Accent in Gottscheds Handlexikon der schönen Wissenschaften, S. 21. f.

§. 173.

Ursprungs des Accentes.

Die Elemente der Sprache sind Sylben; Sylben aber sind Einheiten, die nach einander (successiv) folgen. Diese Sylben sollen nun nach einem Gesetze fortschreiten *), daß sie von außen eben so verknüpft, wie sie von innen dem Sinne nach verknüpft sind; dieses äußere Princip ist der Accent. Inwiefern der Accent die Bedeutung des Wortes durch Verknüpfung der Sylben deutlich macht, heißt er der prosaische Accent; inwiefern aber dadurch die Bestimmung der Länge oder Kürze der Sylben vermittelt wird, heißt er der rhythmische Accent. Der Rhythmus beruht aber auf dem Verhältniß, in welchem die Vokale zu den Consonanten in den einzelnen Sylben, und einzelne Syl-

*) Bernhardi, Th. 2, S. 338 ff. dem ich hier gefolgt bin.

ben zu ganzen Wörtern stehen. Der Vokal aber macht den Haupttheil der Sylbe aus, und der Accent muß sich daher an denselben anschließen. — In accentuirten Sprachen, wie die teutsche (im Gegensatze gegen die quantitirenden Sprachen), ist der Sitz des Accents unwiderruflich bestimmt, und kann daher nicht, wie bei den quantirenden Sprachen, zu Gunsten des Rhythmus, von seinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden; es muß also, so oft der Accent in accentuirten Sprachen als rhythmisch erscheint, der prosaische Accent mit demselben unbedingt vereinigt werden. Der Rhythmus ist daher in der teutschen Sprache nicht das Princip des Accents; sondern der Accent ist das Princip für den Rhythmus. Daraus folgt aber auch, daß eine accentuirte Sprache, als solche, weit prosaischer ist, als eine quantitirende, und in sich weniger Fähigkeit für poetische Darstellung enthält, als die letztere; daß sie aber auch, gleichsam als Ersatz dafür, vor quantirenden Sprache ein Princip voraus hat, dessen jene ermangeln, den Reim, welcher zugleich eine größere Freiheit in der Rhythmik mit sich führt.

§. 174.

Bestimmung der Sylben nach dem Princip des Accents.

Accentuirte Sylben sind lange Sylben; accentlose Sylben, sind kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die ersten zwei Theile aus, während daß den letztern nur ein Theil zukommt, so daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und umgekehrt stehen können. Dem prosodischen Verhältnisse nach, erscheint die rhythmisch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmisch accentlose, als Folge. Durch die Verbindung beider in der Rede entsteht eine rhythmische Sylbenreihe. Da aber der Accent in der teutschen Sprache nur auf Sylben gelegt wird, denen die Bezeichnung und der Ausdruck des Sinnes, (des Verstandes der Rede) zukommt; so hängt das Verhältniß der accentuirten und accentlosen Sylben, mithin der Rhythmus in der Sprache selbst, ganz von dem Wortverstande ab. Nie kann daher in unsrer Sprache der Wortaccent dem rhythmischen aufge-

opfert werden, vielmehr hängt der letztre durchgehends von dem erstern ab *). — Ob nun aber gleich in der teutschen Sprache der rhythmische Accent von dem Wortaccente abhängt; so wird doch nicht jedes accentuirte Wort deshalb rhythmisch, weil es accentuirt ist, denn, um rhythmisch zu seyn, gehört mehr dazu, als die Accentuation. —

Neben den langen und kurzen Sylben stehen in der Sprache gewisse Sylben gleichsam in der Mitte, die, unter gewissen Umständen, entweder gedehnt oder beschleunigt werden, und mittelzeitige heißen **). Zweizeitig (ancipites) werden sie nur im Allgemeinen genannt; in besondern Fällen sind sie es nicht, sondern jedesmal entweder lang oder kurz ***).

Voß, Zeitmessung rc. S. 10, sagt: „Im Gespräch ist die Dauer von jeder Art Sylben nicht scharf begrenzt, sondern schwebt durch mehrere sanfte Abstufungen. In gemessener Rede wird die Kürze als Eine Zeit, die Länge gewöhnlich als zwei behandelt, und die mittelzeitige Sylbe aus ihrer natürlichen Dauer entweder verkürzt oder verlängert. — Beides, Dauer und Ton, ist größtentheils vom Begriffe abhängig. Ein Hauptbegriff, und in mehrsylbigen Worten der Begriff der Stammsylbe, gibt Länge; ein Nebenbegriff gibt einsylbigen Worten oder Veränderungssylben tonlose Kürze; ein Mittelbegriff gibt in Zusammenhange entweder Länge mit hohem und tiefem Tone, oder tonlose Kürze. — Weil zur Länge am häufigsten der hohe Ton sich gesellt; so wähnten viele, der hohe Ton mache die Länge, und erkannten in unsrer Sprache, statt des Zeitmaases, ein bloßes Tonmaas, eine Quantität des Accents, an. Andre wollten ein solches Tonmaas, nur unsern, von Opitz ererbten Reimweisen zu Gute halten; zur Nachbildung griechischer Versarten verlangten sie Längen u. Kürzen, die es nach griechischen Regeln seyn würden. Mißverstandne Wahrheit führte zu beiden Abwegen."

*) „Eine jede Sylbe, welche den rhythmischen Accent hat, und also als Grund der Verknüpfung anderer Sylben gesetzt wird, heißt: eine Arsis; diejenigen Sylben hingegen, welche rhythmisch accentlos sind, und also als Folgen gedacht werden, heißen: Theses." Bernhardi, Th. 2, S. 343, bei dem überhaupt der ganze ausführliche Abschnitt, welcher die Principien der Prosodie enthält, verglichen werden muß.

**) So nennt sie Voß, Zeitmessung rc. S. 9.

***) Kadisch, über die prosodischen Grundsätze rc. S. 1 ff.

Obgleich der Accent von der Bezeichnung des Hauptbegriffes im stylistischen Zusammenhange abhängt, und deshalb eine Anwendung philosophischer Grundsätze verstattet; so ist doch die Kenntniß der Länge, Kürze und Mittelzeit der Sylben in der teutschen Sprache blos empirisch zu erlangen. Diese empirischen Regeln für die teutsche Prosodie hat, nach einem neuen Plane und mit tiefem Eindringen in den Geist unsrer Sprache und Poesie, Voß in seiner Zeitmessung der teutschen Sprache aufgestellt und durchgehends mit Beispielen belegt. Die Regeln von der Länge der Sylben, oder von zweizeitiger Dauer, S. 15—38; die Regeln von der Kürze der Sylben, oder von einzeitiger Dauer, S. 39—48; die Regeln von der Mittelzeit, oder von den Sylben, die zwischen der zweizeitigen Länge und der einzeitigen Kürze ohngefähr in der Mitte schweben, S. 49—94, und Bestimmung der Mittelzeit, S. 95—121. Dieser letzte Abschnitt ist ohnstreitig der interessanteste in der Schrift von Voß, und mit vielen neuen Ansichten ausgestattet. Sehr wahr erinnert er, daß es dem nicht schwer fallen kann, zu bestimmen, ob sich mittelzeitige Sylben zur Länge oder zur Kürze hinneigen, der die Verschiedenheit mittelzeitiger Wörter, Anhängsel und Vorsylben, sowohl nach innerem Gehalte, als nach Stellung des Tons und der verbundenen Zeiten, sorgfältig geprüft und die Mitwirkung des Verstaktes erwogen hat. —

Da im Teutschen der Accent das Princip für die Länge und Kürze der Sylben ist, der Accent aber von der Bedeutung der Begriffe abhängt, und es der minder wichtigen Begriffe (die zur stylistischen Umgebung der Hauptbegriffe dienen,) weit mehrere gibt, als der wichtigen, (d. i. der Hauptbegriffe); so hat auch die teutsche Prosodie mehr Kürzen als Längen. Dahingegen stehen in der griechischen und lateinischen Prosodie die Kürzen und Längen ziemlich in gleichem Verhältnisse gegen einander.

§. 175.

Abgeleitete Principien der teutschen Prosodie.

Der Accent ist die Seele der teutschen Prosodie; denn die teutsche Sprache ist eine accentuirte, und keine quantitirende. Er muß das allgemeinste Princip für die teutsche

Prosodie enthalten. Aus demselben ergeben sich aber folgende drei abgeleitete Principien *):

1) der Grundsatz des Begriffes, nach welchem die Quantität der Sylben in Hinsicht auf ihre Bedeutung, und nach dem dieser Bedeutung zum Grunde liegenden Sinne, bestimmt wird;

2) der Grundsatz des Tons, nach welchem die Quantität der Sylben durch die Verschiedenheit des Tons (nach der Höhe oder Tiefe, nach der Stärke oder Schwäche desselben) bestimmt wird.

(In der teutschen Sprache sind in den meisten Fällen beide Principien aufs innigste verbunden. Nur in seltenen Fällen wird der Ton in der teutschen Sprache nicht auf die Hauptsylbe, (welche nämlich dem Begriffe nach die Hauptsylbe ist, gelegt, z. B. in: auslaufen, wo wir den Ton nicht auf die Hauptsylbe laufen, sondern auf die Penultima legen.)

3) der Grundsatz der Zeit, oder der mechanische, nach welchem die Quantität der Sylben aus dem Verweilen der Zunge auf ihnen bestimmt wird, je nachdem sie in geschwinderer oder langsamerer Zeit ausgesprochen werden. Manche Sylben nämlich, die an sich kurz sind,

*) Man vergleiche die weitere Ausführung dieser Principien bei Radisch, S. 4 — 22, und die beiden Abschnitte in Voß Zeitmessung rc. 1) von der Constellung S. 122 — 140, wo Voß zeigt, daß zwar der Ton die Länge nicht macht, sondern begleitet; daß aber doch in den verschiedenen Zeitverhältnissen die Höhe und Tiefe des Tons manche für den Rhythmus bedeutende Abstufung der Länge hervorbringt. 2) Vom Zeitverhalt, S. 141 — 169, wo er zeigt, daß unabhängig vom Tone, obgleich im Teutschen gewöhnlich ihm zugesellt, das Verhältniß wirke, in welchem die Zeiten mit einander stehen. Die verschiedene Anordnung derselben bestimmt nämlich nicht nur größtentheils, ob eine Mittelzeit lang oder kurz werde; sondern sie gibt auch den Längen und Kürzen, den natürlichen sowohl, als den aus Mittelzeit gewordenen, ein verschiedenes Maas ihrer Dauer.

verlangen in der Aussprache mehr Zeit, als lange Sylben, besonders wenn mehrere Consonanten in denselben gehäuft sind, demohngeachtet werden sie dadurch nicht lange Sylben, weil in der teutschen Sprache die Länge durchgehends von dem Begriffe, und nicht von der Gewandtheit der Zunge abhängt, die eine Sylbe fertiger, als die andre auszusprechen.

Der Grundsatz der Zeit ist vorzüglich für die Declamation wichtig. Es muß nämlich für dieselbe ein Medium geben, die verschiednen Grade des Zusammenhanges unter den Gedanken darzustellen, und dieses sind die verschiedenen Grade der Verbindung, worin, der Zeit nach, die Wörter auf einander folgen. — Das Aufeinanderfolgen in der Zeit ist nämlich ein Sinnbild von dem Zusammenhange in den Sachen Je näher die ausgedruckten Vorstellungen verknüpft sind; desto näher müssen auch ihre Ausdrücke auf einander folgen; desto kürzer die Zwischenzeiten seyn, die zwischen ihnen verfließen. Sind die Vorstellungen unmittelbar verbunden, (wenn z. B. die eine blos eine Bestimmung der andern ist); so muß zwischen den Ausdrücken gar keine Zwischenzeit seyn, sondern sie müssen stetig auf einander folgen. Hängen die Gedanken wenig oder gar nicht zusammen, (wenn man z. B. zu einem neuen Gedanken übergeht); so wird am längsten abgesetzt. Die Größe der Zwischenzeiten also, die der Declamator zwischen den Ausdrücken verfließen läßt, muß mit der Größe des Zusammenhanges unter den ausgedrückten Vorstellungen im umgekehrten Verhältnisse stehen. — Am längsten dauern also die Pausen am Ende der Perioden, ob sie gleich auch hier von verschiedener Länge seyn können, indem die Perioden unter sich bald mehr, bald weniger zusammenhängen, wie man aus dem Inhalte derselben zu beurtheilen hat. Hierauf folgt die Pause zwischen dem Vordersatze und Nachsatze einer Periode; darauf die Pause zwischen den Hauptsätzen des Vordersatzes oder Nachsatzes; darauf die Pause zwischen den Nebensätzen derselben, und darauf endlich die Pause zwischen den Theilen der einzelnen Sätze, wenn sie zusammengesetzt sind. Worte, welche bloße Bestimmungen von andern sind, müssen mit diesen unmittelbar verbunden werden, ohne irgend eine Pause dazwischen zu machen, wie z. B. das Adjectiv mit dem Substantiv, das Adverbium mit dem Verbum, der Artikel mit dem Worte ꝛc. wozu es gehört. So Maaß in seiner Rhetorik, S. 140. f. —

§. 176.
Das Versmas.

Was der **Numerus** in der Prosa ist; das ist das **Versmaas**, das **Metrum**, in der Poesie. Der Numerus (§. 80.) ist derjenige Wohlklang in den Perioden des prosaischen Styls, der auf dem sorgfältig berechneten Ebenmaase aller einzelnen Theile einer zusammenhängenden Rede beruht, ohne daß dieser Wohlklang von der Wiederkehr derselben Art der Verbindung der Theile, oder von einem bestimmten Metrum oder Sylbenmaase abhängt. Das **Versmaas**, oder **Metrum** *) hingegen ist eine rhythmische Composition, ein aus abwechselnden Zeitfüßen in bestimmtem Schritte geordneter Tanz, dessen Umfang, wenn er nicht allzuklein ist, in Absätze und Einschnitte (Cäsur) **) getheilt, und durch einen vernehmlichen Schlußfall geendigt wird. Der **Rhythmus** besteht nämlich in der Abtheilung eines poetischen Ganzen in seine Glieder, und in dem Verhältnisse der **Hebung** und **Senkung** gegen einander. In der Musik gründet sich der Tact, und in demselben die Zeit des Auf- und Niederschlagens, auf den Rhythmus; und da man in der Poesie die gleichen Abstände der Hebungen durch einen Schlag der Hand oder des Fußes andeuten kann, so werden sie **Füße** ***) (pedes) oder Tacte genannt. —

*) Ueber das Verhältniß des Numerus zum Metrum, **Moritz** Prosodie, S. 42 ff. und **Voß** Zeitmessung der teutschen Sprache, S. 170. ff, woraus diese Darstellung entlehnt ist.

) Alle längere Versarten haben Cäsur, wodurch die Poesie sich der Musik nähert. Schon die Prosa hat in dem Numerus ein Analogon davon. Vergl. den Artikel: Abschnitt, in **Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 7. ff, und den (von **Blümner** bearbeiteten) Artikel: Einschnitt, in dem kurzgefaßten Handwörterb. Th. 1, S. 365. f, wo das Verhältniß des poetischen Rhythmus zum musikalischen aufgestellt ist. Die Cäsur galt von jeher für eine der ersten Schönheiten des Versbaues; **Moritz** Prosodie, S. 43.

***) **Voß**, Zeitmessung ꝛc. S. 143. f, unterscheidet den Versfuß, oder des Verses gleichgemessenen Schritt, der auch Tact in der Sprache des Musikers heißt, von dem **Wortfuße** (wie

Jedes Versmaas verlangt Messung, und Anreihung der einzelnen Glieder an einander in genau abgezählten Verhältnissen. Dadurch eben unterscheidet sich sein geregelter Tanz von dem Gange selbst der schwungreichsten Prosa, welcher zwar versähnlich, durch gewählte Zeitfüße, aber niemals versmäßig, d. i. im stetigen Wellenschlage des Tactes fortschweben darf. — Die Versarten von kleinem Umfange fordern nothwendig ein gleichmäßiges Fortschreiten in dem angenommenen Verhältnisse der Bewegung; dagegen können grössere poetische Ganze, in denen eine hohe Leidenschaft wiederhallt, aus einer Tactart in die andere ausweichen. Aus der Gleichmäßigkeit des Tactes entspringt die Gleichmäßigkeit der ganzen rhythmischen Melodie; die Lebendigkeit des Vortrages hingegen (das Tempo, nach der Analogie der Musik,) hängt von dem Inhalte ab. Die Länge und Kürze der Sylben steht aber in der Prosodie unter dem höhern Princip des Rhythmus, oder der gleichschwebenden Bewegung und der gleichgemessenen Umfänge von Tactschritten *). Je länger das Versmaas ist; desto mehr ist die Rücksicht auf zergliedernde Einschnitte und Absätze und auf einen vortönenden Schluß nöthig, damit, durch Angabe der Theile und ihrer Verhältnisse, das Ganze der rhythmischen Periode vernehmlicher ins Gehör falle **).

ihn Klopstock nennt,) unter welchem er die abgezählte Frist und Bewegung sowohl des einfachen und zusammengesetzten Wortes, als mehrerer in Verbindung stehender versteht, wenn sie nicht über zwei Hebungen hinausgehen.

*) Voß macht in seiner Zeitmessung rc. S. 177. ff. den Versuch, den poetischen Rhythmus auf die Principien des musikalischen Tactes zurückzuführen; so z. B. setzt er S. 187. ff. den vierzeitigen Tact für alle Versarten fest, wo der Gang des Spondeus oder Daktylus herrscht; den Dreivierteltact (S. 143. ff.) für die choriambischen Verse rc.

**) Voß, Zeitmessung rc. S. 241. Der Einschnitt in der Mitte eines Tacts ist entweder bestimmt, oder wandelbar. Jener zerlegt z. B. den Pentameter oder den choriambischen Vers mit vorschreitendem Spondeus in unveränderliche Hauptheile; dieser den Hexameter in veränderliche.

Da aber in der teutschen Sprache der Rhythmus zunächst vom Accente abhängig ist; so steigt das Interesse an dem Sylbenmaase um so höher, je öfter der Zusammenhang des Sylbenmaases in den Zusammenhang der Bedeutung eingreift *). Man fühlt sich bei jedem Ruhepuncte, den man macht, doppelt angezogen, indem der Zusammenhang nach dem Metrum und der Zusammenhang nach der Idee einander entgegen streben, so daß uns das erstere immer noch zurückhält, wenn das andre uns schon vorwärts zieht. Dieses doppelte sich selbst entgegenstrebende Anziehen versetzt die Seele in eine ungewohnte Thätigkeit, und reißt mit dem Verse uns unwiderstehlich fort.

§. 177.

Fortsetzung.

Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechselnden Verhältnissen ist der Charakter des Sylbenmaases. So einfach dieses Princip an sich ist; so viel Mannigfaltigkeit und Schattirungen erhält es in der Anwendung auf die Darstellung der Versfüße.

Jede Zusammensetzung mehrerer Sylben muß sich also entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen **). Zum Falle neigt sie sich, wenn das Lange vorangeht, und das Kurze nachtönt; zum Sprunge, wenn das Kurze vorangehet, und das Lange nachtönt. Selbst zwei lange Sylben neigen sich, ihrer Langsamkeit wegen, mehr zum Falle, als zum Sprunge; zwei kurze Sylben hingegen neigen sich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge als zum Falle, ob sie gleich in Ansehung ihrer Dauer völlig gleich sind.

A) Zweisylbige Füße. Zwei, in Ansehung ihrer Dauer verschiednen Sylben lassen sich auf nicht mehr als zweierlei Art zusammenstellen:

*) Moritz Prosodie, S. 44. ff. — Vergl. den ausführlichen und reichhaltigen Artikel: Rhythmus, in Sulzers Theorie, Th. 4. S. 90. ff; den Artikel: Sylbenmaas, ebendas. S. 475. ff; in den Artikel: Vers, ebendas. S. 655. ff; und den Artikel: Versart, ebendas. S. 663. ff.

**) Diese ganze einfache Darstellung gehört Moritz an, in seiner Prosodie, S. 53 ff.

1) entweder die lange Sylbe geht voran, und die kurze tönt nach, — ᴗ, der Trochäus, auch Chorus (Wälzer);
2) oder die kurze Sylbe geht voran, und die lange tönt nach, ᴗ —; der Jambus (Schleuderer) *).
3) Zwei unmittelbar auf einander folgende lange Sylben, — —, der Spondeus (Tritt), neigen sich zum Falle, und deshalb nähert sich der Spondeus dem Trochäus;
4) zwei unmittelbar auf einander folgende kurze Sylben, ᴗ ᴗ, der Pyrrhichius (Läufer), neigen sich zum Sprunge, und deshalb nähert sich der Pyrrhichius dem Jambus.

B) Dreisylbige Füße. Von diesen sind acht verschiedene Zusammenstellungen möglich:

1) drei auf einander folgende kurze Sylben, ᴗ ᴗ ᴗ, der Tribrachys (Dreigekürzte), neigen sich zum Sprunge, und nähern sich dem Jambus.
2) drei auf einander folgende lange Sylben, — — —, der Molossus (Schwertritt), neigen sich zum Falle, und liegen dem Trochäus näher, als dem Jambus.
3) Zwei lange und in der Mitte eine kurze Sylbe, — ᴗ —, der Amphimaker (Zweilängigte), neigen sich zum Falle (Annäherung an den Trochäus).
4) Zwei kurze und in der Mitte eine lange Sylbe, ᴗ — ᴗ, der Amphibrachys (Zweigekürzte), neigen sich zum Sprunge (dem Jambus verwandt).
5) Eine lange und zwei kurze Sylben, — ᴗ ᴗ, der Daktylus (Fingerschlag), neigen sich zum Falle.
6) Zwei kurze und eine lange Sylbe, ᴗ ᴗ —, der Anapäst (Gegenschlag), neigen sich zum Sprunge.
7) Eine kurze und zwei lange Sylben, ᴗ — —, der Bachius (Stürmer), nähern sich dem Jambus.

*) In diesen beiden einfachen Versetzungen liegen alle übrige Sylbenmaase, sie mögen so zusammengesetzt seyn, wie sie wollen, wie im Keime verborgen. Jede Zusammenstellung von Sylben ist entweder jambisch, oder trochäisch; neigt sich entweder zum Falle, oder zum Sprunge.

8) Zwei lange und eine kurze Sylbe, — — ᴗ, der Palimbachius (Schwerfall), sind dem Trochäus verwandt.

C) Viersylbige Füße. Von diesen sind sechszehn verschiedene Zusammenstellungen möglich:

1) Vier auf einander folgende kurze Sylben, ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ, der Prokelevmatikus (Doppelschlag), dem Jambus verwandt.

2) Vier auf einander folgende lange Sylben, — — — —, der Dispondeus (Doppeltritt), dem Trochäus verwandt.

3) Zwei lange und in der Mitte zwei kurze Sylben, — ᴗ ᴗ — der Choriambus (Aufsprung). Er ist, weil er mit dem Falle anhebt, dem Trochäus näher, als dem Jambus verwandt.

4) Zwei kurze und in der Mitte zwei lange Sylben, ᴗ — — ᴗ, der Antispast (Gegenzug). Er nähert sich, weil er mit dem Sprunge anhebt, mehr zum Jambus. (Der Choriamb ist die natürliche und leichteste, der Antispast die gewaltsamste und schwerste Sylbenstellung.)

5) Die erste und dritte Sylbe kurz, die zweite und vierte lang, ᴗ — ᴗ —, der Dijambus (Doppelwurf). Er steigt nicht, um ganz zu sinken, sondern sinkt nur ein wenig, um aufs neue zu steigen.

6) Die erste und dritte Sylbe lang, die zweite und vierte kurz, — ᴗ — ᴗ, der Ditrochäus (Doppelfall), nähert sich dem Choriamb.

7) Zwei kurze und zwei darauf folgende lange Sylben, ᴗ ᴗ — —, der Jonikus *a minori*, (Vorschläger).

8) Zwei lange und zwei darauf folgende kurze Sylben, — — ᴗ ᴗ, der Jonikus *a maiori* (Nachschläger).

9) Eine lange und drei kurze Sylben, — ᴗ ᴗ ᴗ, Päon primus (Tänzer).

10) Eine kurze, dann eine lange, darauf zwei kurze Sylben, ᴗ — ᴗ ᴗ, Päon secundus.

11) Zwei kurze, dann eine lange, zuletzt eine kurze Sylben, ᴗ ᴗ — ᴗ, Päon tertius.

12) Drei kurze und eine lange Sylbe, ∪∪∪—, Päon quartus.

(Alle Päone neigen sich, der Mehrheit der kurzen Sylben wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle.)

13) Eine kurze und drei lange Sylben, ∪———, der erste Epitrit (Dreischlag); neigt sich zum Sprunge.

14) Eine lange, dann eine kurze, darauf zwei lange Sylben, —∪——, der zweite Epitrit; neigt sich zum Falle.

15) Zwei lange, eine kurze, und eine lange Sylbe, ——∪—, der dritte Epitrit; neigt sich zum Falle.

16) Drei lange und eine kurze Sylbe, ———∪, der vierte Epitrit.

(Moritz versucht darauf, S. 78. ff. die verschiedenen Sylbenmaaße z. B. das sapphische, alkaische ꝛc. aus der Verbindung der verschiedenen einzelnen Füße zu erklären.)

Ob nun gleich mehrere dieser Versfüße in der teutschen Prosodie nicht rein vorkommen; so fehlt es der teutschen Prosodie doch nicht an Bestimmtheit, sie erhält dieselbe nur auf einem andern Wege, als die Alten. Bei den letztern entstand das Metrum durch die Zusammenstellung der ursprünglich langen und kurzen Sylben, weil ihre Sprache an sich musikalisch und Empfindungssprache war; bei uns entsteht das Metrum durch die Bedeutung, (welche der Accent ausdrückt,) weshalb allerdings die Länge und Kürze der Sylben in der teutschen Sprache bestimmt ist, aber nicht durch die Sylben selbst, **sondern durch ihre Stellung gegen einander.** Die Quantität ist in der teutschen Prosodie nicht selbst das höchste Gesetz, sondern untergeordnet dem höhern Princip des Accents. Daher die Verschiedenheit der alten und neuen Prosodie, und die scheinbare Unbestimmtheit der Länge und Kürze der Sylben in der teutschen Sprache, die aber sogleich verschwindet, als die Sylben und Wörter nach dem Princip der Accentuation, und nach dem Verhältnisse ihrer gegenseitigen Bedeutung im Versmaaße verbunden werden. — Wenn daher die Sylbenstellung bei den Alten von ihrem Sylbenmaaße abhing; so hängt in der teutschen Prosodie das Sylbenmaaß selbst von der Accentuation ab. Nachdrucksvoller wird dadurch unsre Poesie vor der Poesie der Alten, daß sie jede bedeutende Sylbe vor den unbedeutenden charakterisirt, statt daß die Poesie der Alten

gar keine Sylben vor der andern aushebt; dahingegen war in der Poesie der Alten mehr Wohlklang, als in der unsrigen. — Aus dieser Verschiedenheit kann aber noch nicht geradezu mit Moritz (S. 126.) gefolgert werden, „daß unsre Poesie bei dem Uebergange von der Gedanken- zur Empfindungssprache auf halbem Wege stehen geblieben sey„, da ihr dieser Uebergang keineswegs verunglückt ist, sondern der Charakter der teutschen Poesie überhaupt mehr in kräftiger Darstellung der Gedanken (im Gedankenausdrucke) als in musikalischen Malerei besteht.

Da nun aber in der teutschen Sprache die Quantität der Sylben von der Accentuation abhängt; so muß auch die Bezeichnung der Länge und Kürze der Sylben in der teutschen Prosodie eben so unendlich mannigfaltig seyn, als in dem Gebrauche des Accents zur Bezeichnung der Bedeutsamkeit die größte Mannigfaltigkeit herrscht. Wer daher in der teutschen Sprache richtig dichten will; der muß nicht nur den grammatischen und logischen Gebrauch des Wortaccents, sondern auch die prosodischen Grundsätze der Sylbenstellung kennen; denn unsre Sprache hat allerdings ein festes und bestimmtes Sylbenmaas, aber es ist abhängig von zwei Puncten: von dem Accente, und von der daraus resultirenden Sylbenstellung (vergl. Moritz. S. 252). — Die Metrik überhaupt auf feste Principien zurückzuführen, machte G. Hermann, in seinem Handbuche der Metrik (Leipz. 1799.) den ersten philosophischen Versuch, wo er sich gegen den Empirismus in der Metrik erklärte, und die Aufstellung des Gesetzes des Rhythmus versuchte, indem er von der Frage ausging: was ist Rhythmus? — Bernhardi (Sprachl. Th. 2, S. 334. ff), der von der Frage ausgeht: wie werden mehrere Sylben eine Einheit, trifft, nach seiner eignen Erklärung, mit Hermann in gleichen Resultaten zusammen. Nach ihm sind die Füße nichts anders, als die Terminologie des Rhythmus. — Ueber die Cäsur ist zu vergleichen: Ramler in seiner Uebersetzung des Batteux, Th. 1, S. 163. ff. von der teutschen Verskunst; und J. A. Schlegel, von der Harmonie des Verses in seiner Uebers. des Batteux, Th. 2, S. 477. ff; so wie Home's *Elements of Criticism*, Kap. 18, Abschn. 4. —

§. 178.

Der Reim.

Der Reim ist eine eigne neue Erscheinung in den jüngern abendländischen Sprachen, die sämmtlich accentuirte

Sprachen sind. Accentuirte Sprachen bedürfen nämlich für den quantitativen Rhythmus eines Ersatzes, und dieser liegt in dem Reime. Da der Accent die Bedeutung der Begriffe bezeichnet; so würde man bei dem Reime, dem Eigenthume der accentuirten Sprachen, nicht ausreichen, wenn man ihn blos in dem **Gleichklange zweier Sylben am Ende zweier Verse** suchen wollte. Das letztere würde blos das **Formelle**, die **äußern Bedingungen** des Reims enthalten, und dann könnte auch Nonsens und Plattheit für Poesie gelten, wenn blos dieser Gleichklang im Reime als das Wesen der modernen Poesie aufgestellt werden sollte. Es muß vielmehr mit diesem Formellen des Reimes etwas **Materielles**, das von den Ideen abhängt, die in dem Gleichklange des Reims verbunden werden, vereiniget seyn; neben seiner **äußern** Natur muß ihm auch noch eine **innere** zukommen. Das **Wesen** des Reimes bestehet darin: **eine Reihe von Vorstellungen so zu ordnen, daß, mit Beobachtung gewisser Ruhepuncte, bestimmte Sylbenreihen mit solchen Ideen schließen, die im Ausdrucke eine sinnlich-gleiche Gestalt annehmen.** Der Reim ist also nichts anders, als das Zusammentreffen zweier verschiedenen Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, und **reimen** heißt demnach: **zu zwei verschiedenen Ideen zwei gleichklingende Wörter auffinden**; oder: zwei verschiedene Ideen (das in der Vorstellung Verschiedene) unter gleichen Klang (in sinnliche Einheit) bringen.

So erklärt sich der neueste scharfsinnige Apologet des Reims, J. S. Schütze, darüber in seinem Versuch einer Theorie des Reims, S. 15. ff. Er bemerkte sehr richtig, daß, um zu sehen, was der Reim ursprünglich sey, und wie er, seinem psychologischen Entstehen nach, die Seele selbst interessiren, und, von ihr selbst gewählt, durch das Gehör angenehm auf sie zurückwirken müsse, — daß es dafür nicht hinreichend sey, den Reim, wie er vorhanden ist, zu betrachten; sondern daß man das Gedachte, das diesen gleichen Schlußklang annimmt, und in der Gestalt des Reims erscheint, zuerst sowohl vom Reime selbst, als überhaupt von allem sinnlichen Ausdrucke abgesondert, sich vorstellen, und sodann, nach der Vereinigung mit dem

Gleichklange, den daraus entstandnen Reim als eins und ungetrennt mit dem Gedachten ansehen müsse. Wir müssen uns nämlich Idee, Wort und Klang als innigst vereint, wie es auch das Gehör empfängt, vorstellen. Um dies zu bewirken, betrachtet Schütze den Reim nach drei verschiednen Vorstellungsarten:

a) Zwei im Gleichklange vereinigte Ideen machen den Reim, nach seinem Ursprunge und Wesen, aus. Materie des Reims. (Der psychologisch ursprüngliche Reim.)

b) Die Vereinigung zweier Ideen zum Gleichklange (zu zwei gleichklingenden Wörtern) ist der psychologisch-sinnliche Reim. — Die Handlung des Reims; das Reimen selbst.

c) Der die zwei Ideen vereinigende Gleichklang zweier Wörter, ist der äußere Reim. Form des Reims.

Nach dieser Darstellung ist der Reim in einem Gedichte nicht blos ein leerer Klang, (eine bloße Empfindung des Ohrs), sondern zugleich der Ausdruck einer Vorstellung. — Vorzüglich verdienen bei Schütze (S. 163. ff.) die ästhetischen Erfordernisse für den Reim nachgelesen zu werden.

Der Reim hat aber auch seine Gegner. So z. B. ist der Artikel: Reim in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4. S. 80. ff. an sich schon etwas unbedeutend, besonders aber sehr partheiisch gegen den Reim. So heißt es daselbst: „Wir wollen den Reim, als ein Werk der Mode, als eine Decke, die man vor die Schwäche und Fehler des Verses ziehet, als ein Hülfsmittel des Gedächtnisses, als ein körperliches Mittel, träge Ohren zu reizen, gelten lassen. Aber wir können nicht verbergen, daß wir ihn für ein Gefängniß halten, in welches die Gedanken und die Sätze der Rede eingesperrt werden. Wir wollen sogar zugeben, daß der Reim zur Zeit, da die Sprachen noch in ihrer ersten Rohigkeit waren, wo es ohnmöglich war, kurze Sätze in einem dem Ohre schmeichelnden Abfalle vorzutragen, nothwendig gewesen; uns aber für dieses Geständniß dadurch schadlos halten, daß wir ihn für überflüßig und gothisch erklären, sobald man so weit gekommen ist, daß man einzelne, größere und kleinere Sätze nach Wohlklang und Tact vortragen kann.„ — Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß, als man die Poesie in Teutschland zünftig betrieb, (seit den Zeiten der Meistersänger.) der Reim das Vehikel schlechter Dichter ward; aber jene schlechten Dichter würden auch, wenn sie das griechische Sylbenmaas angenommen hätten, eben so unglük-

liche Versuche gemacht haben. Die Meinung Huets (reflexions sur la rime,) und Barbieri (dell' origine della poesia rimata), daß die neuern abendländischen Völker den Reim von den Arabern erlernt haben, beruht nur auf dem historischen Factum, daß derselbe bei den Troubadours zuerst vorkommt, und von da ins südliche Teutschland überging. — Vom Reime handeln Ramler in seiner Uebersetzung des Batteux, Th. 1, S. 163. ff. und J. A. Schlegel, in seinem Batteux Th. 2, S. 515. ff. — Die französischen Schriftsteller über den Reim vergl. man bei Sulzer, Th. 4, S. 83. f. — Die Geschichte des Reims bei Morhof, in seinem Unterrichte der teutschen Sprache, Kap. 7 — 12. — Die Schweizer, in den Diskursen der Maler, erklärten sich gegen ihn. — Noch gehören hieher: J. G. Meyer, vom Werthe der Reime, in seiner Vorrede vor Langens Horazischen Oden, Halle 1747. — Der Reim, meistens mit den eignen Worten der vornehmsten Kunstrichter beschreiben. Basel 1777. — Mich. Denis, Gespräch vom Werthe der Reime, vor dem 5ten Buche seiner lyrischen Gedichte. — Nicht erschöpfend ist das, was Gottsched, (vollständige teutsche Sprachkunst S. 622. ff.) von den Reimen in der teutschen Poesie sagt, ob er dieselben gleich „für eine besondere Zierrath unsrer Dichtkunst„ erklärt. Er setzt das Wesen des Reims (S. 623.) darein, daß die zwei zunächst beisammenstehenden Zeilen einander in den letzten Sylben, entweder völlig, oder doch einigermaßen gleich klingen. Er nimmt dreierlei Arten teutscher Reime an, je nachdem sich einzelne, zwei oder drei Sylben zweier Wörter mit einander reimen: männliche Reime, weibliche (weil sie viel zärtlicher und weicher klingen), und kindische, weil sie zu spielend und klappernd herauskommen, (z. B. predigen, entledigen; brüderlich, lüderlich ꝛc). In Hinsicht auf die Regeln für den Reim (S. 633. ff.) ist er rigoröser, als man es neuerlich bei den Dichtern findet. Gottscheds Regeln verdienten wohl einmal neu bearbeitet zu werden, besonders da unsere vaterländischen Dichter in dem dritten Viertheile des 18ten Jahrhunderts mehr Sorgfalt auf den Mechanismus und die Korrectheit des Reims wendeten, als die neuesten Dichter. — Kurz und nicht befriedigend ist das, was Heynatz von den Reimen in seine Sprachlehre, S. 299. ff. aufgenommen hat. — Moritz, in seinem Versuch einer teutschen Prosodie, S. 96. ff. hat die sehr richtige Bemerkung, „daß der Reim der teutschen Sprache vielleicht mehr, als irgend ei-

ner andern angemessen sey, weil in ihr, wegen der bedeutenden Kraft ihrer Zusammensetzung, der Einklang der Sylben sehr häufig einen gewissen Einklang der Begriffe mit sich führt, der oft unmerklich bei dem Reime mit durchtönt.„ — Moritz fühlt die Unbestimmtheit der Länge und Kürze in der teutschen Poesie, und nimmt sich deshalb (aber freilich auch aus keinem höhern Grunde) des Reimes (S. 108. ff.) an, weil er immer ein sehr gutes Hülfsmittel bleibe, den Vers auffallend hörbar zu machen, welcher sich sonst so leicht wieder zur Prosa neige, (wie dies der Fall bei allen accentuirten Sprachen seyn muß). — Allgemeine Bemerkungen über den teutschen Reim befinden sich als Einleitung zu G. H. Schäfers hochteutschem Wörterbuche nach den Endsylben geordnet (Weißenfels 1800). Schäfer handelt zuerst von dem Ursprunge des Wortes Reim (S. XXI.), wo er, mit beigebrachter reichhaltiger Literatur, dennoch zu weit ausholt; dann von dem Alter und Ursprunge des Reims (S. XXIV.) wo er aber, ob er sich gleich gegen Huets Hypothese erklärt, sich doch nicht anders helfen kann, als den Reim (S. XXXII) „aus dem Verfalle des Geschmacks in der lateinischen Dichtkunst und Sprache selbst abzuleiten.„ Darauf gehet er zu dem Werthe des Reims fort (S. XXXV), wo er denselben den reimfreien Gedichten gleichsetzt, und sich auf die klassischen Dichter der Nation beruft, die theils den Reim beibehielten, theils die Fesseln desselben wegwarfen. — Darauf folgen S. XXXIX. einige nähere Bemerkungen und Regeln über den Reim, u. S. XLVI eine Erörterung dessen, was sich aus der Grammatik auf den Reim bezieht. Mit philosophischem Geiste stellt Bernhardi, Sprachlehre Th. 2, S. 381. ff. den Reim als rhythmisches und strophisches Princip auf, das aus der Accentuation selbst resultirt und mit derselben zusammenhängt, das aber, als charakterisirend über die Accentuation hinausgehet. Nach ihm besteht der Reim, „in der Gleichförmigkeit und dem Gleichlaute, die Vokale und Consonanten zweier Wörter von den letzten accentuirten Sylben an gerechnet.„ Der Reim, als Princip einzelner Verse, drückt, nach Bernhardi, das Ende eines einzelnen Verses aus, in ihm liegt das bewegende Princip des ganzen Verses, und er wird angesehen als der Grund des ganzen vorhergehenden Rhythmus, wie dieser von ihm abhängig, und als Wirkung gedacht wird. Die verschiedenen Arten der Reime geben durch sich selbst schon einen ver-

schiedenen Charakter. Schließt der Vers auf einen männlichen; so wird der Charakter scharf und hart. Der weibliche hingegen, indem er den Umfang des Verses vergrößert, und die Härte der accentuirten Sylben mildert, gibt einen sanftern und mildern Ton, ohne der Würde der Darstellung zu schaden. Dies gilt in noch höherem Grade von den gleitenden Versen, (die Gottsched die kindischen nennt). Der Reim, als strophisches Princip, knüpft mehrere Verse zu einem Ganzen. Welche dies sind, und wie viele, wird durch die Gleichheit des Reimes angedeutet. —

§. 179.

Ueber das Verhältniß des Reims zu dem entlehnten Sylbenmaaße in der teutschen Sprache.

Die teutsche Sprache kannte nach ihrem ursprünglichen Geiste, als accentuirte Sprache, blos den Reim, als sichtbaren Charakter ihrer Poesie. Bei der Bildsamkeit aber, welche der teutschen Sprache vor den meisten abendländischen Sprachen zukommt, konnte es geschehen, daß Männer, welche hohes Dichtertalent mit gründlichem Studium der teutschen Sprache und mit inniger Bekanntschaft mit den Sylbenmaasen der griechischen und römischen Sprache verbanden, die letztern in die Mitte unsrer Poesie aufnahmen. Bekanntlich war Klopstock derjenige, der darin den ausgezeichnetsten Versuch wagte. Dadurch mußte nothwendig die teutsche Prosodie eine andere Gestalt bekommen. Nicht nur das bisherige System der Quantität der Sylben mußte verändert, sondern auch das Gebiet der einzelnen Dichtungsformen, beträchtlich erweitert, und ein neues Verhältniß des Reims zu den neuaufgenommenen Dichtungsarten ausgemittelt werden. Je weniger dieses Verhältniß, während des Kampfs des Reims mit den neuen Sylbenmaasen, aufgefunden werden konnte; desto größer mußte die Verschiedenheit in Hinsicht auf die prosodischen Grundsätze werden. Nach jenem langen Kampfe zwischen dem Reime und den neuen Sylbenmaasen ging endlich das Resultat hervor: daß beide neben einander bestehen können; daß der Genius der teutschen Sprache zwar zunächst für die Beibehaltung

des Reims, als des ursprünglichen äußern Charakters der teutschen Poesie, spricht, daß aber, bei der hohen Bildsamkeit unsrer Sprache, jene neu aufgenommenen Dichtungsarten den Reichthum der dichterischen Darstellung erhöht haben, und daß sich die letztern besonders für die Darstellung gewisser dichterischen Stoffe eignen, für welche der Reim nicht so angemessen ist, wie diese neuen Sylbenmaase. Durch das Nebeneinanderbestehen beider ist nun aber die Mannigfaltigkeit der dichterischen Darstellung vergrößert worden, und die Aufnahme der griechischen Sylbenmaase ist unter der Bedingung eine wahre Bereicherung unsrer poetischen Formen, daß dieselben für diejenigen Stoffe gewählt werden, für die sie sich vorzüglich eignen, und daß durch dieselben die Rechte des Reims nicht gekränkt und beeinträchtiget werden. Bei der gegenwärtigen Lage unsrer Dichtkunst kann man mit Sicherheit behaupten, daß es weder dem Reime gelingen wird, die neuen Sylbenmaase wieder zu entfernen, noch den letztern, den Reim gänzlich zu verdrängen. Sie können beide neben einander bestehen, und die Nation kann unter ihren Klassikern Dichter nachweisen, die Muster in beiden Formen geworden sind. — Die seit der Aufnahme der neuen Sylbenmaase erschütterte Prosodie bedarf freilich nun einer neuen Bearbeitung. Diese Bearbeitung im Detail ist aber dadurch schon um ein Großes erleichtert, weil nun entschieden ist, daß die Prosodie itzt auf den Reim und auf die neuen Sylbenmaase zugleich Rücksicht nehmen muß, da sich beide neben einander behaupten, und daß durch den Kampf den neuen Sylbenmaase mit dem Reime, nicht nur die Ehre des letztern gerettet und für die Zukunft gesichert, sondern auch das feste Princip der Accentuation ausgemittelt ist, auf welches die Prosodie, als eine empirische Wissenschaft, gegründet, und mit Beispielen aus den teutschen Klassikern in jedem einzelnen gegebenen Falle unterstützt werden kann und muß.

Zu einem ähnlichen Resultate gelangt Schäfer, (Wörterbuch nach den Endsylben, S. XXXVII fg.

„Je unpartheiischer man bei der Beurtheilung des Werthes der Reime verfährt; desto schwerer wird es itzt, zu bestimmen, welcher von beiden Dichtungsarten überhaupt, oder auch in einzelnen Fällen man den Vorzug geben soll, da man in jeder Versart und in jeder Art von Gedichten die trefflichsten Muster von reimfreien Gedichten und vom Gegentheile aufweisen kann. Ueberhaupt läßt sich hier weiter nichts mit Bestimmtheit anführen, als daß der Hexameter, Pentameter, die anakreontische Versart und diejenigen Gedichte, in welchen kein Versmaas beobachtet ist, jederzeit reimfrei geschrieben werden. In einzelnen Fällen scheinen vorzüglich diejenigen Gedichte ohne Reim geschrieben zu werden, in welchen der Schwung des Dichters zu hoch ist, als daß er auf die einzelnen Schlußsylben Rücksicht nehmen könnte; doch findet man hier schon sehr viele Beispiele des Gegentheils.„ — Wenn Klopstock in seiner Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaases im Teutschen zunächst diese damals neue, und hart angegriffene Erscheinung theoretisch rechtfertigen wollte, wie er sie practisch durch seinen unsterblichen Messias in unsrer Prosodie eingebürgert hatte; so wollte er doch keinesweges den Reim ganz verdrängen, er, der selbst so treffliche gereimte Gedichte geschrieben hat. — Was Schütze, in dem vorhergehenden Paragraphen, in nächster Beziehung auf den Reim verlangt, Harmonie zwischen dem Gedanken des Gedichts und dem Wohlklange; das entwickelt Klopstock (in jener Abhandlung S. 13. f.) mit allgemeiner Beziehung auf unsre Poesie und mit besonderer Anwendung auf den Hexameter. „Wenn wir unsern Hexameter, nach der Prosodie unsrer Sprache und nach seinen übrigen Regeln, mit Richtigkeit ausarbeiten; wenn wir in der Aussuchung harmonischer Wörter sorgfältig sind; wenn wir ferner das Verhältniß, das ein Vers gegen den andern in den Perioden bekommt, verstehen; wenn wir endlich die Mannigfaltigkeit auf viele Arten von einander unterschiedner Perioden nicht nur kennen, sondern auch diese abwechselnde Perioden, nach Absichten, zu ordnen wissen; dann erst dürfen wir glauben, einen hohen Grad der poetischen Harmonie erreicht zu haben. Aber die Gedanken des Gedichts sind noch besonders, und der Wohlklang ist auch besonders. Sie haben noch kein anderes Verhältniß unter einander, als daß die Seele zu eben der Zeit durch die Empfindungen des Ohres unterhalten wird, da sie der Gedanke des Dich-

ters beschäftigt. Wenn die Harmonie der Verse dem Ohre auf diese Weise gefällt; so haben wir zwar schon viel erreicht, aber noch nicht alles, was wir erreichen konnten. Es ist noch ein gewisser Wohlklang übrig, der mit den Gedanken verbunden ist, und der sie ausdrücken hilft. Es ist aber nichts schwerer zu bestimmen, als diese höchste Einheit der Harmonie. Die Grammatiker haben sie den lebendigen Ausdruck genannt. Verschiedene Grade der Langsamkeit oder Geschwindigkeit; etwas von sanften oder heftigen Leidenschaften; einige feinere Minen von demjenigen, was in einem Gedichte vorzüglich Handlung genannt zu werden verdient, können, durch den lebendigen Ausdruck, von ferne nachgeahmt werden. Wenn der Poet dieses thut; so braucht er, oder es glücken ihm vielmehr einige seiner zartesten Künste der Ausbildung, die ihm eben so leicht mißlingen können, so bald er zu sehr mit Vorsatz handelt, oder seine Einbildungskraft das enge Gebiet dieser Nebenzüge zu hitzig erweitert, und sich aus der Harmonie eines Gedichtes in die Musik versteigt. Ich muß zwar zugestehn, daß es Fälle gibt, wo der lebendige Ausdruck dasjenige stark sagen muß, was er sagen will. Aber überhaupt sollte man die Regel festsetzen, sich demselben vielmehr zu nähern, als ihn zu erreichen; und die Anwendung dieser Regel sollte man nur bei der Beurtheilung seiner Arbeit nöthig haben. Denn wenn diese Art Schönheit recht gelingen soll; so muß sie im Feuer der Ausarbeitung fast unvermerkt entstehen.„ — Die großen Veränderungen, welche, durch die Aufnahme der griechischen Sylbenmaase in die teutsche Prosodie, in derselben entstehen mußten, hat niemand bestimmter gewürdiget, als Radisch, über die prosodischen Grundsätze ꝛc. S. 33. ff, wo er die Vergleichung zwischen der teutschen, lateinischen und griechischen Prosodie anstellt und durchführt. Da in dieser Sprachkunde nicht das Detail der Prosodie, als Theil der empirischen Sprachwissenschaft, erschöpft werden kann; so verweise ich auf diese Vergleichung, die mit reiner Unpartheilichkeit S. 41. — 55 die Vorzüge der griechischen und lateinischen Prosodie vor der teutschen, und S. 56 — 74 die Vorzüge der teutschen Prosodie vor der lateinischen und griechischen sorgfältig nach der recipirten Metrik entwickelt.

In Hinsicht auf die Vorwürfe, die man dem Reime gemacht hat, verdient erwogen zu werden, a) daß der Reim ein Ersatz in den accentuirten Sprachen für die

natürliche Musik ist, die der quantitirenden Sprache zukömmt, indem die Darstellung der Gefühle durch den Reim an Reiz und Interesse gewinnt; daß er also, in den accentuirten Sprachen, die Sprache selbst zur musikalischen Bedeutung erhebt (Bernhardi, Th. 2, S. 423); b) daß der Reim, wenn er blos das Product der Armseligkeit eines unkultivirten Zeitalters gewesen wäre, und seinem Charakter nach nicht tief in dem Wesen des Menschen selbst, und in dem Genius der accentuirten Sprachen begründet wäre, sich nicht in dem Zeitalter der höhern Reife und Geschmacksbildung der Nation erhalten und die Vollkommenheit angenommen haben würde, welche er durch die klassischen Dichter der Nation erhalten hat, (Schütze Theorie des Reims, S. 9. ff.); c) daß der Reim vor den entlehnten Sylbenmaasen den großen Vorzug voraus hat, daß er das geistig Verschiedene durch eine sinnliche Form (den Gleichklang der Endsylben) vereinigen, und dadurch Verstand, Phantasie, Empfindung und das Ohr gleich lebhaft interessiren kann; d) daß er einer eben so großen Verschiedenheit des Versmaases fähig ist, als die entlehnten Sylbenmaase; e) daß dichterische Armuth, Mangel an Korrectheit, abgenutzte, gemeine wider die Aussprache verstoßende fehlerhafte Reime (z. B. die reichen Reime ꝛc.) nicht in seinem Charakter, sondern in den Dichtern liegen, die sich desselben bedienen, und die jene individuellen Mängel auch in den entlehnten Sylbenmaasen zeigen würden, wenn sie sich derselben bedienten; ja daß die Härten in den letztern noch auffallender sind, als in gereimten Gedichten, wo das Ohr durch den Gleichklang doch wenigstens einigermaßen getäuscht und bewogen wird, über jene Härten leichter hinwegzugehen; f) daß die gereimten Gedichte für die Belehrung und Aufklärung des Volks, für den jugendlichen Unterricht und für die gesellschaftliche Freude unentbehrlich, und durch die Anwendung der entlehnten Sylbenmaase auf keine Weise zu ersetzen sind.

§. 180.

Literatur der Prosodie.

Da die Prosodie gewöhnlich in Verbindung mit der **Theorie der Dichtkunst** bearbeitet, und die ganze Poesie oft nur zur Prosodie herabgewürdiget worden ist; so gehört hieher die Vergleichung der **Literatur der Poesie** S. 258. ff. — Diejenigen, welche die Prosodie mit der Grammatik in neuern Zeiten verbanden, sind in der Note zu

§. 169. aufgeführt; die aus den frühern Zeiten kommen unter der Literatur der Grammatik (§. 181.) überhaupt vor. Unter den ältern schrieb schon **Oelinger** im Jahre 1574 eine Anweisung zur Prosodie; er kannte aber in der teutschen Sprache weder Jamben, noch Trochäen und Daktylen. — **Clajus** hingegen zeigte in seiner 1578 zu Leipzig erschienenen *grammatica germanicae linguae* die Möglichkeit der jambischen und trochäischen Verse im Teutschen, und gab auch die Metra und Beispiele dazu an. — **Martin Opitz** ging in seiner **Poeterei** von dem Grundsatze aus, daß die teutsche Sprache ein richtiges Zeitmaas der Sylben beobachten könne und müsse. Das Nämliche suchte **Buchner** in seinem **teutschen Poeten** zu beweisen.

Zu den noch nicht unter der oben erwähnten Literatur aufgeführten, gehören:

Der fruchtbringenden Gesellschaft pindus poeticus, d. i. poetisches Lexikon. Nürnb. 1626.

Mart. Rinkart, summarischer Diskurs und Durchgang von teutschen Versen, Fußtritten, und vornehmsten Reimarten. Leipzig 1645.

J. G. Schottel, (Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft) der teutschen Sprache Einleitung, zu richtiger Gewißheit und grundmeßigem Vergnügen der teutschen Haubtsprache, samt beigefügten Erklärungen. Lübeck 1643; beschäftigt sich hauptsächlich mit der Poesie.

J. G. Schottel, teutsche Verskunst, Lüneb. 1644, ist nicht Anweisung zur Poesie, sondern zur Reimkunst.

Phil. v. Zesen, hochteutscher Helikon, d. i. grundrichtige Anleitung zur hochteutschen Dicht- und Reimkunst, samt einem Anweiser der hochteutschen männlichen und weiblichen Reimwörter, 3 Theile. Wittenb. 1640; (erlebte mehrere Auflagen.)

Derselbe, Scala Heliconis teutonici, sive compendiosa omnium carminum germanicorum simplicium, tum hactenus usitatorum, tum recens ad Graecorum et Latinorum formas effictorum delineatio. Amstel. 1643.

Derselbe, hochteutsche helikonische Hechel, oder des Rosenmohnds zweite Woche *), darinnen von der hochteutschen reinen Dichtkunst, und derselben Fehlern, die sich, durch Pritschmeisterei, auch sonsten in dieselbe eingeschlichen, ja wie solche zu verbessern, samt andern den Sprachliebenden nützlichen Dingen gehandelt wird. Hamb. 1668

*) Die erste unter der Literatur der Grammatik.

Andr. Tscherning, unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der teutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterei. Lübeck 1658.

Dan. Georg Morhof, Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, wo der zweite Theil von der teutschen Poeterei Ursprunge und Fortgange handelt, und die Schicksale der gereimten Dichtkunst der Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Niederländer und Teutschen von Karl dem Großen bis auf Opitz umschließt; der dritte aber von Prosodie, Numerus, Reim rc. handelt.

C. *Caldenbach*, poetica germanica, seu de ratione scribendi carmen teutonicum. Norimb. 1674.

J. A. Moller, Kunst- und grundrichtige Einleitung zur teutschen Vers- und Reimkunst. Helmst. 1675.

G. Werner, teutscher Daedalus, oder poetisches Lexikon, 2 Th. Berl. 1675.

Th. Kornfeld, Selbstlehrende alt- neue Poesie oder Verskunst der edlen teutschen Heldensprache, darin grundgründlich aller gebräuchlichen Sylben, Pedum, Reimen, Versen, Gedichten, Strophen, Beschaffenheiten, nebenst guter Invention des Gedichter deutlich vorgestellt werden. Bremen 1686. (ist in Fragen und Antworten.)

C. Dunkelberg, vierstufige Lehrbahn zur teutschen Prosodie. Nordh. 1703.

J. F. Reinmann, bekannte und unbekannte Poesie der Teutschen, 2 Theile. Leipz. 1703. (Der erste Theil handelt von dem Metrum, Rhythmus, von dem jambischen, trochäischen und daktylischen Versmaas; der zweite die bis dato noch von Niemand untersuchten Grundregeln rc.)

Ch. Weißenborn, gründliche Einleitung zur teutschen und lateinischen Oratorie und Poesie. Frankf. 1713.

D. C. Müller, teutsche Prosodie. Magd. 1718.

D. H. Arnold, Versuch einer systematischen Anleitung zur teutschen Poesie überhaupt. Königsb. 1732.

J. C. Clemann, Versuch einer regelmäßigen Beugung der teutschen Reimwörter. Wismar 1749.

Kritik über den Wohlklang des Sylbenmaases in dem Messias. Halle 1749.

J. H. Oest, Versuch einer kritischen Prosodie, nebst Beurtheilung des teutschen Hexameters. Frankf. am Mayn 1765.

(K. Ch. Canzler) über die teutsche Tonmessung. Dresden 1766.

J. Riepel, harmonisches Sylbenmaas, Dichtern melodischer Werke gewidmet. Regensb. 1776.

Der Reim, meistens mit den eignen Worten der vornehmsten Kunstrichter beschrieben und beurtheilt. Basel 1777.

K. Ph. Moritz, Versuch einer teutschen Prosodie. Berl. 1786.

K. F. W. Radisch, über die prosodischen Grundsätze, und deren Einfluß in die griechische und lateinische, wie auch in die teutsche reimfreie Dichtkunst. Halle 1796.

G. H. Schäfer, hochteutsches Wörterbuch nach den Endsylben geordnet. Ein bequemes Hülfsmittel beim Sprachunterrichte, bei der Rechtschreibung und dem Reime. Weißenfels und Leipzig 1800.

J. G. Schätze, Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form. Magdeb. 1802.

J. H. Voß, Zeitmessung der teutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegien. Königsb. 1802.

Das sechste Buch in Bernhardis Sprachlehre, Th. 2. Berl. 1803.

Ueber den teutschen Hexameter: Klopstock vor dem 3ten Bande des Messias; derselbe, von der Beobachtung der Quantität des Hexameters, im teutschen Museum aufs Jahr 1778; und derselben im ersten Fragmente der Fragmente über Sprache und Dichtkunst. — Ueber die Geschichte des teutschen Hexameters vergl. die Literaturbriefe, Th. 1. S. 109. ff. und Heynatz vom Alter des t. Hexameters, im Gothaischen Magazin, 1 B. S. 168. ff; 2 B. S. 987 ff.

§. 181.

Literatur der teutschen Grammatik.

Unter dieser Literatur werden hier die Schriften aufgeführt, welche sich zunächst mit der Grammatik, als Wissenschaft, beschäftigen, obgleich sowohl ältere als neuere Schriftsteller sehr oft bald mehr, bald weniger in den grammatischen Unterricht aufgenommen haben. So z. B. fehlt bei mehrern die Orthographie, bei vielen die Prosodie rc., weshalb auch die isolirten Anweisungen zur Orthographie und Prosodie bereits sogleich nach der Darstellung dieser einzelnen Theile der empirischen Sprachwissenschaft aufgeführt worden sind. Diejenigen aber, welche den Unterricht in der Orthographie, Prosodie, ja selbst im Style, mit der Grammatik in Verbindung brachten, mußten hier aufgeführt werden, weil die Literatur der Grammatik gewissermaßen die Basis des gesammten literarischen Studiums der einzelnen Bestandtheile der empirischen Sprachwissenschaft ausmacht. — In der Darstellung dieser Literatur ist die möglichste Vollständigkeit beabsichtigt worden; aber bei der ungeheuren Masse von Anweisungen zur teutschen Sprache

kann es nicht anders seyn, als daß der Begriff dieser Vollständigkeit nur relativ ist *).

Val. Ickelsamer (ein Zeitgenosse Luthers), teutsche Grammatica, darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum Teütschen lesen, vnnd desselben Orthographiam mangel vnñ überfluß, auch anderm viel mehr, zu wißen gehört. Auch etwas von der rechten art und Etymologia der teutschen sprach vnnd wörter, vnnd wie man die teütschen Wörter in jre silben taylen, vnd zusammen buchstabiren soll. (5 Bogen, ohne Druckort und Jahrzahl, aber wahrscheinlich zwischen 1520-1530; mehr Fibel als Grammatik.)

Becherer, Synopsis grammaticae germanicae, latinae et graecae. Jena 1569. (Lippenius gedenkt dieses Buches.).

Laur. Albertus, (nach seinem Vaterlande gewöhnlich: Ostrofrank genannt,) teutsch Grammatik oder Sprachkunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae conservandaeque linguae Alemanorum sive Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta (per Laurentium Albertum, Ostrofrancum.) Aug. Vindel. 1573. 16 Bogen in 8. Dieses Werk ist nicht bedeutend als Sprachkunst, wie schon Schottel richtig bemerkt, obgleich mit viel Wärme für den Anbau der teutschen Sprache, und mit der Ueberzeugung geschrieben, daß sie an Menge der Wörter und nach den Arten der Composition derselben, weder der griechischen noch lateinischen Sprache weiche. (vergl. Reichards Histor. der teutschen Sprache. S. 39. ff.)

Alb. Oelinger, Vnderricht der hochteutschen Spraach: Grammatica seu institutio verae germanicae linguae, in qua Etymologia, syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur. Argent. 1574. 14 Bogen. (Sie war zunächst für junge Franzosen bestimmt, die teutsch lernen wollten.)

Johann Clajus, Grammatica germanicae linguae, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. Lips. 1578. 18 Bogen. (Morhof, in seinem Polyhistor, 1 Th. 4 B. 4 Kap. hält sie für eine der besten, die man bis auf seine Zeiten hatte. Der Verfasser hat über 20 Jahre daran gefeilt, ehe er sie erscheinen ließ. „Sie enthält (sagt Reichard S. 49. ff.) mehrentheils sehr gründliche Regeln, welche durch deutliche und reine Exempel, die alle aus Luthers Bibelübersetzung und übrigen teutschen Schriften genommen sind, erklärt werden, und

*) Bis zum Jahre 1747 reicht E. C. Reichards Historie der teutschen Sprachkunst; dann schließt sich Rüdiger an ihn an, in seinem neuesten Zuwachs ꝛc. St. 4. S. 3. ff.

die teutsche Sprache erscheint darin überhaupt in einer edlern Schönheit, als man sichs in der damaligen Zeit vermuthen sollte.„ — Auch Gottsched nimmt in seiner Sprachkunst oft Rücksicht auf dieselbe. — Sie erlebte 11 Auflagen. — Clajus versprach auch eine vollständige teutsche Grammatik und ein teutsches Wörterbuch, welche aber nicht erschienen sind.)

Stephan Ritter ließ 1576 eine teutsche Grammatik in lateinischer Sprache für Ausländer in Marburg erscheinen. 1578 erschien eine Weimarische teutsche Grammatik. — Die grammatischen und orthographischen Arbeiten von Hulsius, Brücker (1620), Kohlros, Duscher u. a. werden zwar von Phil. von Zesen angeführt, waren aber selbst Reichard nicht näher bekannt (vergl. dessen Historie rc. S. 67. ff).

(Tilemann Olearius) teutsche Sprachkunst. Aus den allergewissesten, der Vernunfft vnd gemeinen Brauch teutsch zu reden, gemässen gründen genommen. Sampt angehängten newen methodo, die lateinische Sprache geschwind vnd mit Lust zu lernen. Halle 1630, 5 Bogen. (Diese Schrift war zum Jugendunterrichte bestimmt.)

Chr. Gueinz, teutscher Sprachlehre Entwurf. Köthen 1641. 9 Bogen. (Er handelt in zwei Büchern von der teutschen Sprachkunst überhaupt, von der Rechtschreibung, Wortforschung und Wortfügung, und war ein Purist seiner Zeit.)

Just Georg Schottel, teutsche Sprachkunst, darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Haubtsprache der Teutschen aus jhren Gründen erhoben, dero Eigenschaften und Kunststücke völliglich entdeckt, und also in eine richtige Form der Kunst zum erstenmale gebracht worden. Abgetheilt in drey Bücher. Braunschw. 1641. 1 Alph. 19 Bogen, 2te vermehrte und verbesserte Aufl. 1651. (Der Verfasser, bekanntlich ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, beschäftigt sich zunächst mit Wortforschung und Wortfügung.)

J. G. Schottel, ausführliche Arbeit von der teutschen Haubtsprache, dero Uhralterthum, Reinlichkeit, Vermögen, Grundrichtigkeit, Mundarten, Stammwörtern, Sprichwörtern rc. samt beygefügter Sprachkunst und Verskunst. Braunschweig 1663. 8 Alph. 3 B. in 4to. (Es ist das ausführlichste Werk jener Zeit, in welchem aber die Grundsätze der fruchtbringenden Gesellschaft nicht zu verkennen sind. — Ein Auszug daraus erschien auf 15 Bogen. Braunschw. 1676: Kurze und gründliche Anleitung zu der Rechtschreibung und zu der Wortforschung in der teutschen Sprache.)

Phil. v. Zesen, hoochteutsche Sprachübung, oder unvorgreifliches Bedenken über die hoochteutsche Hauptsprache und derselben Schreiberichtigkeit. Hamb. 1643.

Derselbe, Rosenmohnd, d. i. in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen, darinnen unter andern gewiesen wird, wie das lautere Gold und der unaussprächliche Schatz der hochteutschen Sprache, unsichtbarlich durch den Trieb der Natur, von der Zunge; sichtbarlich aber durch den Trieb der Kunst, aus der Feder, und beiderseits jenes den Ohren, dieses den Augen vernähmlich, so wunderbahrer Weise, und so reichlich entsprüsset. Hamb. 1651. (Seine hochteutsche Sprachlehre und ein angefangenes Wörterbuch vollendete er nicht.)

J. Girbert, teutsche Grammatica, oder Sprachkunst (erschien 1653. Sie ist aus Clajus, Gueinz und Schottel zusammengetragen und tabellarisch geordnet; übrigens unbedeutend. Er ist gegen die Zesianer.)

Jf. Pölmann, neuer hochteutscher Donat, zum Grund gelegt der neuen hochteutschen Grammatick. Berlin 1671. (Er ist halb lateinisch, halb teutsch, bald in Prosa, bald in Versen geschrieben. Er sollte ein märkischer teutscher Donat seyn.)

Chr. Pudor, der teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit, oder kurze Tabellen, darinnen gewiesen wird, wie man nicht allein grundrichtig teutsch reden und schreiben, sondern auch, wie man eine einfältige teutsche Rede durch zierliche Versetzung, Verwechslung, Erweiterung, Zusammenziehung und rechtmäßige Versmachung ausschmücken könne. Aus vielen teutschen Reden und Poeten zusammengetragen. Cölln an der Spree, 1672.

J. L. Prasch, Geheimnisse der teutschen Sprache. Regensburg 1686.

Ph. Großgebauer, Hodoget zur teutschen Sprache. Jena 1691.

J. G. Langjahr, kurzgefaßte doch gründliche Anleitung zur leichten Erlernung der teutschen Sprache. Eisleben 1697.

J. Bödiker, Grundsätze der teutschen Sprache im Lesen und Schreiben, sammt einem ausführlichen Berichte vom rechten Gebrauche der Vorwörter. Cölln an der Spree, 1690. 3te Aufl. 1709. (eine Sprachlehre, die nach einem guten Plane angelegt und lange im Gebrauche war.)

C. v. Stieler, kurze Lehrschrift von der hochteutschen Sprachkunst, oder brevis grammaticae imperialis linguae germanicae delineatio. 1 Alph. 8 Bogen, (an seinem teutschen Sprachschatze.)

J. C. Kleibert, teutsche Grammatica. Schleusingen 1711.

J. D. Longolius, Einleitung zur gründlichen Erkenntniß einer jeden, insonderheit aber der teutschen Sprache. Bauzen 1715.

J. G. Ansorge, teutscher Rath und Lehrmeister. Jena 1721.

H. Wahn, kurzgefaßte teutsche Grammatica, oder ordentliche Grundlegung der teutschen Sprachlehre. Hamburg, (ohne Jahrzahl, aber nach den krit. Beiträgen im Jahre 1723.)

C. F. Steinbach, kurze und gründliche Anweisung zur teutschen Sprache. Rostock 1724.

S. Hentschel, Grundregeln der hochteutschen Sprache. Naumburg 1725.

J. L. Frisch, Joh. Bödikeri Grundsätze der teutschen Sprache, meistens mit ganz andern Anmerkungen. Berl. 1723.

P. Habendorf, Anleitung zur teutschen Sprache für die Jugend in den Schulen der Gesellschaft Jesu. Bresl. 1744. 2te Auflage 1753.

J. J. Wippel, Bödikers Grundsätze der teutschen Sprache, mit dessen eignen und Frischens vollständigen Anmerkungen, durch neue Zusätze vermehrt. Berl. 1746.

J. G. Vorsatz, teutsch lateinischer und lateinisch teutscher Donat, in welchem die Anfangsgründe, zur Erreichung des ersten Grades beider Sprachen, nach grammatikalischer Ordnung mit einander verbunden, deutlich vorgetragen werden. Hildburghausen 1745.

J. E. v. Antesperg, die kaiserliche teutsche Grammatik, oder Kunst, die teutsche Sprache recht zu reden und ohne Fehler zu schreiben. Wien 1747. 2te Aufl. 1749.

G. Müller, Obeliscus bilinguis d. i. Anfangs- und Grundlehren, sowohl der teutschen als lateinischen Sprache. Bautzen 1750.

J. C. Gottsched, Grundlegung einer teutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts. Leipz. 1748. bis 1775 die achte Auflage von Hofmann besorgt. (Seit der 4ten Aufl. 1756 unter dem Titel: vollständigere und erläuterte teutsche Sprachkunst.)

Derselbe, Kern der teutschen Sprachkunst. 8 Aufl. bis 1777; ist ein Auszug aus dem größern Werke.

J. M. Heinze, Anmerkung über Gottscheds teutsche Sprachlehre, nebst einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipz. 1759. (ein heftiger Gegner Gottscheds.)

G. C. Kunze, Beleuchtung einiger Anmerkungen über Gottscheds Sprachlehre von Heinze. Brandenburg 1760 (für Gottsched).

Gesammelte Briefe über die Heinzische Widerlegung der Gottschedischen Sprachlehre. Leipz. 1760 (für Gottsched.)

A. Dornblüth, Observationes über die Art und Weise eine gute Uebersetzung in der teutschen Sprache zu machen, nebst einer Kritik über Gottscheds Redekunst und teutsche Grammatik. Augsb. 1755.

C. F. Fischer, erste Regeln der teutschen Sprache. Kiel 1749.

J. S. V. Popowitsch, die nothwendigsten Anfangsgründe der teutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der östreichischen Schulen. Wien 1754; (und ein Auszug daraus unter demselben Titel in demselben Jahre) *)

C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehre, ohne Hülfe eines Musters oder Vorgängers. Frankfurt 1754. (hat viel Originelles; vergl. Rüdigers Zuwachs rc. St. 4. S. 19.)

C. F. Hempel, erleichterte hochteutsche Sprachlehre. Frankf. 1754. (mehr Auszug, als Original.)

Fr. W. Gerlach, kurzgefaßte teutsche Sprachlehre. Wien 1758.

J. H. G. Weber, teutsche Sprachkunst, nach reiner ungekünstelter Mundart. Frankf. 1759.

J. B. Basedow, neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der teutschen Sprache. Kopenhagen 1759. (meistens nach Gottsched.) Die neue Ausgabe erschien 1775 unter dem Titel: Elementarische teutsche Grammatik der philantrophinischen Seminarien, nach Grundsätzen Basedows.

Kurzer Begriff der teutschen und allgemeinen Sprachlehre. Augsb. 1763.

H. Braun, Anleitung zur teutschen Sprachkunst. München 1765; verbessert und mit einem orthographischen und grammatikalischen Lexikon vermehrt. 1775. Neue Aufl. 1803. — Ein Auszug daraus erschien 1775; in der 3ten Aufl. neueste Aufl. 1796.

J. H. Faber, erste Grundsätze der teutschen Sprachkunst, als ein Auszug aus den Anfangsgründen der schönen Wissenschaften. Mainz 1768.

Bodmer, Grundsätze der teutschen Sprache, oder von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze. Zürich 1768, (ist originell, aber schließt sich an das Teutsche der Schweiz zu sehr an. Voran stehen zwei Abhandlungen: über die Würde der Sprachkunst, und über Luthers Verdienst um die teutsche Sprache.)

J. F. Heynatz, teutsche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen. Berlin 1770. 2te Aufl. 1772. 3te Aufl. 1777. 4te Aufl. 1790. 5te Aufl. 1803. (hat viele eigenthümliche Vorzüge.)

(J. C. Denst) Zweiter Theil der Heynazischen teutschen Sprachlehre oder Anmerkungen über dieselbe. Liegnitz 1775. (nicht ohne Werth.)

J. Mayer, Anfangsgründe der teutschen und lateinischen Sprache. Augsb. 1771.

Regeln vom Schreiben, Reden und Versemachen in teutscher

*) Die meisten der folgenden Sprachlehren hat Rüdiger charakterisirt in seinem neuesten Zuwachs rc. S. 4.

Sprache, nebst einem Wörterbuche, zum Gebrauche der katholischen Schulen Teutschlands. Würzb. 1772.

J. P. Miller, teutsche Sprachlehre, in seinem Handbuche zu gemeinnütziger Bildung der Jugend. Ulm 1773.

J. Hemmer, teutsche Sprachlehre zum Gebrauche der kurpfälzischen Lande. Mannheim 1775. (er gefällt sich oft in einer sonderbaren Orthographie, besonders zeigt sich diese in dem von ihm besorgten Auszuge aus jenem Werke: Kern der teutschen Sprachkunst und Rechtschreibung. Mannh. 1780.)

Anleitung zur teutschen Sprachlehre, zum Gebrauche der teutschen Schulen in den kaiserl. Staaten. Wien 1775. verbesserte Aufl. 1779.

A. G. Mäzke, teutsche Grammatik. Bresl. 1776.

G. F. Bärmann, kurze Anleitung zur teutschen Sprachkunst für die Jugend. Leipzig 1776.

Buch für junges Frauenzimmer, die Sprach- Dicht- und Redekunst enthaltend. Dresden 1776. 2 Theile.

F. J. Bob, Grundsätze der teutschen Sprachkunst. 2te Aufl. Freiburg 1779. (folgt meistens Gottsched und Popowitsch. — Es erschien auch ein Auszug der nothwendigsten Grundsätze der teutschen Sprachkunst, der 1780 den Titel erhielt: F. J. Bob, erste Anfangsgründe der teutschen Sprache, mit einem orthographischen Wörterbuche.)

F. C. Fulda, Grundregeln der teutschen Sprache. Stuttg. 1778. (er hält sich an die ältere schwäbische Mundart als Norm, und hat viel Tiefsinn und Eigenthümlichkeit, bei schwerfälliger Darstellung.)

G. Franklin, Versuch einer neuen Lehre von den vornehmsten Gegenständen der teutschen Sprachlehre nach den Regeln der Vernunftlehre. Regensb. 1778. (nicht mit Glück gearbeitet.)

Anfangsgründe der teutschen, lateinischen und griechischen Sprache und Rechenkunst zum Gebrauche der Vorbereitungsklassen zum Gymnasium. Augsb. 1779.

Anleitung zur teutschen Sprachkunst für die Jugend, aus Gottscheds größerm Werke gezogen. Frankf. 1780.

J. C. Adelung, teutsche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen in den preußischen Landen. Berl. 1781. — 4te Aufl. 1802. (auf Veranlassung des Ministers von Zedlitz.) — Gegen ihn schrieb J. G. Richter, kritische Anmerkungen zu Adelungs teutscher Sprachlehre. Königsb. 1784.

J. C. Adelung, Auszug aus der teutschen Sprachlehre für Schulen. Berl. 1781. 2te Aufl. 1794. 3te Aufl. 1802.

J. C. Adelung, umständliches Lehrgebäude der teutschen Sprache, zur Erläuterung der Sprachlehre für Schulen. 2 Bände. Leipz. 1782. (ein gründliches, befriedigendes Werk; doch ohne Prosodie.)

J. F. Heynatz, Handbuch für Ungelehrte ꝛc. 5 Theile. Berl. 1781 — 1786.

K. Ph. Moritz, teutsche Sprachlehre für die Damen in Briefen. Berlin 1782. 3te Aufl. 1794. (eine mit philosophischem Geiste geschriebene und geschmackvoll dargestellte Sprachlehre.)

C. G. Schütz, neues Elementarwerk, 3ter Theil und 7ter Theil. Halle 1782. (Der 7te Theil enthält Aussprache, Rechtschreibung, Wortfolge und Wortfügung.)

Teutsche Sprachlehre in Klügels Encyklopädie, 3ter Theil. Berlin 1784. (nach Adelung.)

J. F. Heynatz, Anweisung zur teutschen Sprache, zum Gebrauch beim Unterrichte der ersten Anfänger. Berl. 1785.

Anleitung zur teutschen Sprache und zu schriftlichen Aufsätzen für Ungelehrte. Leipzig 1787.

J. H. Kistemacker, teutsche Sprachlehre für die Trivialschulen im Hochstifte Münster. Münster 1787.

F. A. Schröter, teutsche Sprachlehre für das schöne Geschlecht. Erfurt 1789.

L. H. S. Jehne, Anweisung in der hochteutschen Sprache für die Jugend in Niederteutschland. Altona 1790.

J. F. Stutz, teutsche Sprachlehre. Potsdam 1790.

J. P. Snell, neuer Versuch einer teutschen Sprachlehre, nach den bewährtesten Quellen für Stadt- und Landschulen und ihre Lehrer. Offenbach 1790.

M. A. Köl, teutsche Sprachlehre, nebst einem dazu gehörigen Wörterbuche. Würzburg 1791.

Lehmann, Sprachlehre für Schulen, 3 Theile. Cölln 1791.

J. K. Angerstein, Anweisung, die gewöhnlichsten Schreib- und Sprachfehler zu vermeiden, 2 Theile. Stendal 1791.

J. F. Stutz, kleinere teutsche Sprachlehre, zum Schulgebrauch. Potsdam 1793.

Ueber die vornehmsten Gegenstände der teutschen Sprachlehre, in Briefen an eine Dame. Hamb. 1793.

(J. C. F. Scherber) Einleitung in die teutsche Sprachlehre. Cölln 1794.

G. Holzinger, philologisches Handbuch, oder Anleitung zur teutschen und lateinischen Sprache. Landshut 1795.

J. Wismayr, Grundsätze der hochteutschen Sprache, zum Gebrauche bei dem Schul- sowohl als Selbstunterricht, 2 Theile. Salzb. 1796. neue Aufl. 1802.

Derselbe, kleine teutsche Sprachlehre, zum Gebrauch in Schulen, 2te Aufl. Salzb. 1800.

A. Hartung, Versuch einer kleiner teutschen Sprachlehre für die heranwachsende Jugend, 3te Aufl. Berlin 1797.

J. C. Kinderling, Katechismus der teutschen Sprache. Köthen 1798.

C. W. Heinzelmann, kurze erleichterte Anweisung, besonders für Frauenzimmer, zur Entwöhnung des fehlerhaften oft zweideutigen Redens und Schreibens ihrer Muttersprache. Stendal 1798.

J. F. Heynatz, neues Lehrgebäude der teutschen Sprache. Berlin 1798. — 1r Theil.

J. G. Purmann, Vorbereitung zur teutschen und lateinischen Sprachkunst theoretisch und practisch, für Anfänger, 2te Aufl. Frankf. 1798.

L. P. F. Leutwein, neue teutsche Sprachlehre, zum Gebrauche in Schulen. Stuttg. 1798.

Fiedler, kurze Anweisung, richtig teutsch zu reden und zu schreiben, zum Gebrauch für Volksschulen. Dresden 1798.

Eine kleine teutsche Sprachlehre befindet sich auch vor dem Handwörterbuche der teutschen Sprache. Leipzig 1798.

C. D. Belling, Anweisung, die teutsche Sprache auf eine leichte Art zu erlernen, nebst einer ausführlichen Abhandlung über den richtigen Gebrauch des Dativs und Accusativs; mit Vorrede von W. A. Teller. Berlin 1798.

G. M. Roth, systematische teutsche Sprachlehre. Gießen 1799. Dieses treffliche Werk ist bereits oft angeführt.

F. P. Wilmsen, Anleitung zu zweckmäßigen teutschen Sprachübungen in Beispielen und Aufgaben für Lehrer in Bürgerschulen. Berl. 1799. N. A. 1802.

E. Danielsen, Taschenbuch über die Richtigkeit der teutschen Sprache im Sprechen und Schreiben, 2 Theile, 2te Auflage. Hamb. 1799.

C. F. Splittegarb, teutsche Sprachlehre für Anfänger mit Aufgaben. Berlin 1800.

K. H. L. Pölitz. Versuch in der Analysis stylistischer Aufgaben. Görlitz 1800. (Auch der erste Theil des Systems des teutschen Styls.)

Baur, Anmerkungen über die teutscher Sprache, in Zusätzen und Verbesserungen zu Stutz teutscher Sprachlehre. Potsdam 1800.

Th. Heinsius, der Sprachlehrer für die Jugend, oder Vorbereitungslehre zu dem grammatischen Unterrichte für Schulen. Berl. 1800.

Th. Heinsius, der teutsche Rathgeber, oder Noth- und Hülfswörterbuch der teutschen Sprache, zum Nachschlagen in zweifelhaften grammatikalischen Fällen. Berlin 1800.

Th. Heinsius, neue teutsche Sprachlehre, besonders zum Gebrauche in Schulen eingerichtet; mit einer Vorrede von W. A. Teller. Erster, theoretischer Theil. Berlin 1801. (Auch unter dem Titel: Anweisung zur Erlernung der teutschen Sprache). Zweiter, oder practischer Thei. Berlin 1801. (Auch unter dem

Titel: Practisches Lehrbuch der teutschen Sprache zum Gebrauche in Schulen und Gymnasien) Dritter Theil. Berlin 1802. (Auch unter dem Titel: theoretische und practische Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags.)

J. H. M. Ernesti, Vorübungen in der Muttersprache. Coburg 1801.

F. A. Gahris, teutsche Sprachübungen nach einer neuen Lehrart. Wien 1801.

Das Buch, welches im Schreiben und in Vermeidung der gewöhnlichen Sprachfehler unterrichtet. Berlin 1801.

G. M. Roth, Anfangsgründe der teutschen Sprachlehre, vorzüglich zum Gebrauche in Schulen entworfen. Gießen 1801 (eine trefflich gearbeitete Schrift; doch ohne Orthographie und Prosodie. Die erstere hat er in einer eignen Schulschrift, 1803, herausgegeben.)

L. Hünerkoch, practische teutsche Sprachlehre, zum Selbstunterrichte und für Schulen. Leipzig 1801.

F. Rambach, neue teutsche Sprachlehre; oder practische Anleitung zur Erlernung der teutschen Sprache; ein Lehrbuch für Schulen. Berlin. 1801.

K. F. Hahn, populäre teutsche Sprachlehre, ein Leitfaden für Lehrer und Lernende, mit Vorrede von Pölitz. Dresden 1801.

Kurzgefaßte teutsche Sprachlehre, oder Grammatik, als ein Bedürfniß für Schulen kleiner Städte und auf dem Lande. Leipzig 1801.

Kleine teutsche Sprachlehre; ein Lehrbuch für die untern Klassen der Schulen. Stendal 1801.

C. F. Appel, Elementarbuch der teutschen Sprachlehre, zum Unterrichte der Jugend der obern und mittlern Klassen auf Gymnasien, auch in Volksschulen und bei dem Privatunterrichte nützlich zu gebrauchen, 2 Theile. Magdeb. 1801. Neue Aufl. (nur ein neues Titelblatt. — ist populär, aber nur nicht für obere Klassen der Gymnasien brauchbar.)

J. C. Vollbeding, teutsche Sprachlehre. Leipzig 1802. (im Ganzen trefflich bearbeitet.)

K. H. L. Pölitz, gedrängte Darstellung der Grundzüge der teutschen Grammatik, in dessen Elementarbuch des Wissenswürdigsten rc. S. 53. ff. Görlitz 1802.

Simon, teutsche Sprachlehre für Damen, mit Vermeidung aller fremden Kunstwörter. Mainz 1802. (Auch unter dem Titel: erste Anfangsgründe der teutschen Sprache, größtentheils nach Adelung.)

Reinbeck, teutsche Sprachlehre, zum Gebrauche teutscher Schulen. Lübeck 1802.

Th. Heinsius, Einleitung in die Grammatik. Berl. 1802.

C. A. Etzler, Leitfaden für den Unterricht in der teutschen Sprache. Breslau 1802.

Kleine teutsche Sprachlehre für Landschulen, mit Vorbereitung zu schriftlichen Aufsätzen. Köthen 1802. (nimmt zunächst auf Orthographie Rücksicht.)

Deßmann, Versuch einer kleinen kurzgefaßten teutschen Sprachlehre für Anfänger in Schulen. Halle 1802.

J. C. Schweizer, Anleitung zur Erlernung der teutschen Sprache und Orthographie. Zürich 1802.

G. Kahlenberg, Hauptschlüssel zur teutschen Sprache. Berlin 1802. (enthält eigentlich Grammatik, und ein Wörterbuch gleichlautender Wörter.)

Hahn, gemeinnützige teutsche Sprachlehre. Leipzig 1803.

Brand, teutsche und lateinische Grammatik für Schulen, 2 Theile. 1803.

Memmert, Versuch einer practischen und vergleichenden teutschen lateinischen Sprachlehre. Erlang. 1803.

G. H. Müller, kurzer Auszug der teutschen Sprachlehre und Orthographie, durch Beispiele erläutert und mit Formularen zu allerlei Aufsätzen und Gelegenheitsbriefen ausgestattet. Hamb. 1803.

Versuch einer teutschen Sprachlehre. Strasb. 1803.

G. A. Hildebrand, neue teutsche Sprachlehre für Schulen. Leipzig 1803.

(Ueber die bis zum Jahre 1747 erschienenen teutschen Sprachlehren für Ausländer, sind zu vergl. Reichards Historie ꝛc. S. 447 ff: Heynatz Briefe, Th. 5, S. 138 — 141. Rüdigers neuester Zuwachs ꝛc. St. 4, S. 39. ff. Zu der an jenen Orten beigebrachten Literatur gehört noch:

I. C. *Adelung*, Grammatica theotisca, scholis conscripta, latine versa a F. G. *Born*. Lips. 1798.

Für den Anbau der einzelnen Theile der empirischen Sprachwissenschaft verdienen folgende Abhandlungen und Aufsätze verglichen zu werden:

a) Kritik der teutschen Sprache überhaupt.

J. H. L. Meierotto, ist die Sprache der ursprünglichen Teutschen nicht einsylbig gewesen? in den Beiträgen zur teutschen Sprachkunde, Th. 2, S. 154. ff.

G. M. Roth, Bestandtheile einer empirischen Sprachl. in Fichte und Niethammers phil. Journal, Jahrg. 1798. St. 5.

Cludius, Vorschläge zur Verbesserung der teutschen Schrift und Schreibung, in Campe Beitr. St. 4, S. 65. ff.

J. G. Radloff, Sprachbemerkung, (ein interessanter Aufsatz) in dem Intelligenzblatte der neuen Leipz. Literat. Zeitung 1803, St. 3, S. 36. ff.

J. Löwe, über die Vervollständigung der teutschen Schriftzeichen, in dessen Beitr. zur Kritik der teutschen Sprache, Breslau 1803, S. 243. ff. (betrifft vorzüglich die Buchstaben und Aussprache.)

b) Redetheile und deren Gebrauch.

E. C. Reichard, Lehre von teutschen Vorwörtern. Hamburg 1752.

J. C. Adelung, von dem Participio der Teutschen, in seinem Magazin für teutsche Spr. 1 B. 1 St. S. 41 ff.

Derselbe, von dem Geschlechte der Substantiven; in seinem Mag. 1 B. 4 St. S. 1. ff.

K. W. Ramler, über die Bildung der teutschen Nennwörter, in den Beitr. zur teutschen Sprachkunde Th. 2. S. 1. ff.

Wagner, über Vokale und Consonanten, in Campe Beiträgen zur Ausb. St. 5, S. 89. ff.

v. Winterfeld, von Verdoppelung der Mitlauter, in Campe Beit. St. 3, S. 89. ff.

J. C. Vollbeding, Versuch einer nähern und richtigern Bestimmung des Geschleches einiger teutschen Wörter. Helmstädt 1790.

Derselbe, Tabellen über einige teutsche Wörter ꝛc. Berl. 1792.

K. W. Ramler, von der Bildung der teutschen Beiwörter, in den Beitr. zur teutschen Sprachkunde, Th. 1, S. 160. ff.

J. J. Engel, über Artikel, Hülfs- und Personenwörter der neuern Sprachen; vorgelesen in der Akad. der Wissensch.; in seinen Schriften (Berl. 1802.) Th. 4, S. 343 ff.

C. F. Etzler, warum wird in der Grammatik gewöhnlich der Artikel von dem Pronomen getrennt? in seinen Beitr. zur Kritik des Schulunterrichts. (Leipz. 1796.) St. 1. S. 169. ff.

Derselbe, über einige grammatische Grenzbestimmungen in Absicht auf die Redetheile; in seinen Beiträgen, St. 4, S. 134 ff.

Mackensen, darf man aus Umstandswörtern Beiwörter bilden? in Campe Beitr. zur Ausb. St. 4, S. 104. ff.

J. Löwe, über Zeitwörter, besonders Seyn, Haben und Werden; in Campe Beitr. zu Ausb. St. 8, S. 47. ff.

Mackensen, über die Entstehung der Hülfswörter, in seinen Beitr. zur Kritik. der Sprache St. 1. S. 74. ff.

L. A. Jänichen, die Präpositionen oder Umstandswörter mit ihren richtigen Fällen, in Hinsicht auf Geschlechts- und Fürwörter. Köthen 1803.

c) Etymologie, Syntax, Orthographie ꝛc.

J. C. Adelung, Gebrauch und Mißbrauch der Etymologie, in seinem Magazin für teut. Spr. 2 B. 2 St. S. 96. ff.

Heinzelmann, Grundsätze der Wortforschung, in den Beitr. zu Ausb, der teutsch. Spr. St. 8, S. 124. ff.

J. G. Setzensack, Mustertabellen der teutschen Declination und Conjugation. Salzb. 1786.

A. H. Mäzke, Versuch in teutschen Wörterfamilien, nebst einer orthographischen Abhandl. Bresl. 1779.

K. Ph. Moritz, vom Unterschiede des Accusativs und Dativs; nebst einigen andern kleinen Schriften, die teutsche Sprache betreffend, für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß haben. In Briefen, 4te Aufl. Berl. 1799.

J. C. Vollbeding, kurzgefaßtes Wörterbuch zum Behuf des richtig zu treffenden Unterschieds vieler Zeitwörter. Berl. 1792.

Derselbe, kurzgefaßtes Wörterbuch zum Behuf der richtigen Verbindung vieler Zeitwörter mit dem Dativ und Accusativ, in kurzen Beispielen, 3te Aufl. Berlin 1801.

Derselbe, über Mir und Mich, oder practischer Rathgeber in der teutschen Sprache. Roßlau 1802.

Derselbe, Versuch einer richtigen Bestimmung der Verhältnißbegriffs und Gegensätze der teutschen Sprache. Berlin 1795.

F. H. W. Ihring, Handwörterbuch der teutschen Sprache, besonders in Hinsicht auf den Gebrauch des Dativs und Accusativs. Berlin 1801.

---

§. 182.

B) Besondere empirische Sprachwissenschaft.

Wenn der allgemeine Theil der empirischen Sprachwissenschaft die Kunde von den in der teutschen Sprache vorhandnen Wörtern, ihrem Ursprunge, ihrer Geltung, ihrer Rechtschreibung, ihrer Verbindung und ihrem prosodischen Werthe enthält (§. 113 — 179); so folgt nun der besondere Theil der empirischen Sprachwissenschaft, der sich (§. 110) mit der Darstellung der sämtlichen, empirisch in der Sprache wahrgenommenen, stylistischen Gattungen und Untergattungen des Stoffs beschäftigt, inwiefern dieser durch die Anwendung der allgemeinen Principien die Form erhält. Es kommt daher

in diesem besondern Theile darauf an: daß theils sämtliche Gattungen und Untergattungen des prosaischen und poetischen Stoffes aufgeführt werden; daß andern Theils die Klassifikation derselben auf einem einfachen, die Untergattungen zu einer bequemen Uebersicht verbindenden, Princip beruht; und daß endlich der Charakter einer jeden Gattung und Untergattung, wie er empirisch wahrgenommen wird, nach seinen allgemeinen Grundzügen angegeben wird.

Dieser besondere Theil der empirischen Sprachwissenschaft zerfällt aber wieder in zwei Untertheile, wovon der erste die Darstellung der einzelnen Gattungen des prosaischen, der zweite die Darstellung der einzelnen Gattungen des poetischen Stoffes enthält (§. 112.)

§. 183.

a) Gattungen des prosaischen Stoffes.

Der empirische Charakter der Prosa ist Darstellung von Begriffen nach dem Princip der innigsten Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit in der stylistischen Form (§. 18). Der Stoff selbst, welcher dargestellt werden, d. i. eine Form erhalten soll, gehört an sich nicht der Sprachwissenschaft an; nur seine Darstellung gehört in den Kreis derselben. Deshalb ist das oberste Princip der besondern Sprachwissenschaft, die Bedingungen, unter welchen ein Stoff, sobald er die Form erhält, als korrect und schön erscheint, dem Stylisten zu vergegenwärtigen, und zu zeigen, in welchem Sinne und in welchem Grade jeder einzelne Stoff, welcher die Form erhalten soll, in der Darstellung der innigsten Verbindung von Korrectheit und Schönheit fähig sey.

Der Stoff aber, welcher die Form in der Darstellung erhalten soll, entspringt entweder aus den gesamten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, über welche man sich mündlich und schriftlich mittheilen muß; oder aus dem wissenschaftlich geordneten Gebiete der menschlichen Erkenntniß, d. i. aus einer einzelnen Wissenschaft, oder auch nur aus dem speciellen Theile einer besondern Wissenschaft; oder aus Gefühlen, welche den

dargestellten Begriffen theilszum Grunde liegen, theils denselben beigemischt seyn können, und deren Ausdruck in der Form hervorschimmert. Bei dem prosaischen Stoffe wird dieser Ausdruck des Gefühls hauptsächlich im vertraulichen Briefstyle und im oratorischen Lehrstyle nicht zu verkennen seyn.

§. 184.
Fortsetzung.

Je mehr nun der kultivirte Mensch des Stoffes selbst, der dargestellt werden soll, mächtig ist, d. h. je mehr er theils den ganzen Umfang seiner bürgerlichen Verhältnisse übersieht, je umschließender er den Kreis derselben beherrscht; und andern Theils je wissenschaftlicher, und je vielseitiger er in den Wissenschaften gebildet ist; desto mehr wird er im Stande seyn, diesen Stoff unter einer Form erscheinen zu lassen, welche den höchsten Bedingungen der innigen Verbindung von Korrectheit und Schönheit entspricht. Die erste Bedingung also, dem Stoffe eine Form zu geben, welche den logischen und ästhetischen Principien angemessen ist, beruht auf der völligen und umschließenden Bemächtigung des Stoffes. Aber man kann des Stoffes mächtig und sehr wissenschaftlich gebildet seyn, ohne die dem Stoffe angemessene Form zu finden; daher ist die Bemächtigung der Sprache, in welcher die Verbindung des Stoffes mit der Form geschehen soll, die zweite wesentliche Bedingung des guten Stylisten. Hier zeigt sich eben die Anwendung der Principien, auf welchen die Theorie des Styls beruht, in ihrem schönsten Lichte. Der Stoff selbst wird, durch diese Anwendung, gewissermaßen veredelt und gehoben erscheinen, indem die Form, unter welcher er erscheint, der reinste und freiste Ausdruck des erreichten Grades der subjectiven Reife und Vollendung ist.

Die Gegenstände aber, aus welchen der prosaische Stoff hervorgehet, (§. 183) sind theils die wirklichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, theils die gesammten wissenschaftlichen Kenntnisse, über welche sich ein Individuum mittheilen will. Aus der Verbindung der Form mit dem auf diesen beiden Wegen gefundenen Stoffe gehen die vier Unter-

gattungen des prosaischen Stoffs hervor; der sogenannte Geschäftsstyl, der Briefstyl, der historische Styl, und der didactische Styl.

1) **Der Geschäftsstyl.** Inwiefern nämlich jedes Individuum, in der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen Bürger des Staats und Mitglied eines besondern Standes in demselben ist; insofern müssen ihm auch, in dem Kreise seines Berufes und öffentlichen Lebens, gewisse Geschäfte ausschließend zukommen, und es muß sich den Kreis und die einzelnen Beziehungen derselben vollständig vergegenwärtigen und sich über dieselben mit Bestimmtheit erklären können. Jene Vergegenwärtigung geschieht aber durch Begriffe, und diese Erklärung durch die Sprache. Der aus jenen Verhältnissen hervorgehende Stoff erhält daher durch die Sprache eine Form, vermittelst welcher jene Verhältnisse bezeichnet und dargestellt werden, und diese Form heißt der Geschäftsstyl. Sie bekommt im Einzelnen so viele Modifikationen, als es viele und isolirt für sich bestehende Verhältnisse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens gibt.

2) **Der Briefstyl.** Er ist die Bedingung der Unterhaltung mit abwesenden Personen, und der nöthigen Mittheilungen an dieselben. Die zwischen Individuen, welche sich kennen, angeknüpfte Verbindung soll, nach ihrer gegenseitigen Trennung, fortdauern und fortgesetzt werden; sie soll auf dieselbe Weise fortdauern, als wären die Abwesenden gegenwärtig. Deshalb muß der Brief ganz das Gepräge der mündlichen Unterhaltung tragen, welche wir mit den Abwesenden persönlich unterhalten würden, wenn sie anwesend wären; er muß daher auch ganz den allgemeinen oder besondern Verhältnissen entsprechen, in welchen wir zu den Abwesenden stehen. Sind es die Verhältnisse der bürgerlichen Convenienz und der Höflichkeit, welche der Brief ausdrückt; so heißt er der **Wohlstandsbrief.** Sollen die Verhältnisse der Familienverbindungen, der Freundschaft, der Liebe und des gegenseitigen Wohlwollens durch den Brief bezeichnet wer-

den; so geschieht es durch den **vertraulichen Brief.** Mischen sich in den vertraulichen Brief die Züge der frohen Laune und des muntern Scherzes; so nennt man ihn den Brief des **Witzes**. Sind endlich die schriftlichen Mittheilungen im Briefe belehrend und betreffen sie wissenschaftliche Gegenstände; so heißt der Brief nach dieser seiner Bestimmung, der **didactische**. (Der Geschäftsbrief, der blos die Einkleidung und den Schluß von dem Briefstyle entlehnt, übrigens aber, dem Stoffe nach, ganz aus den gegenseitigen bürgerlichen Verhältnissen der abwesenden Personen hervorgehet, gehört nicht zum Brief- sondern zum Geschäftsstyle.)

3) **Der historische Styl.** Das Leben der Individuen und der Staaten besteht aus einer engverknüpften Reihe einzelner Begebenheiten; die Veränderungen der unbelebten Natur und ihrer Geschöpfe sind ebenfalls der Aufmerksamkeit und Aufbewahrung werth. Wenn nun jene Begebenheiten und diese Veränderungen erhalten werden sollen; so gibt es kein anderes Mittel, als die Sprache. Die stylistische Form aber, durch welche jener aus Factis bestehende Stoff aufbewahrt wird, heißt der historische Styl.

4) **Der didactische Styl (Lehrstyl).** Er entsteht aus dem Bedürfnisse des Menschen, die Summe seiner eingesammelten Kenntnisse und seiner gemachten Erfahrungen Andern mitzutheilen; diese Kenntnisse und Erfahrungen entweder theilweise, oder als in sich zusammenhängende Ganze zu bearbeiten und darzustellen; in der Darstellung seine Ansicht der wissenschaftlichen Gegenstände niederzulegen; die Ansichten Andrer zu prüfen; durch seine Mittheilungen bei Andern die Bearbeitung und Prüfung desselben Gegenstandes zu veranlassen u. s. w.

(So viel Treffliches von Adelung in seinem Werke über den teutschen Styl im zweiten Theile, der die besondern Arten des Styls enthält, über diese Arten gesagt ist; so gestehe ich doch, daß ich in der Eintheilung der besondern empirischen Sprachwissenschaft ganz von ihm abweichen muß, wie dasselbe denn auch der

Fall mit denen ist, welche Adelung ausschließend folgen. — Denn eines Theils wird die besondere empirische Sprachwissenschaft nicht erschöpft, wenn sie sich blos über die Gattungen des prosaischen, und nicht auch des poetischen Stoffes verbreitet, doch auf diese Rücksicht zu nehmen lag nicht im Plane jenes Werkes; aber andern Theils ist mir unerklärbar, wie Adelung die Arten (richtiger: die Untergattungen) des prosaischen Stoffs nach folgender Eintheilung bearbeiten konnte, die er, Th. 2, S. 3 ff, aufstellt. „Der vornehmste Umstand, welcher die verschiedenen Arten des Styls bestimmt, ist die vernünftige, d. i. den jedesmaligen Verhältnissen angemessene, Absicht des Schriftstellers. Er will entweder belehren und unterrichten, oder die Einbildungskraft unterhalten, oder rühren und Empfindungen erwecken, oder belustigen u. s. w. Oft verbindet er auch mehrere einander nicht widersprechende Absichten. Alle diese Absichten geben nun verschiedene Arten des Styls. Oft werden diese Absichten des Schriftstellers noch durch gewisse Nebenumstände bestimmt, welche denn wieder verschiedene Modifikationen in jeder Art des Styls hervorbringen. Diese Nebenumstände sind vornehmlich die Personen, zu welchen man spricht; der Gegenstand, wovon man spricht, und die äußere Form des Vortrages. Daraus ergeben sich wieder verschiedene besondere Arten des Styls.„ — Auf diese verschiedenen Umstände gründet sich nun der Inhalt des zweiten Theils (den er nach Folgendem eintheilt.) 1) Die Nebenumstände des sowohl persönlichen als sächlichen Gegenstandes geben die verschiedenen Arten des Styls in Ansehung der Würde, das ist, den vertraulichen, mittlern und höhern Styl. 2) Die Absichten des Schriftstellers geben so vielfache Arten des Styls, als es merklich unterschiedene Absichten gibt. Von der Absicht zu belehren und zu unterrichten hängt der Geschäftsstyl, der historische und der didactische Styl ab; von der Absicht, die Einbildungskraft zu unterhalten, der figürliche und bildliche; von der Absicht, sanfte, starke, oder erhabene Empfindungen zu erregen, der rührende, pathetische und erhabene Styl; von der Absicht zu überreden, der Styl der förmlichen Rede; von der Absicht zu belustigen, der muntere mit seinen Unterarten bis zum Niedrigkomischen; von der Absicht endlich, die höchste Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit zu gewähren, der poetische. 3) In Ansehung der äußern Form des Vortrages kommen besonders Gespräche, Briefe und Reden in Betrachtung.„ — Diese Eintheilung trifft nicht nur der Vorwurf, daß die einzelnen Theile zu sehr von einander isolirt

und unter kein gemeinsames Princip gebracht werden; sondern auch, daß sie durchaus mit Logik und Aesthetik zu streiten scheint. Die Verwechslung scheint (nach dem, was schon §. 100 und besonders in der Note dazu erinnert worden ist, besonders auf der Verwechselung der Begriffe von Eigenschaft des Styls, Schreibart und Gattung und Untergattung des stylistischen Stoffes zu beruhen. — 1) Die Eigenschaften des Styls sind blos a priori, d. i. formell, nach logischen und ästhetischen Principien festzusetzen. Die höchste logische Eigenschaft für den Styl ist Darstellung der Wahrheit in den Begriffen, und diese Darstellung heißt in der Sprache, als Eigenschaft des Styls, Korrectheit. Die höchste ästhetische Eigenschaft ist Schönheit der Form. Da nun die Sprache für die Darstellung dieser Eigenschaft, sowohl in der Rhetorik als Poetik, nur Worte hat; so beruht auf der Verbindung und dem gegenseitigen Verhältnisse der gewählten Wörter die Schönheit der stylistischen Form. Diese beiden Eigenschaften haben nun wieder ihre untergeordneten Eigenschaften, welche in der philosophischen Sprachwissenschaft ausgeführt worden sind. — Wer dieses Princip umstoßen will, muß dreierlei thun: a) er muß zeigen, daß die philosophische Sprachwissenschaft empirischen Ursprungs ist, d. h. daß sie von dem Stoffe abhängt; denn in dem ersten Theile dieser Schrift ist die Form, unabhängig von dem Stoffe, also a priori nach ihren wesentlichen Bedingungen (doch ohne Rücksicht auf irgend ein herrschendes System) dargestellt; b) er muß zeigen, daß die philosophische Sprachwissenschaft, welche hier als formelle, aber als abgeleitete Wissenschaft, (d. i. abhängig von Logik und Aesthetik und deren Principien) aufgestellt ist, entweder keine abgeleitete formelle — sondern eine primitive — sey (ein Versuch, der nicht gelingen möchte), oder daß, durch die Verbindung der logischen und ästhetischen Principien zur Begründung einer neuen formellen Wissenschaft, das Gebiet dieser neuen Wissenschaft nicht vollständig erschöpft sey, daß es also außer den beiden aufgestellten Haupteigenschaften für alle stylistische Formen, außer Korrectheit und Schönheit, noch eine dritte, oder noch mehrere diesen beiden coordinirte Eigenschaft der Form gebe, welche hier übergangen worden sey; c) er muß darthun, daß die den beiden Haupteigenschaften, der Korrectheit und Schönheit, untergeordneten Eigenschaften, denselben nicht untergeordnet werden können, oder untergeordnet werden dürfen. Nur dadurch kann das in der philosophischen

Sprachwissenschaft aufgeführte formelle Gebäude umgestoßen werden; denn darüber werde ich mit keinem streiten, ob er die eine untergeordnete Eigenschaft eher, als die andere gestellt, oder enger oder weiter bestimmt haben würde. Denn darüber wird, besonders im Felde der Aesthetik, die Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen nie ganz aufgehoben werden, und jeder denkende Kopf hat das Recht, nach seiner Ueberzeugung, d. i. nach den Principien zu classificiren, die für ihn subjectiv die einleuchtendsten waren. Alles also, was Adelung als figürlichen, bildlichen, rührenden, pathetischen, komischen ꝛc. Styl aufstellt, sind, nach meiner Einsicht, nicht Stylarten, sondern untergeordnete Eigenschaften des Styls. Die Anwendung dieser Eigenschaften auf den dargestellten Stoff richtet sich allerdings nach dem Stoffe (denn die Gedächtnißrede auf einen Gedicke oder Herder würde nicht die Eigenschaft des Komischen haben dürfen u. s. w.); aber demohngeachtet ist Eigenschaft des Styls etwas ganz anders als Art des Styls; die Eigenschaft gehört der Form an, die Art dem Stoffe. Das erste ist apriorischen, das zweite empirischen Ursprungs. — Daher die Verwechslung. — 2) Der Begriff: Schreibart ist der Begriff der Species von dem Gattungsbegriffe Styl (vergl. §. 100). Dies erhellet daraus, weil es keine von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern, verschiedene Species des Styls geben kann. Styl ist blos der Gattungsbegriff; in der Wirklichkeit gibt es kein stylistisches Product, das nicht entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern Schreibart zugehörte, diese Schribarten mögen nun richtig, oder fehlerhaft gehalten seyn. Dadurch wird denn bei Adelung das Princip aufgehoben: daß die Nebenumstände des sowohl persönlichen als sächlichen Gegenstandes diese drei Schreibarten (von denen er die niedere: die vertrauliche nennt, als ob das Vertrauliche nicht auch in der mittlern Schreibart statt finden könnte —) bestimmten, so wie, daß bei ihm diese drei Schreibarten, gleichsam als Eigenschaften, in coordinirten Verhältnissen mit dem von ihm sogenannten bildlichen, pathetischen, rührenden ꝛc. Style erscheinen. — 3) Die Eintheilung des Stoffes in Gattungen und Untergattungen erscheint bei mir, weil der Stoff nicht *a priori* zu erkennen, sondern blos empirisch wahrzunehmen ist, als ganz empirisch, deshalb auch in der empirischen Sprachwissenschaft, und zwar in der zweiten Abtheilung derselben, in der besondern empirischen Sprachwissenschaft. Hier ist bei Adelung das, was

Eigenschaften des Styls sind, mit dem, was Untergattungen des Stoffes sind, verwechselt, eben weil bei ihm alles nur empirisch begründet ist. Hätte dieser scharfsinnige und ehrwürdige Sprachforscher zuerst das Apriorische von dem Empirischen in der Sprachwissenschaft geschieden; so würde die Verwechslung beider, und also auch diese nicht genügende Eintheilung vermieden worden seyn. So ist zwar, bei seinem das ganze Sprachgebiet umfassenden Blicke, nichts in seinem Werke übergangen, was in den Kreis einer Theorie des Styls gehört; aber man vermißt ungern den nothwendigen Zusammenhang der einzelnen Theile der Sprachwissenschaft unter sich, weil das, was bei ihm auf einander folgt, nach keinen festen Princip sich untergeordnet, und was neben einander steht, wieder nach keinem festen Princip coordiniert ist. — Unendlich mehr, als alle seine Vorgänger und Nachbeter, hat er durch den Reichthum der behandelten Materialien und durch das Eigenthümliche in seinen Urtheilen, so wie durch den sichern Blick in der Behandlung der einzelnen Gegenstände und durch die treffenden richtigen und fehlerhaften Beispiele aus teutschen Schriftstellern geleistet; aber die Offenheit, mit welcher man in wissenschaftlicher Hinsicht verfahren muß, und besonders die Rücksicht darauf, daß so viele, auf Adelungs Auctorität, seine Eintheilungen wörtlich beibehalten haben, nöthigen mich zur Rechtfertigung meiner Abweichungen von ihm in Hinsicht auf die Architektonik dieses ganzen Werkes.)

§. 185.
Fortsetzung.

Da der Stoff, der in der Darstellung die Form erhält, empirischen Ursprungs, und aus einem andern Gebiete, als aus dem Umfange der philosophischen Sprachwissenschaft, entlehnt ist, indem er entweder aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens, oder aus dem isolirten Gebiete einer jeden einzelnen Wissenschaft hervorgehet; so können auch die **Untergattungen** einer jeden einzelnen Gattung des prosaischen Stoffes, d. i. die Untergattungen des Geschäfts-, des Brief-, des historischen und des didactischen Styls **nur nach einem empirischen Princip** classificirt werden. — Bei der isolirten Darstellung dieser Untergattungen des prosaischen Styls kommt es daher auf folgende Puncte an:

1) diese Untergattungen müssen der Zahl nach vollständig, nach empirischen Merkmalen, aufgeführt und dadurch muß das Gebiet einer jeden Hauptgattung des prosaischen Stoffs selbst ganz erschöpft werden.

2) Der Charakter dieser Untergattungen einer jeden Hauptgattung des prosaischen Stoffes muß empirisch, d.i. nach den vorzüglichsten Mustern derer, die in dieser Untergattung geschrieben haben, bestimmt werden. Dadurch nur wird das Eigenthümliche einer jeden dieser Untergattungen genau angegeben.

3) Die Art und Weise, wie in jeder dieser Untergattungen die Verbindung der Korrectheit und Schönheit geschehen kann, muß so genau als möglich verzeichnet werden. Dadurch wird die philosophische Sprachwissenschaft auf die empirische angewendet, und der genaue Zusammenhang zwischen beiden bewährt, indem die Eigenschaften aufgeführt werden, die sich in Beziehung auf den Stoff, der die Form enthalten soll, besonders diesem Stoffe aneignen lassen. Je vollendeter der genaue Zusammenhang zwischen Korrectheit und Schönheit in der einzelnen stylistischen Form ist; desto mehr entspricht dieselbe den Forderungen der philosophischen Sprachwissenschaft.

4) Es muß die Schreibart, es sey nun die niedere, mittlere, oder höhere, angegeben werden, in welcher der Stoff zu bearbeiten ist, weil, nach dem bestimmten Charakter einer jeden dieser Schreibarten (§. 100. ff.), immer nur eine, bisweilen auch zwei, sich zur Ausführung und Darstellung des Stoffes vermittelst der stylistischen Form, eignen werden.

§. 186.

1) Der Geschäftsstyl.

Mit dem Ausdrucke: Geschäfte begreifen wir alle diejenigen Aeußerungen unsrer Thätigkeit, die aus unsern Verhältnissen hervorgehen, inwiefern wir Bürger eines gewissen Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in denselben sind. Diese Geschäfte sind so verschiedenartig, als die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens selbst verschieden-

artig sind. — Der Geschäftsstyl umschließt daher diejenigen stylistischen Formen, welche den gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens selbst angemessen sind, und seine Untergattungen müssen den ganzen Kreis dieser Verhältnisse und Beziehungen erschöpfen.

§. 187.

α) Klassifikation der Untergattungen des Geschäftsstyls.

Der Staat bildet, als solcher, ein abgeschlossenes Ganze, einen Verein, an dessen Spitze die Regierung stehet, die sowohl gegen die Regierungen anderer neben einem gegebenen Staate bestehenden Staaten, als auch gegen die Bürger und Mitglieder ihres eigenen Staates gewisse Verhältnisse geltend macht, deren Ausdruck in der Mitte des Geschäftsstyls liegt. Der Staat ist aber auch die Bedingung eines rechtlichen Vereins zwischen den einzelnen Individuen und Corporationen (Ständen und Zünften), die ihm zugehören; es muß daher auch einen Ausdruck dieser Verhältnisse zwischen Corporationen und Corporationen, und zwischen Individuen und Corporationen geben, welcher in den Kreis des Geschäftsstyls gehört. — Der Geschäftsstyl zerfällt daher in folgende Untergattungen:

A) Styl für die öffentlichen Geschäfte (höherer Geschäftsstyl). Er enthält die Darstellung der öffentlichen Angelegenheiten eines Staates, inwiefern dieser ein abgeschlossenes Ganze bildet. Er heißt auch der Curial- oder Canzleistyl. Diese öffentlichen Angelenheiten werden aber verhandelt in dem Hofstyle und in dem Gerichtsstyle, welche die Unterarten des Curialstyls sind.

a) Der Hofstyl, enthält die Bezeichnung und den Ausdruck derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als eine moralische Person, gegen andre Staaten und gegen seine eignen Bürger steht, und inwiefern der Staat durch seine Regierung repräsentirt wird, (die Form der Regierung sey übrigens monarchisch, republikanisch ꝛc.) Er zerfällt:

α) in den Hofstyl für die auswärtigen Angelegenheiten, inwiefern ein Staat gegen die andern, mit ihm zur großen europäischen Staatenrepublik gehörenden, Staaten seine Rechte, und die Rechte seiner Bürger geltend macht. Dies geschieht

αα) sowohl in den öffentlichen Verhandlungen und gegenseitigen Bekanntmachungen der einzelnen Staaten, z. B. in Unterhandlungen, Verträgen, Vergleichen, Bündnissen, Manifesten, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen u.s.w.;

ββ) als auch in geheimen Negociationen, wohin die Noten gehören, welche der inländische Hof über Angelegenheiten, die noch nicht zur Publicität gelangen sollen, andern auswärtigen Höfen, und deren Gesandten, oder welche auswärtige Höfe und deren Gesandten dem inländischen Hofe mittheilen.

Unter der Voraussetzung des Begriffes einer Politik, welche auf rechtliche Grundsätze gebaut ist, kann diese Art des Hofstyls blos solche Verhandlungen betreffen, welche die Rechte des Ganzen und der Individuen begründen und sichern, und in dem Staatsvereine selbst die möglichst höchste Wohlfahrt beabsichtigen sollen.

β) in den Hofstyl für die innern Staatsangelegenheiten, inwiefern nämlich durch die gegenseitige Beziehung der Regierung auf die Bürger, und der Bürger auf die Regierung eine Basis vermittelt wird, welche ihre gegenseitigen Rechte garantirt, und der Ausdruck des moralischen Verhältnisses ist, in welchem sie gegen einander stehen. Dahin gehören

αα) sowohl die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eignen Staates, um deren Rechte schriftlich sicher zu stellen; z. B. durch Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Recesse, Vergleiche mit gewissen Ständen, festgesetzte Steuern und Abgaben, Decrete,

Begnadigungen, Mandate, Patente, Rescripte, Bestallungen, Privilegien, u. s. w.

ββ) [illegible] auch die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung, wohin theils die Aufrechthaltung der Rechte ganzer Stände, theils die Garantie der Rechte und Privatvortheile der Individuen gehört; z. B. durch Bittschriften, Gesuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Beschwerden, Anhaltungsschreiben u. s. w.

Da ein Staat seinen eignen Zweck mißkennen würde, wenn nicht in der Verwaltung seiner innern Angelegenheiten Recht und Wohlfahrt die einzige Basis seines Verfahrens wäre; so ist auch dieser Theil des Hofstyls ein Resultat der Moralpolitik.

b) Der Gerichtsstyl, ist die zweite Unterart des Curialstyls. Er enthält den Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter sich selbst unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsstyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander bestimmt, und die streitigen Rechte gegen einander entschieden und ausgeglichen. Das Gleichgewicht der Rechte der Individuen in Hinsicht auf ihr Eigenthum, auf ihre Ehre, Sicherheit und dergl. ist der höchste Gesichtspunct des Gerichtsstyls. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Justiz und Policei, mithin: Citationen, Protocolle, Relationen, Klagschriften, Protestationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Deductionen, Atteste, Consense, Contracte (Wechsel- Pfand- Schuld- Mieth- Kauf- und Pachtcontracte), Steckbriefe, Kundschaften, Geburtsbriefe, Testimonia, Bescheinigungen, Vollmachten, Testamente, Trauscheine, Todtenscheine, Anfragen u. s. w.

B) Styl für die Privatgeschäfte (niederer Geschäftsstyl). Zu ihm gehört die Darstellung derjeni-

gen rechtlichen Verhältnisse der Bürger eines Staates, welche, ohne Antheil der Regierung und ohne Zuziehung eines Gerichtshofes, zwischen den Staatsbürgern selbst, als solchen, ausgemittelt, verhandelt und abgethan werden können. Inwiefern nämlich jedes Individuum im Staate die Rechte seiner Mitbürger, mit denen es in Verbindung und Wechselwirkung stehet, garantiren und aufrecht erhalten soll; insofern erhält der niedere Geschäftsstyl die Bezeichnung und den Ausdruck dieser Anerkennung in allen den Angelegenheiten, wo das gegenseitige Wort und die schriftliche Zusicherung des einen Bürge genug sind für die Vollziehung der gethanen Versprechungen. Dahin gehören: Obligationen, Quittungen, Zeugnisse, Abschiede von Dienstboten u. d. gl. Avertissements in Zeitungen u. s. w. Selbst der Geschäftsbrief gehört mehr dem niedern Geschäftsstyle, als dem Briefstyle an, da er mit dem letztern nichts, als Ueberschrift, Unterschrift und nur die allgemeinsten und unwesentlichsten Merkmale der äußern Form gemein hat, hingegen dem niedern Geschäftsstyle sowohl in Hinsicht auf die Gegenstände, die er behandelt, als auch in Hinsicht auf die wesentlichen Merkmale der Einkleidung dieser Gegenstände angehört.

§. 188.

β) Charakter des Geschäftsstyls.

Der Geschäftsstyl unterscheidet sich eben so sehr durch seine Form von allen übrigen Gattungen des Styls, wie durch seinen Stoff selbst. So weit dieser Stoff von dem Stoffe zum Briefstyle, zum historischen und didactischen Style abliegt; so weit entfernt sich auch die angenommene und herkömmliche Form des Geschäftsstyls von den Formen des Briefstyls, des historischen und des didactischen Styls. Das Eigenthümliche, Ernste und gewissermaßen Feierliche, in den öffentlichen Geschäften, die Grandezza der Personen und des Lebens in den höhern Cirkeln, geht auch auf die Darstellung des Stoffes über, in welcher der Ausdruck jener Verhältnisse enthalten ist. Wo nicht allmählig das Ceremoniell des sechszehnten Jahrhunderts dem Geiste ei-

nes jüngern und geschmackvollern Zeitalters weicht; wo nicht die Abstufungen der verschiedenen Stände eines Staates nach und nach milder wahrgenommen werden; da wird auch der Geschäftsstyl noch ganz seine verjährte Gestalt behalten. Indessen hat doch der Hofstyl in dieser Hinsicht in einigen Staaten einige Fortschritte gemacht, welche der Gerichtsstyl noch nicht gethan hat. Mehrere Noten, welche zwischen Höfen in neuern Zeiten gewechselt worden sind, haben, bei aller Energie in Hinsicht auf den Gegenstand, den sie betreffen, doch eine Eleganz der Form, welche den vorigen Zeiten fremd war. Selbst die Kriegserklärungen der neuern Zeiten sind in einem gemäßigteren Tone geschrieben, als vormals, und die Friedensschlüsse erliegen nicht mehr unter einer 6 — 10 Bogen langen Weitschweifigkeit. Dazu kommt, daß mehrere Höfe in den Gesetzen und Bekanntmachungen für ihre eignen Staatsbürger eine humanere und verständlichere Sprache angenommen haben. Besonders zeichneten sich in dieser Hinsicht die preußischen Kabinetsordern seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des dritten, und die bayrischen, seit dem Regierungsantritte Maximilian Josephs, und die russischen, seit Alexanders des ersten Thronbesteigung aus. Hieher gehört auch das neue preußische Gesetzbuch, und das, was Joseph der zweite für die Verbesserung des Geschäftsstyls that. — Nur der Gerichtsstyl ist selbst da, wo der Hofstyl vorgerückt ist, geschmacklos, unteutsch und veraltet geblieben, obgleich weder die Gründlichkeit der Rechtswissenschaft, noch die Bestimmtheit der Urtheilssprüche dadurch verlieren würden, wenn der Gerichtsstyl, wenigstens von fern, dem fortschreitenden Geiste der Sprache folgte, und allmählig sich einer größern Reinheit und verminderten Weitschweifigkeit befleißigte.

§. 189.

Fortsetzung.

Ob nun gleich das Hochteutsche eben so die Basis des bessern Geschäftsstyls ausmacht, wie in den übrigen Gattungen des Styls; so wird der Geschäftsstyl doch immer gewisse Eigenthümlichkeiten behalten, wodurch er

sich von diesen Gattungen unterscheiden wird. Schon das ist ihm eigenthümlich, und beinahe nothwendig, daß er nur langsam und allmählig den Fortschritten in der Sprachverbesserung folgt; daß Neologismen nie in ihm geduldet werden können. Jedes Wort, dessen er sich bedient, sollte bestimmt in die teutsche Sprache eingebürgert seyn; denn jedes noch nicht allgemein recipirte Wort würde nicht nur, wegen des Schwankenden in seiner Geltung, Unbestimmtheit in den Zusammenhang bringen, sondern auch gegen die Würde verstoßen, welche eine Haupteigenschaft des Geschäftsstyls ist. — Dabei kommen dem Geschäftsstyle gewisse Kunstausdrücke zu, welche seine eigne Terminologie bilden. Er hat noch Archaismen beibehalten, welche nicht selten an das funfzehnte Jahrhundert erinnern; in seiner Mitte, besonders im Gerichtsstyle der einzelnen Provinzen, finden sich noch bisweilen Provinzialismen, welche die hochteutsche Mundart längst von sich entfernt hat; eben so stößt man nicht selten auf ausländische Wörter, die dem gemeinen Manne ganz unverständlich, aber in dem Gerichtsstyle noch häufiger, als im Hofstyle gebräuchlich sind. — Eben so veraltet und fehlerhaft ist gewöhnlich der Periodenbau im Geschäftsstyle. Eine lästige Weitschweifigkeit, eine drückende Schwerfälligkeit, ein beinahe absichtlicher Verstoß gegen alles, was Wohlklang und Symmetrie heißt, charakterisirt noch immer den Geschäfts- und besonders den Gerichtsstyl. Eine gewisse Einförmigkeit, Trockenheit und Härte wird er allerdings, schon seinen Gegenständen nach, immer behalten; aber nicht zu entschuldigen sind die Verstoße gegen die Grammatik, gegen die Interpunction und gegen den Styl, besonders in Hinsicht auf den Periodenbau. Weder teutsche Fürsten, noch ihre Dicasteria können Wohlgefallen am Curialstyle finden, wenn man in ihm auf Kosten der Sprache der Nation, Verstoße gegen Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit antrifft, oder wenn er gar in Unsinn, d. i. in Verstoße gegen die Logik, ausartet.

§. 190.

Fortsetzung.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit kommt dem Ge-

schäftsstyle die Courtoisie zu. — Es werden nämlich die Abstufungen, welche durch die verschiedenen Stände und Klassen des Volkes in Ansehung der Kultur und des Ranges seiner Individuen nach ihrem gegenseitigen Verhältnissen, hervorgebracht sind und statt finden, im Geschäftsstyle mit Sorgfalt beobachtet und festgehalten, statt daß sie im veredeltern Umgange des Privatlebens und im Briefstyle größtentheils durch den milden Geist eines jüngern Zeitalters aufgehoben, wenigstens vermindert worden sind. Die Courtoisie besteht daher in dem **bestimmten Festhalten, der, durch gewisse willkührlich angenommene Ausdrücke und Formeln, festgesetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen Verhältnisse der verschiednen Staatsmitglieder gegen sich selbst, gegen das Staatsoberhaupt und dessen Diener, so wie der letzteren gegen die übrigen Staatsbürger,** ohne weder aus Unwissenheit, noch aus Absicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältnissen recipirten Formen der Convenienz zu verstoßen. Diese Courtoisie läuft am Ende freilich auf einen gewissen Mechanismus hinaus, bei dem man sich nichts denkt, und erhält im Geschäftsstyle eine Trockenheit und Schwerfälligkeit, die selbst dann noch zurückbleibt, wenn auch der Geschäftsstyl übrigens in grammatischer und stylistischer Hinsicht verbessert werden sollte; allein das Beobachten und Festhalten derselben hängt gewissermaßen mit dem Verhältnisse der verschiednen Stände im Staate selbst zusammen; wird bisweilen in Verhandlungen mit Personen, die man selbst nicht entfernt näher kennt, zwischen denen also gar keine Vertraulichkeit statt finden kann, nothwendig; und kann nicht durch die Willkühr und die Launen einzelner Menschen, die daran Anstoß nehmen, aufgehoben werden, ob es gleich zu wünschen wäre, daß von Seiten der Regierungen und der obern Collegien im Staate, wie dies auch in einigen kleinen teutschen Staaten der Fall gewesen ist, der bessere und dem Geiste unsers Zeitalters angemessenere Ton angegeben würde. — Die Courtoisie zeigt sich aber nicht blos in gewissen Titeln, welche der Regierung, den Collegiis, den einzelnen Ständen und gewissen

Individuen ausschließend beigelegt werden; sondern auch theils in gewissen beigebrachten **Wendungen** des Ausdrucks, die zu der Einkleidung, zur Einleitung, zu den Uebergängen und zu dem Schlusse der Aufsätze des Geschäftsstyls gehören; **theils** in der äußern **Form** der Geschäftsaufsätze in Hinsicht auf das Format, das Papier, das Beschreiben desselben, auf die Unterzeichnung, auf die Aufschrift und das Versiegeln u. d. gl. — Im Ganzen muß man, in Beziehung auf die Courtoisie, bemerken, daß keiner die in einem Staate recipirten Titulaturen und Formen eigenmächtig ändern, und dieselben weder aus Unwissenheit und Schwachheit **verstärken** und **übertreiben**, noch aus Dünkel und Anmaßungen **vermindern** darf, und daß man bei Vernünftigen sowohl durch das zu **Viel**, als durch das zu **Wenig** leicht verstößt; daß aber auch durch die Courtoisie der Sprache selbst nicht Unbehülflichkeit oder Unrichtigkeit im Style bewirkt werden muß. Uebrigens bezieht sie sich nur auf die **öffentlichen Geschäfte** und auf die **unmittelbaren Verhältnisse**, in welchen Vorgesetzte und Untergebene gegen einander stehen; in **Privatgeschäften**, welche der Untergebene mit seinen Vorgesetzten zu verhandeln hat, wird sich der erstere des Tones bedienen, wozu ihn die letztern berechtigt haben, ohne doch in Vertraulichkeit zu fallen, oder die Verhältnisse der Abhängigkeit ganz zu vernachläßigen, die zwischen ihm und dem Vorgesetzten statt finden. So lieberal auch der Vorgesetzte von seinem Range und Stande denken mag; so muß doch zwischen ihm und seinen Untergebnen immer noch eine Abstufung sichtbar bleiben, an welche der schriftliche Ausdruck erinnert. Minder bindet man sich an die Formen der Courtoisie gegen Personen, die zwar dem bürgerlichen Range nach über uns stehen, denen wir aber auf keine Weise untergeordnet sind.

Ein Verzeichniß der gangbaren Titulaturen findet man in jedem guten Briefsteller. Ich verweise besonders auf Moritz Briefsteller. — Die Titulaturen haben sich in den letztern Jahrhunderten einigermaßen geändert, und zwar sind sie erhöht worden, indem man theils neue Wörter und Ausdrücke zur Bezeichnung gewisser Würden im Staate

gewählt, theils Formeln, welche ehemals höhern Standespersonen ausschließend zukamen, nun abwärts mehrern andern Staatsbedienten beigelegt hat. — Im Concepte selbst werden öfters die ungeschmeidigen Formeln: Hochdieselben, Hochdenenselben, u. s. w. mit zweckmäßigern und angemessenern (z. B. Sie, gnädiger Herr, erlauben rc. rc.) vertauscht.

§. 191.

γ) Ueber die stylistischen Eigenschaften, welche dem Geschäftsstyle zukommen.

Auch für den Geschäftsstyl bleibt Korrectheit und Schönheit in innigster Verbindung das höchste stylistische Princip. Doch kann in keiner Gattung des Styls von den ästhetischen Principien fur die Schönheit der Form so viel nachgelassen werden, als im Geschäftsstyle, weil, schon nach den weiter oben bemerkten Einschränkungen des Geschäftsstyls durch seine Eigenthümlichkeiten, der Schönheit der Form Eintrag geschehen muß. — Desto unnachlaßlicher ist die Forderung der **Korrectheit** an die einzelnen Geschäftsaufsätze. Auf **Ueberzeugung**, **Belehrung**, **Verständigung** und **Zurechtweisung** kommt es zunächst bei dem Geschäftsstyle an; deshalb müssen in ihm alle **untergeordnete Eigenschaften** der Korrectheit (§. 72): **Deutlichkeit**, **Klarheit**, **Vollständigkeit**, **Einheit**, **Angemessenheit**, **Natürlichkeit**, **Ordnung**, **Präcision**, **Treue** und **Sicherheit** getroffen werden. — In Hinsicht auf die untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, (§. 99.) werden die **rhetorischen Figuren** beinahe gar nicht im Geschäftsstyle anzuwenden seyn; aber eine gewisse **Lebhaftigkeit** und **Leichtigkeit** des Ausdrucks, die Rücksicht auf **Ueblichkeit** und **Schicklichkeit**, die **Kraft** in der Behandlung des Gegenstandes, und **besonders die Würde** im Ausdrucke müssen in demselben gefunden werden. Das **Feierliche** würde nur unter gewissen Umständen sichtbar werden dürfen. **Wohlklang** und **Symmetrie**, im Periodenbaue können mit der Darstellung selbst der ernsthaftesten Gegenstände des Geschäftsstyls verbunden werden. Ueberhaupt gehören mehrere von

denen Eigenschaften, welche die Schönheit der Form vermitteln, nur dem Hofstyle, besonders in Betreff der Verhandlungen der auswärtigen Angelegenheiten, nicht aber dem Gerichtsstyle an.

§. 192.

δ) Gebrauch der drei Schreibarten im Geschäftsstyle.

Je bestimmter überhaupt die Begriffe des Stylisten von der einen Seite in Hinsicht auf den Charakter und die Grenzen der drei Schreibarten sind; und je genauer und sicherer er sich von der andern des Stoffes bemächtigt hat, den er darstellen will; desto weniger wird er in der Wahl der Schreibart Mißgriffen ausgesetzt seyn.

Was nun die Gegenstände des Geschäftsstyls betrifft; so eignen sich die meisten zunächst zur Darstellung in der niedern Schreibart, sobald man nämlich den Charakter der niedern Schreibart (§. 101.) richtig gefaßt hat. Denn in der niedern Schreibart kündigt sich der Verstand, um durch deutliche und faßliche Darstellung des Stoffes Ueberzeugung und Belehrung zu bewirken, als hervorstechend wirksame Kraft an; die Urtheilskraft unterstützt ihn, aber die Phantasie hat an den Producten, welche der niedern Schreibart angehören, nur einen sehr entfernten Antheil. Deshalb gehören auch jene Eigenschaften, welche (§. 191.) als dem Geschäftsstyle wesentlich nöthig aufgestellt worden sind, hauptsächlich in den Kreis der niedern Schreibart. Bei dem Gerichtsstyle und in dem niedern Geschäftsstyle, welcher die Privatgeschäfte betrifft, ist die niedere Schreibart ausschließend zu gebrauchen.

Dagegen ist in dem Hofstyle, besonders inwiefern er die Verhandlungen der Anlegenheiten mit andern Staaten betrifft, der Gebrauch der mittlern Schreibart erlaubt, obgleich die Phantasie, in Hinsicht auf die Bearbeitung des Stoffes, denselben mehr nur beleben, als gleichen Antheil mit dem Verstande an der Hervorbringung der Form haben darf. Dies ergibt sich schon daraus, weil die nächste Wirkung aller Producte des Geschäftsstyls nur auf das Vorstellungsvermögen berechnet ist, und blos in höchst seltenen Fällen

das Gefühlsvermögen durch denselben etwas belebt wird. — Die höhere Schreibart aber bleibt, als ganz unanwendbar, von allen Angelegenheiten und Verhandlungen des Geschäftsstyls ausgeschlossen.

Nur aus der in der Note zu §. 184 bemerkten Verwechslung der Begriffe: Eigenschaft des Styls und Schreibart kann es erklärt werden, wie Adelung (über den Styl, Th. 2, S. 34. ff.) den Geschäftsstyl als eine Untergattung des mittlern Styls (wie er es nennt) behandeln konnte. Denn zugestanden, daß z. B. ministerielle Noten; officielle Verhandlungen zwischen zweien Höfen; Friedensschlüsse u. d. gl. in der mittlern Schreibart abgefaßt werden können, welches aber eben so oft, und vielleicht noch öfter in der niedern Schreibart wirklich geschieht, wie man deshalb nur solche Producte des Geschäftsstyls vergleichen darf; so möchte ich die Citationen, Steckbriefe, Geburtsbriefe, Testimonia, Quittungen, Obligationen u. s. w. lesen, die in der mittlern Schreibart gehalten wären, und nach einem richtigen Begriffe von dem Charakter der mittlern Schreibart, in derselben gehalten und durchgeführt werden könnten. — Nur, indem Bischoff Adelungs Auctorität unbedingt folgte, konnte er in seinem trefflichen Handbuch der teutschen Kanzleipraxis Th. 1, S. 155. f. ebenfalls die mittlere Schreibart für den Geschäftsstyl bestimmen. Sein Begriff der mittlern Schreibart weicht freilich von dem weit ab, was ich als Charakter der mittlern Schreibart (§. 102.) aufgestellt habe. Ihm ist der mittlere Styl „derjenige, welcher sich weder bis zum Vertraulichen oder Pöbelhaften erniedrigt, noch zum Leidenschaftlichen oder Poetischen übergehet„ — Uebrigens hat Adelung, Th. 2, S. 34 ff. auch die Eintheilung der Geschäfte in Privatgeschäfte und öffentliche, und die Eintheilung des Curialstyls in den Hof- und Gerichtsstyl. Sehr richtig stellt er **Würde, Ernst, Deutlichkeit und Bestimmtheit, Kürze und Präcision** ꝛc. als wesentliche Eigenschaften des Geschäftsstyls auf, von welchem alles Neologische ausgeschlossen, dahingegen die übliche Courtoisie beibehalten werden müsse. Die **Mängel** des teutschen Kanzleistyls rügt er nachdrücklich, S. 43 ff. gibt ihre Ursachen an, und belegt sie mit Beispielen. — Man kann über die Behandlung des Geschäftsstyls in Compendien vergleichen: Th. Heinsius Auszug aus Adelungs Werke über den Styl, S. 185. ff; — C. W. Snell, Lehrbuch der t. Schreibart, (2te Aufl.) S. 230. ff. D

Adelung folgt. — K. Reinhard, erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Lit. des teutschen Styls, S. 239. ff, nur daß er selbst S. 243. einen Theil der Wohlstandsbriefe zu den Geschäftsbriefen gezogen hat. — Etzler, Anleit. zur Wohlrenheit. S. 79. hat den Geschäftsstyl blos kurz erwähnt. — Mit einigen Beispielen belegt ist er in Voigtels Lehrb. der teutschen prosaischen Schreibart S. 225. ff. — Eschenburg in der Theorie der schönen Wissensch. hat ihn ganz übergangen. — Kurz hat ihn Maaß in seiner Rhetorik S. 327 ff. behandelt. — Beinahe ganz nach dem hier aufgestellten Gesichtspuncte habe ich den Geschäftsstyl behandelt in der zweiten Abth. meiner Theorie des Styls, S. 21 — 121, und in meinem Elementarbuche des Wissensw. S. 285 — 301. — Beispiele des Geschäftsstyls hat gesammlet König, in seinem practischen Handbuch des teutschen Styls, Th. 1, S. 1 - 112. — Die brauchbarste Schrift, besonders für angehende Rechtsgelehrte, sich im Geschäftsstyle auszubilden, ist: J. N. Bischoffs Handbuch der teutschen Kanzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geschäftsmänner. 1r Th. handelt von den allgemeinen Eigenschaften des Kanzleistyls, Helmst. 1793. 2ter Theil, (von welchem 1798 nur das erste Buch erschienen ist) handelt von den Kollegien und dem Geschäftsgange. In dem ersten Theile befindet sich von S. 11 an ein kurzer Abriß einer Geschichte des Kanzleistyls. — Von der practischen Seite haben Brauchbarkeit: H. Bensen, Materialien zur Policei- Kameral- und Finanzpraxis, Erlang. seit 1800, sind die völlige Umarbeitung von A. L. Schotts Vorbereitung zur juristischen Praxis, es ist bis zum 1ten Heft des 3ten Bandes heraus. — Ueber den Geschäftsstyl vergl. Moritz Vorlesungen rc. Th. 1, S. 219. ff.

§. 193.

ε) Literatur des Geschäftsstyls.

Außer den im vorigen Paragraph angeführten Schriften, (womit man noch die für Rechtsgelehrte brauchbare Literatur des teutschen Kanzleistyls in Bischofs Handbuch, Th. 1, S. 116. ff. vergleichen kann —):

G. Ph. Harsdörfer, teutscher Secretarius. Nürnb. 1656.

F. A. Hallbauer, Anleitung zur politischen Beredsamkeit. Jena 1736.

A. F. Glaffey, Anleitung zu einer weltüblichen teutschen Schreibart, oder Grundlehren zu dem in Welthändeln gebräuchlichen Styl. Leipz. 1747.

F. K. v. Moser, Versuch einer Staatsgrammatik. Frankf. 1749.

J. St. Pütter, Anleitung zur juristischen Praxi, wie in Teutschl. sowohl gerichtliche als außergerichtliche Rechtshändel oder andere Kanzlei- Reichs- u. Staatssachen schriftlich oder mündlich verhandelt und in Archiven beigeleget werden, 1r Th. Götting 1753. 2r Theil, 1759, unter dem Titel: Zugabe zur juristischen Praxi. Vom ersten Theile erschien 1789 die fünfte, vom zweiten die vierte Auflage.

C. A. Beck, Versuch einer Staatspraxis, oder Kanzleiübung aus der Politik, dem Staats- und Völkerrechte. Wien 1754. N. Aufl. 1779.

J. J. Moser, Einleitung zu den Kanzleigeschäften. Frankf. 1755.

J. H. G. v. Justi, Anweisung zu einer guten teutschen Schreibart und allen in den Geschäften und Rechtssachen vorfallenden schriftlichen Ausarbeitungen. Leipz. 1755. neue Aufl. 1778.

J. Claproth, Grundsätze von Verfertigung der Relationen aus Gerichtsacten mit nöthigen Mustern. Götting. 1756. 4te Aufl. 1789.

K. H. Seibt, vom Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Kurialstyls. Prag 1769.

L. F. Fredersdorf, Anweisung für angehende Justizbeamte und Unterrichter. Lemgo 1772. 3 Theile.

Jos. v. Sonnenfels, über den Geschäftsstyl; nebst Anhang. Wien 1785 u. 1787. 2te Aufl. Wien 1799. 3te Auflage. Wien 1802, ist größtentheils nur auf Oestreich berechnet, nicht frei von Provinzialismen, und nicht vollständig und genug systematisch.

Jos. v. Sonnenfels, neuester Briefsteller auf alle Fälle, nebst einem Titularbuche. Wien 1786.

Versuch über die Grundsätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geschäften, 3 Theile. Wien 1782. Der Verfasser nannte sich erst in der Folge, wo es denn folgenden Titel führt: Lugo, systematisches Handbuch für Jedermann, der Geschäftsaufsätze zu entwerfen hat. 2 Theile 1790.

C. F. Elsäßer, Leitfaden zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Theorie der Kanzleipraxis. Erlang 1783.

J. F. Plitt, über den Geschäftsstyl und Anweisung zu demselben auf hohen Schulen. Frankf. 1785.

E. F. Klein, Abhandlung über die Frage: Inwiefern muß ein Geschäftsmann sich eines schönen Styls befleißigen? in den Annalen der preuß. Gesetzgeb. 2r Band, S. 1. ff.

H. Kuppermann, juristisches Wörterbuch zur Verbesserung des Actenstyls und Einführung einer völlig reinen t. Schreibart in

gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften, mit practischen Beispielen erläutert. Leipz. 1792.

Derselbe Versuch eines practischen Handbuchs für Notarien, Sachverwalter ꝛc. 4 Bände. Leipz. 1789. ff.

J. C. C. Rüdiger, Anweisung zur guten Schreibart in Geschäften der Wirthschaft, Handlung, Rechtspflege, Polizei- Finanz- und übrigen Staatsverwaltung. Halle 1792.

A. C. Eichler, Geschäftsleiter, oder practischer Unterricht für jene, die sich den öffentlichen Geschäften widmen wollen, 2te Aufl. Prag 1792.

F. C. C. Link, warum der alte Kanzleistyl noch herrscht? Nürnberg 1793.

Derselbe, neuer Katechismus des Kanzleistyls, oder Anleitung sich bei Abfassung gerichtlicher Aufsätze in der Muttersprache gut und richtig auszudrücken, herausgegeben von J. A. Fischer. Coburg 1798.

Neues Berlinisches Titular- und Addreßbuch, oder vollständige Nachricht von den Titeln und Aufschriften bei Vorstellungen an sämmtliche Dicasterien und Collegien ꝛc. 2te Aufl. Berlin 1799.

F. Rambach, theoretisch practische Anleitung zum Geschäftsstyle, oder Anweisung, alle Arten von schriftlichen Aufsätzen, sowohl im gemeinen Leben, als in Civilgeschäften zweckmäßig anzufertigen. Ein Handbuch für Vorlesungen. Berl. 1799.

M. Kunitsch, der practische Geschäftsmann, welcher alle im bürgerlichen Lebrn vorkommende schriftliche Aufsätze zu verfassen lehrt. 2te Aufl. Grätz 1800.

G. P. Gemünden, Anweisung zur richtigen und zweckmäßigen Abfassung der Geschäftsaufsätze, die im Privat- und niedern Amtskreise vorkommen. Straubingen 1802.

§. 194.

2) Der Briefstyl.

Der Brief hat die Bestimmung, zwischen uns und abwesenden Personen, die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu ersetzen, und entweder eine Verbindung mit abwesenden Personen anzuknüpfen, oder die angeknüpfte Verbindung zu erhalten. Der Brief ist also eine Anrede an eine oder mehrere abwesende Personen, und soll den Verhältnissen ganz angemessen seyn, in welchen wir zu denselben stehen. Der Briefstyl nun ist diejenige Gattung des prosaischen Styls, in welcher die allgemeinen Gesetze des schriftlichen Ausdruckes (Korrectheit und Schönheit) angewendet

werden auf Anreden an abwesende Personen, mit Beziehung auf alle die Verhältnisse, in welchen wir gegen dieselben stehen. Die Untergattungen desselben müssen demnach den ganzen Kreis dieser Verhältnisse erschöpfen.

§. 195.

α) Klassifikation der Untergattungen des Briefstyls.

αα) Wohlstandsbrief.

Mit unserm bürgerlichen Leben im Staate stehen die Geschäfte in Verbindung, deren Vollziehung uns obliegt. In Hinsicht auf Abwesende müssen diese Geschäfte schriftlich betrieben werden; daraus entsteht der **Geschäftsbrief**. Doch da der Geschäftsbrief blos dem Zufälligsten in der Form, nicht aber dem Inhalte nach, zu dem Briefstyle gerechnet werden könnte; so wird er mit Recht von dem Briefstyle ausgeschlossen und unter dem Geschäftsbriefe verhandelt.

Anders ist es mit

1) dem **Wohlstandsbriefe**. Unter der Wohlanständigkeit verstehen wir dasjenige Betragen, welches aus unserer Bekanntschaft mit dem guten gesellschaftlichen Tone, mit den in unserm Staate recipirten Formen der Convenienz, und mit allen den Nüançen, wodurch die Sitten in den gebildetern Volksklassen bezeichnet werden, hervorgehet. Das Festhalten dieser Formen geschieht im **Wohlstandsbriefe**; aber er enthält nicht den Ausdruck unsers **bürgerlichen** Verhältnisses gegen die Personen, an welche wir schreiben, (sonst wäre es: **Geschäftsbrief**), sondern er bezeichnet unser **persönliches Verhältniß** gegen diejenigen, die entweder in Familienverhältnissen mit uns leben, oder die mit uns im bürgerlichen Leben auf eine nähere Weise verbunden sind. Der Stoff zum Wohlstandsbriefe betrifft nicht Privatverhältnisse zwischen uns und der abwesenden Person, sondern öffentliche Vorgänge und Veränderungen, durch Begebenheiten veranlaßt, die auf den Gang des Schicksals jener Personen, oder auf unser eignes Schick-

sal Einfluß haben. Es gehören daher ins Gebiet der Wohlstandsbriefe: **Glückwünschungsbriefe** an Vorgesetzte, geachtete Verwandte, oder an vornehme mit uns in Verbindung stehende Personen, wenn sie in eine höhere Stelle einrücken; oder eine neue Auszeichnung in ihrem Stande erhalten; oder wenn in ihrer Familienverbindung sich irgend eine frohe Begebenheit ereignet hat, (z. B. eine Vermählung, eine Geburt, eine Genesung von Krankheiten x.); **Condolenzbriefe**, an dieselben Personen, wenn traurige Schicksale (z. B. Todesfälle u. d. gl.) ihnen begegnet sind; **Danksagungsbriefe** für erzeigte Gefälligkeiten, für Theilnahme an unserm Schicksale, für Verwendungen in unsern Angelegenheiten, für Anstellung und Beförderung, für Gehaltserhöhung u. d. gl. **Anwünschungsbriefe**, veranlaßt durch allgemeine Veränderungen der Zeit (z. B. Geburtstags-Neujahrsbriefe u. s. w.).

Es gehört die Bemerkung hieher, daß der Wohlstandsbrief von der Person, an welche er gerichtet wird, **nicht verlangt**, wohl aber von unsrer Höflichkeit und Verbindlichkeit gegen sie, und von unsrer Bekanntschaft mit der eingeführten Convenienz **erwartet** werden kann. Der Ton in dem Wohlstandsbrief ist nicht der officielle Ton des Geschäftsbriefes; aber er darf sich, in seiner Einkleidung, auch nicht ganz von der Rücksicht auf die Verhältnisse entfernen, welche im bürgerlichen Leben zwischen uns und der Person statt finden, an welche er gerichtet ist. Die Einkleidung also, die sich nicht von dem Ausdrucke der Achtung und der conventionellen Höflichkeit entfernen darf, muß zugleich sich dem Ausdrucke in dem Empfindungsbriefe nähern, und das als **Gefühl** erscheinen lassen, was die bürgerlichen Verhältnisse verlangen. Die Achtung, welche wir der Person, nach unsern bürgerlichen Beziehungen, schuldig sind, soll im Wohlstandsbriefe die Farbe der ungeheuchelten persönlichen Anhänglichkeit tragen; die Dankbarkeit, zu der wir bürgerlich verpflichtet sind, soll hier als wahre Stimmung unsers Herzens erscheinen; die Theilnahme an dem fremden Schicksale soll in Ausdrücken vorliegen, wodurch wir die wirkliche in uns vorhandene Mitfreude, oder unser wahres Beileid bezeichnen. Der Wohl-

standsbrief tritt also an die Stelle des Empfindungsbriefes gegen Personen, wo die bürgerlichen oder anderweitigen Verhältnisse den reinen Empfindungsbrief, der allezeit einen vertraulichen Ton athmet, nicht verstatten; wo zwar sein Stoff unsre Empfindung belebt haben soll, wo aber doch jene Verhältnisse die Rücksichten auf eine geschmackvolle Beibehaltung der allgemeinen Formen der Convenienz nöthig machen. Der Wohlstandsbrief ist also eigentlich ein Zwittergeschöpf zwischen dem Geschäfts- und Empfindungsbriefe, und wird nur dann gelingen, wenn wir entweder gegen die Person, welcher unsre Hochachtung gehört, auch persönliche Zuneigung und Empfindung besitzen, oder wenn wir, durch Gewandtheit und Fertigkeit im Ausdrucke, diesen Ton der vereinigten Hochachtung und Empfindung treffen, ohne doch das dabei zu fühlen, was wir niederschreiben.

Schon diese Angaben können es erklärbar machen, warum die Wohlstandsbriefe, selbst guten Stylisten sehr selten gelingen. Die Armuth, Dürftigkeit und Einförmigkeit des Stoffes ist das erste, was sie drückt; dazu kommt, daß dieser Stoff, welcher Vorgänge des täglichen Lebens oder Veränderungen betrifft, die die Zeit veranlaßt, schon so oft und vielseitig behandelt worden ist *), daß sich ihm also wenige neue Seiten abgewinnen lassen; dann hindert die Mischung des Conventionellen mit der Sprache der Empfindung und Theilnahme so oft das glückliche Finden und Halten des schicklichen Tones, und endlich befindet sich der Schreibende oft gar nicht in der Stimmung, welche der Wohlstandsbrief verlangt. Gute Theoretiker **) haben dies von jeher

*) Aus demselben Grunde mit den Wohlstandsbriefen mißlingen auch die meisten Gelegenheitsgedichte.

**) Gellert, in seiner praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen (s. dessen sämtliche Schriften, Th. 4, S. 66. ff.) sagt sehr wahr: „Wie viele Condolenzbriefe, wie viele Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthigt uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Klienten. Man stellt sich, als ob man

gefühlt und gesagt. — Ob nun gleich in neuern Zeiten die Fälle vermindert worden sind, wo man Wohlstandsbriefe

etwas wäre, das man nicht ist. Gut; wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist; der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder Andere, bei dergleichen Gelegenheit, im Affecte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künsteleien entsagen, damit sein Affect nicht studirt, oder komisch werde. — Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniells und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeichelei, den Eigennutz, die Sklaverei gemeiniglich ansieht. Es sind ausgedehnte, frostige, übertriebene Komplimente. Die Materie verändert sich in diesen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünschen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit ist nur die Ursache dazu. Wer kann von einem so unfruchtbaren Inhalte etwas Anständiges sagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? wer kann bei kleinen und täglichen Fallen, worüber die Person oft selbst nicht betrübt ist, an welche man schreibt; wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andere Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Kompliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schlußformeln nehmen, ist pedantisch. Sein Komplimente in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Kompliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondere Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freiwillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung solcher Komplimente hergibt; kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen und gewisser zufälligen Umstände uns nicht bei solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns

erwartet (denn z. B. die eigentlichen Condolenzbriefe werden sehr oft bei der Annonce eines Todesfalls sogleich verbeten, und die sogenannten Neujahrs- und Geburtstagsbriefe sind durch gedruckte Neujahrswünsche und durch einige Verse, welche höchstens noch die Kinder bei Geburtstagen in Familien hersagen, — oft herstammeln — müssen, zum Theil ersetzt worden); so wird doch kein gebildeter Mann ganz der Verlegenheit entgehen, bisweilen einen Wohlstandsbrief arbeiten zu müssen. Es ist daher gut, wenn man sogleich im pädagogischen Unterrichte auf practische Arbeiten dieser Art vorbereitet worden ist, und wenn man dann bisweilen gelungene Producte aus dieser Untergattung des Briefstyls bei teutschen Klassikern gelesen hat. Denn je mehr sich der conventionelle Ton in der mündlichen Unterhaltung verfeinert hat; je mehr dieser nüançirt, und durch Nüançen zu interessiren sucht; desto mehr muß auch der Wohlstandsbrief sich an diesen Ton anschließen. Demjenigen wird er daher auch am sichersten gelingen, der am meisten durch den gesellschaftlichen Umgang mit den gebildeten Ständen gewonnen, und sich jenen feinern Ton der bessern Convenienz ei-

zu einer guten Einkleidung hilft; so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeugen, geschrieben werden; so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordene Zeichen, daß uns oft Angst dabei werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen.„ — Beinahe das Nämliche sagt Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 338; „Briefe, welche der bloße Wohlstand nothwendig macht, sind, wenn sie nicht den vertraulichen Ton gestatten, in Ansehung der guten Schreibart, immer die undankbarsten und daher gemeiniglich auch die schlechtesten. Sollen sie erträglich ausfallen, und nicht in steife und frostige Komplimente ausarten; so erfordern sie die meiste Geschicklichkeit. Am beschwerlichsten sind sie, wenn die Ehrerbietung, welche man Höhern schuldig ist, den Ausdruck ängstlich und gezwungen macht.„ — In Moritz Briefsteller finden sich einige sehr gut gerathene Beispiele von Wohlstandsbriefen.

genthümlich zu machen gewußt hat. Hauptsächlich muß er sich seine Verhältnisse gegen den, an welchen er schreibt, lebhaft vergegenwärtigen; er muß die Stimmung genau im Voraus berechnen, in welche er durch den Vorgang, der die Veranlassung zum Wohlstandsbriefe enthält, gesetzt worden ist, (z. B. der Stolze, der höher gerückt ist, verlangt mehr Huldigung, als der Bescheidne; der Mann, der einen hoffnungsvollen Sohn verloren hat, erwartet mehr Theilnahme, als wenn ihn der Tod von einem nur entfernten Verwandten u. d. gl. befreit hat; die Gattin, die den geliebten Mann, den einzigen Freund verlor, bedarf mehr Beruhigung, als wenn sie mit dem Gatten blos durch den Zwang der Verhältnisse verbunden war; u. s. w.); er muß endlich den Ton richtig treffen, welcher der Stimmung angemessen ist, in welcher sich muthmaßlich der Empfänger, zu der Zeit des Empfanges, befindet. — Zartheit und Feinheit des Gefühls müssen immer den Wohlstandsbrief bezeichnen; dabei muß er kurz und ungezwungen seyn. Uebertreibung und Weitschweifigkeit; unnöthiger, gesuchter Schmuck in der Einkleidung sind im Wohlstandsbriefe eben so widerlich, als Frost und Kälte, oder als weitgeholte und gesuchte Versicherungen von fortdauernder Unterwerfung, Ergebenheit und Anhänglichkeit.

§. 196.

ββ) Empfindungsbrief.

Die edelsten Empfindungen des Herzens können wir nur gegen diejenigen Personen fühlen, die wir näher kennen gelernt haben, und die durch ihre trefflichen Eigenschaften des Kopfes und Herzens, durch alles das Vorzügliche, das ihnen eigenthümlich ist und das zu unsrer Kenntniß gelangte, so wie durch ihre Verhältnisse gegen uns und durch ihre Verdienste um unsre Bildung und Wohlfahrt, uns theuer und werth geworden sind. Es sind also Aeltern, Gatten, Geschwister, Kinder, Verwandte, Freunde, Geliebte, Erzieher und Wohlthäter, welche Anspruch auf unsre Empfindung haben, und Achtung, Wohlwollen, Dankbarkeit, innige Anhänglichkeit, Treue, Ergebenheit und alles, was

den bessern Menschen an gleichgesinnte Wesen knüpft, von uns zu erwarten berechtigt sind. Der Unterschied des Alters und der bürgerlichen Verhältnisse wird bei Personen, die uns durch die Natur oder durch gleiche Gesinnungen, Gefühle und Bestrebungen verwandt sind, wenig bemerkbar, und hindert uns nicht, uns, bei der innern Wahrnehmung und bei dem Ausdrucke unsrer Gefühle, mit ihnen in ein gewisses **Verhältniß der Gleichheit**, in das Verhältniß des gegenseitigen Gebens und Empfangens, zu stellen. — Reicher, unverstellter und unumwundner läßt sich dieses Verhältniß **schriftlich** bezeichnen, als es mündlich geschehen kann; das Herz ergießt sich freier, natürlicher und stärker in Briefen an solche Personen, als es mündlich möglich ist. Sind wir noch überdies auf längere oder kürzere Zeit von solchen Personen getrennt, an welche ein gutes Geschick die schönsten Augenblicke unsers Daseyns geknüpft hat; so wird der Empfindungsbrief, der, wie jeder Brief, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung tritt, jene Verhältnisse und vertraulichen Verbindungen mit abwesenden theuren und geliebten Personen fortsetzen und unterhalten. Der Empfindungsbrief hat also die wichtige Bestimmung, ein treuer Abdruck alles dessen zu seyn, was unser Herz für die, die ihm theuer sind, empfindet, leidet, begehret und realisiren will. Er hat, bei der Mannigfaltigkeit und Unermeßlichkeit des menschlichen Gefühlsvermögens, den größten Umfang. In seinen Kreis gehört das ganze häusliche Leben, mit seinen so verschiedenen Freuden und Leiden; alle wohlwollende Mittheilungen über fortdauernde oder veränderte Verhältnisse unsrer Liebe; alle Kümmernisse der älterlichen Sorgfalt; alle Besorgnisse und Hoffnungen des gewissenhaften Erziehers; alle Eröffnungen der Geschwisterliebe; alle herzliche Berichtigungen eingetretener Mißverständnisse zwischen uns und den Personen, die ein geheiligtes Anrecht auf unsre unbedingte Offenheit haben; alle Ergießungen der kindlichen Zärtlichkeit; alle wohlgemeinte Erinnerungen und Warnungen, alle durchdachte Rathschläge in Absicht auf die Wohlfahrt dieser Personen; alle Tröstungen und Beruhigungen bei verschuldeten oder unverschuldeten Leiden; alle

Erhebungen des Herzens und des Muthes in widrigen Schicksalen; alle Theilnehmungen an den unerwarteten frohen Veränderungen ihres Schicksals; alle erquickende Aussichten und Erwartungen für die Zukunft; alle unaufhaltbare Eröffnungen über bevorstehende wichtige Vorgänge; alle Winke in Hinsicht auf die Bemerkungen, welche wir an Andern gemacht haben; alle schonende Zurechtweisungen bei ihren Fehlern, alle dankbare und gerechte Anerkenungen in jeder Art menschlicher Vollkommenheit; alle fortgesetzte Verbindungen mit ehemaligen Lehrern, Erziehern und Führern; überhaupt alle die unzähligen Abstufungen und Schattirungen der menschlichen Gefühle in Hinsicht auf Personen, welche Natur, Schicksal oder eigne Wahl und Ueberzeugung von der Güte ihrer Gesinnungen und Handlungen mit uns in irgend einer Periode unsers Lebens aufs innigste verband.

§. 197.

Fortsetzung.

Für Briefe dieser Art sollte es gar keine Anweisung geben. Hier spricht das Herz selbst in uns, und folgen wir seiner Stimme; ist seine Richtung rein und unverdorben; so wird unser Brief alles das enthalten, was bei dem Andenken an jene theuern Personen in uns angeregt ist, und was wir in dem gegenwärtigen Augenblicke ihnen mitzutheilen haben. Ohne Kunst und ohne Geräusch wird sich der innere Drang unsers Herzens in Worten entladen, welche, da sie ein wahres Gefühl bezeichnen, in den Abwesenden gleiche Gefühle erwecken und unterhalten werden. — Um solche Briefe mit einer gewissen Vollkommenheit der Form zu schreiben, bedarf es blos eines hellen Verstandes und eines wahren, warmen Gefühls. Die bessere Natur in uns wird sich dann nicht in die Regeln der Kunst zwingen lassen, und dennoch ein Werk darstellen, das jeden befriedigt, der es vermag, sich in die beseligenden Verhältnisse zu versetzen, mit deren Bewußtseyn wir den Empfindungsbrief niederschreiben. — Daß hieher die sogenannte vertrauliche Schriebart beinahe ausschließend gehört, bedarf kaum der Erinnerung. Denn wenn könnten wir das Bedürfniß, vertraulich

zu schreiben und dem Drange unsrer Gefühle ungestört und unaufhaltbar zu folgen, stärker und unaufhaltbarer fühlen, als wenn wir uns schriftlich gegen die erklären sollen, denen wir mündlich alles anzuvertrauen, von deren Rathe wir Belehrung, von deren Erfahrung wir fruchtbare Winke und Erinnerungen, von deren Liebe und Theilnahme wir Trost, neue Kraft, Beruhigung und Mitfreude, bei allem Wechsel unsrer Verhältnisse, zu erwarten gewohnt sind?

Nach allen diesen Prämissen leuchtet ein, daß der Brief der Empfindung kein **empfindelnder** Brief seyn kann, der entweder eine Empfindung erkünstelt, oder der sich in einer süßelnden Sprache gefällt; er wird vielmehr in einer reinen, einfachen und natürlichen Sprache unser **wirkliches** Verhältniß, unsre **wahren** Gefühle gegen die abwesende Person ausdrücken. Nur dem wird der Brief der Empfindung nicht gelingen, der durch die Macht der Convenienz und durch die kalten und klug berechneten Künste des geschraubten Umgangs bewogen wird, seine **angenommene** und **erkünstelte** Empfindung gegen diese geltend zu machen, die Ansprüche haben auf wahres und natürliches Gefühl. Wer aber noch nicht durch die Gewalt der Verhältnisse und durch den Drang der Umstände die natürliche Geradheit, Einfachheit und Theilnahme eines warmen und wohlwollenden Herzens verloren hat; dem wird es wohlthun, sich in vertraulichen Briefen gegen die, welche ihm theuer und lieb sind, zu eröffnen; den wird das Band, welches zwischen ihm und den Abwesenden fortdauert, festhalten; er wird ihnen seine Regungen, Neigungen, Hoffnungen und Wünsche mittheilen, und sie, nach ihren gegenseitigen Verhältnissen, an dem ganzen Gange seines Schicksals, er nehme eine Wendung, welche er wolle, Theil nehmen lassen, um durch diese vertraulichen Eröffnungen die persönliche Trennung von ihnen so viel als möglich erträglich und vergessen zu machen. — Selbst da, wo man sich von geliebten Personen verkannt sieht, muß sich nicht so leicht Mißtrauen, noch weniger Bitterkeit einmischen; denn theils dürfen wir nach dem stärkern Grade unsers Gefühls nicht die Gefühle Andrer gegen uns ängstlich berechnen; theils können niemen-

tane Verhältnisse sie in die Stimmung gebracht haben, in welcher sie einen Brief an uns schrieben.

Die meisten wirklich gut geschriebenen Empfindungsbriefe gehen ihres speciellen Inhaltes und der Familienverbindungen wegen, gewiß fürs Publicum verloren. In dem Briefwechsel der Gelehrten ist dem Ausdruck der Empfindung immer zu viel Scientifisches beigemischt; man muß sich also immer an gut geschriebene Briefe in guten Romanen halten; nur nehme man sich auch die besten derselben, besonders der Liebesbriefe, nie zu Mustern der Nachahmung. Der Liebesbrief hat überhaupt Klippen, an welchen er leicht scheitert; selbst wenn sein Ton nicht erkünstelt, sondern der Ausdruck der wirklich vorhandenen innern Stimmung ist. Wie lange wird diese Stimmung dauern? Wird man nicht in derselben mehr versprechen, als man in der Ehe hält? Wird man durch denselben nicht oft in den Augen der geliebten Person sinken? O es gehört Reinheit der Seele, Wahrheit der Empfindung, genaue Selbstkenntniß, Ehrlichkeit gegen den geliebten Gegenstand und hohe, innige unerkünstelte Wärme des Herzens, so wie ein geläuterter Geschmack dazu, um einen guten Liebesbrief zu schreiben.

§. 197.

γγ) Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune hat das mit dem Briefe der Empfindung gemein, daß er nur an eine Person gerichtet seyn kann, die wir genau kennen, und gegen die wir unserer guten Laune freien Lauf lassen können, weil wir mit ihr in gleichen Verhältnissen und auf einem vertraulichen Tone stehen. Eine Aehnlichkeit des Temperaments, der intellectuellen Bildung, der Bedürfnisse und Bestrebungen, gewöhnlich auch des Alters, der Sitten und der bürgerlichen Verhältnisse, muß zwischen uns und denen statt finden, gegen die wir im Briefe Witz und frohe Laune geltend machen dürfen. Briefe dieser Art setzen beinahe nothwendig persönliche und mehrjährige Bekanntschaft, wenigstens einen wiederhohlten Briefwechsel voraus, ehe man sich die Ausbrüche der frohen Laune mit allen ihren persönlichen Beziehungen und Anspielungen erlauben darf; denn sie verlangen eine vielseitige Kenntniß dessen, an den man schreibt, eine umschließende Uebersicht seiner häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse,

um in der Mannigfaltigkeit derselben und in ihrer gegenseitigen Vergleichung Stoff zu neuen Ansichten und Beziehungen zu finden, die sie selbst überraschen und nach welchen sie sich bisher noch nicht gekannt haben. Diese genaue Bekanntschaft mit allen Verhältnissen dessen, an den man schreibt, macht aber einen langen Umgang mit demselben nothwendig, und der Ton selbst, in welchem der Brief gehalten ist, muß so gewählt und getroffen seyn, daß sich der Abwesende dadurch nicht nur nicht beleidigt, sondern, durch die Anspielungen, aufgeheitert und belebt fühlt. Dieser Ton setzt sich nämlich über allen Zwang der Convenienz mit einer gewissen frohen Keckheit hinaus, und bietet den Fesseln der bürgerlichen Verhältnisse durch seine Rücksichten Trotz. Er ergreift von den in die Mitte seiner Darstellung gezogenen Gegenständen immer die heitere, bisweilen die lächerliche Seite; — nicht selten berührt er auch die Schwäche des Andern, oder legt ihm Schwächen bei, um ihn desto zugänglicher für die Beziehungen des Witzes zu finden.

Je natürlicher, leichter und fließender der Witz des Schreibenden ist; desto weniger wird der Ton in solchen Briefen verfehlt seyn. Da aber so wenigen ein wahrer und gesunder Witz gegeben ist; da so viele leicht aus der Haltung eines witzigen Einfalls herausfallen, und denselben mit einer Menge von platten und geschraubten Wendungen vermischen; da sie ferner den Witz oft über seine Grenzen ausdehnen, und ihn so durchwässern, daß er seinen Treffpunct verfehlt; so läßt es sich erklären, warum wir so wenige Briefe des echten Witzes aufzuzeigen haben. Der unechte Witz sucht nämlich die Bilder und Beziehungen mühsam, deren er sich bedient; der echte Witz kokettirt nur mit denselben, und gebietet über den Reichthum der ihm zuströmenden Aehnlichkeiten. Der unechte Witz sucht seine Beziehungen in der Entfernung; dem echten Witze liegt alles nah. Der unechte Witz wird einseitig und schielend; der echte Witz ist mannigfaltig und treffend. Der unechte Witz verwechselt Personen und Sachen, weil es ihm nur um einen interessanten Gedanken zu thun ist, nach welchem er haschet; der echte Witz unterscheidet genau zwischen Personen und Sachen,

strömt nicht immer, zu allen Zeiten und ohne Aufhören über, faßt aber auch den Gegenstand, den er meint, von allen Seiten. Der unechte Witz setzt sich selbst gewöhnlich in Sicherheit und stutzt, sobald er auf einen überlegenern Kopf stößt; der echte Witz verträgt die Zurückgabe des ausgetheilten Witzes, wird durch die geweckte Gewandtheit eines guten Kopfes nicht decontenancirt, und weiß mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er die Schwächen Andrer berührt, sich selbst blos und mit jenem in gleiche Linie zu stellen, ohne zu befürchten, dadurch bei dem Andern zu verlieren. Der unechte Witz persiflirt ernsthafte und scherzhafte Gegenstände auf gleiche Weise, um nur etwas gesagt zu haben; der echte Witz hingegen läßt das Ernste und Ehrwürdige außer seiner Beziehung, nur das wirklich oder scheinbar lächerliche liegt innerhalb seiner Sphäre. Dabei schimmert bei dem echten Witze immer eine gewisse Wärme des Herzens und ein lebhafter Antheil an den großen Anlegenheiten der Menschheit und der Individuen hindurch; denn er verweilt nur deshalb bei Fehlern, Thorheiten und Mängeln, damit die individuelle und allgemeine Vollkommenheit dadurch nicht länger beeinträchtigt werde. Nie wird der echte Witz als fad, überspannt, einseitig, wiederhohlt und abgenutzt, als zweideutig und unverständlich erscheinen. Ein jugendlicher, lebendiger Hauch bezeichnet alle seine Aeußerungen. — Inwiefern nun der echte Witz in dem Briefe herrscht und herrschen soll; insofern kann er nicht die Absicht haben, zu beleidigen, oder unangenehme, schmerzhafte Gefühle in dem Andern zu erregen. Mit dem Gesichtspuncte der Gleichheit, der zwischen zweien Personen vorwaltet, die auf diesen Ton gegenseitig eingegangen sind, verträgt sich keineswegs die behauptete Ueberlegenheit des einen über den andern. Mit dem Zwecke der frohen und heitern Mittheilung ist die Anregung unangenehmer Erinnerungen und Gefühle nicht zu vereinigen; deshalb vergißt der echte Witz nie persönliche Schonung und nie die Grenzen des Schicklichen. Am meisten hütet er sich, plump zu scheinen, oder der Nachbeter fremden Witzes zu seyn, der immer, wenn er in einer andern, als der ursprünglichen Beziehung gebraucht und angebracht wird, verfehlt,

undeutlich und ohne Kraft ist. Gutmüthigkeit, Herzlichkeit und Wohlwollen; Achtung gegen den, an den man schreibt; Vertraulichkeit, als das wesentliche Erforderniß der Gleichheit der Beziehungen, müssen unverkennbar neben den Aeußerungen des Witzes im Briefe vorliegen, wenn er Interesse erregen soll. — Da die Teutschen ohnedies nicht glücklich für den echten Witz organisirt sind, weil sie sich schwerer, als ihre Nachbarn bewegen, und statt der Leichtigkeit des Ausdrucks, zu viel dociren und zu gesucht und gelehrt schreiben; da sie ferner so oft jenes zarten Gefühls des Schicklichen ermangeln, um mit Sicherheit zu finden, wohin der Witz gehört, und wo er aufhören muß; da sie so gern so lange witzig sind, als sich nur ein Gedanke auffinden läßt, und da sie so oft witzig seyn wollen, ohne die dazu nöthigen Naturgaben, einen lebhaften Verstand, eine mit Leichtigkeit combinirende Phantasie, ein reiches Gedächtniß und eine zweckmäßig entwickelte und ausgebildete Anlage zum Witze, zu besitzen; so müssen die sogenannten Briefe des Witzes und der Laune bei unsrer Nation schärfer geprüft werden, als andere Briefe, damit nicht ein einseitiger und schiefer Geschmack allmählig den sichern und richtigen Tact vermindere, der unsre ästhetische Literatur bisher aufrecht erhalten hat.

Die Satyre, als Rüge der Unvollkommenheiten der moralischen Welt, gehört nie in den Brief des Witzes und der Laune, weil solche sittlich unvollkommene Menschen, bei denen die Geißel der Satyre angebracht werden muß, nie unsre Freunde seyn, noch weniger des vertraulichen Tones gewürdigt werden dürfen, der von den Aeußerungen des echten Witzes im Briefstyle nicht getrennt werden kann. Der Satyriker äußert durch die Satyre allezeit Ueberlegenheit über den andern, und berechnet seine Aeußerungen nicht nach Schonung und Humanität, sondern, wenn er es redlich meint, will er die Besserung des Gegeißelten, oder wenigstens die Vermeidung des gerügten Fehlers veranlassen, der die allgemeine Vollkommenheit beinträchtigt. — Deshalb kann nie von Satyre in Briefen an Personen die Rede seyn, mit denen man herzlich und vertraulich zu leben gewohnt ist.)

(In Gellerts und Rabners Briefwechsel, auch in Lessing Briefwechsel mit mehrern Gelehrten, die seine Zeitgenosse

waren, finden sich Briefe, die hieher gehören. Die besten und interessantesten gehen aber gewiß fürs größere Publikum, wie die vorzüglichsten Empfindungsbriefe, verloren, weil man sie aus Privatrücksichten nicht bekannt werden läßt.)

§. 198.

dd) Belehrende (didactische) Briefe.

Der didactische Brief hat die Bestimmung, entweder eine wirklich abwesende, oder eine fingirte Person über gewisse wissenschaftliche Gegenstände und Theile der menschlichen Erkenntniß zu unterrichten und zu belehren. Er gehört daher, dem Stoffe nach, eigentlich zu der vierten Gattung des prosaischen Styls, zum Lehrstyle; aber da er den wissenschaftlichen Stoff für individuelle Zwecke bearbeitet, und denselben unter der Einkleidung des Briefes, deutlicher, lebhafter, geschmackvoller und ohne Terminologie und Polemik, wie es in Kompendien und Systemen geschieht, darstellen will; so gehört er allerdings, wenn er diese letztern Bedingungen hinreichend erfüllt, dem Briefstyle an. Entlehnt er aber blos das Außerwesentliche des Briefstyls, die Anrede, die zufälligen Uebergänge und den Schluß, von demselben, und fehlen ihm übrigens alle Eigenschaften des Briefes; so muß man ihn eben so an den Lehrstyl abgeben, wie der Geschäftsbrief zunächst dem Geschäftsstyle angehört.

Soll der didactische Brief seinem Zwecke entsprechen; so muß sich der wissenschaftliche Stoff der Form gefällig anschmiegen. Man muß einen wirklichen Brief lesen, dessen Inhalt aber aus irgend einem wissenschaftlichen Gebiete entlehnt ist, und dieser Inhalt muß durch die Briefform so modificirt werden, daß er, in Hinsicht auf Belehrung, auf den Lesenden denselben Eindruck hervorbringt, welchen, in Hinsicht auf vertrauliche Mittheilung und Eröffnung, der Empfindungsbrief hervorzubringen bestimmt ist. Je schwerer diese Aufgabe zu lösen ist, und je weniger wir noch gute und zweckmäßige didactische Briefe besitzen, welche dieser Forderung entsprächen; desto mehr müssen die Begriffe darüber berichtigt werden.

Es ist an sich nicht ungereimt, irgend eine abwesende Person, deren intellectuelle Kultur man nach allen ihren Abstufungen und Graden genau kennt, über wissenschaftliche Gegenstände in Briefen zu belehren, um die Lücken in ihrer Erkenntniß auszugleichen, die noch vorhandnen Irrthümer zu heben, und dem ganzen Kreise ihrer Einsichten mehr Rundung, Licht und innern Zusammenhang zu geben. Dabei muß aber in dieser Art von Briefen die Rücksicht auf die Individualität der Person, an welche man schreibt, genau mit dem wissenschaftlichen Inhalte selbst verschmelzen, und durch die Form beides unzertrennlich verbunden werden; dann ist den Forderungen des Briefstyls überhaupt und der wissenschaftlichen Tendenz zugleich Genüge geschehen. — Briefe dieser Art werden daher wissenschaftlich gebildete Väter an ihre Kinder, und Erzieher oder Lehrer an ihre Zöglinge am zweckmäßigsten schreiben, weil sie nie im Briefe die ganz bestimmte Rücksicht auf den individuellen Grad der Kultur des Abwesenden aus den Augen verlieren, und doch dabei, wegen der persönlichen Bekanntschaft mit demselben, nie in den bloßen Docirton fallen, und ins Blaue hineindemonstriren werden. Je mehr diese Briefe auf die Bedürfnisse eines einzigen Individuums berechnet sind; desto mehr nähern sie sich ihrer Bestimmung. Je allgemeiner sie sind; desto weiter entfernen sie sich von derselben. Denn entweder wird man dann bei dem Abwesenden zu viel Vorkenntnisse schon voraussetzen; oder man wird zu weit ausholen, und gedehnt und weitschweifig werden.

Mit größerer Vorsicht muß man noch verfahren, wenn man bei dem didactischen Briefe keine bestimmte Person im Auge hat, sondern sich eine fingirt, an welche man sich über wissenschaftliche Gegenstände mittheilt. Soll dann der Versuch nicht mißlingen; so muß diese fingirte Person eben so bestimmt gedacht werden, als eine wirklich vorhandene, d. h. man muß einen gewissen Standpunct intellectueller Kultur für die fingirte Person annehmen, ihr gewisse Vorkenntnisse beilegen, bei ihr gewisse wissenschaftliche Bedürfnisse voraussetzen, und so speciell verfahren, als möglich. Thut man dies nicht; so liefert man gelehrte Abhand-

lungen und Aufsätze, denen man die Ueberschrift: Brief gibt, entfernt sich aber ganz von dem Wesen und dem Charakter des didactischen Briefes. Bei dem Vorsatze also, wissenschaftliche Gegenstände in einer fortlaufenden Reihe von Briefen zu behandeln, kommt es auf die Fertigkeit im Briefstyle eben so an, wie auf das Bemächtigen des darzustellenden wissenschaftlichen Stoffes. Wer sich diesem Geschäfte unterzieht, muß Gewandtheit und lange Uebung in beiden Gattungen des Styls, im Briefstyle und im didactischen Style, besitzen; sonst liefert er Schulchrien, oder Kathedervorlesungen statt Briefe. Wer aber jener beiden Gattungen des Styls mächtig ist, mithin berechnen kann, daß er in Hinsicht auf die Form, unter welcher der wissenschaftliche Gegenstand erscheinen soll, nie verlegen seyn wird; wer ferner zugleich irgend eine Wissenschaft so übersieht, und sich dieselbe so verdeutlicht hat, daß er sie für die unbestimmt gedachten Bedürfnisse einer fingirten Person vorzutragen vermag; der wird dann allerdings ein Kunstwerk in einer Gattung liefern, die zwar von teutschen Gelehrten mehrmals, aber mit geringem Erfolge angebaut worden ist, sobald man nämlich dem didactischen Briefe den Charakter des Briefstyls überhaupt nicht erlassen, und unter der Rubrik desselben sich mit gelehrten Aufsätzen begnügen will. Der gelungene Versuch in jener Art wird aber auch die dargestellte Wissenschaft in den Kreis von Personen bringen, welche durch die neue Ansicht derselben in der Briefform Interesse dafür fühlen werden. Durch einen solchen gelungenen Versuch werden die Wissenschaften fruchtbarer und dem wirklichen Leben angemessener gemacht, sie werden der Schulsprache und der schwerfälligen Terminologie, so wie der Polemik entkleidet, und ein Mittel werden, die übrigen Volksklassen, die sich nicht dem gelehrten Stande widmen, an den Resultaten der ersten Denker der Nation Theil nehmen zu lassen. Nothwendig muß der wissenschaftliche Anstrich und die systematische Folge der Theile auch in dem didactischen Briefe bleiben; aber das, was der Speculation, als solcher, zugehört, muß von ihm ausgeschlossen werden. Speculative Köpfe, die sich in der

Mitte eines von ihnen durchdachten philosophischen Systems bewegen, und Stubengelehrte, welche die wirkliche Welt und die Bedürfnisse der gebildeten Volksklassen nicht gehörig kennen, werden daher, bei aller Gelehrsamkeit, an Versuchen dieser Art am ersten scheitern. Die Leichtigkeit und Gewandtheit, welche der Briefstyl erfordert, wird ihnen fehlen; immer werden sie demonstriren, und die Grenzen von dem überschreiten, was eigentlich aus den Wissenschaften in einen weitern Kreis gehört; immer wird in ihrer versuchten populären und geschmackvollen Darstellung eine gewisse Trockenheit und Steifheit sichtbar werden, die von dem frohen und üppigen Leben, welches den Brief in seiner höhern Vollkommenheit durchdringt, sehr entfernt ist. —

Uebrigens kann jede Wissenschaft so dargestellt werden, daß sie sich für den didactischen Brief eignet; aber nur auf das Wie? und auf das Wieviel? kommt alles an. Nicht alle Theile einer speculativen Wissenschaft verstatten die Briefform, und es gehört ein sehr sicherer Tact in der Uebersicht der Wissenschaft, so wie eine sehr genaue Bekanntschaft mit den wissenschaftlichen Bedürfnissen gebildeteter, aber nicht studirter, oder erst im Studiren begriffener Personen dazu, um nichts wegzulassen, was der systematischen Ordnung nachtheilig werden könnte, und nichts aufzunehmen, was der Darstellung im Briefe, nach dem Charakter des Briefstyls, unfähig ist. Nur muß der didactische Brief alles gelehrte Zanken von sich ausschließen. Der Briefstyl ist der Antipode der Polemik.

Hieher gehören: J. G. Herder, Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 4 Theile, 2te Aufl. Weimar 1785. — J. G. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 10 Bändchen, sind keine eigentlichen Briefe. — Mehr sind es seine Briefe über die Frage: wie die Alten den Tod gebildet? im 2ten Bande seinen zerstreuten Blätter, S. 273. ff. — Meisterhaft in der Diction sind Moses Mendelsohns Briefe über die Empfindungen, im 1 Th. seiner philos. Schriften. — F. H. Jacobi, über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Moses Mendelssohn. 2te Aufl. Bresl. 1789. — Dusch, moralische Briefe zur Bildung des Herzens, 2 Theile, gehören mehr zu den Em-

pfindungsbriefen, als zu den didactischen. — K. L. Reinhold, Briefe über die Kantische Philosophie. 2 Theile. 1790-92. — K. H. Heydenreich, Briefe über den Atheismus. Leipz. 1796. — J. C. Hoffbauer, Naturlehre der Seele in Briefen. Halle 1796. — K. L. Pörschke, Briefe über die Metaphysik der Natur. Königsb. 1800. — K. G. Schelle, Briefe über Garve's Schriften und Philosophie. Leipzig 1800. — K. L. Reinhold, Sendschreiben an J. C. Lavater und J. G. Fichte, über den Glauben an Gott. Hamb. 1799. — J. G. Münch, werden wir uns wieder sehen nach dem Tode; Briefe an Emma. Bayreuth 1798. — J. G. Müller, Briefe über das Studium der Wissenschaften ꝛc. Zürich 1798. — K. F. Sintenis, Briefe über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, 4 Theile. — K. F. Sintenis, theologische Briefe. — A. H. Niemeyer, Zuschrift an Theologie Studirende. — Fr. Maier, Briefe über das Ideal der Geschichte, Lübeck 1796. — J. A. Eberhard, Handbuch der Aesthetik in Briefen. 2 Theile. Halle 1803. — (Hieher gehören auch: die ältern Literaturbriefe, und Merkels Briefe an ein Frauenzimmer ꝛc. Jahrgänge 1801 und 1802.)

§. 199.

Ueber den Briefwechsel der Gelehrten.

So gewiß es ist, daß der Briefwechsel denkender Männer, besonders solcher, die ihrem Zeitalter eine gewisse Richtung gaben, für Andre sehr interessant ist; so darf man doch auch nie vergessen, daß Gelehrte ihre Briefe oft sehr eilig hinwerfen; daß diesen Briefen, eben weil sie nur für Einen Freund und nicht fürs größere Publikum berechnet sind, die Feile abgehen muß, welche vielleicht in ihren mühsam bearbeiteten Schriften sichtbar wird; daß in diesen Briefen oft Beziehungen und Rücksichten vorkommen, die entweder nur für den Schreibenden und seinen Freund Interesse haben, oder die auf literarische Ereignisse gehen, welche nur zu einer gewissen Zeit Sensation erregten. Will man also den Briefwechsel von Gelehrten, besonders von verstorbenen Gelehrten dem Publikum vorlegen; so vergesse man nie, daß der Verstorbene durch diese Briefe nicht unbedeutender erscheinen dürfe, als er in seinen Schriften erschien; daß man nicht moralische Blößen an ihm dadurch aufdecke, die nun, nach seinem Tode, seinem Rufe nachtheilig werden

könnten; daß man, wenn die Briefe des Verstorbenen übrigens lehrreich sind, das Unbedeutende und blos Temporelle und Lokale darin unterdrücke, und daß man durch die Bekanntmachung dieser Briefe nicht noch lebende Gelehrte compromittire, welche sich dem Verstorbenen öfter anvertrauten, es aber nie erwarteten, daß ihre freundschaftlichen Aeußerungen zur Publicität gelangen, und ihnen entweder persönliche Feinde, oder bittere Ausfälle, auch vielleicht Erinnerungen von ihren Vorgesetzten zuziehen würden. Deshalb falle die Herausgabe eines solchen Briefwechsels immer in die Hände humaner und vorsichtiger Männer, die nicht aus Gewinnsucht, nicht aus übelverstandner Vorliebe für alles, was der Verstorbene schrieb, und nicht vielleicht sogar aus Abneigung gegen gewisse Männer, welche mit dem Verstorbenen im Briefwechsel standen, nun dessen ganzen Nachlaß ohne Auswahl dem Publikum und ohne Discretion gegen den Nachruhm des Verstorbenen und gegen die bürgerlichen Verhältnisse der Lebenden übergeben.

Hieher gehören vorzüglich theils wegen ihres literarischen Werthes, theils wegen des freundschaftlichen Tons, der in ihnen herrscht, theils wegen des guten Styls: Gellerts Briefe, in seinen sämmtlichen Schriften. Th. 4. ff. — G. W. Rabeners Briefe, nach seinem Tod herausgegeben von Weiße. Leipzig 1772. — Briefe von J. G. Jacobi. Berlin 1768. — Briefe von Gleim und Jacobi. Berlin 1778. — Thom. Abbts freundschaftliche Correspondenz. Berlin 1782. — Winkelmanns Briefe an seine Freunde. Dresd. 1777. — Dessen Briefe an seine Freunde in der Schweiz Zürich 1778. - C. H. v. Hagedorn, Briefwechsel über die Kunst, herausgegeben von Baden. Leipz. 1797. — J. H. Lambert gelehrter Briefwechsel; herausgegeben von Bernoulli, 4 Bände. Dessau 1782. ff. — G. E. Lessing, Briefwechsel mit Gleim; Berlin 1794. Dessen Briefwechsel mit seinem Bruder; Berl. 1794. Dessen Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai. Berlin 1794. — Dessen Briefwechsel zwischen ihm und seiner Frau. 2 Th. Berlin. 1789. — Dessen gelehrter Briefwechsel zwischen ihm, Reiske und Moses Mendelssohn, 2 Th. Berlin 1789. machen auch den 26—30 Theil seiner sämmtl. vermischten Schriften aus. — Briefe von Garve an C. F. Weiße und einige andere Freunde. 2 Th. Bresl. 1803. — Garve vertraute Briefe

an eine Freundin. Leipzig 1801. — J. D. Michaelis literarischer Briefwechsel, herausgegeben von Buhle, 3 Theile. Leipzig 1794. ff. — Sal. Gesners Briefwechsel mit seinem Sohne in Dresden und Rom. Zürich 1801. — Zum Theil gehören auch hieher die Briefe angesehener Gelehrten ꝛc. an C. F. Bahrdt. 5 Theile. Leipz. 1798. u. Mauvillons Briefwechsel 1801.

§. 200.

Ueber den Briefwechsel der Frauenzimmer.

Wenn es wahr ist, daß das weibliche Geschlecht, sobald es Bildung durch Erziehung, Lectüre und Umgang erlangt hat, oft heller sieht, schärfer ergreift, treuer wiedergibt und tiefer fühlet, als das männliche; so muß der Briefwechsel gebildeter Personen des andern Geschlechts höchst interessant seyn. Zur Publicität sind zwar verhältnißmäßig nur wenige Briefwechsel dieser Art gekommen; aber sie sind zum Vortheile des andern Geschlechts ausgefallen. Sehr wahr erklärt sich Gellert *) über die Erscheinung, daß Frauenzimmer natürlichere Briefe schreiben, als Mannspersonen: „Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bei uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bei ihnen geschwind der andern Platz; daher halten sie sich selten bei einem guten Gedanken zu lange auf. Wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie ihre Eindrücke, leicht; sie tragen ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefes, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben; so wird ihr Brief desto freier und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemähldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese

*) Practische Abhandl. von dem guten Geschmack in Briefen. S. 60. ff.

gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben.“ Zwar darf man in Hinsicht auf grammatische und orthographische Korrectheit und in Betreff der Interpunction nicht zu streng in seinen Forderungen an Frauenzimmerbriefe seyn; auch werden ihre Briefe selten Gründlichkeit haben; aber wer Geschmeidigkeit und Gewandtheit im Briefstyle sich erwerben will, der lese Frauenzimmerbriefe, oder bilde sich im Umgange mit gebildeten Personen des andern Geschlechts. Die Grenzlinie des Schicklichen, die feinern Berührungspuncte des gesellschaftlichen Lebens werden von ihnen sicherer gefunden und festgehalten, als von dem männlichen Geschlechte. —

Als Muster von Ausländern gehören hieher die Briefe der Marquise von Sevigné an ihre Tochter; die Briefe der Ninon de l'Enclos *) und die Briefe der Babet. — Unter den Teutschen haben sich als Schriftstellerinen ausgezeichnet: Louise A. V. Gottsched, sämmtliche Briefe; 4 Theile. Dresden 1771 ff. Soph. de la Roche, Rosaliens Briefe, 3 Theile. N. Aufl. 1791, und deren Briefe an Lina 3 Theile, 1797. N. Aufl. —

§. 201.

Ueber Dedikationen.

Dedikationen sind, der Form nach, Briefe, haben aber die eigenthümliche Bestimmung, ein herausgegebenes Buch einer oder mehrern Personen zu widmen, denen man dadurch öffentlich seine Verehrung und Dankbarkeit, oder seine Liebe und Anhänglichkeit bezeugen will. Sie werden also entweder an regierende Personen, an Staatsbeamte und an unmittelbare Vorgesetzte, oder an Personen von gleichem Stande und ähnlichen Verhältnissen, an Aeltern, Geschwister, Verwandte, Freunde oder geachtete Gelehrte, bisweilen auch an verehrte Frauenzimmer gerichtet.

Was ihre Form betrifft; so ist es entweder ein mehr oder weniger langer eigentlicher Zueignungsbrief, oder man bezeichnet

*) Uebersetzt unter dem Titel: Geheimer Briefwechsel zwischen Ninon von Lenclos, Marqu: von Villancaux und der Demoiselle d'Aubigné, nachmal. Frau von Maintenon. Leipzig 1796.

die Dedikation nur mit wenigen Worten auf den nächsten Blatte hinter dem Titelblatte. – In der leztern Hinsicht hüte man sich zunächst aus dem Ton der edlen Simplicität zu fallen, und durch eine Häufung von Prädicaten (z. B. dem trefflichen, bewunderten ꝛc.) sich und den zu kompromittiren, an welchen die Dedikation gerichtet ist. Im ersten Falle aber, wenn man einen eignen Zueignungsbrief schreibt, vergesse man folgende Rücksichten nicht:

1) Der Zueignungsbrief ist **Brief**, und muß also auch den allgemeinen **eigenthümlichen** Charakter dieser stylistischen Gattung behaupten. Er muß **Ein** Ganzes seyn.

2) Der Zueignungsbrief gehört, je nachdem die Person gewählt ist, an welche man ihn richtet, entweder zum **Wohlstands**- oder zum **Empfindungsbriefe**. Als Geschäftsbrief kann er nie angesehen werden, und Briefe **des Witzes** in Dedikationen zeigen von einem unreifen und einseitigen Geschmacke. Die Dedikation muß also nach den **besondern** Eigenthümlichkeiten des Wohlstands- oder Empfindungsbriefes bearbeitet seyn.

3) Der Zueignungsbrief, er gehöre zum Wohlstands- oder Empfindungsbriefe, ist kein Privatbrief, sondern ein **öffentlicher**. Nie darf diese Rücksicht bei der Dedication aus den Augen verloren werden. Alles, was für die Publicität zu speciell ist, muß aus derselben hinwegfallen.

4) Nichts desto weniger muß die Dedication **ganz individuell** seyn, d. h. sie muß ganz aus dem Verhältnisse hervorgehen, in welchem wir zu der Person stehen, an welche sie gerichtet ist; sie muß so beschaffen seyn, daß sie durchaus von keinem andern Verfasser herrühren und an keine andere Person gerichtet seyn könnte.

5) Die Dedication muß aber auch, durch eine gute Wendung, die weder Schmeichelei, noch Affectation, noch Zwang verräth, das **Buch**, vor dem sie steht, **mit der Person in Verbindung** bringen, an welche sie gerichtet ist. Man darf also z. B. einem Theologen nicht eine Geschichte der Kriegskunst, oder eine Theorie des Straßenbaues u. s. w. dediciren; das Buch muß eine Bezie-

hung haben, welche die Person interessirt, an welche man die Dedication richtet. Diese Beziehung darf aber auch nicht erkünstelt seyn.

6) Die Dedication darf der Person, an welche sie gerichtet ist, nichts beilegen, was gegen die öffentliche Meinung verstößt, welche von dieser Person herrschend ist.

7) Da die Dedication an höhere kein Geschäfts- sondern ein Wohlstandsbrief ist; so enthält sie sich der steifen Convenienz, aber sie beobachtet die recipirte Courtoisie. Sie wird nie vertraulich; aber sie sinkt weder zur Kriecheri, noch zu Ausdrücken herab, durch welche der Verfasser sich vor dem Publikum herabsetzen, und selbst in den Augen dessen verlieren muß, an den sie gerichtet ist. — Die Dedication an gleiche Personen darf herzlich, aber nicht zu vertraulich seyn. Besonders ist der Ausdruck der edlen Dankbarkeit und der reinen Hochachtung nicht mit Uebertreibungen vereinbar. Freunden sage man in keiner Dedication, was sie der Welt, sondern blos, was sie uns sind. — Dedicationen an Frauenzimmer verlangen des Kredits wegen, in welchem wir und diese Person öffentlich stehen, die größte Feinheit und Zartheit im Ausdrucke. Nicht selten hat die Person, an welche die Dedication gerichtet ist, theils des Inhalts des Buchs, theils des Inhalts der Dedication wegen, mehr dabei zu verlieren, und besitzt ein feineres Gefühl, als der, der die Dedication niederschreibt.

8) Dedicationen müssen so kurz als möglich seyn. Sie sind keine gelehrten Abhandlungen; sie sind Briefe. Man kann die Tendenz des Buches selbst erwähnen; aber nicht über den Inhalt desselben commentiren. Die Dedication dient nicht statt der Vorrede. — Lange Dedicationen ermüden, und sind gewöhnlich verfehlt im Tone und in der Haltung.

9) Dedicationen an ganze Corporationen, (z. B. an Rathscollegia, an ganze Stände, an Schulklassen ꝛc.) zeigen immer von einem unrichtigen Geschmacke, wenn nicht besondere Verhältnisse jene Rücksicht verstatten.

10) Dedicationen an höhere Personen müssen nie als ein Erwerbsmittel angesehen werden. Es heißt den Stand des Gelehrten herabwürdigen, wenn man Vornehme durch Dedicationen in Contribution setzen will.

Wir haben bis itzt unzählige unschickliche, überspannte und einseitige, aber noch wenige gute Dedicationen. Sonnenfels hat sein Handbuch der innern Staatsverfassung mit einer braven Dedication an den Kaiser; Heydenreich seine Grundsätze zur Bildung für Verstand und Herz, mit einer sehr edlen Dedication an den König von Preußen; Garve eine seiner Schriften mit einer sehr herzlichen Zueignung an C. F. Weiße, ausgestattet, die man als Muster in speciellen Fällen betrachten kann.

§. 202.

β) Charakter des Briefstyls.

Wenn der Brief (§. 194.) im Allgemeinen die Bestimmung hat, die Verhältnisse des Wohlstandes, der Vertraulichkeit und der frohen Laune, zwischen uns und Abwesenden zu unterhalten; wenn er an die Stelle der mündlichen Conversation tritt; so muß er auch in der That das zu ersetzen suchen, wofür er das Surrogat ist, nämlich die mündliche Unterhaltung. Zwar spricht in ihm nur Einer allein; aber er spricht mit Vergegenwärtigung aller der Beziehungen, in welchen er mit der abwesenden Person steht, und alles dessen, was diese ihm erwiedern könnte auf das, was er vorträgt. Alles also, was der persönliche Umgang und das gegenseitige Verhältniß, in welchem wir zu der abwesenden Person stehen, bei ihrer Anwesenheit von uns verlangen würde; alles was wir da zu sagen und zu leisten im Stande wären; davon muß der Brief den reinen und unverfälschten Ausdruck enthalten. Er muß deshalb gleichsam in dem Abwesenden ein sinnliches Bild von unsrer gegenseitigen Verbindung erwecken, und alles das treu wiedergeben, was in Hinsicht auf Convenienz und Höflichkeit beim Umgange mit Höhern, und in Hinsicht auf Herzlichkeit, Offenheit und Vertraulichkeit beim Umgange mit unsern Freunden von uns erwartet werden kann.

Ob nun gleich der Brief ganz nach dem Tone der bessern Conversation eingerichtet seyn, und diesen nachahmen muß; so darf sich doch die mündliche Unterhaltung einige Nachlässigkeiten, in der Wahl und Bestimmtheit des Ausdruckes eher erlauben, als der Brief *). Das, was die mündliche Unterhaltuug oft etwas weiter ausdehnt, beschränkt der Brief auf wenige Sätze. Das, was die mündliche Unterhaltung nicht selten zufällig und absichtlich in die Nähe und Ferne verstreut, sammlet der Brief mehr nach den Gesetzen einer natürlichen Ordnung und Folge der Begriffe auf einander. Der Faden, der in der mündlichen Unterhaltung, oft ohne in einem Mittelpuncte zu enden, willkührlich fortläuft, wird im Briefe aus der Mitte eines Hauptbegriffes und Gegenstandes ausgesponnen, welcher die nächste Veranlassung zum Briefe gab.

Das Festhalten dieses Begriffes im Briefe, und die Darstellung desselben für die abwesende Person nach allen Modifikationen der gegenseitigen Verhältnisse, die zwischen uns und ihr statt finden, ist daher das Eigenthümliche, der unterscheidende Charakter des Briefstyls von jeder andern Gattung schriftlicher Aufsätze. Die Anrede und der Beschluß müssen als untergeordnete Theile des Hauptbegriffs in der Darstellung erscheinen. Ihre Einkleidung richtet sich nach der für den Hauptbegriff nöthigen Umgebung, und muß mit der Darstellung des Hauptbegriffes so unmerklich zu Einem Ganzen verschmolzen seyn, daß man den Uebergang von der Anrede und Einleitung auf den Hauptbegriff so wenig wahrnimmt, wie man sich an der Schlußformel befindet, ohne daß man im Lesen es fühlt, wie sich diese Wendung zum Schlusse an die vollendete Darstellung des Hauptbegriffes angeschlossen hat. — Denn, wenn in einem logisch geordneten Entwurfe, z. B. in einem Aufsatze aus dem didactischen Style, es nöthig ist, daß man die logische Aufeinanderfolge der Begriffe wenigstens etwas erkenne

*) Plus habent epistolae nativi sensus quam orationes; *plus etiam maturitatis, quam colloquia subita. Baco.* de augm. scient. libr. 2, c. 12.

und wahrnehme; so ist es im Gegentheil das Zeichen eines guten Briefes, wenn alle seine Theile so in einander verschmelzen, daß man ihre Folge gar nicht bemerkt, und daß die logische Haltung der Begriffe nach dieser Folge sich mehr dem Gefühle, als dem Verstande aufdringt. Uebrigens überrede man sich nie, daß es gleichgültig sey, wie die einzelnen Theile eines Briefes auf einander folgen, und mit einander verbunden sind; von der natürlichen und leichten Verbindung, von der ebenmäßigen Haltung und Durchführung, von der geschmackvollen Schattirung der einzelnen Parthien, aus welchen der Brief besteht, hängt durchaus der Effect desselben ab. Allerdings muß die Freiheit in der Bewegung zunächst aus dem Briefe hervorschimmern; aber sie muß im innigsten Verhältnisse mit den Gesetzen der Ordnung und Deutlichkeit stehen. Findet irgend eine Kunst im Briefstyle statt; so besteht sie in der Sicherheit und Gewandtheit, mit welcher sich um den Hauptgegenstand alles herum bewegt, doch so, daß die einzelnen Glieder und Theile des Ganzen mit dem Hauptgegenstande selbst so verwebt sind, daß man ihr allmähliges Hinübergleiten in einander nur durch scharfes Analysiren finden kann; daß ferner die Darstellung sich so durch Leichtigkeit und Natürlichkeit auszeichnet, daß man gar keine Kunst zu ahnen glaubt, daß nirgends eine Spur von Aengstlichkeit, Geschraubtheit und Erzwungenheit sichtbar wird, und daß der ganze Brief so innig in sich zusammenhängt, daß man, wenn anders ein ästhetisches Ganze bleiben soll, kein Glied desselben von ihm trennen kann.

§. 203.

Fortsetzung.

Nächst diesen allgemeinen Zügen, welche zu dem Charakter des Briefstyls gehören, müssen noch folgende besondere Rücksichten nie vernachlässiget werden. Es muß im Briefe, so weit als es sein Gegenstand erlaubt, das Ich so wenig als möglich sichtbar seyn; das Du, d. h. die abwesende Person muß gleichsam im Vordergrunde stehen; die ganze Darstellung des Briefes muß so genau auf sie

bezogen, sie selbst muß so in den Mittelpunkt des Interesse am Gegenstande gestellt seyn, daß sie die Ueberzeugung gewinnt, (wie es denn auch wirklich die Bestimmung des Briefes ist,) daß Alles nur um ihrentwillen geschrieben, und deshalb auf diese Art dargestellt sey. — Es dürfen ferner im Briefe die Rücksichten auf die Verhältnisse nie vernachlässigt seyn, in welchen wir zu der abwesenden Person stehen; die Rücksichten auf ihr Lebensalter, auf ihren Stand, auf ihre Denkungsart, auf ihre Grundsätze, weil die äußere Farbe des Briefes nothwendig sich nach allen diesen Beziehungen richten muß. Der Bejahrte schreibt anders an den Jüngling, als der Jüngling an den Freund von gleichen Jahren; denn das Kolorit des Lebensalters ist beinahe in jedem Briefe in mehr oder minder hellen oder dunkeln Zügen zu erkennen. Die Beobachtung der Formen der Convenienz im Wohlstandsbriefe nähert sich zwar dem Rigorismus des Geschäftsstyls, wird aber gemildert durch die besondern Eigenthümlichkeiten dieser Briefgattung (§. 195). Der bloße Geschäftsbrief, der hier von dem Briefstyle ganz ausgeschlossen wird, bewegt sich zunächst in den recipirten Formen des Geschäftsstyles *) — Der gute Brief soll aber nicht allein der treue und wahre Ausdruck der eignen individuellen Stimmung des Schreibenden seyn; er soll auch gleichsam im Vorgefühle die Stimmung der abwesenden Person ahnen und sich vergegenwärtigen, in wel-

*) Im Briefe der Empfindung fallen die Ueberschriften und die ausführlichen Unterschriften, so wie der längere Eingang und die wiederholten Zusicherungen der Ergebenheit u. d. gl. gegen das Ende, hinweg. Er muß wie aus dem Ganzen seyn; obgleich der Ausdruck der Verhältnisse, in welchen Kinder zu ihren Aeltern, Zöglinge zu ihren Lehrern u. s. w. stehen, immer charakteristisch seyn muß. — Der Brief des Witzes und der Laune vernachlässigt noch bestimmter die recipirte Courtoisie, da er nie anders, als unter gleichen Verhältnissen der schreibenden Personen statt finden kann, dahingegen bei dem Empfindungsbriefe doch nicht selten ungleiche — obgleich vertrauliche — Verhältnisse, z. B. zwischen Aeltern und Kindern vorkommen.

cher sie sich im Augenblicke des Empfanges des Briefes befindet, besonders aber die, in welche sie durch das Lesen des Briefes versetzt werden wird. Irgend eine Stimmung muß jeder Brief in dem lesenden veranlassen; je sicherer diejenige Stimmung hervorgebracht wird, welche der Schreibende beabsichtigte, desto zweckmäßiger ist der Brief. —

Die beantwortenden Briefe sind zwar von der Seite ohne Schwierigkeit, daß der Stoff zu denselben genau bestimmt ist; aber von einer andern Seite verlangen sie deshalb eine höhere Sorgfalt, weil sie nichts vernachlässigen dürfen, was in dem Briefe angedeutet ist, der beantwortet werden soll. Ein beantwortender Brief muß sich daher ganz über den Inhalt des empfangenen verbreiten; er muß sich über die Gegenstände desselben mit Genauigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit erklären, so daß der Empfänger nach seiner Erwartung befriedigt wird; er muß, wo möglich, in demselben Tone gehalten seyn, wie der empfangne und seine Absendung darf nicht aufgeschoben werden, besonders wenn die Angelegenheit, die er betrifft, für eine von beiden Personen, oder auch für eine dritte dabei interessirte Person, dringend ist. Sollte der Ton des empfangnen Briefes unverständlich und unbestimmt seyn; so sucht man der Antwort so viel Bestimmtheit zu geben, als es möglich ist. Ist der Ton des empfangnen Briefes aber bitter und beleidigend; so verlangt es Moralität und Klugheit, daß man die Beantwortung des beleidigten Briefes so lange aufschiebt, bis man jenen Brief mit Ruhe lesen und mit Fassung beantworten kann. Durch neue Ausfälle die Bitterkeit höher zu treiben, ist weder klug noch gut. Oft ist Stillschweigen die beste Antwort.

Man hat zwischen Briefen und Sendschreiben unterschieden, und bezeichnet mit dem letztern Worte gewöhnlich längere Briefe. — Mehr muß man das Billet von dem eigentlichen Briefe unterscheiden, da es an sich nur ein unvollendeter Brief ist, der eine gewisse gelegenheitliche Veranlassung hat, die aber, wo möglich, augenblicklich befriedigt werden muß. Das Billet wird gebraucht bei

augenblicklich nöthigen Anfragen; bei schnell verlangten Antworten; oder bei gewissen minder wichtigen Gegenständen des häuslichen Lebens, welche keinen hinreichenden Stoff zu einem ordentlichen Briefe darbieten, z. B. Einladungen zum Essen, zum Spazierengehen; Bitte um ein Buch u. s. w. Das Billet enthält sich ganz des conventionellen Eingangs und Schlusses, und fängt sogleich mit dem Gegenstande selbst an, den es kurz und faßlich darstellt, ohne ihn weiter auszuführen. Am Schlusse ist die bloße Unterzeichnung des Namens hinreichend. Da das Billet nicht auf die Post gegeben werden kann; so unterscheidet es sich auch durch das Zusammenlegen des Papiers, von dem eigentlichen Briefe. Selbst Vorgesetzte können in dringenden Fällen, wo schleunige Anfragen oder schleunige Antworten nöthig werden, den Empfang eines Billets nicht übel aufnehmen. — Ueber die übrigen Förmlichkeiten beim Schreiben eines Briefes, z. B. über die Feinheit des Papiers, über den Bruch am Rande, über das Versiegeln, Couvert, über die Aufschriften ꝛc. geben gute Briefsteller hinreichende Auskunft. —

Des Wortes: Epistel bedient man sich bloß für den poetischen Brief, weshalb auch die poetische Epistel unter den Untergattungen des poetischen Styls behandelt wird.

§. 204.

γ) Ueber die Eigenschaften, welche dem Briefstyle zukommen müssen.

Wenn bei dem Wohlstandsbriefe zunächst der Verstand, bei dem Empfindungsbriefe zunächst das Gefühlsvermögen, bei dem Briefe des Witzes und der Laune zunächst der Witz, und bei dem didactischen Briefe wieder zunächst der Verstand thätig ist; so wird, bei dieser hervorstechenden Thätigkeit des einen geistigen Vermögens, der Antheil der übrigen an der Hervorbringung dieser Producte keinesweges ausgeschlossen. So wirken z. B. die Phantasie, zum Theil auch das Gefühlsvermögen bei dem Wohlstandsbriefe; bei dem Empfindungsbriefe sind alle geistige Kräfte in einer wohlthätigen Bewegung; dem Briefe des Witzes soll ebenfalls ein Zug der Empfindung und Theilnahme beigemischt seyn, weil sonst der Witz zu kalt und mit zu vieler Ueberlegenheit über den andern aufgetragen seyn würde; und in

dem didactischen Briefe kann Wärme an dem wissenschaftlichen Stoffe und das Verlangen sichtbar werden, denselben in einem weitern Kreise, durch gemeinnützigere Darstellung bekannt zu machen, und zu verbreiten. Je ebenmäßiger alle jene geistigen Anlagen ausgebildet sind; desto mehr werden sich die einzelnen Producte des Briefstyls der Vollkommenheit nähern.

Sind **Korrectheit** und **Schönheit** in engster **Verbindung** das untrügliche Merkmal der stylistischen Vollendung überhaupt; so werden auch die untergeordneten Eigenschaften dieser beiden Haupteigenschaften des Styls in den Untergattungen des Briefstyls sichtbar werden müssen.

Die untergeordneten Eigenschaften der **Korrectheit**, *) **Deutlichkeit, Klarheit, Vollständigkeit, Einheit, Angemessenheit, Natürlichkeit, Ordnung, Präcision**, **) **Treue** nnd **Sicherheit** dürfen in keiner Gattung des Briefstyls fehlen, wie dies schon einleuchtet, wenn man die nähere Bestimmung dieser Eigenschaften (§. 72.) aufsucht, und mit dem Charakter jeder einzelnen Untergattung des Briefstyls zusammenhält.

In Hinsicht auf die untergeordneten Eigenschaften der **Schönheit** (§. 99.), verlangen alle vier Untergattungen des Briefstyls: **Lebhaftigkeit**, die nur im Empfindungsbriefe in einzelnen Fällen, und im didactischen Briefe, nur wenn die Darstellung die höchsten Angelegenheiten der Menschheit betrifft, den Grad erreichen darf, den man **Feuer** nennt. — **Interesse** an der Form des Briefes sollte **durch die Form selbst**, eigentlich bei jedem Leser eines Briefes erreget werden. — **Anmuth** wird dem Wohlstandsbriefe und dem didactischen nur selten zukommen; ungern wird man sie aber im Empfindungsbriefe und im Briefe des Witzes vermissen. — Die **Leichtigkeit** und **Natürlich-**

*) In der Erziehung der weiblichen Jugend sollte man, besonders in den gebildeten Volksklassen, die Rücksicht auf Grammatik, und überhaupt auf Korrectheit des Ausdrucks, nicht länger so vernachlässigen, wie bisher.

) Hauptsächlich ist die **Weitschweifigkeit nirgends widerlicher, als im Briefstyle.

keit in der Darstellung dagegen ist für alle Untergattungen des Briefstyls ein dringendes Erforderniß. — Das Naive wird sich im Wohlstands- und didactischen Briefe beinahe nie, im Empfindungsbriefe nur unter gewissen Verhältnissen, und im Briefe des Witzes blos unter der Bedingung eines dem Naiven angemessenen Stoffes zeigen können. — Die Aehnlichkeit, welche durch die ebenmäßige Vertheilung, Haltung und Behandlung der stylistischen Form Wohlgefallen erregen soll, wird in allen Producten des Briefstyls um so nöthiger seyn, je kleiner, dem Umfange nach, der Brief als stylistisches Product ist, und je leichter also in demselben das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander übersehen werden kann. — Die Ueblichkeit und Schicklichkeit sind wesentliche Bedingungen für alle Untergattungen von Briefen, weil die Feinheit und Zartheit im Style von ihnen zunächst abhängt, zwei Eigenschaften, die den Werth des Wohlstands-, des Empfindungsbriefes und des Briefes des Witzes vorzüglich begründen. — Eben so muß Mannigfaltigkeit in den einzelnen Producten des Briefstyls herrschen; man muß nicht blos das Ganze der Form, sondern auch die Theile derselben mit Wohlgefallen betrachten. Dasselbe gilt von der Farbengebung, oder von der Vertheilung von Licht und Schatten, und von den Nüancen, die recht eigentlich in das Gebiet des Briefstyls gehören, und eben so den Wohlstandsbrief heben, wie sie dem Empfindungsbriefe und dem Briefe des Witzes Leben und Interesse geben. — Die Kraft der Diction modificirt sich im Briefstyle ganz nach dem Stoffe, der dargestellt wird. In gewissen Empfindungsbriefen wird sie auf den Leser einen tiefen Eindruck hervorbringen. — Das Edle im Style, das sich in dem unbefangnen und natürlichen Ausdruck moralischer Gefühle und Gesinnungen ankündigt, ist, als der Wiederschein unsrer innern Gesinnungen eine wesentliche Bedingung des Briefstyls. — Dagegen wird das Große, das Erhabene, das Pathetische, das Feierliche, das Kühne und Wunderbare nur höchst selten im Briefstyle anwendbar seyn. Vorzüglich muß man

sich vor dem Mißbrauche des Pathetischen im Empfindungsbriefe, und vor dem Mißbrauche des Feierlichen im Wohlstandsbriefe hüten. — Das **Rührende** gehört zunächst dem Empfindungsbriefe an, weil dieser der natürliche Erguß eines vollen Herzens ist. Im Wohlstandsbriefe kann die Anwendung desselben leicht zu Verirrungen von der eigentlichen Bestimmung dieser Untergattung des Briefstyls führen. — Dagegen wird die **Neuheit** in der Behandlung des Stoffes, besonders bei lange fortdauerndem Briefwechsel, dem letztern ein höheres Interesse geben, und die gediegene stylistische Fertigkeit des Schreibenden bewähren. — Der **Kontrast**, und das **Komische** gehören zunächst, bei einer weisen und behutsamen Anwendung, dem Briefe des Witzes an. — Der **bildliche** Ausdruck, der übrigens im Briefstyle nie überläuft und überladen seyn darf, muß sich zunächst nach der Haltung des ganzen Briefes richten. Nur zu oft wird er der Deutlichkeit, Leichtigkeit, Natürlichkeit und **Simplicität** in der Darstellung nachtheilig, welche die Basis des Briefstyls sind, besonders wenn sich mit diesen Eigenschaften noch **Einheit** und **Würde** vereinigen; die erste, um jeden Brief zu einem in sich vollendeten und isolirten Ganzen zu erheben, das eine Totalwirkung hervorzubringen vermögend ist; die zweite, um, durch die Angemessenheit des Stoffes zu den Gesetzen der Vernunft, nicht nur das Wohlgefallen an der **ganzen Form** nicht zu vermindern, sondern auch, **durch das harmonische Verhältniß zwischen Stoff und Form**, den beabsichtigten Eindruck um so tiefer zu begründen. —

Was die **rhetorischen Figuren** betrifft; so muß ihr Gebrauch im Briefstyle sehr vorsichtig und genau berechnet seyn. In diesem Gebrauche wird sich der bewährte Geschmack und die Schönheit im Ausdrucke selbst am zuverlässigsten beurkunden. Der Brief der Empfindung, und auch der Brief des Wohlstandes, **inwiefern er sich dem Empfindungsbriefe nähert**, wird zwar den Gebrauch der Figuren erlauben; doch dürfen nie die herrschenden Eigen-

schaften der Deutlichkeit, Leichtigkeit, Natürlichkeit, der Simplicität und Würde im Ausdrucke dadurch beeinträchtigt werden. Der Brief des Witzes hat ein freieres Spiel in Hinsicht auf den Gebrauch der Figuren; aber er kann auch durch denselben am leichtesten überspannt, oder mattherzig und widrig werden, wenn nicht ein innerer sicherer Tact den Stylisten vor dem Mißbrauche der Figuren bewahrt. Im didactischen Briefe beschränkt sich ihr Gebrauch mehr auf Belebung des Stoffes, als daß man sich ihrer zum bloßen Luxus im Style bedienen dürfte. Immer wird der Gebrauch der Figuren der Gradmesser des echten oder unechten Geschmacks des Stylisten seyn. —

Was Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 334. ff. und die, welche ihm wörtlich folgen, über die Eigenschaften des Briefstyls sagen, reicht, nach meiner Ueberzeugung, nicht hin, diesen Gegenstand zu erschöpfen; auch fehlt eine bestimmte Klassifikation der einzelnen Untergattungen des Briefstyls. — Das Brauchbarste enthält immer noch Gellerts practische Abhandlung über diese Eigenschaften des Briefstyls; aber es fehlt die systematische Uebersicht dieser Eigenschaften und die Zurückführung derselben auf ein letztes gemeinschaftliches stylistisches Princip, so wie überhaupt diese Abhandlung nur durch empirische in sich zusammenhängende, aber an sich sehr wahre und gut vorgetragne Regeln sich charakterisirt. So dringt er hauptsachlich auf Natürlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung und geht von dem sehr wahren Gedanken aus: daß der Brief eine freie Nachahmung des guten Gesprächs sey; daß er ganz speciell seyn müsse u. s. w. und zeigt darauf an ältern fehlerhaften Briefen von Neukirch u. a. wie sehr man sich vor Weitschweifigkeit, Uebertreibung und Schwulst zu hüten habe. Selbst das Kapitel: Schreibart der Briefe, in Eschenburgs Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften S. 302. ff. erschöpft den Gegenstand nicht. Dasselbe ist der Fall mit K. Reinhards Theorie und Literatur des teutschen Styls S. 245 ff. vergl. Snells Lehrbuch der teutschen Schreibart, S. 272. ff. — Voigtel, Lehrbuch der teutschen prosaischen Schreibart S. 268. f. hat dem ganzen Briefstyle nur eine Seite gewidmet. — Reichhaltig, obgleich nur nach empirischen Momenten, be-

handelt H. Blair, Vorles. über Rhetorik und schöne Wissenschaften, Th. 3, S. 257. ff. (nach der Uebersetzung von Schreiter,) die Schreibart in Briefen. Vorzüglich ist das, was er sagt, auf die Briefe der Gelehrten anwendbar. — Schärfer faßt Maaß, Rhetorik S. 332. ff. den Gesichtspunct, aus welchem man den Charakter des Briefstyls betrachten muß; doch konnte er sich, nach der Bestimmung jener Schrift, nur kurz darüber verbreiten. — Nach dem von mir für den Briefstyl gewählten Standpuncte habe ich ihn bearbeitet in meiner Theorie des teutschen Styls, Th. 2, S. 122 — 235; und compendiarisch in dem Elementarbuch des Wissensw. S. 301. ff.

§. 205.

d) Gebrauch der drei Schreibarten im Briefstyle.

Da der Brief ganz das Gepräge der Individualität des Schreibenden tragen muß, u. jeder Schreibende gewöhnlich entweder in der niedern, oder in der mittlern Schreibart eine gewisse Fertigkeit sich eigen macht; so wird er auch in seinen Briefen gewöhnlich diejenige Schreibart wählen, welche ihm am meisten zusagt. Deshalb kann nicht ganz genau für jede Untergattung des Briefstyls die anpassende Schreibart angegeben werden; nur im Allgemeinen kann man sagen, daß die niedere und mittlere Schreibart gleich anwendbar für alle vier Untergattungen des Briefstyls sind, wiewohl in den meisten Fällen die niedere Schreibart bei dem Wohlstandsbriefe und bei dem Briefe des Witzes, in vielen Fällen auch bei dem Empfindungsbriefe, — die mittlere Schreibart hingegen besonders bei dem didactischen Brief und in vielen Fällen auch bei dem Empfindungsbriefe zu wählen seyn dürfte. — Nur die höhere Schreibart sollte ganz von dem Briefstyle ausgeschlossen werden *). —

*) Selten ist es den Verfassern von Romanen gelungen, einzelne Briefe, besonders in dem höchsten Ausdrucke der Liebe in der höhern Schreibart zu halten. Die meisten sind verunglückt. Nur bei Jean Paul dürften sich einige finden, die aber, eben wegen ihrer ausgezeichneten Eigenthümlichkeit, nie Muster der Nachahmung werden können.

Der **Wohlstandsbrief** wird, je weniger unser Verhältniß gegen die Person, an welche er gerichtet ist, auf Empfindung beruht, in der niedern Schreibart am sichersten gehalten, weil in derselben der ausgebildete Verstand zwar nie ohne Mitwirkung der Phantasie sich zeigt, aber doch auch den stylistischen Ausdruck nie in ein Ueberströmen der Gefühle übergehen läßt. Nur dann, wenn der Wohlstandsbrief mit unsern wahren Gefühlen zusammentrifft, und wenn wir unsre Gefühle gegen die Person, an welche er gerichtet ist, zeigen dürfen, weil sie Empfänglichkeit für herzliche Theilnahme und subjective Bildung besitzt; nur dann wird für den Wohlstandsbrief die mittlere Schreibart gewählt werden können.

Der **Empfindungsbrief** wird die Schreibart am sichersten treffen, wenn er ein reiner Wiederschein, ein treuer, unverfälschter Ausdruck der Gefühle unsers Herzens ist. Je gebildeter die Person ist, an welche wir schreiben; je gleichmäßiger Vernunft und Phantasie in uns angebaut sind; desto leichter wird sich der Empfindungsbrief der mittlern Schreibart anschmiegen. Die niedere Scheibart aber ist eben so fähig, Empfindnngen des Herzens zu bezeichnen; nur freilich tragen sie in ihr nicht das hohe Kolorit, das sie durch den Gebrauch der mittlern Schreibart erhalten.

Der **Brief des Witzes**, welcher Heiterkeit und Frohsinn, bisweilen einen kecken, doch nie befriedigenden Uebermuth ausdruckt, gehört der niederen Schreibart an, weil der Witz dem Verstande näher, als dem Gefühle liegt. Er darf wegen des Niedrig-Komischen, das in ihn gehört, selbst bisweilen provinzielle, nur niemals niedrige und unwürdige Ausdrücke gebrauchen, und selbst jene dürfen ihm nicht aus Unbekanntschaft mit der Sprachrichtigkeit und Sprachreinigkeit, (mithin als Fehler) entfallen, sondern man muß es fühlen, daß er selbst mit der Sprache in seinem Uebermuthe kokettirt, und sie neckt, ohne sie zu beleidigen. Die feine leichte Haltung des Witzes; das schnelle Vorübergleiten über die Gegenstände, die dennoch treffend, oft mit einem einzigen Worte, charakterisirt sind; ein gewisser leichter Sinn (nicht Leichtsinn,) der weder sich noch

Andre schont, ohne doch je unsittlich zu werden; ein ohne Kunst und scheinbar ohne Absicht, herbeigeführtes Parodiren ernsthafter Gegenstände, ohne sie gemein zu machen; und unzählige andere Nüancen verlangen, daß der Brief des Witzes in der niedern Schreibart dahin gleite. — Je höher die Schreibart steigt; desto feierlicher, steifer und pedantischer erscheint der Witz in ihr. Je mehr die Schreibart an das gebildete bürgerliche Leben angrenzt und den Ton desselben festhält; desto leichter und sicherer kann der Witz die Verhältnisse und Beziehungen desselben treffen, die er eben vor sein Forum zieht *)

Im didactischen Briefe hängt die Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart, theils von dem Gegenstande, den man darstellen will, theils von der Art ab, wie man ihn darstellen will, und welchem Kreise von Personen diese Behandlung desselben bestimmt ist. Gegenstände der Philosophie werden im didactischen Briefe am zweckmäßigsten in der mittlern Schreibart zu behandeln seyn; theils paßt diese dem Gegenstande am meisten an; theils darf man bei den Personen, welchen diese Bearbeitung bestimmt ist, sowohl Interesse am Gegenstande, als auch Bildung genug voraussetzen, um Sinn für die höhere Richtung zu haben,

*) Gellert sagt sehr wahr (practische Abhandlung S. 83. f.) darüber: „Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zum Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt; so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bei dem wird sie durch das Lesen munterer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeige, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. B. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widersprechen und nicht gehorchen, oder mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte.„

welche der mittlern Schreibart eigen ist. Didactische Briefe hingegen an Zöglinge oder nur auf niedern Stufen der Bildung stehende Personen werden in der niedern Schreibart gehalten werden müssen.

§. 206.

ε) Literatur des Briefstyls.

Für keine Gattung stylistischer Arbeiten gibt es so viele Anweisungen, als für die Verfertigung von Briefen. Allerdings sind auch diese Anweisungen die unentbehrlichsten, nur daß unter der großen Masse derselben sich auch viel Unbrauchbares und Unhaltbares findet. — Der Vollständigkeit wegen mußten auch diejenigen Anweisungen aufgenommen werden, welche blos specielle Beziehung haben, weshalb auch mehrere Anleitungen zu Geschäftsbriefen, wenn sie in die allgemeinen Anweisungen zum Briefstyle aufgenommen sind, hier ihren Platz finden. —

Der Menge von ältern und neuern Briefsammlungen und Briefstellern ohngeachtet, fehlt es doch immer noch an einem gründlichen, dem Zeitgeiste angemessenen, auf die Fortschritte der Sprache und des Styls berechneten, alle Gattungen des Styls umschließenden und mit Beispielen aus teutschen Klassikern belegten, Werke über den Briefstyl.

Noch immer muß:

Gellerts practische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen; vor seinen Briefen in seinen sämtlichen Werken, Th. 4, S. 1-98, als das Einzige in dieser Art angeführt werden, obgleich in den Briefstellern einzelne treffende Winke verstreut sind, aber keine vollständige und befriedigende Theorie angetroffen wird. — Gellerts Abhandlung leistete für ihre Zeiten viel: sie ist noch itzt sehr brauchbar; aber erschöpfend ist sie keinesweges.

Dann gehören hieher:

Stockhausens Grundsätze wohleingerichteter Briefe. Helmstädt 1763;

Batteux von Ramler, Th. 4, S. 304. ff. und J. S. V. Popowitsch, Entwurf einer Abhandl. von teutschen Briefen. Wien 1760.

Tob. Schröter, sonderbares Briefschränklein. Leipz. 1690.

Talander, gründliche Anleitung zu teutschen Briefen, nach den Hauptregeln der teutschen Sprache. Jena 1700.

Derselbe, neuerläuterter Briefsteller, 2 Th. Leipz. 1716.

Derselbe, allezeit fertiger Briefsteller, 3 Th. Leipz. 1732.

Chr. Weise, Gedanken von teutschen Briefen. Dresd. 1719.

J. G. Neukirch, nützlicher Vorrath neuer Briefe. Leipzig 1731.

Derselbe, Fundamente zu teutschen Briefen, nach dem heutigen Stylo curiä. Leipz. 1731.

Chr. Junker, wohlinformirter Briefsteller, zum Gebrauche der Jugend auf Gymnasien, nebst Titularbuch. Leipz. 1746.

G. Venzky, Anweisung zum Briefschreiben. Prenzlau 1750.

J. G. H. Weber, natürliche und leichteste Anweisung zum Briefstellen, nebst Wörterbuch, Orthographie und Titularbuch. Frankf. 1754.

J. G. Placius, nach heutiger Art wohleingerichtetes Briefbuch, nebst einem orthographischen Wörter- und Titularbuche. Nordhausen 1759.

Benj. Neukirch, Anweisung zu teutschen Briefen. Nürnberg 1760.

Derselbe, teutsche Briefe. Nürnberg 1760.

C. W. Pfeiffer, Versuch einer Anleitung zu teutschen Briefen. Bamberg 1760.

Theophilus, deutlicher Unterricht vom Briefschreiben. Leipz. 1761.

Derselbe, gründliche Anweisung zum Briefschreiben. Leipzig 1770.

C. C. Röder, auf alle Fälle kurzabgefaßter und vollständiger Briefsteller. Nürnb. 1766.

J. F. Wagner, Anweisung zum Briefschreiben nach dem heutigen Geschmacke. Wismar 1767.

Anweisung, Briefe auf eine leichte Art und mit Geschmack zu schreiben. Cölln 1768.

H. V. v. Wertheim, auf neue Manier abgefaßter und allezeit fertige Briefsteller. Chemnitz 1770.

Die Kunst, teutsche Briefe schön abzufassen, 2 Theile. Frankfurt 1774.

Practische Anweisung zu Briefen für Frauenzimmer. Nürnberg 1775.

Neueste und beste Anweisung zu Briefen, zur Orthographie, zum Schönschreiben rc. Bamberg 1776.

Anweisung zum Briefwechsel des Frauenzimmers. Nürnberg 1777.

Anweisung und Beispiele zu den teutschen Briefen. Breslau 1777.

Die Kunst, teutsche Briefe zu verfertigen, nebst orthographischen Vorlesungen. Glogau 1778.

Sammlung neuester Briefe auf alle erdenkliche Fälle, nach heutigem Geschmacke zu schreiben. Wien 1782.

Anweisung zum Briefschreiben, und andern dahin einschlagenden Materien. Stuttg. 1782.

Anweisung zum kaufmännischen Briefwechsel. Frankf. 1784.

Anweisung zum Briefschreiben, nach den Grundsätzen Gellerts. Quedlinburg 1785.

P. G. Vogler, kurze Anleit. zum Briefschreiben. Ulm 1787.

Anweisung zum Briefschreiben, ein Weihnachtsgeschenk. Leipzig 1787.

H. Braun, Anleitung zur guten teutschen Schreibart in freundschaftlichen Briefen und bürgerlichen Geschäften. München 1787.

Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend. Berl. 1789.

C. F. Moser, Anweisung zum teutschen Briefschreiben und andern schriftlichen Aufsätzen, zum Gebrauch für Schulen. Stuttg. 1789.

J. C. May, Versuch in Handlungsbriefen nach den Gellertschen Regeln, nebst einer Abhandlung vom guten Geschmacke in Handlungsbriefen. Altona 1789.

J. Mayr, Briefe zum Gebrauch der Jugend in lateinischer und teutscher Sprache. Würzburg 1789.

Wiener Briefsteller auf alle Fälle eingerichtet. Wien 1789.

J. L. Adlerjung, theoretisch-praktischer Briefsteller für mannigfaltige Fälle des bürgerlichen Lebens. Prag 1790. 3te Aufl. 1801.

Anweisung zum Briefschreiben für die adliche Jugend. Berl. 1791

Anweisung zur Verfertigung practischer Briefe für junge Leute vom Handelsstande. Grätz 1791.

(J. Lang.) kurze Anleitung zur Kenntniß der teutschen Schreibart und zur Verfertigung aller Gattungen von Briefen. 2 Theile. Düsseldorf 1791.

Berlinischer Briefsteller für das gemeine Leben. Berl. 1791. 8te Aufl. 1802.

Berlinischer Briefsteller für junge Kaufleute. Berlin 1791.

Anleitung zum Briefschreiben für Liebende. Grätz 1791.

Der nach der neusten und besten Art eingerichtete Briefsteller für jeden Stand, Alter und Geschlecht. Leipz. 1792.

Braunschweigischer Briefsteller für das gemeine Leben. Braunschw. 1792.

C. F. Schröter, allzeitfertiger und auf alle Fälle eingerichteter Briefsteller. Leipzig 1792.

Die neueste und leichteste Methode, gute Briefe schreiben zu lernen, samt Anweisung zu verschiednen schriftlichen Aufsätzen und Titulaturen. Prag 1792.

Gründliche Anweisung zu allerlei Arten von Briefen und im gemeinen Leben vorkommenden Aufsätzen, mit Beispielen. Stendal 1792.

J. F. E. Albrecht, Briefsteller. Prag 1793.

K. Badhauser, practischer Briefsteller. München. 1793.

J. G. A. Kläbe, Dresdner Briefsteller zum Gebrauch für Stadt- und Landschulen. Dresden 1795. 3te Aufl. 1802.

J. C. Jahn Materialien zur Bearbeitung teutscher und lateinischer Briefe und Reden für die mittlern Schulen. Nürnberg 1795.

J. St. Pütter, Empfehlung einer vernünftigen neuen Mode teutscher Aufschriften auf teutschen Briefen, 3te Auflage. Götting 1796.

Leipziger Briefsteller, oder ausführliche und gründliche Anleitung zum Briefschreiben fur Bürgerschulen. Leipzig 1796.

J. F. Schlez, Briefmuster für das gemeine Leben, besonders für Stadt- und Landschulen. 2te Aufl. Heilbron 1796.

Derselbe, Schreibeschüler, oder Vorübungen im Briefschreiben und andern bürgerlichen Aufsätzen. 3te Aufl. 1797.

Leipziger Briefsteller für Kinder und Erwachsene. Leipzig 1797.

Anweisung zum Briefschreiben für die Jugend beiderlei Geschlechts, 4te Aufl. Warschau 1797.

Căciliens Briefwechsel mit ihren Kindern, oder lehrreiche und unterhaltende Briefe, vorzüglich zur Bildung des Briefstyls junger Leute, 2 Bändchen. Leipzig 1797.

J. H. Fischer, practischer Briefsteller für alle Fälle des gemeinen Lebens. 3te Aufl. Wien 1798.

Teutsche Briefe, zur Uebung junger Leute im Briefstyle, 2 Samml. 2te Aufl. Düsseldorf 1798.

Handbuch für Schulmeister auf dem Lande und in kleinen Städten, woraus sie Anweisung geben können, wie Kinder einen verständigen Brief schreiben sollen. Halberst. 1798.

Anweisung zum Briefschreiben und zur teutschen Rechtschreibekunst. Glogau 1798.

Kerndörfer, Leipziger Briefsteller für Frauenzimmer, 2 Theile, Leipzig 1799.

Frankfurter Briefsteller für das gemeine Leben. Gießen 1799.

Frankfurter Briefsteller für Kaufleute. Gießen 1799.

Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts. Leipzig 1799.

J. F. Heynatz, Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Theile von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt und insbesondere der Briefe, 6ste Aufl. Berlin 1800 S. 466 — 613.

Oberrheinischer Briefsteller für das gemeine Leben; oder

deutlicher Unterricht, alle Gattungen schriftlicher Aufsätze zu verfertigen; nebst angehängtem Wörterbuche rc. Gießen 1801.

J. G. Müller, neuester Briefsteller für alle Fälle im gemeinen Leben; nebst einer Anleitung, Geschäftsaufsätze zu verfassen. Wien 1801.

P. F. Michaelis, neuer und vollständiger theoretisch-practischer Briefsteller für alle im bürgerlichen Leben vorkommende schriftliche Aufsätze. Prag 1801.

Allgemeiner obersächsischer Briefsteller, oder die Kunst richtig zu schreiben und alle Arten schriftlicher Aufsätze zweckmäßig und in gebildetem Style abzufassen. Leipz. 1802.

Allgemeiner Briefsteller, oder deutliche und gründliche Anweisung zum Briefschreiben für alle vorkommende Fälle, und zu andern im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben nöthigen Aufsätzen. Grätz 1802.

Hamburgischer Briefsteller, oder Briefvorschriften auf die mehresten im bürgerlichen Leben vorkommenden Fälle, für mittlere Stände entworfen. Hamburg 1802.

K. Ph. Moritz, allgemeiner teutscher Briefsteller, welcher eine kleine teutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen enthält. Vermehrt und verbessert von Th. Heinsius, 4te Aufl. Berl. 1802.

Th. Heinsius, Anhang zu K. Ph. Moritz allgemeinem teutschen Briefsteller; auch unter dem Titel: der vollkommene Geschäftsmann, eine Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniß der kaufmännischen Correspondenz und Statistik rc. Berlin 1803.

Briefschule für Menschen von gutem Ton in allerlei Verhältnissen, mit Rücksicht auf conventionelle Etikette, Gefälligkeit und Klugheit. Ein Geschenk für die elegante Welt. Leipz. 1803.

H. A. Kerndörfer, allgemeiner Leipziger Briefsteller für das bürgerliche Leben, oder Anleitung zu einem guten schriftlichen Vortrag in Briefen und andern dergleichen Aufsätzen. 2te Aufl. Leipz. 1803.

Beispiele des Briefstyls in Briefen von Winkelmann, Gleim, Jacobi, Cramer, Rabener, Gellert, Abbt, und andern in Königs prakt. Handbuch des teutschen Styls. Nürnberg 1792, Th. 1, S. 113 — 237. ff. und in den Beispielen von allen Arten des teutschen pros Styls. Leipzig 1799. — Viele in Zeitschriften zerstreute Briefe, z. B. in der Minerva, im teutschen Merkur, in London und Paris, in den englischen und französischen Miscellen, im Journale Frankreich rc. gehören auch hieher unter die einzelnen Untergattungen des Briefstyls. —

Unter den Reisebeschreibungen in Briefform gelangten zur Celebrität: Risbeck, Briefe eines reisenden Franzosen über Teutschland, 2 Th. — C. Meiners Briefe über die (damalige) Schweiz, 4 Theile. — G. A. Jacobi, Briefe aus der Schweiz und Italien in das vaterländische Haus nach Düsseldorf geschrieben, 2 Th. Lübeck 1796.

Zu den freundschaftlichen und sentimentalen Briefen gehören: Fr. Matthison Briefe, 2 Th. Zürich 1795, 2te Aufl. 1802. — Alwills Briefsammlung, herausgegeben von J. H. Jacobi, mit einer Zugabe von eignen Briefen. Königsberg 1792. — Treffliche Briefe von Schlosser und Iselin befinden sich in den 5 Theilen von Schlossers Schriften. —

§. 207.

c) Der historische Styl.

Nächst der Welt in unserm Innern ist außer uns eine Sphäre von Gegenständen vorhanden, die wir blos durch Erfahrung kennen lernen. Wir nennen diese Gegenstände **Erscheinungen**, weil sie nur durch Anschauung von uns wahrgenommen werden können. Die ganze Masse dieser Erscheinungen nennen wir den **Kreis der Erfahrung**, und der historische Stoff ist aus diesem großen Gebiete entlehnt. Zu demselben gehören aber alle Erscheinungen, sie mögen nun **als neben einander im Raume**, oder **als nach einander, in der Zeit** wahrgenommen werden. Alle Erscheinungen nehmen wir aber als **einzelne, individuelle** Theile wahr, die nur durch die Anschauung zu Einem Ganzen verbunden werden, das jedesmal wieder der Theil eines größern Ganzen ist. Unsre Vorstellungen von diesen Erscheinungen darzustellen, ist nun die Aufgabe des historischen Styls. Erscheinungen und Thatsachen, mithin den **gegenwärtigen und vergangenen Kreis der Erfahrung**, hat er darzustellen. Dies kann aber nicht anders geschehen, als daß die Erscheinungen und Thatsachen, wie sie bereits in der Vorstellung zur Einheit verbunden sind, auch in der Darstellung in einem **nothwendigen Zusammenhange** erscheinen, und in derselben, weil ihnen eine Anschauung des äußern Sinnes zum Grunde liegt, zu einem

Bilde vereiniget werden, das der innere Sinn auffaßt, in welchem er zwar die einzelnen Theile, aus welchen es erfahrungsmäßig besteht, unterscheiden, aber auch den Zusammenhang und die Verbindung dieser einzelnen Theile, vermittelst der Form der Vorstellung, wahrnehmen kann. Die äußere Anschauung muß also in eine innere verwandelt werden, und neben der Vorstellung von dem angeschauten Gegenstande, welche zunächst der Darstellung zum Grunde liegt (weil keine Darstellung ohne Vorstellung möglich ist,) muß durch die Darstellung ein Bild von dem dargestellten Gegenstande hervorgebracht werden, das mit der Vorstellung von demselben, in dem genauesten Zusammenhange stehet.

Schon seinem ganz empirischen Ursprunge nach, bedarf der historische Stoff in der Darstellung einer höhern Belebung und Versinnlichung, als der, welcher aus apriorischen Erkenntnissen hervorgehet. Hier liegt aber auch eben die Schwierigkeit der vollendeten historischen Darstellung. Müssen irgendwo Korrectheit und Schönheit, als die höchsten Gesetze aller stylistischen Darstellung, in der genauesten Harmonie stehen; so ist es bei der historischen Darstellung. Wenn sie der Vorstellung entsprechen soll; so muß sie jenen nothwendigen Zusammenhang aller ihrer einzelnen Theile haben, welcher ein Resultat der logischen Principien ist, und sich in der Darstellung als **Korrectheit**, ankündigt; dann aber muß diese Darstellung auch Sinnlichkeit im Ausdrucke, und Freiheit in der Bewegung haben, wenn sie den ästhetischen Principien an die Schönheit der Form entsprechen soll, d. h. sie muß den empirischen Stoff in ein Ganzes (in ein vollständiges Bild) vermittelst der Versinnlichung desselben verwandeln, und dieses Ganze gleichsam als ein **organisches** Product vor dem innern Sinne erscheinen lassen. Nur dann stehen in der aus dem historischen Stoffe hervorgehenden stylistischen Form Korrectheit und Schönheit in inniger Verbindung, und nur dann ist den höchsten Gesetzen für die Vollendung einer jeden stylistischen Form auch in Hinsicht auf den historischen Stoff Genüge geleistet.

Beinahe noch weiter, als es in diesem § geschehen ist, gehet in seiner Forderung an den historischen Styl: Maaß, in

seiner Rhetorik, S. 292. f. Er sagt: „Die erste allgemeine Bedingung der Schönheit einer historischen Rede ist diese: es muß alles so vorstellig gemacht werden, daß die Einbildungskraft sowohl die einzelnen Thatsachen, als auch die Folge derselben leicht auffassen, und ohne bemerkbare Anstrengung ein klares Bild davon entwerfen kann. Die andere allgemeine Bedingung ist: daß auch der Verstand hinlänglich beschäftigt werde. Das Hauptinteresse aber, das der Verstand bei der Betrachtung von Thatsachen hat, ist: das Daseyn oder Entstehen derselben zu begreifen, also ihren Zusammenhang mit ihren Ursachen einzusehen.“ — So wahr auch im Ganzen das ist, was H. Blair, Vorlesungen über Rhetorik ꝛc. Th. 3, S. 203. ff. (nach Schreiters Uebersetzung) über Geschichte und deren Behandlung sagt; so wird doch schon dadurch der Standpunct etwas verrückt, daß er erklärt: „Weisheit ist der große Endzweck der Geschichte. Es ist die Bestimmung der letztern, den Mangel von Erfahrung zu ersetzen.“ Treffend charakterisirt er mehrere griechische und römische Geschichtschreiber. — Was Adelung in grammatischer und stylistischer Hinsicht über den historischen Styl, (über den Styl, Th. 2, S. 55. ff.) mittheilt, ist allerdings gegründet; aber, nach meiner Ueberzeugung, ist dadurch weder das Wesen, noch das ganze Gebiet des historischen Styls erschöpft. Schon seine Angabe des allgemeinen Charakters des historischen Styls scheint nicht hinzureichen. Er sagt: „Die wahre Geschichte erzählt Begebenheiten, welche wirklich vorgefallen sind, und so, wie sie vorgefallen sind. Ihre Pflicht ist daher, sie nicht allein getreu zu erzählen, d. i. so wie sie wirklich geschehen sind, sondern auch genau, d. i. mit allen zur jedesmaligen Absicht gehörigen Umständen. Ihr vorzüglichster Charakter ist daher Wahrheit im strengsten Verstande, und da deren Erkenntniß und Beurtheilung ein Werk des Verstandes ist; so hat es auch der historische Styl zunächst und unmittelbar mit dem Verstande zu thun.“ Bei diesem Begriffe von dem historischen Style darf es nicht befremden, daß er weiter hinten fragt: darf der historische Styl lebhaft seyn? — Nach dem, was über die Verbindung der Korrectheit und Schönheit im historischen Style theils im Texte dieses Paragraphs, theils in den folgenden Untersuchungen aufgestellt wird, leuchtet es von selbst ein, daß alles, was Adelung vom historischen Style sagt, blos mit dem übereinstimmt, was ich über die Korrectheit der Form historischer gesagt

habe, daß wir aber in Hinsicht auf die Bedingungen der Schönheit der Form im historischen Style wesentlich von einander abweichen, und mir das nicht genügt, was er mit wenigen Worten als Lebhaftigkeit im Style aufstellt, als das einzige, was er in ästhetischer Hinsicht verlangt. Der Tadel, der bei ihm mehrere historische Schriftsteller in Hinsicht der in den Styl aufgenommenen Curialien und der Schwerfälligkeit des Ausdrucks trifft, fällt bei den bessern neuern Historikern hinweg, und von den schlechten kann nicht die Rede seyn. Mehr bedarf es seit der Zeit, als man die historische Darstellung als Sache der Kunst zu behandeln anfing, der Erinnerung: daß man über die Schönheit der Form nicht die Wahrheit derselben vergesse, daß man nicht die Facta entstelle, indem man sie zu verschönern glaubt, und daß man sich nicht in einer pretiösen und blumenreichen Darstellung gefalle, die ebenfalls eine Verirrung von den rein ästhetischen Principien ist. — Von dem Geschichtsstyle, handelt Th. Heinsius Auszug aus J. C. Adelung über den teutschen Styl, S. 190. ff. Nur zu wenig ausgeführt ist das, was C. Meiners in seinem Grundriß der Theorie und Gesch. der schönen Wissensch. (Lemgo, 1787) S. 353 ff. von der historischen Schreibart aufstellt. — Mit Sachkenntniß und befriedigender, als bei Adelung, hat Eschenburg die einzelnen Momente des historischen Styls aufgefaßt, aber nur durch kein inneres nothwendiges Band vereiniget, und nicht auf die beiden höchsten Principien, Korrectheit und Schönheit, zurückgeführt, in seiner Theorie und Literat. der schönen Wissensch. S. 345. ff. — Auch Snell, Lehrbuch der teutschen Schreibart, S. 236. ff. hat die Rücksicht darauf, daß durch jede historische Darstellung ein Bild von dem Dargestellten hervorgebracht werden müsse, ganz vernachlässigt, und nimmt Belehrung als den einzigen Zweck des historischen Styls an. Er sagt sehr unbestimmt: „Mit der Schreibart für die Einbildungskraft und die Empfindung darf sich der historische Styl nur da mischen, wo die Beschaffenheit des Stoffes solches ganz natürlich mit sich bringt; nie aber darf hierin dasjenige Maas überschritten werden, welches die Hauptabsicht, zu unterrichten, vorschreibt." — K. Reinhard, Theorie und Literatur des teutschen Styls, S. 229. ff. theilt, nach Adelung, den historischen Styl auch in den Styl der wahren und der erfundenen Geschichte, und hat in seiner Darstellung desselben nichts Originelles. — Nur zwei Paragraphen hat ihm Voigtel in seinem Lehrb. der teutschen pros. Schreibart S. 236 ff. gewidmet; doch hat er einige Beispiele aus

demselben beigebracht. — Fülleborn, Rhetorik, S. 78. ff. gibt blos eine dreifache Methode für den historischen Styl, die chronistische, pragmatische und philosophische an, welche letztere beide er aber nicht sorgfältig genug von einander unterscheidet, ohne das Wesen des historischen Styls und den Umfang des historischen Stoffes näher zu bezeichnen. — Mit seltener Originalität und tiefem Forschungsgeiste ist die Einleitung zur Geschichte des ältern Europa, nach dem Englischen des W. Russel, von J. W. Bartoldy, Th. 1, S. 1. ff. (Berl. 1794.) geschrieben. Sie betrifft nicht blos den historischen Styl an sich; sie ist auch sehr lehrreich für Kulturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Der Verf. sagt selbst in der Vorrede, daß seine Ideen von Geschichte ziemlich von den gewöhnlichen abweichen, und kündigt seine Untersuchungen als eine Philosophie der Geschichte an. Nur haben seine philosophischen Bemühungen zunächst blos die Tendenz: „die Geschichte aus einer Last des Gedächtnisses in ein Werk des Verstandes umzuwandeln." Ginge durch die Reihe seiner Untersuchungen ein fester an die Spitze gestellter Begriff hindurch; so würden die einzelnen trefflichen Reflexionen, die sich auch über Naturbeschreibung verbreiten, unter sich zusammenhängender seyn. Auf jeden Fall sind des Verfassers Ideen noch viel zu wenig von den neuen Forschern geprüft. — In Hinsicht auf den historischen Styl nähert sich K. L. Woltmann (Plan für histor. Vorles. S. 14. ff.) vielleicht zuerst den richtigen Grundsätzen: „Das Verhältniß, das zwischen den gewählten Materialien, (dem historischen Stoffe) in der Erzählung seyn soll, muß die Lehre von der Darstellung bestimmen. Das erste Gesetz derselben, welches sich aus der Natur der Geschichte ergibt, würde dieses seyn: bilde deine Darstellung so, daß die reinste Empirie durch sie anschauend gemacht werde.„ Dasselbe sagt er noch bestimmter im ersten Theile seiner kleinen histor. Schriften, (Jena 1797), S. 109 ff. „daß echtes historisches Leben nicht durch einzelne Schilderungen, selbst wenn sie glücklich sind, nicht durch eine fließende Erzählung, selbst wenn sie bisweilen hinreißt, sondern durch die Composition des Ganzen entstehe, und diese wiederum bei einem historischen Kunstwerke nicht durch das logische Licht des Verstandes, sondern durch den magischen Schein der Anschauung ihre Klarheit erhalten müsse.„ Eine Theorie der Geschichte hält er (Vorrede S. 8. ff.) für dringend nöthig, weil sich vor Aufstellung derselben kein vollendetes historisches Werk erwarten lasse. Sehr treffend vergleicht er das Verhältniß der

wahren und erdichteten Geschichte für die Darstellung. „In der Poesie (z. B im Romane) ist es möglich, daß vor aller Theorie derselben vollendete Kunstwerke erscheinen, da der Dichter seine Empirie schaffet, wenn er auch seinen Stoff von der Tradition leihet; der Historiker hingegen soll eine gegebene Empirie darstellen, und muß für diesen Zweck selbst seine Schöpfungen nur als ein Mittel der Geschichtsforschung brauchen. Welche Pflichten nun durch die ungeheuren, verwickelten Verhältnisse zwischen der gegebenen Empirie und dem Historiker diesem auferlegt werden, und auf welche Weise er ihm genug zu thun vermag; dieses einzusehen, dazu reicht alles historische Genie allein nicht hin, sondern die Theorie der Geschichte muß ihm durch feste Gesetze hier zu Hülfe kommen.„ — Ganz empirisch und auf keine Weise befriedigend ist das, was Ramlers Batteux (Einl. in die schönen Wissensch.) Th. 4, S. 295 ff. (5te Ausg. von 1802.) über die Schreibart der Geschichte aufstellt. — Als ich den historischen Styl zum erstenmal bearbeitete in meiner Theorie des teutschen Styls Th. 2, S. 236—381, nahm ich noch auf die fehlerhafte Eintheilung in wahre und erdichtete Geschichte Rücksicht. Dies vermied ich in dem Elementarbuche des Wissensw. S. 329. ff. —

§. 208.

Begriff der Geschichte.

Nach der allgemeinen Eintheilung alles dessen, was zum Kreise der Erfahrung gehört, in Erscheinungen und Thatsachen, wodurch die Begriffe: Gegenwart und Vergangenheit erschöpft und ihre gegenseitigen Beziehungen auf sich selbst näher modificirt werden, ist die Geschichte, objectiv genommen, die Darstellung aller empirisch aufgefaßten Erscheinungen und Thatsachen, subjectiv aber, die stylistische Fertigkeit, Erscheinungen und Thatsachen unter der Bedingung der innigsten Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit darzustellen. Die sogenannte historische Kunst kann daher auch in nichts anderm bestehen, als in der Hervorbringung einer solchen stylistischen Form, vermittelst welcher der dargestellte historische Stoff nach der innigen Verbindung der Korrectheit und Schönheit in der Darstellung wahrgenommen wird, und die, wegen dieser Verbindung, ein rei-

nes Wohlgefallen an ihr selbst zu bewirken vermag. — Dazu gehört denn vorzüglich, daß man die darzustellenden Erscheinungen und Facta so in der Zusammenstellung gruppire, daß man nicht nur über alle eine vollständige Uebersicht erhält, sondern daß man auch sogleich durch die Art der Darstellung in den Stand gesetzt wird, die wichtigern Facta von den minder wichtigen zu unterscheiden. Die erstern müssen nämlich in der stylistischen Umgebung so erscheinen, daß sie den Verstand besonders beschäftigen und zugleich das Hauptbild für die Phantasie enthalten, um welches herum die übrigen Facta gleichsam zur Unterstützung und Verstärkung sich von selbst anschließen, ohngefähr nach der Analogie, wie in jeder stylistischen Periode sämmtliche Prädikate von dem Subjecte abhängig sind und seine Umgebung bilden. — Was die Erscheinungen betrifft, welche den einen Theil des Stoffes der Geschichte vermitteln; so kommt bei denselben alles auf die Richtigkeit des Auffassens an. In Hinsicht aber auf die Facta, als den zweiten Theil des historischen Stoffes, kann einmal die Geschichte nicht über den Zeitpunct der Entstehung des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, selbst nicht einmal mit Bestimmtheit über den Anfang des gesellschaftlichen Lebens hinausreichen; dann muß sie sich blos an beglaubigte Facta halten, welche die Prüfung der historischen Kritik aushalten, und deren Sicherheit erst seit der Erfindung der Buchstabenschrift fester begründet wird.

Die erdichtete Geschichte, wo entweder eine ganze Reihe von Begebenheiten, nach der Analogie der wirklichen Ereignisse, oder wo wirkliche Begebenheiten in einem blos für ästhetische Zwecke berechneten Ganzen mit poetischer Freiheit modificirt und dargestellt werden, gehört nicht in den Umfang des prosaischen historischen Stoffes, sondern in das Gebiet des Romans, der unter der historischen Form des poetischen Styls entwickelt wird.

Was die historische Kunst betrifft; so sagt Woltmann sehr wahr in seinen Plane für histor. Vorlesungen S. 13: „Eine Wissenschaft der historischen Kunst, welche nach der zwischen philosophischen und historischen Wissenschaften gezogenen Linie offenbar zu jenen gehören würde, würde in die Kritik und in die Lehre von der Darstellung zerfallen."

Durch Gatterer und Schlözer erhielt die Bearbeitung der Geschichte unter den Teutschen mehr Haltung und innern Zusammenhang. — A. L. Schlözer, Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen. (Götting 1792.) definirt die Weltgeschichte als eine „systematische Sammlung von Thatsätzen, vermittelst deren sich der gegenwärtige so sehr verschiedene Zustand der Erde und des Menschenschlechts aus Gründen verstehen läßt.„ — C. D. Beck, Anleitung zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte. (Leipz. 1787.) Th. 1. S. 3. definirt die Geschichte als die lehrreiche Erzählung wahrer und merkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zusammenhange, und unterscheidet genau zwischen merkwürdigen und denkwürdigen Begebenheiten. — J. A. Remer, Handb. der ältern Geschichte rc. unterscheidet die hieher gehörenden Begriffe nach folgendem Gesichtspuncte: „Die Geschichte ist die Kenntniß historisch wahrer Thatsachen. Die Regeln, nach welchen diese Wissenschaft erlernt werden muß, lehrt die Historiomathie. Anweisung, wie historische Bücher aller Art verfertigt werden müssen, gibt die Historiographie, oder historische Kunst. Den Werth eines historischen Buches lernen wir kennen durch die historische Kritik; die Natur und das Wesen der Begebenheiten gehörig einsehen und sie zweckmäßig anwenden, lehrt die Philosophie der Geschichte. Eine Erzählung, was diese Wissenschaft durch alle Zeitpuncte für Schicksale gehabt hat, ist die Historie der Geschichte.„

§. 209.

α) Allgemeinste Klassifikation des historischen Styls.

Der Kreis der Erfahrung umschließt blos Gegenwart und Vergangenheit; die Zukunft liegt außerhalb desselben. Der historische Stoff ist deshalb an die Darstellung der Gegenwart und Vergangenheit gebunden. Die Gegenwart kann er **beschreiben**, die Vergangenheit **erzählen**; in diesen beiden Begriffen liegt daher die allgemeinste Eintheilung aller stylistischen Darstellung des historischen Stoffes. In der weitern Ausführung dieser Eintheilung aber sind mehrere **Untergattungen** des historischen Styls enthalten, welche aus dem Charakter der beiden Hauptgattungen hervorgehen, unter welche nämlich der empirisch wahrgenommene Stoff für die Geschichtsdarstellung gebracht wird.

Die Beschreibung, als die erste Hauptgattung des historischen Styls, hält sich zunächst an die Gegenwart, und stellt deshalb die Erscheinungen und Veränderungen im Raume dar; die Erzählung aber, die zweite Hauptgattung des historischen Styls, hält sich ausschließend an die Vergangenheit, und stellt mithin die Facta nach der Zeitfolge dar. Bei der Beschreibung kommt es hauptsächlich darauf an, daß alle einzelne Merkmale des darzustellenden Stoffes rein und vollständig aufgefaßt werden, weil sonst die stylistische Form weder Wahrheit noch Versinnlichung haben kann; bei der Erzählung hingegen beruht alles besonders auf dem vollständigen Auffassen der erfahrungsmäßigen und nothwendigen Succession der Thatsachen unter sich, weil von dieser, in Hinsicht auf die Darstellung der Vergangenheit, die Harmonie der Korrectheit und der Schönheit in der Form abhängig ist. Es kommt also darauf an, die Untergattungen dieser beiden Hauptgattungen des historischen Styles näher anzugeben.

§. 210.

αα) Untergattungen des beschreibenden historischen Styls.

aa) Naturbeschreibung.

Der beschreibende historische Styl, welcher die Gegenwart umfaßt, zerfällt in den naturbeschreibenden und in den geographischen Styl.

a) Styl für die Naturbeschreibung *). Sie ist entweder allgemein oder speciell. Die erste umschließt die ganze Natur, und bestimmt zugleich das Verhältniß unsrer Erde zu den übrigen Weltkörpern (Uranographie). Die specielle Naturbeschreibung aber beschränkt sich auf die Darstellung der sinnlichen Gegenstände, nach

*) Der Ausdruck: Naturbeschreibung ist richtiger, als Naturgeschichte. Soll nämlich die Gegenwart in den Erscheinungen dargestellt werden, aus welchen das Ganze der Natur besteht; so ist dies Beschreibung des Vorhandenen, nicht Geschichte des Gewesenen.

einem, aus der aufwärts steigenden Kette der Organisationen hervorgehenden, Princip.

α) Beschreibung der unorganischen sichtbaren Gegenstände (Mineragraphie);

β) Beschreibung der organischen sichtbaren Gegenstände (Phytographie);

γ) Beschreibnng der thierischen Körper (Zoographie);

δ) Beschreibung der menschlichen Organisation und ihrer physischen Verhältnisse nach den verschiedenen Menschenraçen (Anthropographie – ein Theil der Anthropologie).

Die Naturbeschreibung muß, in stylistischer Hinsicht, Ausführlichkeit und Erschöpfung des Gegenstandes haben, darf aber nicht in Weitschweifigkeit ausarten. Sie muß die nothwendigen Merkmale der darzustellenden Gegenstände *) von den zufälligen unterscheiden, und deshalb mehr die innern, als die äußern Merkmale derselben beabsichtigen.

Die tabellarische Methode scheint für diese Gegenstände deshalb am brauchbarsten, weil sich durch dieselbe die Objecte nach Gattungen und Arten am bequemsten ordnen, und zu einer deutlichen Uebersicht classificiren lassen. Man kann aber auch die geographische Methode anwenden, sobald man nach den verschiednen Gegenden des Erdbodens die belebten und leblosen Geschöpfe der Natur darstellt, und auf die klimatischen Verschiedenheiten Rücksicht nimmt. — Sehr richtig sagt Link, in seinen Bemerkungen über die Naturbeschreibung in philosophischer Rücksicht, (in Fichte und Niethammers phil. Journal 1797, St. 8, S. 367. ff.) „Der Zweck der Naturbeschreibung ist, durch sie die Mannigfaltigkeit in der Natur kennen zu lernen. Sie wäre freilich ganz unnütz, wenn wir durch ein Princip a priori diese Mannigfaltigkeit gleichsam anticipiren könnten; wenn es möglich wäre, sie

*) Maaß, Rhetorik, S. 307. ff.

aus den verschiednen Graden der Naturkräfte herzuleiten, oder gar aus dem höchsten Zwecke eines Weltschöpfers zu bestimmen. — Es ist daher in der Naturbeschreibung nöthig, das Mannigfaltige, das in der Anschauung und der Empfindung gegeben wird, auf **Begriffe** zu bringen, und dann aus den Beschreibungen der mannigfaltigen Formen ein **systematisches Ganze** zu errichten. Dies muß aber ein natürliches System seyn, wo auf **alle** Verschiedenheiten der Form gesehen wird. Wir sollen die Mannigfaltigkeit der Formen auf **Gesetze** oder, da die Kenntniß derselben gewissermassen mathematische Kenntniß ist, sie auf **Formeln** bringen, und müssen in dieser Formenlehre vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergehen, von der Untersuchung der Theile anfangen, und dann zur Untersuchung des Ganzen fortschreiten." —

§. 211.

bb) Geographischer Styl.

Geographischer Styl. Er betrachtet die Erde und ihre Gegenstände in Beziehung auf die darauf berechneten **politischen** Verhältnisse der Menschen. Dahin gehört

α) die Darstellung der **physikalischen** Beschaffenheit des Erdbodens, in Hinsicht auf Boden, Klima, Jahreszeit, Producte, Thiere, Naturveränderungen u. s. w. (**physikalische Geographie**).

β) die Darstellung der gegenwärtigen **örtlichen** Verhältnisse der Menschen und Völker, in Angemessenheit zu dem Theile der Erde, den sie bewohnen (**Chorographie** — sonst auch: **politische Geographie**);

γ) die Darstellung der gegenwärtigen **politischen** Verfassung der Staaten, nach ihrem Umfange, nach ihrer Bevölkerung, nach ihren verschiedenen Ständen, nach ihrer Regierungsverfassung, nach ihrer Religion, nach ihrem Handel und Verkehr mit andern Völkern, nach ihren Sitten, ihrer Kultur, ihren Manufacturen, Fabriken, Künsten u. s. w. (**Statistik**); sie ist eine Folge der vorhergehenden Wissenschaft;

δ) die Darstellung der **einzelnen** Beobachtungen, Bemer-

kungen und Resultate über einzelne, oder mehrere Völker und Staaten, welche man bei einem längern oder kürzern Aufenthalte in der Mitte derselben sammlet. (**Reisebeschreibungen.**)

Der geographisch-statistische Styl muß in der Bezeichnung die möglichst größte **Genauigkeit** und **Bestimmtheit** haben, damit keine Verwechslung der Gegenstände geschehe. Er muß **Vollständigkeit** haben, weil Mängel und Lücken in ihm beinahe unverzeihlich sind. Für seinen Zweck müssen die Quellen, aus denen man schöpft, sorgfältig geprüft werden; besonders aber muß in der Anlegung des ganzen Planes lichtvolle Uebersicht und harmonische Verbindung aller einzelnen Theile herrschen, jene Uebersicht mag nun von der gewöhnlichen tabellarischen, oder von der ethnographischen Methode abhängen, wo man die einzelnen Theile des Erdbodens nach ihrem Verhältnisse zu dem darauf wohnenden Theile des menschlichen Geschlechts darstellt.

Noch fehlt uns eine Theorie der Reisebeschreibungen, die man aber aus den meisten, selbst den gelungensten Arbeiten dieser Art nicht würde abstrahiren können. Unsre meisten Reisebeschreibungen enthalten noch eine zu bunte Mischung fremdartiger Materialien, und sind gewöhnlich mehr lehrreich, als stylistisch vollendet. Adelung hat ihrer in seinem Werke gar nicht gedacht. Th. Heinsius in seinem Auszuge dieses Werkes bringt sie S. 195. f. in einer Note bei, und Snell, Lehrbuch der teutschen Schreibart S. 246. f. —

§. 212.

ββ) Untergattungen des erzählenden historischen Styls.

aa) Naturgeschichte; bb) Menschengeschichte.

Der erzählende historische Styl umfaßt die **Vergangenheit**. Er hat daher die Aufgabe zu lösen, in einer vollendeten stylistischen Darstellung alle die einzelnen Momente aufzuführen, aus welchen die gegenwärtige physische und politische Gestalt des Erdbodens und seiner Geschöpfe hervorging. Er beschäftigt sich also nicht mit dem, was gegenwärtig ist, (weil die zusammenhängende und versinnlichte Dar-

stellung des gegenwärtigen Zustandes der Erde die Aufgabe für den **beschreibenden** historischen Styl enthält); sondern mit dem, wie das, was gegenwärtig ist, sich **entwickelte** und **entstand**, und stellt deshalb alle die unzähligen, unter sich aber nothwendig zusammenhängenden, Erscheinungen und Thatsachen auf, welche durch **mündliche**, **artistische** und **schriftliche Ueberlieferungen** von der allmähligen Entwickelung und Veränderung der Natur und Menschheit sich erhalten haben. Er ist daher theils **Naturgeschichte**, theils **Menschengeschichte**.

aa) Die **Naturgeschichte**, in diesem **richtigern** Sinne des Wortes, beschäftigt sich mit den Resultaten über die Bildung unsers Erdkörpers; mit den Veränderungen, welche die Erdoberfläche, sowohl das Continent, als das Meer, erfahren hat; mit dem ehemaligen Zustande der sogenannten drei Naturreiche; u. s. w. (Hieher gehören also die historischen Untersuchungen über das Alter der Erde; über die Versteinerungen; über Vulcanismus und Neptunismus; über die Veränderungen der Atmosphäre und die davon abhängende klimatische Verschiedenheit; über Erdbeben; totale oder partielle Ueberschwemmungen; über untergegangene und entstandene Länder; über ausgestorbene Thierarten; über die Spielarten und Degeneration der Organisationen ꝛc.)

bb) Die **Menschengeschichte**, im **weitern** Sinne, begreift alle Veränderungen und Thatsachen in sich, die sich auf die gegenseitigen Verhältnisse freier Wesen und auf den Gang ihres Schicksals, so wie auf die gegewärtige politische Gestalt des Erdbodens, mit Einschluß des Grades der intellectuellen und moralischen Reife unsers Geschlechts, — des allgemeinen Resultates der ganzen Geschichte desselben — beziehen. Die Menschengeschichte ist daher:

a) **Geschichte der Individuen**, weil das Ganze der Geschichte eben so aus der Darstellung der einzelnen Thätigkeiten und Schicksale der Individuen besteht, wie die Menschheit selbst der Totalbegriff für alle Wesen ist, deren unterscheidender Charakter in der unzertrennlichen Verbin-

dung von sinnlich-geistigen Anlagen zu dem Ganzen Einer Person besteht. (Dahin gehören Biographien, Charakteristiken, Anecdoten, und der lapidarische Styl)

b) **Specialgeschichte.** Sie enthält die Darstellung der Schicksale und Thätigkeiten einer **Mehrzahl** von Individuen, die entweder durch Familienverhältnisse, oder durch Privatverträge zu einem besondern Zwecke, oder durch die Unterwerfung unter eine gemeinschaftliche bürgerliche Constitution mit einander verbunden sind. Zur Specialgeschichte gehören also:

α) Die historischen Darstellungen des **Familienlebens**, sowohl aus dem patriarchalischen Zeitalter, als aus den folgenden;

β) Die historischen Darstellungen ganzer einzelner Gesellschaften; z. B. Geschichte der Stände, der Geschlechter, der Zünfte, der Secten, der Orden, der **Unionen**, der geheimen Gesellschaften ꝛc.

γ) Die Geschichte der einzelnen Reiche, **Völker** und Staaten, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die ihnen, als isolirten Theilen der ganzen Menschheit, in Hinsicht auf Verfassung, Kultur, Religion, Sitten ꝛc. zukommen.

δ) Die Geschichte der einzelnen Momente der **Ausbildung** des menschlichen Geistes; Geschichte der isolirten **Wissenschaften und Künste**; Geschichte der Religionen; Kirchengeschichte; Literargeschichte ꝛc.

c) **Universalgeschichte.** Die Geschichte der Allheit unsers Geschlechts, Geschichte der **Menschheit** im weitern Sinne, mit ihren Untertheilen.

Daß die Menschengeschichte mit ihren Untergattungen und mit den stylistischen Formen, unter welchen sie erscheint, auch bisweilen ausschließend: Geschichte genannt werde, bedarf kaum der Erinnerung.

§. 213.

β) Entwickelung der Hauptbegriffe für die verschiedenartigen Formen der Darstellung des erzählenden Styls.

1) Die Erzählung.

Die Erzählung, (im Gegensatze der erzählenden historischen Gattung) ist ein, in sich abgeschlossenes, aber der Form nach, kleineres stylistisches Ganze. Sie beschäftigt sich mit der Darstellung eines Factums, oder eines Individuums, welches man in der Ueberschrift, oder in dem Eingange ankündigt, und auf dessen Entwickelung und Schilderung der Totaleindruck dieses stylistischen Products berechnet ist. — Es bewegen sich daher in der Erzählung um das an die Spitze gestellte Factum oder Individuum die übrigen zur Darstellung nöthigen Begebenheiten gleichsam im Kreise; immer schimmert jener Hauptpunkt hervor, und nie darf man denselben über den Nebenparthien aus dem Blicke verlieren. — Da also, dem Stoffe nach, die Erzählung nur ein verhältnißmäßig kleines und in sich arrondirtes Gebiet ausmacht; so kommt bei ihr beinahe alles auf die Form an, welche nicht nur das Interesse erregen, sondern auch vom Anfange bis zum Schlusse so zu fesseln wissen muß, daß man von dem dargestellten Gegenstande nicht nur einen bestimmten Begriff, sondern auch ein gehörig hervorgehobenes Bild erhält. Je kleiner aber das Gebiet der Erzählung ist; desto sorgfältiger müssen die Episoden in derselben, welche durch die zu entwickelnden Nebenvorstellungen herbeigeführt worden sind, gehalten und nicht über ihre Grenzen ausgedehnt werden.

§. 214.

2) Die Schilderung.

Die Schilderung kann sowohl im beschreibenden, als im erzählenden historischen Style vorkommen; denn sowohl der historische Stoff, der aus der Gegenwart entlehnt ist (z. B. eine Naturscene rc.), als auch der, welcher der Vergangenheit angehört (z. B. eine Schlacht, eine große Unternehmung rc.) ist der erhöhten Versinnlichung

empfänglich, welche den wesentlichen Charakter der Schilderung ausmacht. Ob nun gleich diese erhöhte Versinnlichung in der Darstellung an sich der Form angehört; so hängt sie doch zunächst von dem Stoffe ab, weil sich nicht jeder historische Stoff zur Schilderung eignet, und nicht selten in dieser Hinsicht die bedeutendsten Mißgriffe gethan werden. Nur derjenige Stoff, der an sich schon dazu geeignet ist, in der Anschauung das Gefühl des Großen, des Rührenden, u. s. w. in uns anzuregen, wird der Schilderung fähig seyn, die man auch deshalb, sobald nur der Stoff diese Darstellung verstattet, nicht ganz unrichtig historische Gemählde genannt hat. Doch scheint man bei der Wahl dieses Ausdrucks sich nicht immer den bestimmten Begriff der Schilderung gedacht zu haben. Die Schilderung hat nämlich das mit der Erzählung gemein, daß nur Ein Object, es sey nun eine Erscheinung, oder eine Thatsache, in ihr der Mittelpunct ist, um welchen sich alles bewegt; daß, sobald die Schilderung nicht zum Romane werden soll, dieses Object mit historischer Wahrheit gehalten und durchgeführt seyn muß; und daß die ganze stylistische Umgebung von diesem Gegenstande abhängt. Nur das ist aber ihre Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich von jeder andern historischen Form unterscheidet, daß sie, weil der Stoff sich dazu eignet, denselben selbst, und dann auch dessen Umgebung, mit einer solchen Versinnlichung darstellt, daß der Eindruck der Darstellung auf Phantasie und Gefühl, und minder auf Belehrung und Ueberzeugung von gewissen Thatsachen, berechnet ist. Sie soll von dem Hauptgegenstande ein solches Bild entwerfen, daß man gleich stark von ihm, so wie von der Darstellung selbst ergriffen wird; denn in der Schilderung erscheint die Darstellung nicht zunächst des Objects wegen, sondern um ihrer selbst willen. Deshalb wird der Gegenstand, der auch, als historischer Stoff, einer einfachen und ruhigern Behandlung fähig wäre, mit dieser lebensvollen Haltung, die beinahe an Begeisterung grenzt, dargestellt, daß Gefühl und Phantasie ihr Interesse dar-

an zwischen den Stoff und die Form, und zwar gleichmäßig theilen müssen.

In dieser Gattung hat Jean Paul gelungene Naturschilderungen, und Schiller sowohl in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, als auch in der Geschichte des Abfalls der Niederlande meisterhafte Schilderungen von Factis aufgestellt, welche, wenn jene Erscheinungen, und diese Facta ganz einfach, und ohne diese höhere sinnliche Bekleidung dargestellt wären, ohnmöglich das Interesse erregen würden, das man nun zwischen den dargestellten Stoff und seine Darstellung theilen muß. — Von Schilderungen in Romanen kann, der Form nach, dasselbe gelten, nur daß der Stoff dazu aus der erdichteten Geschichte, aus einer Ideenwelt, und weder aus den Erscheinungen der Sinnenwelt noch aus den Factis der Geschichte entlehnt ist.

§. 215.

3) Die Biographie.

Die Biographie ist Darstellung des Lebens eines einzigen Menschen. Sie verhält sich zur Wissenschaft der Geschichte wie ein isolirter Theil zu dem Ganzen. So wichtig aber das Besondere für das Allgemeine ist; so wichtig sind auch gut geschriebene Biographien für die Vollendung der allgemeinen Geschichte. Soll die Biographie ihrem Zwecke entsprechen; so darf sie kein Panegyricus seyn, der blos die vortheilhaften Seiten des darzustellenden Subjects heraushebt, und alles ins Licht stellt, was nur ins Licht gestellt werden kann, ja bisweilen die Schwächen und Verirrungen selbst als preißwürdige Eigenschaften behandelt. Eben so wenig darf sich der Biograph als Gegner des darzustellenden Individuums ankündigen. Seine Stimmung muß vielmehr Neutralität seyn. Die Biographie hat daher die Bestimmung, das ganze Leben eines Menschen, nach allen seinen einzelnen Theilen, nach der Folge der Begebenheiten, und nach den Gründen dieser Folge, also nach dem Kausalzusammenhange aller Thatsachen, welche zu dem Leben eines Individuums gehören, darzustellen, so daß man über das

Individuum selbst, so wie über alle seine Verhältnisse und Begebenheiten eine solche Uebersicht bekommt, daß man ein richtiges Urtheil darüber fällen kann. Der Grundriß zu einer Biographie ist also, dem Stoffe nach, die Aufeinanderfolge der einzelnen Begebenheiten in dem Leben eines Menschen in den verschiedenen Perioden dieses Lebens, welche aber in der Darstellung so verbunden seyn muß, daß vermittelst der Succession der Begebenheiten ein Bild von dem Ganzen entsteht, in welchem sich alle einzelne Theile gegenseitig wie Ursache und Wirkung verhalten. Werden die einzelnen Momente des Lebens eines Individuums ohne stylistische Kunst blos nach den allgemeinsten Begebenheiten (nach Geburt, Erziehung, Berufsart, Familienverhältnissen ꝛc.) angegeben; so ist es ein Lebenslauf, und keine Biographie. Die Biographie aber erschöpft die ganze Reihe der Thatsachen in dem Leben eines Menschen, und berücksichtigt nicht allein die äußern Umstände in dem Schicksale desselben, sondern verbreitet sich besonders über die innern Ursachen desselben, d. h. über die natürlichen Anlagen des Individuums; über die Entwickelung derselben durch Erziehung und selbstthätige Anstrengung; über die Richtung, welche dadurch die intellectuelle Bildung des Individuums nahm; über den Gang seiner moralischen Reife; über die bürgerlichen Verhältnisse und Umstände, unter welchen es wirkte; über den Einfluß desselben auf den Kreis von Menschen, in welchem es lebte, und, wenn es eine für ganze Völker, oder selbst für die Menschheit merkwürdige Person war, über den Antheil derselben an den Schicksalen eines Volkes, oder an der Forbildung der Menschheit selbst. Diese psychologische Entwickelung ist die fruchtbarste, lehrreichste und interessanteste; denn sie giebt uns Aufschluß darüber, wie, unter dem Einflusse wechselnder Umstände und Verhältnisse, der Mensch das wird, was er wird; wie er dadurch sich entweder erhebt, oder darunter erliegt; wie seine Verirrungen und guten Seiten unter sich zusammenhängen; wie seine intellectuelle und moralische Bildung entweder in Harmonie, oder im Mißverhältnisse stehen; wie seine Hand-

lungen und seine bürgerlichen Verbindungen sich zu seinem Charakter und zu seiner ganzen Individualität verhalten; überhaupt wie die ganze Kette seiner Handlungen und Schicksale unter sich so nothwendig zusammenhänge, daß man nur durch eine geordnete Darstellung derselben in den Stand gesetzt wird, eine Uebersicht darüber zu gewinnen, durch welche wir uns nicht allein für das dargestellte Individuum interessiren, sondern auch selbst mannigfaltige Veranlassungen für unsere Belehrung daraus schöpfen.

Die Biographie, wenn sie ein **vollendetes** Ganze seyn soll, muß das Individuum von seiner Geburt an bis zu seinem Tode begleiten; aber dennoch finden sich auch mehrere, welche den Gang der Begebenheiten nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte fortführen, welches jedesmal der Fall bey den **Selbstbiographien** ist.

Für den Stylisten, der eine Biographie entwerfen will, muß es oberstes Gesetz seyn, daß er mit dem Griffel der Wahrheit zeichne, daß er aber auch durch die Gruppirung der einzelnen Thatsachen einen solchen Zusammenhang derselben vermittele, daß es für die Phantasie blos der Versinnlichung des ganzen daraus hervorgehenden Bildes bedarf, um, neben der Forderung an die Korrectheit der Form, auch die Forderung an die Schönheit derselben zu befriedigen. Der Biograph darf also nicht den Stoff verändern, oder, wie man sich ausdrückt, verschönern, sonst wird die Wahrheit in der Darstellung verlezt; aber er kann diesem Stoffe durch die Form so viel Interesse geben, daß wir nicht blos der Form wegen (als eines stylistischen Kunstwerks), sondern auch um seiner selbst willen (des dargestellten Individuums wegen) gern dabei verweilen. Denn darin besteht die **Vollendung der Biographie**: daß in derselben ein Individuum erscheine, das nach dem Gange seines Schicksals und seiner Handlungen unsre Theilnahme erregt (der **Grund** dieser Theilnahme sey nun entweder das Ungewöhnliche in diesen Schicksalen, oder die literarische Celebrität des Individuums, oder der politische Wirkungskreis desselben ic.); daß aber auch dieses Indivi-

duum, nach seinen Schicksalen und Handlungen, durch die Form so dargestellt werde, daß wir unsre Aufmerksamkeit und unser Wohlgefallen zwischen Stoff und Form gleichmäßig theilen. Daß die Individualität der darzustellenden Person die Hauptaufgabe des Biographen sey, braucht kaum noch erinnert zu werden; daß aber dazu wesentlich gehöre, daß der Biograph seine eigne Individualität wo möglich ganz verläugne, und das darzustellende Individuum durchgehends **selbst handeln** lasse, wird bei dem Entwerfen solcher historischen Formen mehr vernachläßigt. Diejenige Biographie wird deshalb die gelungenste seyn, wo man über der Betrachtung des dargestellten Individuums und der Form der Darstellung, den **Urheber der Form vergißt**, und so von dem Strome der Darstellung fortgerissen wird, daß man sich desselben gar nicht erinnert.

Zu der Korrectheit der Darstellung (der nothwendigen Folge der Wahrheit in den Vorstellungen) gehört wesentlich, daß man selbst die Fehler und Verirrungen des darzustellenden Individuums weder verschweige, noch verdrehe, sondern höchstens nur, aus der ganzen Individualität desselben, den Ursprung und der Zusammenhang derselben mit seinen übrigen Eigenschaften psychologisch erkläre. Die Schönheit der Form in der Biographie schließt aber unbedingt alle Kleinigkeitskrämerei, alles Haschen nach halbwahren Anecdoten, wodurch man nur den unreifen Geschmack unterhalten und befriedigen will, alle Späße und Witzeleien, alle unnöthige und fremdartige Episoden und Räsonnements von sich aus. So wie in einem vollendeten Gemählde nichts überflüßig ist, aber auch nichts vermißt wird, und in ihm weder Ueberladung noch Lücken statt finden; so muß auch jede Biographie ein in sich abgeschloßnes, gerundetes und vollendetes stylistisches Ganze seyn.

Wie wenig die meisten vorhandnen Biographien diesen Forderungen entsprechen, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Bald glaubt man eine Biographie geliefert zu haben, wenn man an dem dürftigen Faden der Chronologie die einzelnen Momente des Lebens eines Indivi-

duums aufzählt, und über der ängstlich gesuchten Treue in der Erzählung vergißt, daß jede Biographie, der stylischen Form nach, ein Kunstwerk seyn muß; bald aber sucht man den Charakter der Biographie in einer halbwahren und durch eingeflochtene schiefe Räsonnements überladenen Darstellung, der nicht nur die Wahrheit, sondern auch die Schönheit abgehet, weil die Schönheit einer jeden Form ein Ganzes ist, das nicht in seinen Theilen zergliedert werden darf, um die sogenannten **einzelnen Schönheiten** aufzufinden.

Die historische Kunst des Stylisten besteht daher in der Biographie in der Art, wie er das Ganze, als ein organisches Ganzes, anlegt; wie er die einzelnen Theile unter sich verknüpft, und die folgenden gleichsam schon in den vorhergehenden ahnen und errathen läßt; und wie er, völlig neutral und unpartheiisch gegen das dargestellte Individuum, dasselbe ganz seinem eignen Schicksale überläßt, und so hinter der Couliße bleibt, daß blos das Wohlgefallen an Stoff und Form endlich die Nachfrage nach dem Urheber dieser Form veranlassen kann.

Maaß, Rhetorik, S. 303. ff. hat die Biographie nur in gedrängten Umrissen verzeichnet, und nichts Neues darüber gesagt; aber eine Stelle gehört hieher, wo er den Unterschied zwischen Biographie und Geschichte angibt, inwiefern die letztere auch sich über Individuen verbreitet. „Die Lebensgeschichte erzählt Begebenheiten eines einzelnen Subjects wegen, dessen Leben sie beschreiben will; die eigentliche Geschichte redet von einzelnen Subjecten nur der Begebenheiten wegen, die sie vorstellig machen will. Diese betrachtet die Begebenheiten in ihrem objectiven Zusammenhange unter sich, als einen Theil von dem Laufe der Natur überhaupt; jener betrachtet sie im subjectiven Zusammenhange mit einem individuellen Subjecte.„ — Blair, Vorles. über Rhetorik, Th. 3, S. 243. ff. erklart sich sehr unzureichend über das Wesen der Biographie. — Eben so wenig erschöpft das, was Adelung darüber, Th. 2. S. 77. f. sagt, das Wesen derselben. — Eschenburg, Theorie und Lit. der schönen Wissensch. S. 331. f. — Eine isolirte, zu wenig gekannte Schrift: über die Biographie, von Wiggers, Mitau 1777, darf hier nicht übergangen werden, da sie treffliche Blicke in die Geheimnisse des menschlichen Herzens enthält. Das erschöpfendste Werk

über die Biographie, das wir besitzen, ist: Jenisch, Theorie der Lebensbeschreibung, Berl. 1802. Der Verfasser entwickelt alle Gesichtspuncte, aus welchen Biographien versucht werden können, u. macht an den pragm. Biographen S. 31. ff. die Forderung: „daß er eine psychologische Entwicklungsgeschichte des von ihm dargestellten menschlichen Individuums aufstellen müsse, eine sorgfältige Prüfung und verhältnißmäßige Schätzung der Talente desselben, eine möglich zusammenhängende Darstellung, möglich gründliche Beleuchtung und moralische Würdigung seiner Gesinnungen und Handlungen; ein möglich vollständiges und reines Charakterbild seines ganzen Seyns und Webens; eine Geschichte des Einflusses seiner Talente auf die von ihm bearbeitete Kunst oder Wissenschaft, seiner Gesinnungen und Kraftäußerungen auf seine Zeitgenossen, oder auf einen enger begrenzten Menschenkreis. Denn die pragmatische Biographie erörtert Thatsachen und Charakterzüge ihres Individuums nach Ursache und Wirkung, d. h. mit andern Worten, sie betrachtet den Menschen als ein sinnlich vernünftiges, durch die äußerlichen Umgebungen in dem bestimmten Puncte des Raums und der Zeit seiner Existenz ausbildsames Wesen; sie zeigt den Einfluß der Sinnlichkeit auf die Vernunft, der Vernunft auf die Sinnlichkeit, der äußern Umgebungen auf beide. Dies ists, was ich die psychologische Entwickelungsgeschichte des Menschen nenne, und worunter ich gewissermaßen alles übrige befasse. Denn die Talente, die Gesinnungen und Handlungen eines Menschen sind nichts anders, als eben so viele Kraftäußerungen seines sinnlich-vernünftigen Ichs. Die Einheit seines intellectuellen und moralischen Charakters (denn eine solche Einheit liegt einem jeden reinen Charakterbilde, mithin auch jeder Charakteristik zum Grunde) gehört gleichfalls zu der psychologischen Entwickelungsgeschichte. Denn was durch eine bestimmte Reihe von Ursachen und Wirkungen zusammengebildet wird, muß eben dadurch auch Einheit haben." Darauf stellt er die einzelnen Momente auf, auf welche es bei einer Biographie ankommt, und bringt die darzustellenden Individuen unter mehrere Klassen: der Denker, Künstler, Helden, practischen Weisen, Sonderlinge, und der Weiber. — Mit Geist sind K. L. Woltmanns Versuche über die Biographie geschrieben, in seinen kleinen historischen Schriften, 2 Theile, Jena 1797, Th. 1, S. 103. ff. Man muß ihn selbst über das Verhältniß der Geschichte zur Biographie (des Ganzen zu seinem Theile) und über die Klassen von Materialien hören, aus denen eine Biographie gebildet werden kann; S. 134. ff. „Die Historie kann nichts

seyn (vergl. §. 207. und die Note dazu), als Darstellung d r Empirie überhaupt; im engern Sinne, Darstellung der Empirie in Hinsicht auf die Menschheit und ihr Schicksal, sowohl im Ganzen und in größern Massen, als im Einzelnen. Diese Darstellung kann nie vollendet seyn, und ihrem Zwecke ganz entsprechen, als wenn sie zum historischen Kunstwerke wird, d. h. die Form für die Empirie erhält, in welcher mir diese nach ihrer ganzen Individualität erscheint. Alle Individualität nämlich besteht in einer solchen Modifikation und Verbindung von Eigenschaften, wie sie nur in diesem bestimmten Gegenstand gefunden wird. Um sie nun zu bemerken, muß ich alle Verhältnisse in denselben wahrnehmen, und dies ist ohnmöglich, wenn ich nicht einen Standpunct habe. Muß ich ihn außerhalb des Kreises eines Gegenstandes ahnen; so kann ich diesen nicht zum Stoffe eines historischen Kunstwerkes brauchen, weil ich eine fremde Einheit in ihn hineintragen, also unwahr seyn würde; nur wenn ich im Gegenstande selbst den Gesichtspunct für die Wahrnehmung seiner Individualität auffinden kann, darf ich ihn als historischer Künstler bearbeiten. — Die Biographie ist ein historisches Kunstwerk über den Kreis der Empirie, welcher durch das Leben eines einzelnen Menschen beschrieben wird. Dieses Leben muß uns nothwendig einen solchen Stoff darbieten, dessen Theile sich aus einem bestimmten Gesichtspuncte betrachten lassen. Es lassen sich aber nur vier verschiedene Klassen von Materialien denken, aus welchen eine Biographie geschaffen werden könnte. Die erste macht diejenigen aus, bei welchen der Sieg des Schicksals über die widerstrebende Kraft des Menschen dem Historiker den Gesichtspunct gibt; bei der zweiten verleiht denselben die Bezwingung des Schicksals durch den menschlichen Willen; in der dritten finden wir einen solchen Stoff, welcher seine Einheit gerade durch den immer unentschiedenen Widerspruch zwischen dem Verhängnisse und den Planen des Menschen erhält; in der vierten haben wir die schöne Einheit, daß alle Kräfte nnd alle Schicksale eines Menschen mit einander in einer steten Harmonie der Wechselwirkung sind."

Die Selbstbiographien, so interessant sie auch als Selbstbekenntnisse und als reiner Ausdruck der Individualität in psychologischer Hinsicht seyn mögen, drückt doch immer der Verdacht, daß manches übergangen, und manches in einem andern, als dem Lichte der strengsten Wahrheit dargestellt sey. Doch sollte jeder bedeutende Mann zu seiner Biographie, besonders aus der Epoche seiner frühern Bil-

dung sammlen, um dadurch seinem Biographen vorzuarbeiten. vergl. Jenisch Theorie rc, S. 39. f. —

§. 216.

4) Die Charakteristik.

Wird die Biographie in dem Sinne genommen, wie sie hier verzeichnet worden ist; so ist die Charakteristik eigentlich keine ihrem Wesen nach von derselben verschiedne Form. Auch sie schildert Individuen, wie die Biographie; auch ihr gehört die psychologische Entwickelung von Handlungen und Facten an. Noch mehr aber, als die Biographie, mit der sie in Praxis selbst so oft verwechselt wird, beabsichtigt sie die Darstellungen des Individuellen, und zwar hauptsächlich der geistigen Individualität. Die moralische Welt, die Sphäre der Freiheit, und alles, was in dem Leben und in den Handlungen der Menschen daraus resultirt, gehört in ihre Mitte. Sie zeichnet in einzelnen Zügen und in ganzen Gemählden die individuelle Denkungsart und Kultur nach einem dabei angenommenen psychologischen Princip. Sie stellt an die Spitze ihrer Darstellung einen theoretischen oder practischen Satz, und bedient sich nun der darzustellenden Individualität gleichsam als des Commentars zu diesem Satze. Das wesentlich Individuelle, wobei das Accidentelle (die äußern Schicksale des Individuums) gewissermaßen in den Hintergrund der Darstellung gerückt wird, erscheint in der Charakteristik teleologisch, d. h. in Beziehung und als Erläuterung eines höhern Standpunctes. Nur so kann man die Grenzen zwischen Biographie und Charakteristik näher bestimmen. — Man wird daher von Friedrich dem zweiten eine Biographie liefern, wenn man den ganzen Gang der Schicksale und Thaten dieses großen Regenten psychologisch würdigt und darstellt, und dadurch ein versinnlichtes Bild von ihm bewirkt. Man wird aber eine Charakteristik von ihm entwerfen, wenn man z. B. aus der Darstellung des Ganges der Schicksale und Thaten Friedrichs das Problem erklären will, wie ein Mann von dieser Individualität, an der Spitze eines Volkes, dieses Volk in

die Wagschale des Gleichgewichts der europäischen Staaten bringen kann. — Immer muß aber die Charakteristik nur reflectiren, und nicht idealisiren; sie kann die Thatsachen in dem Leben eines Individuums aus einem höhern kosmopolitischen Gesichtspuncte fassen und verzeichnen, nur darf sie nie den Zusammenhang zwischen dem aufzulösenden Probleme und dem Individuum erkünsteln und gewaltsam hervorzubringen suchen. Daß das geistige Wesen und Leben, daß die politischen Verhältnisse entschieden merkwürdiger und ungewöhnlicher Männer sich nur zu einer Charakteristik, hingegen die Menschen im Kreislaufe gewöhnlicher Verhältnisse sich zunächst zur Biographie eignen, ergibt sich aus diesen aufgestellten Principien. Was die Form, in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit, betrifft; da gilt alles das von der Charakteristik, was von der Biographie verzeichnet worden ist.

Obgleich in dem, was Maaß, Rhetorik, S. 310. ff. unter der Rubrik: Charakterschilderung aufstellt, die Grenzlinie zwischen Biographie und Charakteristik nicht scharf genug gehalten ist, weil er Charakteristik zunächst für Darstellung des Charakters eines Individuums nimmt, und es nicht auf die ganze Individualität bezieht; so ist doch das, was er über die Schilderung des Charakters aufstellt sehr wahr ergriffen und frei gezeichnet. Die Mischung des Charakters zu beobachten, welche er in das Verhältniß der Neigungen und übrigen Charakterzüge gegen einander und gegen die Grundzüge setzt, empfiehlt er besonders für die Darstellung. — Auch bei Eschenburg (Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften S. 329. ff.) fließen die Grenzlinien zwischen Charakteristik und Biographie zusammen. —)

§. 217.

5) Die Anecdote.

Die Anecdote ist die Darstellung einer einzigen Begebenheit, einer einzigen Aeußerung irgend eines Individuums, welche sich entweder durch ihre Originalität, oder durch ihren Zusammenhang mit andern Umständen so auszeichnet, daß sie isolirt dargestellt werden, und durch die isolirte Darstellung Interesse erregen kann. — Der Stoff zur Anecdote

ist daher entweder eine einzelne That, oder ein einzelner Ausspruch, welche das Gepräge der Kraft, der Neuheit, der Gegenwart des Geistes, oder irgend eines bedeutenden Zuges von einem menschlichen Geiste so an sich tragen, daß durch die Hervorziehung und isolirte Behandlung desselben nicht nur das Urtheil über das darzustellende Individuum bestätigt und berichtigt, sondern auch das Charakteristische und Individuelle in seinen Handlungen und Schicksalen noch bestimmter versinnlicht werden kann. Vermittelst des Individuums, von welchem die Anecdote erzählt wird, gehört dann die Anecdote auch entweder der Biographie, oder der Specialgeschichte, oder selbst der Universalgeschichte an, und erläutert nicht selten gewisse Erscheinungen, die ohne die in den Anecdoten aufbewahrten Eigenheiten nur schwer zu erklären seyn würden. — Der **Form** nach muß die Anecdote **kurz** und **kräftig** dargestellt, und alles auf die sogenannte Pointe, d. i. auf den Punct hingeleitet werden, welcher wahrhaft charakteristisch ist, es mag dies nun ein Ausdruck, oder eine Handlung seyn. — Da die Anecdoten mehr nur als Episoden, und nicht als integrirende Theile der Geschichte behandelt werden können; so verräth es einen unreifen historischen Geschmack, wenn man dieselben häuft, oder wenn man sie nicht in den Zusammenhang von größern Ganzen zu verarbeiten versteht, oder wenn man sich durch sie zur Kleinigkeitskrämerei verleiten läßt. Sobald die Anecdote den Zusammenhang und die Einheit der historischen Darstellung unterbrechen würde; sobald muß sie hinweggelassen, und dem höhern Zwecke der Darstellung aufgeopfert werden.

§. 218.

6) Der lapidarische Styl.

Der lapidarische Styl besteht zunächst in Inschriften, welche auf öffentlichen Denkmälern das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten erhalten sollen, die sich durch irgend etwas Merkwürdiges Anspruch auf diese Auszeichnung erworben haben. Man findet ihn also auf Grabmählern, Ehrensäulen, Statuen, Münzen, u. s. w. Einzelne, mit Kraft und Kürze hingeworfene, Worte machen da die

meiste Wirkung; Affection muß aber eben so, wie Weitschweifigkeit von ihm ausgeschlossen werden. — Wird er z. B. in Stammbüchern, oder für andre Zwecke angewandt, und nachgebildet; so muß man sich vor Uebertreibung und Mattherzigkeit gleich stark hüten.

Unter den gelungenen Inschriften des lapidarischen Styls verdienen Erwähnung: die Inschrift auf Herzog Leopold von Braunschweig zu Frankfurt an der Oder 1785. und Ifflands Inschrift auf Flecks Denkmal 1803; und einige andre.)

§. 219.

7) Die Specialgeschichte.

Die Specialgeschichte hat den Zweck, die Schicksale und Thätigkeiten einer Mehrzahl von Individuen unter den Bedingungen der Korrectheit und Schönheit darzustellen. Das Familienleben gehört zuerst in ihren Kreis, wodurch sie sich gewissermaßen an die Biographie anschließt, da die Darstellung des Lebens und der Verhältnisse einer Familie eigentlich eine auf mehrere Individuen sich erstreckende Biographie ist, in welcher immer eine Hauptperson den Gang der Schicksale und Verhältnisse der ganzen Familie leitet. — Höher steigt aber das Intresse an der Specialgeschichte, wenn sie die Begebenheiten und Schicksale ganzer Corporationen verzeichnet, und man kann bestimmt annehmen, daß die Universalgeschichte nicht eher völlig wahr und umschließend dargestellt werden kann, als bis die Specialgeschichte in einer solchen Vollkommenheit bearbeitet ist, daß alle einzelne Theile der ganzen Menschheit, sowohl die einzelnen Korporationen, als die einzelnen Völker und Staaten, als auch die einzelnen Zweige der menschlichen Kultur, nach einer erschöpfenden und vollendeten Ausführung uns vorliegen. So lange die Bearbeitung dieser einzelnen Theile der Specialgeschichte noch nicht allgemein geworden ist und alle noch vorhandene Lücken ausgefüllt hat; so lange wird auch die Universalgeschichte immer noch gewisse Lücken behalten.

Die historische Kritik hat also eigentlich ihr vorzüglichstes Feld in der Specialgeschichte. Hier muß sie die unzäh=

ligen verstreut liegenden einzelnen Materialien, welche zu der Geschichte der Corporationen, oder der Völker, oder der Wissenschaften und Künste gehören, prüfen, ordnen, unter lichtvolle Ansichten zusammen stellen, für einen festbestimmten Standpunct bearbeiten, und so aus ihnen ein Ganzes bilden, das sowohl den Erwartungen des historischen Forschers in Hinsicht auf den Stoff, als auch den Forderungen an die Darstellung, in Hinsicht auf die Form Genüge leistet.

Was die Geschichte der einzelnen Corporationen, Stände, Orden, Bündnisse u. d. gl. betrifft; da müssen die Ursachen ihres Entstehens zunächst erforscht werden. Man muß den gewöhnlich kleinen Anfang derselben aufsuchen; man muß die Verhältnisse entwickeln, durch deren Zusammentreffen diese Gesellschaften sich vergrößerten und dem Umfange nach ründeten; man muß den Geist dieser Corporationen aus den Principien ihrer Verfassung eruiren; man muß in die Gründe ihres Emporblühens, ihrer weitern Verbreitung, und ihres innern Zusammenhanges eindringen; man muß die Mängel und Unvollkommenheiten, die sie drückten, mit Wahrheitsliebe enthüllen; man muß ihre Beziehung auf die Völker, in deren Mitte sie sich bildeten und erhielten, so wie ihr Verhältniß zu der Verfassung ganzer Staaten und Reiche näher bestimmen; man darf die mit allen isolirten Corporationen unvermeidlich verbundenen Ausartungen, so wie die versuchten Regenerationen einiger derselben nicht verschweigen; man muß endlich entweder ihre allmählige Auflösung in Angemessenheit zu dem Geiste eines spätern Zeitalters, oder ihre gegenwärtige Gestalt und Einrichtung, mit sichern Belegen unterstützt, angeben. So nur kann man den Geist solcher Gesellschaften, als selbstständiger Theile eines größern Ganzen, für sich selbst, und nach seinem Einfluß auf dieses größere Ganze bestimmen.

Sehr wahr sagt J. G. Herder, (Vorrede zum 2ten Theile, von Fr. Maiers Kulturgeschichte der Völker, S. 11. f.) „Unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das Band der Geschlechter und Familien das zarteste, das die Geschichte entwerfen kann und festhalten sollte; denn auf ihm

beruht nicht nur der echte Ruhm einer Nation, sondern auch ihr innerer daurender Wohlstand." —

§. 220.

Fortsetzung.

Die Staatengeschichte als Theil der Specialgeschichte.

Die Staatengeschichte kann keine andere Bestimmung haben, als die Veränderungen und Schicksale eines einzelnen Staates so darzustellen, daß dieser isolirte Staat als ein **organisches** Ganze erscheine. Sie muß also auf die ersten Stamina desselben zurückgehen, und die Familienstämme und Völkerschaften angeben, aus deren Vermischung er sich bei seinem Entstehen bildete. Sie muß den Gang der Entwickelung dieser Familienvölkerschaften, nach den verschiedenen Perioden, charakterisiren; sie muß die **Verfassung** des Staats in den **Mittelpunct** seiner Begebenheiten und Schicksale stellen, weil sich nur darnach die Ausbildung der verschiedenen Stände in demselben, das Reiben derselben gegen einander, der Einfluß des sich entfaltenden Gemeingeistes auf dieselben, und überhaupt das ganze innere politische Leben eines Staates erklären läßt. Die Staatengeschichte ist daher kein trocknes, todtes, nach der Chronologie geordnetes Geripe von Begebenheiten, die an einem fortlaufenden Faden hererzählt werden; sie ist vielmehr ein belebtes und lebensvolles Ganze, wo das Daseyn und Bestehen aller Theile nur aus ihrem gegenseitigen Verhältnisse erklärt werden kann. Sie stellt, **aus beglaubigten Facten**, die allmählige Entwickelung und Ausbildung der Verfassung eines Staates dar, und verbindet damit die fruchtbare Ansicht der verschiedenen Perioden seiner Blüte, seiner Reife, seiner innern Consistenz, seiner Verbindung mit benachbarten Staaten und seines entweder wohlthätigen oder nachtheiligen Einflusses auf dieselben; sie zeigt, wie in dem Leben eines solchen Staates alle Theile des Ganzen nothwendig zusammenhängen; und wie aus dem ihm einwohnenden eigenthümlichen Geiste entweder sein späterer Verfall, oder seine höhere Größe hervorging.

Die Staatengeschichte kann nämlich nichts anders, als ein practischer historischer Commentar zu der Verfassung und also zu dem Staatsrechte eines Staates seyn. Das, was das Staatsrecht als positiv vorhanden und als den Geist eines bürgerlichen Vereins, unter der höchsten Bedingung des Rechts, darstellt; das entwickelt die Staatengeschichte nach den verschiedenen Abstufungen seines Entstehens und Werdens, seiner allmähligen Bildung und Fortführung bis zu dem gegenwärtig erreichten Puncte oder, bei den erloschenen Staaten, bis zu dem Augenblicke ihrer Auflösung und ihres politischen Todes. — Nicht also ohne historische Facta darf sie verfahren; vielmehr verlangt sie die strengste und sorgfältigste Prüfung aller möglichen einzelnen Quellen; aber die dadurch gewonnenen Facta muß der Stylist nun so verarbeiten, daß das Ganze Einheit für den Verstand bekommt, und aus demselben ein befriedigendes Bild für die Phantasie hervorgehet, das Bild eines organischen Körpers, wo alle Theile so ausgearbeitet sind, daß man ihren Zusammenhang mit dem Ganzen und ihr Verhältniß zu demselben bestimmt berechnen, und sich daraus die Stärke oder Schwäche des politischen Lebens eines Staates, nach allen seinen Gründen und Ursachen, erklären kann.

Nur in den neuesten Zeiten hat man angefangen die Staatengeschichte aus diesem Standpuncte zu behandeln. Die ungeheuern ausgedehnten Specialgeschichten der ältern Zeit sind meistens nur Materialiensammlungen, wo man mehr zusammentrug, als verarbeitete; wo die Form der Masse des Stoffes unterlag. — Auch mußte erst die philosophische Rechtslehre und die Politik von den Banden des positiven Rechts befreiet, und als ein unabhängiges Ganze für sich behandelt werden, ehe man die freie Umsicht gewinnen konnte, die Staaten selbst, als organische Ganze, nach dem Charakter ihres innern Lebens darzustellen. Man mußte erst in den neuesten Zeiten Staaten veralten, (wie das osmanische Reich), untergehen (wie Pohlen) und ganz umgebildet (wie Frankreich) sehen, um über die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinungen gehörig nachzudenken, und den einzelnen Strom der Begebenheiten während der Existenz eines Volkes darnach zu erklären. Die Staaten-

geschichte verdreht also die Facta nicht; sondern sie ordnet und verarbeitet sie nur nach einem höhern Standpuncte. Sie nähert sich darin der Biographie, daß sie nun einen ganzen Staat als Ein Individuum betrachtet, und nachdem sie mit sich über die Hauptmomente einig geworden ist, um welche sich alles herumdrehet, die andern Begebenheiten unter diese subsumirt. — Daß in dieser Verarbeitung der Materialien sich der des reichhaltigen Stoffes bemächtigende Geist besonders zeigen könne; daß das Bild, welches ihm vorschwebt, durch die Darstellung außer ihm erscheine, und nach allen seinen Umgebungen vollendet werde; das ist die große Aufgabe an den, der sich der Bearbeitung einer Specialgeschichte unterzieht. — Spittler verdient die Auszeichnung, daß er zuerst die Bahn dazu brach. Sehr wahr sagt er in der Vorrede zu seiner Geschichte der europäischen Staaten, Th. 1, „Man fragt itzt in jeder Geschichte eines europäischen Staates gleich darnach, wenn und wie ist ein dritter Stand aufgekommen? wie haben sich die Verhältnisse der Stände unter einander, und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? wie ging es mit Steuern und Finanzen des Reiches? — Billig muß man die Constitution des Reiches so zum Hauptthema machen, daß sich die Auswahl der Begebenheiten vorzüglich darnach richtet.„ — Der ehrwürdige Meusel, überzeugt von der Nothwendigkeit einer solchen Bearbeitung der Specialgeschichte, vervollkommnete die vierte Ausgabe seiner Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatengesch. (Leipz. 1800) nach diesem Gesichtspuncte, wie er dies selbst in der Vorrede dazu S. 4. erwähnt. — Am vollendetsten aber hat diesen Gesichtspunct festgehalten und durchgeführt: A. H. L. Heeren, in seinem Handbuche der Gesch. der Staaten des Alterthums, (Götting 1799), der der Schöpfer der eigentlichen politischen Geschichte genannt zu werden verdient, die vor ihm keiner so rein auffaßte, und keiner mit der Sicherheit und Haltung, in der Verarbeitung der einzelnen Parthien und in der sorgfältigen Auswahl und Ordnung der Materialien durchführte, wie er. Sehr richtig bezeichnete er den Begriff der politischen Geschichte, daß sie nämlich sowohl die innern, als die äußern Verhältnisse der Staaten berücksichtigen müsse. So wie er dies bis zu dem Untergange des abendländischen römischen Reiches gethan hat; so ist zu wünschen, daß er auch von da an den Faden von neuem auffassen, und ihn bis auf unsre Zeiten durchführen möge, besonders da seit Karls des

fünften Zeiten in Europa sich das Gleichgewicht von Staatskräften zu bilden anfing, in dessen Wagschale bald der eine Staat steigt, bald sinkt, und aus dessen richtiger Darstellung allein, nach den Momenten seiner Unterbrechung und Wiederherstellung (durch Kriege und Friedensschlüsse), ein richtiger Begriff über die Stärke oder Schwäche der gegenwärtigen bestehenden Staaten hervorgehen kann. — Nur dies konnte Herder meinen, als er in der Vorrede zu Maiers Kulturgesch. der Völker S. 4 schrieb: „Nur durch den Geist, den wir in die Geschichte bringen, und aus ihr ziehen, wird uns Menschen und Völkergeschichte nützlich. Geistlos zusammengestellte Facta stehen unfruchtbar da.„ — Von der Verirrung, die Staatengeschichte blos als Regentengeschichte zu behandeln, ist man größtentheils zurückgekommen. Leitet wirklich ein Regent die Begebenheiten seines Volkes allein in einem merkwürdigen Zeitraume; so stehet er ohnedies in dem Vordergrunde der Geschichte desselben. Ist aber dies nicht der Fall; so darf der Gang der Entwickelung des Volkes als eines in sich abgeschlossenen politischen Ganzen, nicht in den Hintergrund gestellt werden. — Je mehr und umschließender man die politische Geschichte, die sich auf das Rechtsprincip für den gesellschaftlichen Verein der Menschen gründet, angebaut werden, und je mehr man das Leben der erloschenen und existirenden Staaten als ein organisches Ganze in Hinsicht auf das Rechtsprincip aufstellen wird; desto mehr wird die Staatengeschichte der Kulturgeschichte vorarbeiten.

§. 221.

Fortsetzung.

Die Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt, als Theil der Specialgeschichte, (Kulturgeschichte.)

Die Geschichte des physischen Menschen gehört entweder der Naturbeschreibung, oder der Naturgeschichte an. Die Geschichte des menschlichen Geistes verdient aber eine isolirte Behandlung, in welcher nämlich diejenigen Thatsachen, welche entweder auf einzelne Theile der geistigen Kultur sich beziehen, isolirt behandelt, oder auch so zusammengestellt werden, daß daraus eine allgemeine Kulturgeschichte entsteht. Bei dieser Behandlung der Geschichte steht also kein Volk an der Spitze der Darstel-

lung, sondern ein **Begriff**; d. h. man sammlet alle isolirte Thatsachen, welche auf einen und denselben Gegenstand der Entwickelung und Ausbildung des menschlichen Geistes sich beziehen, und verarbeitet dieselben zu Einem Ganzen.

Das ganze Gebiet der Kultur des menschlichen Geistes *) wird nämlich erschöpft durch die Begriffe der **intellectuellen, ästhetischen und moralischen Kultur.**

A) Die Darstellung der einzelnen Theile der **intellectuellen** Kultur umschließt das ganze Gebiet des Anbaues der **isolirten** Wissenschaften. Es gibt also darnach a) eine **Geschichte der menschlichen Sprache**, wozu sich der Gang der Ausbildung jeder einzelnen **Sprache** (z. B. der griechischen, lateinischen, teutschen, französischen, russischen rc.) wie ein Theil zum Ganzen verhält; b) eine **Geschichte der Religion**, welche aus der Entwickelung der verschiedenen einzelnen Religionen des Erdbodens entstehet; c) eine Geschichte **der Philosophie**, welche alle einzelnen philosophischen Meinungen und Systeme nach ihrem Inhalte und Geiste, so wie nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse charakterisirt, mit Einschluß aller einzelnen philosophischen Wissenschaften, z. B. der Geschichte der **Anthropologie**, der **Logik**, der **Metaphysik**, der **Rechtslehre**, der **Sittenlehre** rc. d) eine **Geschichte der Mathematik**, welche die Fortbildung der einzelnen mathematischen Wissenschaften in sich enthält; e) eine **Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen**, mit Angabe der Art, wie dadurch der Kreis der menschlichen Erkenntnisse erweitert worden ist; f) eine **Geschichte der Geschichte**, oder die Angabe aller der Momente, welch die Bearbeitung der einzelnen Theile des unermeßlichen Gebiets der Geschichte be-

*) Will man die Geschichte der Kultur des physischen Menschen damit verbinden; so muß man mit Sorgfalt alle die Materialien dabei verarbeiten, welche die Naturbeschreibung und Naturgeschichte des Menschen in Hinsicht auf Menschenracen, Verbreitung des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, auf klimatische und lokale Verschiedenheiten rc. darbieten.

fördert oder gehindert haben. (Es versteht sich von selbst, daß die Kirchengeschichte, als Geschichte der äußern Form und Verfassung religiöser Gesellschaften, ein untergeordneter Theil der Religionsgeschichte ist; — daß die Geschichte der Technologie ꝛc. unter die Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen gehört; daß die Literärgeschichte eine Untergattung der Geschichte der Geschichte ist, u. s. w.)

B) Die Darstellung der ästhetischen Kultur umschließt das ganze Gebiet der Thatsachen, durch welche der Anbau der Künste bewirkt und bis zu seinem gegenwärtig erreichten Grade vollendet worden ist. Auch hier findet die Bemerkung statt, daß jede Kunst, deren Feld von so weitem Umfange ist, wieder ihre Untertheile habe, deren Geschichte einen einzelnen Theil der Gattung ausmacht, zu welcher sie gehören. Die Geschichte der Künste ist daher a) Geschichte der Beredsamkeit; b) Geschichte der Dichtkunst; c) Geschichte der Tonkunst; d) Geschichte der Mahlerei; e) Geschichte der Baukunst; f) Geschichte der Plastik; g) Geschichte der Tanzkunst; h) Geschichte der Mimik; i) Geschichte der Schauspielkunst; k) Geschichte der Gartenkunst.

C) Die Darstellung der moralischen Kultur umschließt das ganze Gebiet der Thatsachen, durch welche sich die freie Thätigkeit der Menschen, in Beziehung auf die Erreichung des gesammten Ideals ihrer Bestimmung äußert. Dahin gehört nun a) die Geschichte der Sittlichkeit, welche, da wir über die Sittlichkeit der Menschen, (über das innere Princip ihrer Handlungen,) nur nach den Handlungen (als Erscheinungen) urtheilen können, in eine Geschichte der Sitten, oder des in ihren Handlungen sichtbaren Wiederscheins ihrer moralischen Reife, übergehet; und b) die Geschichte des bürgerlichen Vereins, oder der gesellschaftlichen Verbindungen des Menschen unter der höchsten Bedingung der Realisirung des Rechts. Diese Geschichte des bürgerlichen Vereins begreift nun wieder die Geschichte der Gesetzgebung, der Politik, der Kriege, der Verfassung der Staaten, des politischen Gleichgewichts, des Handels u. s. w. in sich.

Sobald nun der Stylist die einzelnen Untertheile eines Haupttheils der menschlichen Kultur bearbeiten und darstellen will; so muß er von dem Begriffe, welcher diesem Haupttheile zum Grunde liegt, ausgehen, und das Verhältniß des Untertheils zum Haupttheile darnach bestimmen. Nach diesem Maasstabe würde keiner mit Erfolg eine Geschichte der kritischen Philosophie schreiben können, der sich nicht zuerst den Begriff der Geschichte der Philosophie selbst, und, vermittelst desselben, wieder den Hauptbegriff der gesammten intellectuellen Kultur des Menschen vergegenwärtigt hat. Eben so muß der, welcher eine Geschichte der Dichtkunst rc. liefern will, den Hauptbegriff der ästhetischen Kultur festhalten, um nach diesem das Verhältniß des Anbaues der Dichtkunst im Einzelnen richtig bestimmen, und zugleich die Beziehung der Dichtkunst auf die andern ihr verwandten Künste, und mit derselben auch den Hauptbegriff der ästhetischen Kultur selbst angeben zu können. — Der ferner, der eine Geschichte des politischen Gleichgewichts oder des Handels schreiben will, muß sich den Hauptbegriff der moralischen Kultur vergegenwärtigen, und das Detail seiner Specialgeschichte nach den wesentlichen in jenem Hauptbegriffe enthaltnen Momenten anordnen und ausführen.

Da nun innerhalb des Kreises der intellectuellen, ästhetischen und moralischen Kultur des Menschen das ganze Gebiet der geistigen Kultur erschöpft ist; so würde eine Kulturgeschichte, alle diese einzelnen Gattungen und Untergattungen menschlicher Kultur zu Einem Ganzen vereinigen müssen, und gleichsam der Wiederschein des ganzen geistigen Lebens des Menschen in einem gedrängten und vollendeten Bilde seyn. Diese Kulturgeschichte hätte am Eingange ihrer Untersuchungen den Begriff der Kultur selbst, oder der von der Freiheit des Menschen abhängenden Entwickelung und Ausbildung aller seiner Anlagen und Kräfte. Dieser Begriff der Kultur erhübe sich nun rückwärts zu dem Begriffe der Freiheit, zu dem Begriffe des Menschen als eines perfectiblen Wesens, und schlösse

zuletzt in dem allgemeinen Begriff des Menschen selbst. Hier ist nun aber auch die Grenze und das Mittel der Verbindung zwischen der Kulturgeschichte und der Geschichte der Menschheit.

Poetisch, aber wahr, sagt Herder in der Vorrede zum 2ten Theil von Maiers Kulturgesch. S. XIII: „Kulturgeschichte der Völker; in welchen Traum versetzt uns dies Wort; oder vielmehr in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig ist in ihr geschehen! und auf welchen Wegen ist manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten. Sie pflanzten sich fort, sie mischten sich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene stechende prächtige Distel. Und dort und da, wie ungeheure Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfen bethauet.„

§. 222.

8) Die Universalgeschichte — und die Geschichte der Menschheit.

Dir Universalgeschichte (auch ziemlich unbestimmt: Weltgeschichte genannt,) umschließt, dem Begriffe nach, alle Individuen des ganzen menschlichen Geschlechts, die je auf dem Erdboden gelebt haben, oder noch leben, und zwar nach allen den Begebenheiten, die je von vernünftigen Wesen veranlaßt und hervorgebracht worden sind, und die nun der Vergangenheit angehören. Man tritt schaudernd vor dem Umfange dieses Gebietes der Universalgeschichte zurück, wenn man damit die Kräfte eines einzigen menschlichen Geistes vergleicht, der sich nicht nur dieses unermeßlichen Stoffes bemächtigen, sondern denselben auch zu einer solchen lebensvollen Gestalt verarbeiten soll, daß man die Menschheit selbst, nach allen ihren einzelnen Zügen und Schattirungen, darin wieder erkennt. Denn sie umfaßt das ganze menschliche Geschlecht seit seinem Entstehen bis auf den gestrigen Tag; in ihren unermeßlichen Kreis gehört alles, was in allen Zeiten, bei allen Völkern, unter allen Umständen und Verhältnissen vollbracht worden ist; für sie ist nichts verloren, als was sich durch keine Tradition, durch kein schriftliches Denkmal vor dem Untergange hat sichern können; sie muß eigentlich Alles, was je geschah, und von die-

sem dann wieder das Merkwürdigste und Einflußreichste auffassen und verarbeiten. Alle beglaubigte Nachrichten, welche in der Specialgeschichte die strenge Prüfung der historischen Kritik ausgehalten haben, sind der beinahe unübersehbare Stoff, der hier zu einer Form gestaltet werden soll. Für sie sind alle Individuen unsers Geschlechts, selbst die einflußreichesten und ausgezeichnetsten, ja alle Reiche, die je geblüht haben, oder noch blühen, und umschlössen sie mehr als einen Erdtheil, nur einzelne, losgerißne Theile eines größern Ganzen. Zwar sind für sie unzählige Facta aus den frühesten Zeiten verloren gegangen; unzählige andere Facta kann sie, wegen der Unsicherheit und des Widerspruchs der verschiedenen Quellen, nur mit der größten Vorsicht gebrauchen und gleichsam nur halb andeuten; aber dennoch enthält sie das ganze unermeßliche Gebiet der Vergangenheit. — Unter dem Chaos dieser Massen würde der Stylist bei der Verarbeitung und Ordnung des Stoffes unterliegen, wenn nicht die Specialgeschichte der Universalgeschichte vorarbeitete. Denn so wie keine Universalgeschichte möglich wäre, ohne Specialgeschichte; so ist auch die Vollkommenheit der Universalgeschichte abhängig von der weiter fortgeführten Vollendung der Specialgeschichte. Was die letztere sammlet, prüft, ordnet und verbindet, überliefert sie dann in größern verarbeiteten Massen, und vermittelst der von den einzelnen Völkern und Staaten gezeichneten Bilder, der Universalgeschichte, die dann daraus ein vollendetes zusammenhängendes Gebäude für den Verstand errichten, und es in ein Totalbild für die Phantasie verwandeln soll, bei welchem der Synchronismus das sinnliche Bild für die Phantasie (das Bild des Gleichzeitigen) vermitteln, die Chronologie aber das leitende Princip für die Ordnung und Verbindung des Stoffes für den Verstand seyn muß. So nur ist es erklärbar, warum Chronologie und Synchronismus in der Universalgeschichte unzertrennlich verbunden seyn müssen. — Die Universalgeschichte wird deshalb in dem Grade vollendet werden, und an Umfang, an innerer Oekonomie, an lichtvoller Uebersicht der Theile, und an harmonischer Verbindung dieser Theile zu einem abgeschlossenen Ganzen gewin=

nen, in welchem die Specialgeschichte, nach dem für sie aufgestellten Standpuncte, sich der vollendeten Bearbeitung nähert.

Was nun die Geschichte der Menschheit betrifft; so **verhält sich diese ganz so zur Kulturgeschichte, wie sich die Universalgeschichte zur Specialgeschichte verhält.** Die Specialgeschichte arbeitet der Universalgeschichte vor; die Kulturgeschichte der Geschichte der Menschheit. Je befriedigender, und in ihren einzelnen Theilen (nach allen Kulturmomenten) vollendeter, die Kulturgeschichte dargestellt seyn wird; desto mehr wird man das Gebiet der Geschichte der Menschheit umschließend anbauen können. So wie bis itzt die Universalgeschichte im Ganzen zwar einem großen und kühnen, aber nur halbgelungenen und nur halb ausgeführten Versuche gleicht; so sind auch unsre Geschichten der Menschheit bisher nur Versuche gewesen, welche die Ahnung einer solchen Bearbeitung u. das Bedürfniß des Menschen, sich zu einer solchen Ansicht zu erheben, hinreichend beurkundet haben; aber vollendet ist noch keine Geschichte der Menschheit, und kann es auch nicht seyn. — Der Gattungsbegriff **Menschheit** konnte nur in dem menschlichen Verstande sich bilden, als schon die Species: **Menschen** vorhanden war; so kann auch die abstracte Wissenschaft einer **Geschichte der Menschheit** nur als Resultat der gelungnen Bearbeitung der Geschichte der Menschen, nach allen ihren einzelnen Kulturmomenten, hervorgehen. Und selbst dann verlangt sie noch eine Meisterhand! — Denn nicht das philosophische Räsonnement über die Anlagen und Kräfte des Menschen und über die nothwendigen Gesetze der Entwickelung derselben ist Geschichte der Menschheit, sondern höchstens die **Einleitung** dazu; eben so wenig ist eine ausführliche Kulturgeschichte, (welche eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften und Künste, der Sitten und des bürgerlichen Vereins in sich begreift,) Geschichte der Menschheit; noch weniger ist sie eine dürftige Nomenclatur von Facten, die blos chronologisch und synchronistisch verbunden sind; sie ist vielmehr die **Darstellung dessen, was das menschliche Geschlecht als Gattung, und wie sie es geworden ist;** eine

Darstellung, die für die Phantasie ein Totalbild des gegenwärtigen menschlichen Seyns vermitteln muß, in dessen Umgebung sich alle einzelne Kulturmomente nur wie Radien zu einem Centrallichte verhalten. Um dieses Totalbild zu zeichnen, sind die Begriffe von den einzelnen Kulturmomenten der nächste und unmittelbare, die Facta aber, welche diese Kulturmomente erläutern, der entferntere und mittelbare Stoff *). Der Stylist der Geschichte der Menschheit darf daher nicht philosophiren, sondern zeichnen; die Facta sind für seine Darstellung nichts weiter, als was das Factum in einem historischen Gemälde ist, das zwar ohne jenes Factum nicht hätte entstehen können, das aber, als ein in sich vollendetes Ganze, der Form der Darstellung wegen befriedigt. So umschlingt die Geschichte der Menschheit, mit einer Auswahl von Factis, die ihre Darstellung blos mittelbar unterstützen, und deren Anwendung dem sichern

*) Hier ist die Grenzlinie zwischen Kulturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Der Stoff zur Kulturgeschichte sind Facta; aber diese Facta müssen mit Auswahl geordnet, gehalten und gruppirt werden, nach den leitenden Begriffen von der intellectuellen, ästhetischen, und moralischen Kultur. In der Kulturgeschichte sind daher die Facta das genus proximum; in der Geschichte der Menschheit das genus remotum. In der Kulturgeschichte steht der allgemeine Begriff Kultur, mit seinen Speciebus: intellectuelle, ästhetische und moralische Kultur an der Spitze; in der Geschichte der Menschheit geht alles von dem Begriffe der Menschheit, als Gattung, aus. In der Kulturgeschichte wird untersucht, was die Menschen durch die Ausbildung der einzelnen Arten der Kultur geworden sind; in der Geschichte der Menschheit wird dargestellt, was der Mensch, als Repräsentant seines Geschlechts, durch die Perfectibilität seiner Natur unter der Bedingung der Freiheit geworden ist, wo dann der Begriff der Kultur sich nun wieder als Begriff der Species, zu dem Hauptbegriffe: Perfectibilität der menschlichen Natur verhält. In der Kulturgeschichte werden aus den Factis Begriffe und Resultate abgeleitet; in der Geschichte der Menschheit werden diese Resultate auf die Gesammtheit unsers Geschlechts, vermittelst des Gattungsbegriffs Menschheit, bezogen.

Takte des geübten Stylisten (der zugleich der sachkundigste Historiker seyn muß, und keinesweges blos Philosoph seyn darf,) überlassen bleibt, alle Kulturbedingnisse unsers ganzen Geschlechts; so kommt es bei ihr auf die Darstellung und auf die Zeichnung und Haltung der Form noch mehr an, als bei der Kulturgeschichte, bei der die stylistische Kunst hauptsächlich auf der logischen Verbindung und auf der ästhetischen Gruppirung von Factis beruht, welche der **unmittelbare** Stoff der Bearbeitung ihrer Aufgaben sind.

Bei dieser Darstellung der Geschichte der Menschheit kommt alles darauf an, die Menschheit als ein **sich selbst**, und zwar **durch sich selbst** (vermittelst ihrer Perfectibilität und Freiheit) **fortbildendes Ganze** darzustellen, wobei aber das Resultat im Einzelnen nicht geradehin auf **unbedingten Fortschritt** führt, da, unter dem Einflusse der Freiheit, eben so gut auch Verirrungen vom Ziele und Rückschritte in der Kultur in der moralischen Welt eintreten. Nicht also um einen grenzenlosen Fortschritt der Menschheit, wie ihn wohl die practische Philosophie dem Menschen im Ideale vorhält, historisch darzuthun, wird eine Geschichte der Menschheit aufgestellt, (wiewohl dieses Ideal immer der Gesichtspunct bleiben muß, nach welchem das Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten der Individuen und der Völker beurtheilt werden soll); sondern um **empirisch** zu zeigen, was eine Gattung von Geschöpfen, die perfectible Anlagen besitzt, und sie nach dem Gesetze der Freiheit entwickelt, **durch die Freiheit wird**, welche Wege sie zum Ziele einschlägt, welche Abwege sie berührt; wie sie bald, nach ihren einzelnen Theilen, sich erhebt und der Allgewalt großer und ungewöhnlicher Menschen folgt, bald durch andre wieder rückwärts geschleudert, auf Jahrhunderte hin in Lethargie begraben und nur unter heftiger, oft blutiger Anstrengung wieder empor gehoben wird, — dieses nur **empirisch aufzufassende** unermeßliche — oft erquickende, oft schauderhafte — Spiel der menschlichen Freiheit aufzufassen, festzuhalten, mit frischen Farben zu zeichnen, und es als Vermächtniß der Erfahrungen der Vorwelt an die Nachwelt abzuliefern; — das soll die Geschichte der Menschheit

leisten. Ihr ist zwar kein Geschöpf, das zur Gattung unsers Geschlechts gehört, gleichgültig im Laufe seiner Entwickelung oder seiner Verirrung; aber der Pragmatismus in der Geschichte der Menschheit besteht weder in der Festhaltung eines a priori aufgestellten und aus irgend einem philosophischen Systeme entlehnten Princips; noch in ascetischen Sentenzen, die man den gruppirten Factis beimischt; noch in einer ausgeleerten Collectanensammlung über Menschenraçen, Spielarten und Nachrichten aus Reisebeschreibungen; noch in physiologischen, anthropologischen und psychologischen Resultaten, die man, statt der Facta, deren man sich nicht zu bemächtigen weiß, einschiebt; noch in einer ängstlichen Festhaltung der Chronologie und des Synchronismus; sondern in der philosophischen richtigen Ansicht der Menschheit, als einer Gattung von Wesen mit perfectibeln Anlagen und unter den Gesetzen einer Freiheit, die selbst die Nothwendigkeit der Naturgesetze für ihre Zwecke zu durchbrechen vermag; verbunden mit einer vollständigen und erschöpfenden Uebersicht über die ganze Universalgeschichte, um sich kein Factum entgehen zu lassen, das hieher mittelbar gehört, und mit einer umschließenden Bemächtigung der ganzen Kulturgeschichte, nach ihren drei Untergattungen. Nur diese Verbindung der sorgfältigsten Geschichtsforschung mit einem philosophischen Geiste, dessen Blick durch die einzelnen Parthien nicht zerstreut und vereinzelt wird, und der weder die Facta zu Gunsten der philosophischen Principien verdreht, noch, aus Mangel an Geschichtskunde, blos philosophirt und über halbverarbeitete und zusammengelesene Facta der aisonnirt; — nur diese Verbindung von philosophischen Talenten mit historischen Kenntnissen, die noch mit der reinsten Wärme für die Sache der Menschheit und mit der vollendetesten stylistischen Fertigkeit in Einem Manne zusammentreffen müssen, können zur Bearbeitung der Geschichte der Menschheit, aus diesem vorgezeichneten Standpuncte, berechtigen.

Daß ich den frühern Versuchen, die ich selbst in dieser Hinsicht wagte, durch diese Forderungen den Stab breche,

habe ich schon an andern Orten erklärt. Das Ideal, das die practische Philosophie den Menschen zu realisiren, vorhält, war mir damals das constitutive Princip für die Kulturgeschichte, deren Grenzen gegen die Geschichte der Menschheit ich nicht bestimmt genug zog. Verdrehungen der Facten zu Gunsten jenes Princips bin ich mir nicht bewußt, da ich nicht ohne historische Kenntnisse und nicht ohne Sinn für historische Wahrheit schrieb; daß ich aber vielleicht zu lebhaft von jener, damals in gewisser Hinsicht neuen, Ansicht ergriffen, zu warm bisweilen zeichnete und bisweilen, unabsichtlich, verschönerte, fühle ich itzt selbst. Mit der Zurücknahme jenes Princips, das durchaus unhaltbar war, habe ich aber den Glauben an eine Kulturgeschichte, und an eine Geschichte der Menschheit, wie ich hier die Ideen dazu aufgestellt habe, nicht aufgegeben; nur fehlt sie uns noch bis itzt. Ehe wir Hand daran legen, müssen wir zuvor das Gebiet der einzelnen Kulturverhältnisse vollständig bearbeiten; so wie eine vollendete Aesthetik nur dann möglich seyn wird, wenn das Detail jeder einzelnen Kunst von einem Manne bearbeitet seyn wird, der Meister darin als Theoretiker und Practiker zugleich ist. — Ich bin gewiß nicht undankbar gegen das, was für die Kulturgeschichte und für die Geschichte der Menschheit theils vor, theils nach dem Erscheinen meiner Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, und meiner Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts (Leipz. 1794 und 1795; vergl. damit die Recens. der letztern Schrift in Jakobs phil. Annalen 1795, St. 139—141, S. 1105 ff.) geschehen ist; aber ich bin auch durch mehr als zehnjährige Untersuchungen über diesen Gegenstand in den Stand gesetzt, die Arbeiten Andrer darüber unpartheyisch zu beurtheilen, so wie ich schon eine veränderte, aber nirgends geprüfte, Ansicht des Princips der Geschichte der Menschheit versuchte in der Abh. Ueber die letzten Principien der Philosophie und über das daraus resultirende Princip zu einer Phil. der Gesch. der Menschheit in Eggers teutschem Mag. 1797, July, S. 44 — 66. Was sich bei Home, Dunbar, Falconer, Voltaire, Zambaldi, Ferguson, Tetens, Steeb, Irwing, Kraft, Zimmermann, Ith, Hirschfeld, darüber findet, kann, wenn man Kulturgeschichte und Geschichte der Menschheit als isolirte und selbstständige Wissenschaften betrachtet, nicht in Anschlag kommen; höchstens finden sich bei ihnen literarische Nachweisungen für diesen Zweck. Iselin, über die Geschichte der Menschheit, 2 Theile, Zürich 1779, war weder Philosoph, noch Historiker genug, um, durch seine Wärme für die

Menschheit und durch sein Aggregat von losgerißnen Factis, den Mangel jener Eigenschaften zu ersetzen. — F. M. Vierthalers philos. Geschichte der Menschen und Völker, 5 Theile. Salzb. 1787. ff. ist eine Materialiensammlung von Factis und Nachrichten, die nur sehr sorgfältig für jenen Zweck benutzt werden darf. — J. C. Adelungs Versuch einer Gesch. der Kultur des menschl. Geschlechts Leipz. 1782. (neue Aufl. 1800.) stellt einzelne Kulturmomente nach gewissen Perioden zusammen, und hat das Verdienst einer lichtvollen Anordnung. — J. Kant, warf in seiner Abh.: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht mehr neue Gedanken hin, als daß sie von mir und Andern richtig aufgefaßt worden wären; auch dürfte des von ihm gedachten Antagonismus der Triebe, auf den man neuerlich so viel Werth legt, nur mit großer Vorsicht in der Geschichte der Menschheit Erwähnung geschehen können, da er zum Theil nur mit der Annahme des kritischen Systems stehet und fä t. — Der um die Geschichte hochverdiente Meiners folgte in seinem Grundriß der Geschichte der Menschheit (1785) zu sehr seiner Lieblingsidee von zwei wesentlich verschiedenen Völkerstammen, und behandelte die Geschichte der Varietäten der einzelnen Stämme und Geschlechter, mit einem großen Aufwande von Literatur, besonders aus Reisebeschreibungen. Die übrigens sehr interessante Vorrede zu diesem Werke zeigt schon, was er sich unter Geschichte der Menschheit dachte. — Ungleich origineller ist die Ansicht der Menschheit, die uns in Herders (unvollendeten) Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit in vier Bänden vorliegt. Hätte er in den ersten beiden Bänden, bei aller Vortrefflichkeit der einzelnen Abhandlungen, nicht zu viel Hypothesen eingewebt; so würde die Darstellung des Menschen bei ihm, als des vollendetesten Sohnes der Natur, der dann in jedem Verhältnisse des Lebens und bei der ganzen Entwickelung seiner Anlagen, den unveränderlichen Gesetzen treu bleibt, die durch organische Beschaffenheit, Boden, Klima, Erziehung und Umstände für ihn geltend werden, eben so wahr seyn, als sie interessant ist. Mir haben immer die gedrängten Darstellungen der einzelnen Völker, so weit sie im dritten und vierten Bande mit Meisterhand ausgeführt sind, mehr zugesagt, als die Abhandlungen der ersten beiden Bände, an denen die Phantasie doch zu viel Antheil hat. — Fr. v. Schiller, in seiner Antrittsrede: was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte, Jena 1790, und wieder abgedruckt im ersten Theile seiner kleinen

prosaischen Schriften) unterschied mehr mit Scharfsinn die Arten des Studiums der Universalgeschichte, als daß er den Begriff und Umkreis jener Wissenschaft genau verzeichnet hätte. — Nach Schlözers Vorgang stellte J. Dominikus, in seiner Schrift: über Weltgeschichte und ihr Princip (Frankf. 1791) folgenden Begriff der Weltgeschichte S. 31. auf: „Ich denke mir unter Weltgeschichte alle jene Begebenheiten, die aus dem vergrößerten entweder selbst verschuldeten oder anderwärts bewirkten Kampfe der physischen mit der moralischen Natur des Menschen entsprungen sind. Alle Veränderungen, sie mögen geographische oder physische heißen, wenn sie nicht auf Menschenindividuum und Menschengattung durch Einwirken oder Zurückwirken unmittelbaren Einfluß hatten, gehören nicht zum Gebiete der Weltgeschichte, sondern zum Gebiete der Geographie, Statistik u. s. w. Der Mensch ist die Einheit. Diese führt die Weltgeschichte durch alle Stufen seiner Veredlung und Verschlimmerung, nach Maasgabe der guten oder üblen Anwendung des ihm geliehenen Fonds, von seiner Minderjährigkeit bis zu seiner Vollbürtigkeit, von dem Stande seiner Sklaverei bis zu dem Stande der Freiheit durch.„ Minder erschöpfend erklärt er sich über das Princip der Weltgeschichte S. 45. ff." Wenn es ein solches Princip gibt; so muß daraus das Spiel in unsrer Freiheit begreiflich seyn; so muß für den unregelmäßigen Gang in unsern Handlungen, für Handlungen aus Gewohnheit, Haß, Bigotterie, Aberglauben u. s. w. kurz für unsre Thorheiten, Lächerlichkeiten, Bosheiten, durch ein solches Princip ein Gesetz aufgestellt werden, das diese Dissonanzen zu einer Harmonie, zu einem Einklange vereiniget, das in die abstechenden Schattengruppen von Nationen und Zeiten Ansicht und Einheit bringt." — Ph. A. Stapfer, in seiner Schrift: die fruchtbarste Entwicklungsmethode der Anlagen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfes der Kulturgeschichte unsers Geschlechts, Bern 1792, baut auf Principien des kritischen Systems, ohne aber allerdings (Vorrede S. X.) den Punct, auf welchen alles ankommt, daß nämlich „die Darstellung der Emporkunft des Menschengeschlechts keine blos rhapsodische Aneinanderreihung von Factis, sondern ein organisirtes Ganze seyn müsse, zu welchem die Geschichte Stoff und Körper, die Vernunft, Form und Seele leihet." — Bartoldys eigenthümliche Ansichten der Philosophie der Geschichte sind schon in der Note zu §. 207 gewürdigt. — K. L. Woltmann (Plan für hist. Vorles. S. 21. ff.), betrachtet, indem er für die

Weltgeschichte einen weltbürgerlichen Gesichtspunct aufstellt, allerdings das Verhältniß zwischen Welt- (oder Universal) geschichte und Geschichte der Menschheit von einer eigenen Seite. Er sagt: „Das Entstehen einer neuen historischen Wissenschaft, der sogenanten Geschichte der Menschheit, verräth den schwankenden Zustand der Weltgeschichte. Sie sollte gleichsam das Resultat, die Blüthe von dieser seyn; allein sobald die letztere den Charakter erhalten hat, der ihr gebührt, so muß sich das Verhältniß zwischen ihnen ändern, die Geschichte der Menschheit muß zum Hülfsmittel der Weltgeschichte werden.„ Daß ihm Geschichte der Menschheit für Kulturgeschichte gelte, sieht man aus folgender Bestimmung: „ In jener (Geschichte der Menschheit,) bekümmert man sich nicht um die Chronologie, das Successive; man sammlet unter gewissen bestimmten Aufschlüssen alles, was wir über die Kultur der Völker wissen, und zieht daraus das Resultat: nicht die Zeitfolge, nicht die Consistenz, sondern dieselbe Stufe der Kultur, auf welcher sie stehen, dieselben Eigenheiten, durch welche sie sich auszeichneten, sind der Grund, warum sich diese Nationen gerade an diesem Orte zusammenfinden; die Weltgeschichte hingegen stellt uns den Zustand der Menschheit in ihren verschiednen Zeitaltern dar. „ — Ein origeneller Geist in der Ansicht und Behandlung der historischen Facten herrscht in einem Werke, das in seiner neuen Bearbeitung hier nicht übergangen werden darf; in Vogts System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, Frankf. 1802. 2 Theile. — Reichhaltige zerstreute Materialien zu einer Geschichte der Kultur finden sich in F. J. v. Mumelter, neuer Versuch über die allgemeine Geschichte (Wien 1794) im ersten Theil. — Pestalozzi, in seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, Zürich 1797, zeigt sich als zu wenig geordneter Kopf, so innig auch sein Gefühl, und so treffend einzelne seiner Darstellungen sind. — Condorcets Entwurf eines historischen Gemähldes der Fortschritte des menschlichen Geistes, das Posselt (Tüb. 1796) für uns nationalisirte, enthält einen Kosmopolitismus, der für die Menschheit zu begeistern vermag; aber freilich ist das Detail dem Stoffe nach weniger, als in Hinsicht auf die Form vollendet. — J. G. Eichhorns allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des n..ueren Europa, 2 Theile, Götting 1796. f, deren Vollendung jeder wünscht, der Sinn für Kulturgeschichte hat, und an deren Spitze sich eine sehr lehrreiche Vorrede befindet, könnte, wenn sie die einzelnen Kulturmomente genau unter-

schiede, und nach dieser Unterscheidung ausführte, wegen der geistvollen Zusammenstellung und Bearbeitung der Facten, die hieher gehören, uns in dem Bestreben, der Kulturgeschichte Vollendung zu geben, dem Ziele näher bringen. — Fr. Maiers Briefe über das Ideal der Geschichte, Lübeck 1796, gehen einen selbstgezeichneten Weg mit vieler Sicherheit. Würde das Unhaltbare, das sich bisweilen darin findet, von dem Haltbaren abgesondert, und in dem Bearbeiten der Geschichte in Angemessenheit zu dem letztern ein glücklicher Versuch gethan; so wäre schon viel geleistet. — Sehr wahr sagt derselbe in der Vorrede zum 2ten Theile seines Werkes: zur Kulturgeschichte der Völker (2 Th. Leipz. 1798.) (ein Werk, das übrigens zu partiell ist, um hieher zu gehören) „Die Geschichte der Menschheit war und ist noch immer nichts weiter, als ein Aggregat von Erfahrungen über die zeitherigen Veränderungen des menschlichen Geschlechts, in einer den Gesetzen der sinnlichen Anschauung gemäßen Darstellung. Die Einheit der Erfahrung, unter welchem Ausdruck wir eine Darstellung von Begebenheiten in der Zusammensetzung, wie sie durch die Formen der Vorstellung zu unsrer Wissenschaft gekommen sind, verstehen, ist der einzige feste, durch das ganze Gewebe fortlaufende Faden, an welchen sich die Fäden der einzelnen Darstellungen anknüpfen. Befriedigung der Wißbegierde aber, die eine Kenntniß von dem, was sich bis zu unsern Zeiten mit der Menschheit zugetragen hat, verlangt, ist die Ursache und der Zweck des Werths gewesen, welchen man der Geschichte der Menschheit beigelegt hat. Es fehlt ihr also an einem eignen ersten Grundsatze, der durch ihren innern eignen Werth, das Studium derselben zum Zweck machen, und ihrer Bearbeitung die einer Wissenschaft nothwendige Einheit der Darstellung geben konnte.„ — Diesen Grundsatz, er mag nun theoretisch oder practisch seyn sollen, wird sie aber nie finden; nur der Begriff der Menschheit selbst, als Gattung, kann an der Spitze stehen, denn dieser ist historisch und philosophisch zugleich, und nur ein solcher eignet sich zum Eingange einer Geschichte der Menschheit. Ein Grundsatz, der philosophisch ist, fällt nicht nur mit dem Systeme, aus dem er entlehnt wird; und hat für die keine Gültigkeit, die sich zu jenem Systeme nicht bekennen, sondern er verrückt auch nothwendig die Behandlung der Thatsachen. Ein aus der Geschichte selbst entlehnter Grundsatz (ein Erfahrungssatz) aber, wie ihn Maier S. XXII. als Norm für jene Bearbeitung der Geschichte empfiehlt, ist nur einseitig, weil sich, da er nur aus einzelnen Factis abstrahirt seyn kann, eben so viel Facta wider ihn,

als für ihn werden auffinden lassen. Stellt man blos Facta gegen Facta; so läßt sich empirisch eben so gut und bündig das Fortschreiten, als das Rückwärtsgehen der Menschheit beweisen. — Sehr wahr aber bemerkt er, daß vor der Bearbeitung der Geschichte der Menschheit erst die Geschichte der einzelnen Völker so bearbeitet und dargestellt werden muß, „daß jene Frage über den Zweck und die Zweckmäßigkeit der bemerkten Progressionen in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts schon durch das gegebene Gemählde beantwortet, und es also sichtbar wird, welche Fortschritte jedes Volk in der Bildung von seinem Ursprunge an bis zu seinem Verfalle gemacht hat.„ — Interessant ist G. Merkels Ansicht der Gesch. der Menschh. in der Vor. S. 7ff. zu s. Samml. von Völkergemählden (Lüb. 1800). — Nicht nach dem philosophis. Standpuncte, sondern mehr nach dem Maasstabe der von den Teutschen noch so wenig bearbeiteten politischen Geschichte, so wie nach dem Werthe der geschmackvollen Gruppirung ähnlicher Facten muß man beurtheilen: E. U. D. von Eggers, Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit, wovon die beiden ersten Bände in der neuen Auflage, Kopenhagen 1803, erschienen sind, denen der dritte und letzte noch folgen soll. Mehr, als in Schriften verwandten Inhalts, weiß der Verf. die große Angelegenheiten der Menschheit: Aufklärung und Volksfreiheit, aus dem politischen Gesichtspunct zu fassen, und dadurch dem künftigen Bearbeiter einer Geschichte der Menschheit im Detail der einzelnen hieher gehörenden Thatsachen vorzuarbeiten. — Mit philosophischem Geiste schrieb Jenisch seinen universalhistorischen Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts, als eines sich fortbildenden Ganzen, eine Philosophie der Kulturgeschichte. 2 Theile, (der zweite Theil in zwei Abtheilungen) Berl. 1801. Es gehört nicht hieher, die entschiedenen Verdienste dieses Werkes zu schildern; aber so viel scheint gewiß zu seyn, daß der Verfasser das Ganze noch zu einem genauern innigen Zusammenhang verbunden haben würde, wenn er mit sich über das Verhältniß der Begriffe: Kulturgeschichte, Geschichte der Menschheit, Philosophie der Kulturgeschichte, und Philosophie der Geschichte der Menschheit mehr aufs Reine gekommen wäre. — Buchholz, Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt, Berlin 1802, ist eine zu künstliche Composition in Betreff der für vorgefaßte Ansichten zusammengereihten Thatsachen, als daß man nicht bisweilen über dem gehäuften Sonderbaren in die Versuchung geräth, dem Scharfsinn nicht die Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, die er selbst

dann verdient, wenn er sich verirrt. — M. A. Gotsch, Geschichte der Kultur des Menschengeschlechts im Allgemeinen und jedes einzelnen welthistorischen Volkes insbesondere, 3 Theile, Wien 1803, ist schon dadurch ein mißlungenes Product, daß der Fortsetzer desselben einen andern Plan durchführt, als ihn der (darüber verstorbene) Verf. angelegt hatte. — J. G. Heynigs Ideen zur Geschichte des großen Ganges der Kultur und der Menschheit in der Welt, Zwickau 1803, bleibt weit hinter den Forderungen zurück, die man doch nun, nach so vielen Vorarbeiten, an den Verfasser einer Kulturgeschichte zu thun berechtigt ist. — Was G. F. Pöschmann, in seiner Einleitung in die allgem. Menschengeschichte, Th. 1, Riga 1802, S. 2 ff. und S. 155. ff. über die verschiednen Begriffe: Welt-Special-Menschengeschichte u. s. w. mittheilt, ist nicht bestimmt genug. — Wenn endlich der Verfasser der Abhandlung: Ueber die Idee und bisherige Behandlung einer Geschichte der Menschheit, in der neuen Leipziger Lit. Zeit. 1804. St. 1, 2, 4, 5, u. 26, für die Behandlung der Geschichte der Menschen vier Perioden annimmt, von denen er die erste den Dichtern, die zweite den sogenannten Dichterphilosophen, den räsonnirenden Rednern, wie den practischen Weisen, die dritte den eigentlichen Historikern und namentlich den philosophischen, und die vierte den historischen Philosophen oder pragmatischen Anthropologen einräumt; so gehört die Prüfung dieser Eintheilung nicht hieher, sondern nur der Begriff, den er von Kulturgeschichte und Geschichte der Menschheit St. 5, S. 71. ff. aufstellt. „Die Geschichte der Menschheit erscheint als die Darstellung der (unter allgemeinen Bedingungen) nothwendig erfolgenden Erregung, Entwickelung und Ausbildung der perfectibeln Menschennatur (als ursprünglichen Anlage) zu dem Menschthume (als höchsten Menschencharakter). Da die subjective Kultur, oder die allseitige Kultivirung (nicht bloße Disciplinirung und Civilisation, sondern auch Versittlichung) ein aus der menschlichen Perfectibilität nothwendig hervorgehendes Prädicat ist; da es auch keine objective Kultur ohne Menschenanlage und ohne Menschheit geben kann; so ist die Geschichte der Menschheit auch als eine historische Darstellung des allgemeinen und nothwendigen Ganges der subjectiven und objectiven Kultur der Menschengeschlechter zu betrachten, nur daß die Kultur, als solche, mehr die willkührlichen Thätigkeiten und Erzeugnisse betrifft, indeß die erste Entwickelung der Menschenanlage eine unwillkührliche ist. Wir nehmen diesen Bestimmungen zufolge an, daß in einer

Geschichte der Menschheit die Kenntniß der Menschennatur, ihrer ursprünglichen Anlage und abgeleiteten Kräfte, wie ihre Einheit, eben so vorausgesetzt werde, als die Kenntniß und Deduction der höchsten Bestimmung des Menschen. Wir beschränken sie dagegen nicht auf die Darstellung des Mechanismus der unwillkührlichen Entwickelung der Anlage, sondern erweitern sie auch bis zu der willkührlichen und frei aufstrebenden Bildung der Kräfte, und billigen daher die Aufnahme der verschiedenen Zustände, in welche die Menschen theils versetzt wurden, theils sich selbst versetzt hatten. Mit Voraussetzung der Einheit aber auch das Parallelismus der geistigen und körperlichen Natur des Menschen suchen wir in dieser Geschichte endlich nicht blos den allgemeinen Bildungsgang des ganzen Menschen, sondern zugleich die allgemeinen Bedingungen jenes Ganges, nicht blos die intensiven und vorzüglich die reinmenschlichen Thätigkeiten, sondern auch die wesentlichen und einfachen Aeußerungen derselben, mithin die productive Kraft mit ihren Producten in Wechselwirkung." — Mit Schellings Ansicht (s. Vorlesungen über die Methode des akad. Studiums, 1803, S. 168.) der Kultur, daß der Zustand derselben der erste des Menschengeschlechts sey, und daß es keinen Zustand der Barbarei gebe, der nicht aus einer untergegangenen Kultur stammte, ist die Geschichte, so weit ich sie kenne, nicht zu vereinigen.

§. 223.

Die historische Kritik; die historischen Hülfswissenschaften; die historische Methode, und das Detail der Bearbeitungen der Menschengeschichte.

Zu den einzelnen Momenten der Menschengeschichte gehören die historische **Kritik**; die Kenntniß und Bearbeitung der historischen **Hülfswissenschaften**; die historische **Methode**, auf deren Realisirung der Styl so vielen Einfluß hat; und das **Detail der Bearbeitung** der Menschengeschichte.

1) Die historische **Kritik**, ist die Wissenschaft, die verschiedenartigen Quellen der Geschichte genau zu erschöpfen, und mit Vorsicht anzuwenden. Zu diesen Quellen gehören **mündliche Ueberlieferungen**, **schriftliche Nachrichten**, **Denkmäler**, **Inschriften** u. Die

Vergleichung derselben unter sich; die Prüfung der Glaubwürdigkeit ihrer Urheber; die bestimmten Rücksichten auf die Zeiten, aus denen sie herrühren, auf die Völker, bei denen sie sich finden rc. und unzählige andre Untersuchungen muß derjenige anstellen, der die große Masse der vermittelst der historischen Kritik aufgefundnen Materialien stylistisch verarbeiten will.

2) **Die historischen Hülfswissenschaften.** Außer der Naturbeschreibung, Naturgeschichte und Geographie, gehören noch hieher: die **Chronologie** (Zeitkunde), welche, um die einzelnen Begebenheiten, nach einer an den Folgen der Jahre gleichsam ablaufenden Kette darzustellen, die bestimmten Gesichtspuncte der verschiedenartigen Zeitrechnungen, (besonders in der alten Geschichte) aufstellt und diese bei der Ausgleichung dieser Zeitrechnungen gegen einander festhält; — die **Genealogie** (Geschlechtskunde), welche sich mit Untersuchung des Ursprungs, der Abstammung, Fortpflanzung und Verbindung berühmter Familien, (besonders der regierenden Personen) beschäftigt; — die **Diplomatik**, (Urkundenlehre), welche sich mit dem Studium, der Prüfung und Verarbeitung der Urkunden beschäftigt, welche über einzelne Theile der Geschichte, über einflußreiche Begebenheiten und über ganze Zeiträume Licht zu verbreiten vermögen; — die **Numismatik** (Münzenkunde), welche sich mit den verschiednen Gattungen der ältern und neuern Münzen beschäftigt, um darnach die einzelnen Facta der Geschichte zu berichtigen; — die **Heraldik** (Wappenkunde), oder die Kenntniß der Regeln, nach welchen Wappen geprüft und beurtheilt werden müssen.

Hieher gehören die schätzbaren Werke von Gatterer: Abriß d. Chronologie, Gött. 1777. Abriß der Genealogie, Gött. 1788. Abriß der Diplomatik, Gött. 1798. Practische Heraldik, Nürnb. 1791. — J. D. Köhlers Münzbelustigungen, 22 Bände. Nürnb. 1729. ff. den 22sten Theil vollendete Gatterer. — Jos. Eckhel, Anfangsgründe zur alten Numismatik, Wien 1786. — F. Schlichtegroll, Annalen der Numismatik. Leipz. 1803. — Feßmaier, Grundriß der historischen Hülfswissenschaften. Landsh. 1802.

3) Die historische Methode betrifft zunächst das Princip, welches man der Darstellung der Begebenheiten zum Grunde legt. Obgleich dadurch die Facta nicht an sich verändert werden; so hängt doch von demselben ihre Anordnung, Stellung, Vergleichung, Verbindung und Ausführung in stylistischer Hinsicht ab. Sie ist:

α) geographisch, wenn man, besonders wegen der Versinnlichung der Vergangenheit, von der gegenwärtigen Eintheilung der Erde unter ihre verschiednen Bewohner ausgehet, (vielleicht Charten für die ältere und mittlere Geschichte damit in Verbindung bringet,) und an die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes die Mittheilung der ehemaligen Beschaffenheit und der vorigen Verhältnisse anknüpft;

β) chronologisch, wenn die Folge der Jahre, nach einer vermittelst der historischen Kritik festgesetzten Zeitrechnung, als leitendes Princip für die Darstellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird;

γ) ethnographisch, wenn man jedes Volkes, nach dem Gange seiner speciellen Geschichte, isolirt und unabhängig von den gleichzeitigen Völkern darstellt, und auf diese Weise ein Volk auf das andere folgen läßt; (hauptsächlich in der Staatengeschichte.)

δ) synchronistisch, wenn man das Gleichzeitige in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch geordnet, zusammenstellt, und dadurch die Uebersicht über das, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern geschah, bewirkt; (besonders in der Universalgeschichte,)

ε) pragmatisch, wenn man den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchem sie sich gegenseitig als Ursache und Wirkung verhalten, aufsucht, und nach diesem Princip die Folge der Begebenheiten anordnet.

4) Das Detail der Bearbeitung der Menschengeschichte betrifft die äußere Form, unter welche man

die isolirten Materialien in ihrer weitern Verarbeitung erscheinen läßt. Dies kann geschehen:

aa) in **Zeitungen und Flugblättern.** Die Zeitungen sind Tagesblätter, welche durch ihr öfteres Erscheinen, durch ihre kurzen Nachrichten, und durch ihre geschwinde Verbreitung die möglichst schnellste und weiteste Mittheilung der neuesten Begebenheiten befördern sollen. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß ihr Werth zunächst von der Wahrheit, Bestimmtheit und Unpartheilichkeit, so wie von der einfachen und leichten Darstellung der mitgetheilten Nachrichten abhängt. Die Bestimmung und Grenzen dieser Blätter enthalten den Maasstab für die größere oder geringere Ausführlichkeit der mitzutheilenden Begebenheiten. — **Flugschriften** haben gewöhnlich die Bestimmung, die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine wichtige entweder lokale oder allgemeine Begebenheit sogleich zu richten. Sobald sie nicht unter strenger Aufsicht stehen, kann durch sie viel Unheil bewirkt werden.

bb) in **Tagebüchern.** Tagebücher sind entweder von Individuen für ihren eignen Gebrauch bestimmt, um sich selbst über den Gang ihrer Geschäfte Rechenschaft abzulegen, und die Veränderungen ihres Schicksals aufzuzeichnen, wo sie sich denn nie zur Publicität eignen; oder sie werden für gewisse Volksklassen und Provinzen, nach einer wöchentlichen oder monatlichen Eintheilung, zusammengestellt. Bei dieser Bestimmung nähern sie sich den Zeitungen; nur müssen alle Albernheiten, Unwahrheiten, abentheuerliche Erzählungen und Provinzialismen in ihnen vermieden werden.

cc) in **Intelligenzblättern und Anzeigern.** Sie dienen zur baldigen Bekanntmachung gewisser Begebenheiten oder andrer Angelegenheiten des häuslichen und öffentlichen Lebens in großen Städten oder ganzen Provinzen. (Annonçen; Anfragen; Gesuche.)

dd) in **Zeitschriften; Journalen; Monatsschriften.** Nicht alle Journale haben eine bestimmte Ten-

denz überhaupt, oder eine historische insbesondere; aber in allen wird doch mehr oder weniger auf die Zeitverhältnisse Rücksicht genommen. So unbedeutend auch mehrere derselben seyn mögen; so dient doch ihre ansehnliche Menge und ihr Inhalt gewöhnlich zur richtigen Beurtheilung des Geistes eines Zeitalters.

ee) in Tabellen. Die tabellarische Methode ist in den historischen Wissenschaften, zur leichtern Uebersicht der Begebenheiten, zur bequemern Auffindung des Gleichzeitigen und Aufeinanderfolgenden; so wie zur Vorbereitung auf historische Studien und zur Wiederhohlung derselben vortheilhaft, so bald man nicht alle historische Weisheit in ihnen sucht, und den richtigen historischen Blick darüber verliert;

ff) in Compendien. Sie sollen die zusammengedrängte, erschöpfende und gründliche Darstellung derjenigen Reihe von historischen Facten enthalten, aus welchen das historische Ganze besteht, das man darstellen will. Ihr Werth beruht theils auf der mit Uebersicht der isolirten Wissenschaften berechneten Anordnung des Ganzen; auf dem richtigen Princip für die Eintheilung desselben nach Perioden; auf der gleichmäßigen Bearbeitung und Durchführung dieser einzelnen Theile; auf der Bestimmtheit, Deutlichkeit, Präcision und Kraft in der Darstellung, und auf dem Totaleindrucke, den sie für eine einzelne historische Wissenschaft, oder für das ganze Gebiet der Geschichte gewähren.

gg) in historischen Systemen. Sie entstehen aus der erschöpfenden und nach allen Theilen gleichmäßig bearbeiteten Darstellung der Begebenheiten eines oder mehreren Staaten, oder der ganzen Geschichte selbst. Vollständigkeit, bestimmte Anordnung des Ganzen, Quellenstudium und Bemächtigung des darzustellenden Stoffes müssen zu den stylistischen Eigenschaften hinzukommen, welche, in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit, auch für den historischen Styl unnachlaßlich gelten.

hh) Literatur und Citaten. Sie sind die Wegweiser durch das Chaos der einzelnen Begebenheiten und enthalten die Belege für die aufgestellten Behauptungen und Resultate. In der Verarbeitung derselben zeigt sich theils die angewandte historische Kritik; theils die Uebersicht über die ganze Masse der für einen zu bearbeitenden Stoff vorhandenen Materialien; theils die sichere Auswahl des Unentbehrlichen und Brauchbaren; theils der Geschmack in der Benutzung derselben zur Aufführung und Vollendung eines neuen historischen Ganzen. (Mit Gründen vertheidigt sie C. D. Beck, in der Vorrede zum ersten Theile seiner Anl. zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte.)

§. 224.

Die Episoden im historischen Style.

Die Episoden im historischen Style sind an sich die weiter ausgeführten Nebenparthien, welche den Hauptgegenstand in der Darstellung unterstützen, seine bestimmtere Ansicht befördern und das Interesse an demselben erhöhen sollen. Die Episoden sind also eigentlich nicht um ihrer selbst willen da, sondern damit ein Gegenstand, der sonst, nach allen seinen nähern Modifikationen, nicht gehörig übersehen werden würde, desto vollständiger und deutlicher erscheine. Deshalb kann die Episode auch ins Detail der Darstellung eingehen; sie kann sogar bisweilen Anecdoten einmischen; sie kann ein beiläufiges Räsonnement über die dargestellten Gegenstände enthalten, um das Urtheil darüber zu berichtigen; nur muß sie jedesmal in Angemessenheit zu dem Hauptgegenstande gehalten und durchgeführt seyn. Nie darf sie diesen Hauptgegenstand verdunkeln, wenn sie nicht fehlerhaft werden soll; nie darf sie so weit abschweifen, daß sie ganz fremdartige Dinge herbeiführt, und dadurch die Einheit in der Darstellung unterbricht; nie darf sie so weit ausgedehnt werden, daß sie gleichsam als ein integrirender Theil der ganzen Darstellung erscheint. Der denkende und geschmackvolle Stylist findet die Grenzen der Episode in ihrem, dem Haupt-

thema untergeordneten, Stoffe selbst gezogen; er vernachläßigt sie nicht in der Entwickelung und Darstellung, aber er weiß sie auch so zu behandeln, daß man, bei der Betrachtung des historischen Kunstwerkes, nie in die Verlegenheit kommt, sie mit dem Hauptgegenstande selbst zu verwechseln. Nie wird er deshalb Licht und Schatten in ihr mit der Stärke vertheilen, wie es in der eigentlichen Darstellung des Hauptthema geschieht; nie wird in ihr die Kraft herrschen, nie wird er den Glanz über sie ausbreiten, unter welcher das Hauptbild vor der Phantasie erscheint und diese veranlaßt, die übrigen Radien der Darstellung in diesem Hauptbilde zu concentriren. — Was hier als Episode behandelt ist, nennet Eschenburg, (Theorie der schönen Wissenschaften S. 348.) Digressionen.

§. 225.

d) Ueber die Eigenschaften, welche dem historischen Style zukommen müssen.

Da der historische Styl, dem Stoffe nach, das unermeßliche Gebiet der wirklichen Welt und alles dessen umschließt, was in den Kreis der Erfahrung gehört; so ist auch, mit Einschluß des didactischen Styls, unter allen Gattungen des Styls in ihm die größte Mannigfaltigkeit der Formen möglich. So sehr nun auch, durch diese Mannigfaltigkeit der Formen, die Ansicht des ganzen Gebiets des historischen Styls vereinzelt werden mag; so gibt es doch, in Hinsicht auf die Darstellung, für alle einzelne Gattungen und Untergattungen desselben, kein anderes Princip, als das der innigsten Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit, nur daß bei dem historischen Style, eben wegen jener Mannigfaltigkeit, die Anwendung dieses Princips auf die verschiedenartigen Stoffe ebenfalls höchst mannigfaltig und vielseitig wird.

Ob nun gleich sowohl in der beschreibenden, als in der erzählenden Form des historischen Styls diese innige Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit getroffen werden muß; so ist doch die Sphäre der erzählenden Form reicher, als die Sphäre der beschreibenden. Alles also, was

in dem Folgenden über die Eigenschaften gesagt werden wird, welche dem historischen Style überhaupt zukommen müssen, gilt von den verschiednen Untergattungen der erzählenden Form noch in einem höhern Grade, als von den verschiedenen Untergattungen der beschreibenden Form.

Gegenwart und Vergangenheit sind die beiden Hauptpuncte, auf welche bei der beschreibenden und erzählenden Form des historischen Styls alles ankommt. Die Darstellung der Erscheinungen, welche wir entweder in der Gegenwart, oder in der Vergangenheit wahrnehmen, beruht mithin zuerst auf der Korrectheit der Form, und diese verlangt, daß alle einzelne Merkmale der vorhandenen Erscheinungen (in der beschreibenden Form), und die erfahrungsmäßige und nothwendige Succession der Thatsachen (in der erzählenden Form) von dem Stylisten erschöpfend aufgefaßt, gehörig geordnet und classificirt, und unter sich zu einem mechanisch nothwendigen Ganzen verbunden werden. In Hinsicht auf die Schönheit der Form aber gehört hieher (§. 75) Sinnlichkeit im Ausdrucke und Freiheit in der Bewegung, d. h. die stylistische Form, welche den historischen Stoff bekleidet, soll durch sich selbst, als Form, ein reines Wohlgefallen erregen, indem sie theils den dargestellten Gegenstand in eine Anschauung des innern Sinnes, in ein Bild, vermittelst der ästhetischen Versinnlichung, verwandelt, und diesem Bilde Totalität giebt, theils aber auch diesen dargestellten Gegenstand als ein organisches Ganze erscheinen läßt, in welchem man, unbeschadet des Totaleindrucks, alle einzelne Theile, (die einzelnen Erscheinungen und Facten) genau unterscheiden, und den innern Zusammenhang dieser Theile in ihrer Zusammenstellung zu einem Ganzen genau übersehen kann. — Je schwieriger, durch die Mannigfaltigkeit des historischen Stoffes und durch die Verschiedenartigkeit seiner Untergattungen, im Einzelnen diese Verbindung zwischen Korrectheit und Schönheit im historischen Style wird; desto leichter läßt es sich erklären, warum die klassischen Producte in dieser Gattung des Styls so äußerst selten sind. Viele begnügten sich nämlich nur damit, korrect, d. h. wahr und

Digitized by Google

deutlich dargestellt zu haben, und deshalb erhielt die Form ihrer Darstellung eine Trockenheit, die beinahe zurückstoßend war, und wenigstens die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, welche in dem historischen Style möglich ist, nicht ahnen ließ; viele aber suchten den Stoff, unbekümmert um die Korrectheit desselben, (d. i. um die Angemessenheit der Darstellung zur Wahrheit in der Vorstellung,) blos versinnlicht darzustellen, und so entstand eine **poetische** Geschichte, der es zwar nicht an Versinnlichung, wohl aber an Wahrheit fehlt. **Beides darf nie von einander getrennt werden**; wenn der historische Styl bei der teutschen Nation auf Vollendung Anspruch machen soll; so lange aber beides getrennt wird, so lange werden wir entweder statt einer lebensvollen Geschichte ein trocknes chronologisches Gerippe, oder statt einer beglaubigten Darstellung einen Halbroman erhalten.

§. 226.

Fortsetzung.

Was die **untergeordneten** Eigenschaften der **Korrectheit** (§. 72.) betrifft; so sind jeder Darstellung des historischen Styls unerlaßlich: **Deutlichkeit** und **Klarheit** in der Bezeichnung des Gegenstandes (mit Einschluß der grammatischen Richtigkeit); **vollständige** und **erschöpfende** Darstellung desselben; **Einheit** in der Haltung der Darstellung; **Angemessenheit** des Ausdrucks zu dem dargestellten Stoffe; **Natürlichkeit** und **Ordnung** in der Verbindung und Aufeinanderfolge der einzelnen Theile; **Präcision** im Ausdrucke, welche alles, was nicht zum Wesen der Darstellung des historischen Stoffes gehöret, von sich ausschließt; **Treue**, in der, der Wahrheit der dargestellten Objecte angemessenen, Behandlung und Ausführung der einzelnen Theile, und **Sicherheit** des Ausdrucks, welcher das Resultat der völligen Bemächtigung des dargestellten Stoffs ist. — Diese **logischen** Eigenschaften sind wesentlich nöthig in der beschreibenden, wie in der erzählenden historischen Form.

Was die **untergeordneten** Eigenschaften der **Schönheit** (§. 99.) betrifft; so ist die **Lebhaftigkeit** des Styls eine allen Untergattungen des historischen Stoffes wesentliche

Eigenschaft. Durch die Lebhaftigkeit wird nämlich der dargestellte Gegenstand so versinnlicht, daß die Phantasie eine vollständige Anschauung, ein erschöpfendes Bild, von demselben, vermittelst der Form, erhält. In einzelnen Untergattungen des historischen Stoffes darf diese Lebhaftigkeit in der Darstellung sogar in Feuer übergehen. — Dabei verstatten die meisten Untergattungen des historischen Stoffes eine solche Darstellung desselben, wo durch die Form eine erhöhte Theilnahme (Interesse) an dem Dargestellten hervorgebracht wird. — Die Anmuth in der stylistischen Darstellung wird zunächst mehr der erzählenden, als der beschreibenden Form angehören, weil, nach den Belegen, die in den Schriften der Klassiker vor uns liegen, die Freiheit in der Behandlung des Zufälligen des Stoffes, worin eben die Anmuth besteht, in Hinsicht auf die Vergangenheit ein weiteres Feld vor sich hat, als bei der Darstellung der Gegenwart. Die Leichtigkeit der Darstellung ist für die beschreibende und erzählende Form wesentlich nöthig, da sie, in Hinsicht auf die Gedanken, in der einfachen und natürlichen Aufeinanderfolge und Verbindung derselben besteht, nach welchen man das Ganze ohne Schwierigkeit ergreifen und festhalten kann, und in Hinsicht auf den Ausdruck, auf der Klarheit und Anschaulichkeit beruht, welche uns, bei der Betrachtung der Form, ein ungetheiltes Wohlgefallen an derselben gewährt. — Eben so wird die historische Darstellung auf das Gefühlsvermögen wirken, wenn ihr Natürlichkeit, d. i. die hohe Simplicität und innige Verbindung aller ihrer Theile zu Einem Ganzen zukommt, wodurch jede Affectation und Erkünstelung von ihr ausgeschlossen wird. — Das Naive des Styls wird nur in einzelnen Formen des historischen Styls (z. B. in der Anecdote, in der Erzählung im engern Sinne u.) vorkommen können; dagegen sind Aehnlichkeit, nach welcher die einzelnen Theile der stylistischen Form ebenmäßig vertheilt, gehalten und behandelt werden; Ueblichkeit, welche die stylistische Form dem gegenwärtigen Grade der Reife und Ausbildung der Sprache anpaßt; Schicklichkeit, welche nur diejenigen Wörter in der Darstellung wählen läßt, die in der Sprache der bessern Conversation dem dargestellten Gegenstande ent-

sprechen, und Mannigfaltigkeit, nach welcher man die einzelnen Theile der Form, als Theile, mit Wohlgefallen betrachtet, allgemeine Eigenschaften, sowohl der beschreibenden, als der erzählenden Form. — Die Farbengebung, oder die Vertheilung von Licht und Schatten, verlangt im historischen Style eine sorgfältige Behandlung, und hängt von einer genauen Kenntniß des Stoffes ab, durch welche allein man in den Stand gesetzt wird, richtig zu bestimmen, welche Theile der Darstellung Licht, und welche Schatten bekommen müssen. — Das Nüanciren im Style, das von der sorgfältigen Beobachtung der feinern Unterschiede zwischen mehrern Begriffen abhängt, wird besonders in der politischen und pragmatischen Geschichte, in der Biographie u. s. w. von dem bessern Stylisten mit Weisheit gebraucht werden. — Die Kraft des Styls, die sich in der nachdrucksvollen und gleichmäßigen Haltung der einzelnen Theile und des Ganzen in einer stylistischen Form ankündigt, ist beinahe in allen Untergattungen des historischen Styls anwendbar, und in einigen unumgänglich nöthig. Das Edle im Style, das von keiner Gattung der erzählenden Form ausgeschlossen werden darf, wird auch in der beschreibenden Form von Wirkung seyn. Das Große, Erhabene, Pathetische und Feierliche im historischen Style richtet sich nach dem darzustellenden Stoffe, der unter der Umgebung dieser Eigenschaften erscheinen muß, wenn er besonders geeignet ist, auf das Gefühlsvermögen und auf den Willen zu wirken. Das Rührende wird nur dann zweckmäßig angewendet werden, wenn der Effect der Darstellung hauptsächlich auf das Gefühlsvermögen berechnet ist. — Dagegen ist die Würde des Styls, die in der Angemessenheit des dargestellten Gegenstandes zu den Gesetzen der Vernunft bestehet, und durch welche jene Angemessenheit versinnlicht werden soll, besonders in der erzählenden Form nöthig, weil diese sich mit den Wirkungen der menschlichen Freiheit beschäftigt, und die Würde des Styls besonders diejenige Eigenschaft ist, durch welche das Gefühl des Ethischen in dem Menschen angeregt werden soll. — Die Neuheit des Styls kann, inwiefern die Geschichte Thatsachen der Ver-

gangenheit zeichnet, nicht sowohl in dem Verhältnisse der Form zum Stoffe, als vielmehr in derjenigen, von dem Gewöhnlichen abweichenden, Darstellung und Haltung der Form bestehen, durch welche der Stoff selbst ein verjüngtes Interesse erhielt. — Das Kühne in der historischen Darstellung darf nicht von dem Stylisten beabsichtigt werden; der genialische Historiker wird, sich selbst unbewußt, da, wo der Stoff dasselbe verstattet, es anbringen und dadurch einen höhern Eindruck bewirken. — Dagegen muß der Kontrast, der wohl bisweilen den beabsichtigten Zweck nicht verfehlt, mit Sparsamkeit gebraucht werden, da er oft mehr blendet, als erhellt, und nicht selten dem historischen Stoffe auf keine Weise angemessen ist. — Das Lächerliche und Komische ist im historischen Style nur auf wenige einzelne Fälle eingeschränkt, wo es von Wirkung seyn wird, (z. B. in leichten Erzählungen, Anecdoten ꝛc.); sonst verstößt es gegen den Ernst und die Würde des Stoffes und der Form, und zeugt von einem unreifen, wenig gebildeten Geschmacke, und von einer großen stylistischen Armuth, welche nur durch solche Nothmittel für ihre Producte Interesse erregen will. — Das Bildliche im historischen Style wird durch das Gesetz der Versinnlichung modificirt, d. h. es darf nur insofern gebraucht werden, als dadurch die dargestellte Form so weit belebt werden muß, daß ein reines Wohlgefallen an derselben entstehet. Eine volle Bildersprache gehört der Poesie, und nicht der Geschichte an, deren Gebiet durch den Kreis der in der Erfahrung wahrgenommenen Erscheinungen und Thatsachen bestimmt wird. — Dagegen charakterisirt sich der Styl der besten Historiker hauptsächlich durch Simplicität im Ausdrucke, welche, indem sie allen zufälligen Schmuck und alle Ueberladung von der Form ausschließt, der Form selbst ein höheres Wohlgefallen an ihr zusichert; so wie durch die Einheit, als ästhetische Eigenschaft, die der Form in der Anschauung (als Bild) diejenige Vollendung zusichert, wodurch sie einen Totaleindruck zu bewirken im Stande ist. — Da von dem prosaischen historischen Style die erdichtete Geschichte (sie sey nun völlige Dichtung, oder Halbroman) ausgeschlossen wird; so kann auch der Gebrauch der

rhetorischen Figuren in ihm nicht anders als mit Vorsicht und nach dem Gesetze der Sparsamkeit geschehen.

Maaß Rhetorik, S. 294. ff. stellt als die allgemeinen Regeln der historischen Schreibart: vollkommne Klarheit, Lebhaftigkeit, Kürze, Simplicität und Würde auf. So sehr das gegründet ist, was er darüber sagt; so wird doch das Gebiet der stylistischen Eigenschaften in Bezug auf die verschiednen historischen Formen dadurch nicht erschöpft. — Was die bei dem historischen Style thätigen Geisteskräfte betrifft; so ist das Gedächtniß allerdings die Grundlage in allen historischen Darstellungen; aber für diese Darstellung ist das harmonische Wirken des Verstandes in der Ordnung und Zusammenstellung der Materialien, und der Phantasie in der Versinnlichung derselben, zur Vollendung eines vollständigen Bildes nöthig. — Im Teutschen haben wir für die historische Darstellung im Imperfectum das eigentliche tempus historicum; nur selten, und immer nur durch hinreichende Gründe dazu berechtigt, darf der Stylist ins Präsens übergehen, um den Leser für gewisse besonders hervorzuhebende Gegenstände lebhaft zu interessiren, und, indem er ihn in den Mittelpunct derselben versetzt, sie gleichsam als gegenwärtig darzustellen.

§. 227.

δ) Gebrauch der drei Schreibarten im historischen Style.

Es hängt freilich von der Individualität des Stylisten zunächst ab, welche Schreibart er für die einzelnen Producte des historischen Styls wählen will, da mehrere Gattungen desselben sich sowohl für die Darstellung in der niedern, als in der mittlern Schreibart eignen; im Allgemeinen aber kann man doch folgende Rücksichten beobachten: die naturbeschreibende und geographische Gattung verstattet zunächst den Gebrauch der niedern Schreibart; eben so der Styl in Zeitungen, Tagebüchern, Intelligenzblättern u.s.w. Die mittlere und niedere können, je nachdem sich der Stoff dazu eignet und der Stylist die eine, oder die andere Schreibart mehr in seiner Gewalt hat, angewendet werden: in der Reisebeschreibung, in der Erzählung, in der Biographie, (wo aber die mittlere doch immer der niedern vorzu-

ziehen seyn dürfte), in Journalen und Zeitschriften, in tabellarischen und literarischen Schriften, bei Anecdoten, in der ausführlichen Geschichte, in Kompendien der Geschichte u. s. w. Die mittlere Schreibart aber sollte ausschließend getroffen werden in historischen Schilderungen, in der Charakteristik, im lapidarischen Style, und in der pragmatischen Geschichte, mit Einschluß der Geschichte der einzelnen Wissenschaften und der Kulturgeschichte überhaupt. — Für die höhere Schreibart eignet sich zunächst keine Gattung des historischen Styls, vielmehr wird durch die Anwendung derselben gewiß nicht selten die Wahrheit der Darstellung beeinträchtigt, weil durch sie die Versinnlichung des Gegenstandes zu sehr, und oft auf Kosten der Wahrheit verstärkt wird. Nur bei einzelnen Parthien, die besonders hervorgehoben, und durch die Darstellung dem Gefühlsvermögen näher gebracht werden sollen, dürfte die höhere Schreibart verstattet werden dürfen.

§. 228.

ε) Literatur des historischen Styls.

So unübersehbar auch die Zahl der historischen ausführlichen Schriften, Kompendien 2c. in der teutschen Sprache ist; so fehlt es uns doch noch an einer eigentlichen Theorie der Geschichte, so wie an einer Geschichte der Geschichte, und an einer erschöpfenden Theorie des historischen Styls.

Zerstreute Bemerkungen dazu sind enthalten in:

Bolingbrocke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte; übers. von Bergmann, Leipz. 1758. und von Vetterlein. Leipz. 1794. in 2 Th. unter dem Titel: Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte.

C. R. Hausen, vom histor. Style, in seinen vermischten Schriften. Halle 1766. S. 1. ff.

Gatterer, vom historischen Plane, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen; in s. histor. Bibl. Th. 1, S. 15. ff.

Derselbe, vom Standorte und Gesichtspuncte des Historikers, in seiner hist. Bibl. Th. 2, S. 38. ff.

J. G. Müller, Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte. Zürich 1798.

Wegelin, Briefe über den Werth der Geschichte. Berl. 1783.

G. W. Bartoldy, Geschichte des ältern Europa, 1r Th. Einleitung. Berl. 1794.

J. Dominikus, über Weltgeschichte und ihr Princip. Erf. 1791.

K. L. Woltmann, Plan für historische Vorlesungen. Jena 1795.

Derselbe, kleine historische Schriften, Vorrede zum ersten Theile und Versuche über die Biographie. Jena 1797.

Fr. Maier, Briefe über das Ideal der Geschichte. Lübeck 1796.

G. Forster, über historische Glaubwürdigkeit, in seinen kleinen Schriften, Th. 4, S. 343 ff.

Mackensen, über den Geschichtsstyl, in Campe's Beiträgen zur Beförderung der fortschr. Ausb. der t. Spr. St. 2, S. 95 ff.

F. J. v. Mumelter, neuer Versuch über die allgemeine Geschichte, Wien 1794, enthält im ersten Hauptstücke des ersten Theils viele treffliche Blicke über Geschichte und deren Bearbeitung.

Thomson, Geist der allgemeinen Geschichte — in Rücksicht auf die stufenweise Ausbildung der menschlichen Gesellschaft in Sitten, der Gesetzgebung ꝛc. Leipz. 1795, gehört die erste Vorlesung hieher.

W. T. Krug, Versuch einer system. Encyklopädie der Wissenschaften, Wittenb. 1796, enthält im ersten Theile die historischen Wissenschaften S. 46 — 96, mit Gründlichkeit und Scharfsinn behandelt, und enthält ein reichhaltiges Netz für Klassifikation derselben.

J. J. Eschenburg, Lehrbuch der Wissenschaftskunde, behandelt S. 39 ff. die historischen Wissenschaften ausführlich.

A) Naturbeschreibung.

Neuer Schauplatz der Natur in alphabetischer Ordnung, durch eine Gesellschaft von Gelehrten, 10 Theile. Leipz. 1775 ff.

Bode, Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Berl. N. Aufl.

C. E. Wünsch, kosmologische Unterhaltungen. 2 Th. N. A. Leipz. 1791.

J. F. Blumenbach, Handbuch der Naturgeschichte. 4te Aufl. Götting 1791.

Derselbe, über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, übers. von Gruber. Leipz. 1796.

J. C. P. Erxleben, Anfangsgründe der Naturlehre von Lichtenberg. neue Aufl. Gött. 1791.

N. G. Leske, Anfangsgründe der Naturgeschichte. Leipzig 1784.

F. H. W. Martini, allgemeine Geschichte der Natur. 10 Theile. Berlin 1773 — 1791.

Ch Ph. Funke, Naturgeschichte und Technologie, 3 Theile, 4te Aufl. 1803.

A. J. G. K. Batsch, Versuch einer historischen Naturlehre, 2 Th Halle 1789. ff.

Derselbe, Umriß der gesammten Naturgesch. Jena 1796. (auch eine Chemie; eine Mineralogie, und eine Botanik für Frauenzimmer.)

H. F. Link, Beiträge zur Physik und Chemie, 3 Theile Rostock 1795. f.

C. F. Ludwig, Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspecies. Leipzig 1796.

E. A. W. Zimmermann, geographische Geschichte des Menschen. Leipz. 1778. 3 Theile.

C. E. Wünsch, Unterhaltungen über den Menschen, 2 Th. neue Aufl. Leipz. 1796.

C. Girtanner, über das Kantische Princip für die Naturgeschichte. Gött. 1796.

J. Kant, über die verschiednen Racen der Menschen. Königsberg 1775. dann wider in seinen kleinen gesammelten Schriften.

G. Forster, noch etwas über die Menschenracen; in seinen kleinen Schriften, Th. 2, S. 287. ff.

Derselbe, Leitfaden zu einer künftigen Geschichte des Menschen; in seinen kleinen Schriften, Th. 3, S. 263. ff. und: Ein Blick in das Ganze der Natur; Einleit. zu Anfangsgründen der Thiergeschichte, ebend. S. 309. ff.

C) Geographie und Statistik.

(Für die alte Geographie: Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Nürnb. 1788. ff. 6 Theile — die neue Bearbeitung des d'Anvilleschen Werkes von Bruns. — Köhler, Schneider ꝛc.)

J. C. Gatterer, Abriß der Geographie. Götting. 1775.

A. F. Büsching, neue Erdbeschreibung, 7te Aufl. in 4 Bänden. Hamb. 1787. ff. (eine neue Ausgabe ist angekündigt) umschließt Europa.

A. C. Borhek, Erdbeschreibung von Asien, 3 Theile, 1792 ff.

Derselbe, neue Erdbeschreibung von Afrika, 2 Th. Frankf. 1789. (unvollendet.)

P. J. Bruns, Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile, Afrika, Asien, Amerika und Südindien. 3 Theile (enthält Afrika; Frankf. 1791. ff.)

C. D. Ebeling, Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika, 5 Theile. Hamb. 1793. ff. (nur über den nordamerikanischen Freistaat.)

J. C. Plant, Handbuch der Erdbeschreibung und Geschichte des fünften Welttheils, oder Polynesiens, 2 Theile. Gera 1793 ff.

G. Ph. H. Normann, geographisches und historisches Handbuch der Länder- Völker- und Staatenkunde, 1 Band in 5 Abtheilungen. Hamb. 1785 ff.

J. E. E. Fabri, Handbuch der neuesten Geographie, 2 Th. Halle 1784 ff. neue Aufl. 1795.

Derselbe, Geographie für alle Stände, 1 Th. in 4 Bänden. Leipz. 1786.

A. C. Gaspari, Lehrbuch der Erdbeschreibung, 3 Kursus (der dritte noch nicht vollendet) erlebten mehrere Auflagen.

Derselbe, über den Unterricht in der Geographie auf Schulen. Hamb. 1789.

J. G. A. Galletti, Lehrbuch der Geographie. Gotha 1790.

F. G. Canzler, Abriß der Erdkunde, nach ihrem ganzen Umfange. 3 Th. Götting 1791. ff. (nicht vollendet.)

G F. Krebel, vornehmste europ. Reisen. 4 Theile. Hamb. 1792.

J. D. A. Höck, Handbuch der neuesten Erdbeschreibung und Statistik, 2 Theile, Schweinf. 1803.

Müller, neueste allgemeine Geographie, 1803. 2 Th., jeder in 2 Abtheilungen.

Achenwall, Staatsverfassung der heutigen europäischen Reiche und Völker, 7te Aufl. von Schlözer und Sprengel. Gött. 1790.

M. E. Toze, Einleitung in die allgemeine und besondere europäische Staatenkunde. 2 Th. Bützow 1785. 3te Aufl.

J. G. Gatterer, Ideal einer allgemeinen Weltstatistik. Gött. 1773.

Jul. A. Remer, Lehrbuch der Staatskunde der vornehmsten europäischen Staaten. Braunschw. 1786.

J. G. Meusel, Lehrbuch der Statistik, 2te Aufl. Leipz. 1794.

M. C. Sprengel, Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europäischen Reiche, 1r Th. Halle 1793. (unvollendet).

F. L. Brun, Grundriß der Staatskunde des teutschen Reiches in ihrem ganzen Umfange. Berl. 1795.

H. M. G. Grellmann, historisch statistisches Handbuch von Teutschland, 1r Th. (n. A.) Gött. 1801.

A. F. W Crome, über die Kulturverhältnisse der europäischen Staaten. Leipz. 1792. (eine neue Ausg. versprochen,)

Derselbe, über die Größe und Bevölkerung der europäischen Staaten. Frankf. 1794. neue Aufl.

A. F. Lüder, Einleitung in die Staatskunde, nebst einer Statistik der vornehmsten europäischen Reiche. 1r Th. Leipzig 1792.

Müller, allgemeines Handbuch der Statistik. 2 Th. Bremen 1803.

H. de Marrées tabellarisches Handbuch der neuern Geographie, Statistik und Geschichte 2c. 2 Hefte. Berl. 1802. f.

M. C. Sprengel, Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen. Halle 1785.

Abriß einer Geschichte der Statistik, in Meusels hist. liter. bibliogr. Magaz. St. 1, S. 1. ff.

Erdbeschreibungen von einzelnen Staaten existiren viele. Leonhardi Erdbeschreibung von Sachsen (neue Auflage 1803), und von Preußen, Merkels Erdbeschreibung von Sachsen (6 Bändchen), — Bundschuhs, Holsche's, Ortloffs, Krugs u. a. Schriften zeichnen sich ehrenvoll aus.

C) Reisebeschreibungen, die sich in Hinsicht auf die Form auszeichnen und teutsche Originalwerke sind.

Risbeck, Briefe eines reisenden Franzosen. 2 Th. Frankfurt 1780.

Fr. Nicolai, Reise durch Teutschl. 2c. 12 Theile. Berlin.

G. Forster, Reise um die Welt, 3 Th. Berl. 1784. (zwar aus dem Englischen, aber von einem Teutschen geschrieben.)

Derselbe, Ansichten vom Niederrhein 2c. 2 Th. Berl. 1791.

Derselbe, Cook der Entdecker, in seinen kleinen Schriften, Th. 1, S. 1. ff. Leipz. 1789. (gehört auch hieher.)

J. J. Volkmann, Reisen durch England, 5 Theile; durch die Niederlande; durch Spanien, 2 Theile; durch Frankreich, 3 Theile. Leipz. 1781. ff.

Th. F. Ehrmann, Geschichte der merkwürdigen Reisen, welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und Lande unternommen worden sind. 22 Th. Frankf. 1791. ff.

P. S. Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, 3 Th. Petersb. 1771 ff. — Reisen durch Rußland und im kaukasischen Gebirge. Petersb. 1787. — Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches. 2 Th. Leipz. 1799. ff.

J. F. Zöllner, Briefe über Schlesien, auf einer Reise im Jahre 1791, 2 Th. Berl. 1792. f. — Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theile des Herzogthums Mecklenburg im Jahre 1795. Berl. 1797.

C. Meiners, Briefe über die Schweiz, 4 Theile. Berlin 1784. ff.

J. H. Meier, malerische Reise in die italienische Schweiz. Zürich 1792.

F. L. Graf zu Stollberg, Reise in Teutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. 4 Bände. Königsb. 1794.

C. G. Küttner, Reise durch Teutschland rc. 4 Theile.

C. A. Fischer, Reise von Amsterdam nach Madrid und Cadix. Berlin 1799; neue Aufl. 1801.

C. U. D. v. Eggers, Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Teutschland, den Elsaß und die Schweiz, in den Jahren 1798 und 1799. Kopenh. 4 Theile.

J. J. Gerning, Reise durch Oestreich und Italien. 3 Th. Frankf. 1802.

E. M. Arndt, Reisen durch einen Theil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. Leipz. 6 Theile (eine neue Ausg. in 4 Theile angekündigt.)

Hornemann, Tagebuch seiner Reise von Cairo. Weimar 1803

C. F. Benkowitz, Reise von Glogau nach Triest, Venedig, Florenz, Rom und Neapel. Berlin 1803.

Seume, Spaziergang nach Syrakus. Leipzig 1803.

Hieher gehören auch die sogenannten Gemählde, z. B. Archenholz, England und Italien, 5 Th. — Fischers Gemählde von Madrid; von Valencia. — Hagers Gemählde von Palermo. — H. Storch Gemählde von St. Petersburg. — Gemählde von Rom im Jahre 1802, der zweite Theil eines Almanachs, der Gemählde der merkwürdigsten Hauptstädte von Europa enthalten sollte.

D) Biographien und Charakteristiken.

a) Allgemeine Sammlungen.

G. B. v. Schirach, Biographie der Teutsche, 6 Th. Halle 1770—1774.

J. M. Schröckh, allgemeine Biographie, 8 Theile, Berlin 1785. ff.

A. H. Niemeyer, Charakteristik der Bibel, 5 Theile, N. Aufl. (gehört der stylischen Form nach auch hieher.)

J. M. Schröckh, Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten 2 Th. Leipz. 1789 neue Aufl.

C. Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften. 3 Th. Zürich 1796. ff.

(Tischer,) Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren, 8 Theile,(die einzeln erschienen, aber auch unter einem gemeinschaftlichen Titel ausgegeben werden.) Leipzig.

F. W. Wolfrath, Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen. 2 Th. Halle 1791. ff.

J. A. Eberhard, der Biograph, 4 Stücke. Halle 1802. f.

F. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutschen seit 1790, auf jedes Jahr zwei Bände ohne die Supplementbände. Seit 1801: Nekrolog für das neuzehnte Jahrhundert.

Pantheon der Teutschen, Chemnitz 1791. ff. 3 Theile.

A. L. Schlözer, schwedische Biographien. 2 Theile. Altona 1760. ff.

Biographische Fragmente von K. L. Woltmann, in seinen kleinen historischen Schriften, Th. 1, S. 145. ff.

b) Biographien von Fürsten.

Jenisch, Lebensbeschreibnng Karls des Großen, an seiner Theorie der Lebensbeschreibungen. S. 187. ff. Berlin 1802.

K. L. Woltmann, Moritz von Sachsen, im 3ten Theil des Pantheon.

Rup. Becker, Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Biographie. Prag 1792.

G. A. v. Halem, Leben Peters des Großen, 1 Th. 1803.

Jerusalem, Leben des Prinzen Albrecht Heinrichs von Braunschweig-Lüneburg. Braunschw. 1761.

Derselbe, Charakter des Prinzen Wilhelm Adolphs von Braunschweig. Berlin 1771.

Ermann, Lobschrift auf Sophie Charlotte aus dem Hause Hannover, Königin von Preußen. Berlin 1791.

P. S. Rautenstrauch, Biographie Marien Theresiens, Presburg 1780.

J. Pezzel, Charakteristik Josephs 2. Wien 1790.

Joseph der zweite, in Schlichtegrolls Nekrolog, aufs Jahr 1790, Th. 1, S. 154. ff.

A. F. Büsching, Charakter Friedrichs des zweiten. Halle 1788.

C. Garve, Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs des zweiten. 2 Th. neue Aufl. Breslau 1801.

H. Würzer, Charakteristik Friedrichs des zweiten; im Pantheon, Th. 1, S. 233. ff.

J. L. Posselt, Gustav 3, König von Schweden. 1793.

c) Biographien berühmter Gelehrten.

K. C. Wieland, Charakteristik D. Martin Luthers. Pantheon der Teutschen. Th. 1, S. 1 ff.

Fr. Nicolai, Ehrengedächtniß Ew. Chr. von Kleist. Berlin 1760.

Derselbe, Ehrengedächtniß Thom. Abbts. Berl. 1767.

J. G. Herder, über Th. Abbts Schriften, ein Torso von einem Denkmal. 1768.

G. L. Lichtenberg, Nicol. Copernikus, im Panth. der Teutschen. Th. 2, S. 109. ff.

H. Stöver, Leben des Ritters K. von Linné 2 Th. Hamb. 1792.

J. A. Eberhard, Gottfr. Wilh. Freiherr von Leibnitz, im zweiten Theile des Pantheons.

J. F. Schink, Charakteristik Gotthold Ephraim Lessings, im zweiten Theile des Pantheons.

J. G. Herder, Gotthold Ephraim Lessing, in seinen zerstreuten Blättern, Th. 2, S. 377. ff.

J. Gurlitt, Biographisch und literarische Notizen von J. Winkelmann. Magdeb. 1798.

C. Garve, über den Charakter Zollikofers. Leipz. 1788.

J. Benj. Koppe, in Schlichtegrolls Nekrolog aufs Jahr 1791, Th. 1, S. 101. ff.

Fr. Wolfg. Reiz, im Nekrolog aufs Jahr 1790, Th. 1, S. 127. ff.

Chr. K. L. Hirschfeld, im Nekrolog aufs Jahr 1792, Th. 1, S. 39. ff.

C. F. Bahrdt, im Nekrolog auf 1792, Th. 1, S. 119. ff.

S. F. N. Morus, im Nekrolog auf 1792, Th. 1, S. 304 ff.

Joh. Christ. Döderlein, im Nekrolog auf 1792, Th. 2, S. 98. ff.

K. Ph. Moritz, im Nekrolog auf 1793, Th. 2, S. 169. ff.

J. C. Meier, J. B. Basedows Leben, Charakter und Schriften, unpartheiisch dargestellet und beurtheilt. 2 Th. Hamburg 1791. ist wegen ihrer Animosität wichtig.

A. L. Karschin, im Supplem. zum Nekrolog. Th. 1, S. 287 ff.

J. A. Ebert, im Nekrolog auf 1795, Th. 1, S. 285. ff.

J. P. Uz, im Nekrolog auf 1796, Th. 1, S. 65. ff.

J. D. Michaelis, im Supplem. zum Nekrolog. Th. 1, S. 146. ff.

Bode's Leben, im Supplem. zum Nekrol. Th. 1, S. 350. ff.

A. F. Büsching, im Supplem. zum Nekrol. Th. 1, S. 58 ff.

K. W. Ramler, im Nekrol. auf 1798, Th. 1, S. 83. ff.

J. R. Forster, im Nekrolog auf 1798, Th. 1, S. 210. ff.

Chr. Garve, im Nekrolog auf 1798, Th. 1, S. 237. ff.

K. G. Schelle, über Garve's Philosophie und literarischen Charakter. Leipz. 1799.

Derselbe, Heydenreichs Charakteristik, als Mensch und Schriftsteller. Leipz. 1802.

K. V. Kindervater, über J. F. Fischer. Leipz. 1801.

Brunns, Lebensbeschreibung Meierotto's. Berl. 1802.

J. H. Nölting, J. G. Büsch, wahr und ungeschmückt dargestellt. Hamb. 1801.

F. Oberthür, Mich. Ign. Schmidts Lebensbeschreibung. Hannov. 1802.

G. Geßner, J. C. Lavaters Lebensbeschreibung, 3 Th. Winterthur 1802. (etwas weitschweifig.)

Schmidt, D. Fr. Gedicke, biographische Skizze. Gotha 1803.

d) Biographien merkwürdiger Männer.

C. J. Wagenseil, Ulrich von Hutten; im Panth. der Teutschen. Th. 3, S. 93. ff.

H. P. Sturz, Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff. Leipz. 1786. auch im 1 Th. s. Schriften.

A. H. Niemeyer, Leben J. Wesleys, Stifters der Methodisten, von Hampson. Halle 1793.

Joh. Howard, im Nekrolog aufs Jahr 1790, Th. 1, S. 90. ff.

Benj. Franklin, im Nekrolog auf 1790, Th. 1, S. 262. ff.

Franklins Leben. Tübingen 1795.

C. U. D. v. Eggers, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des dänischen Ministers von Bernstorff. Kopenh. 1800.

G. A. v. Halem, Lebensbeschreibung des russischen Generalfeldmarschalls von Münnich. Oldenburg 1803.

Ch. G. v. Gutschmid, im Nekrolog auf 1798, Th. 1, S. 161 ff.

K. W. Müller, (Bürgermeister in Leipz.) im Nekrol. auf 1801, Th. 1, S. 285. ff.

J. N. Forkel, über Joh. Sebast. Bachs Leben, Kunst, und Kunstwerke. Leipz. 1802.

J. R. Zumsteeg, im Nekrolog auf 1801, Th. 1, S. 201. ff.

e) Selbstbiographien.

D. C. Seybold, Selbstbiographien merkwürdiger Männer. Winterth. 1796.

A. F. Büsching, eigne Lebensbeschreibung in vier Stücken. Halle 1789.

J. D. Michaelis, Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt, und mit Anmerk. herausgegeben von Hassenkamp. Rinteln 1793.

J. G. Büsch, über den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit. Hamb. 1794. (auch der vierte Theil seiner Erfahrungen.)

F. X. Bronner, Leben von ihm selbst beschrieben. 3 Th. Zürich 1795. ff.

J. C. Brandes, eigne Lebensbeschreibung. Berlin 1799.

Hippels eigner Aufsatz über sein Leben liegt seiner Biographie im Nekrolog zum Grunde.

J. St. Pütter, Selbstbiographie. Gött. 1798.

G. L. Böhmer, kurze Skizze seines Lebens, begleitet mit einer literar. Uebersicht seiner Schriften. Gött. 1798.

A. L. Schlözer, öffentliches und Privatleben, von ihm selbst beschrieben. Götting 1802.

K. v. Dittersdorfs Leben, von ihm selbst, herausgeben von Spazier. Leipz. 1803.

J. O. Thieß, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2 Th. Hamb. 1801.

E) Lapidarischer Styl.

Fr. Gedicke, wenn sind teutsche Inschriften den lateinischen vorzuziehen? in den vermischten Schriften (Berl. 1801.) S. 141. ff. — und Sulzers Theorie, Th. 1, S. 239 ff.

F) Specialgeschichte. Geschichte von Corporationen, Geschlechtern, Ständen, Orden, Unionen 2c.

C. Meiners, Geschichte der Ungleichheit der Stände, 2 Th. Hannov. 1792.

Derselbe, Geschichte des weiblichen Geschlechts. 4 Theile.

K. F. Pockels, Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts, 3 Theile. Hannov. 1797. ff.

M. C. Sprengel, Geschichte der Revolution von Nordamerika.

G. Sartorius, Versuch einer Geschichte des teutschen Bauernkrieges. Berlin 1795.

Derselbe, Geschichte des hanseatischen Bundes. Hamb. 1801 ff. 2 Theile.

P. Ph. Wolf, allgemeine Geschichte der Jesuiten, 4 Theile. Zürich 1789 ff. neue Aufl. 1803.

K. G. Anton, Geschichte des Tempelherrnordens. Leipzig 1781. neue Aufl.

G) Geschichte der Staaten und Völker.

Außer der Bearbeitung der einzelnen Völker von Heyne, Ritter, Schröckh, Meusel, le Bret u. a. in Guthrie und Gray, und in der allg. Welthist., zeichnen sich besonders folgende aus:

v. Suhm, Versuch eines Entwurfs einer Geschichte der Entstehung der Völker im Allgemeinen. Leipz. 1790.

J. Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, 4 Theile. Leipz. 1788 — 1795. (unvollendet — auch der 17te Th. von Guthrie und Gray.)

Fr. Schiller, Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung. 1 Th. in 2 Hälften. Leipz. 1788. neue Aufl. 1802. (unvollendet).

M. J. Schmidt, Geschichte der Teutschen. Ulm 1778. ff. ältere Geschichte der Teutschen 12 Th. — Neuere Gesch. mit Einschluß der Forts. von Milbiller. 22 Bändchen.

J. T. Spittler, Geschichte des Fürstenthums Hannover 2 Th. Gött. 1786.

Derselbe Geschichte Wirtembergs, Göttingen 1783.

Derselbe, Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, 2 Th. Berlin 1793.

J. G. Meusel, Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatengeschichte, 4te Aufl. Leipz. 1800.

A. H. L. Herren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. 2 Th. Gött. 1793 ff.

Derselbe Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums. Gött. 1799.

Derselbe, kleine historische Schriften, Th. 1, 1803.

J. St. Pütter, historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des teutschen Reichs, 3 Th. Gött. 1798. 3te Aufl.

Derselbe, vollständigeres Handbuch der teutschen Reichshistorie. Gött. 1768. 2te Aufl.

Derselbe, teutsche Reichsgeschichte, in ihrem Hauptfaden entwickelt. Gött. 1783.

Derselbe, Grundriß der Staatsveränderungen des teutschen Reiches, 7te Aufl. Gött. 1795.

C. G. Heinrich, teutsche Reichsgeschichte, 9 Theile. Leipzig 1787. ff. (gehört auch zu Guthrie und Gray.)

Derselbe, Handbuch der teutschen Reichsgesch. Leipz. 1800.

E. K. Wieland, Versuch einer Geschichte des teutschen Staatsinteresse, 3 Theile. Chemnitz 1791 ff. (unvollendet.)

J. G. A. Galletti, Geschichte von Teutschl., 10 Theile. Halle 1787 ff. 4. (auch allgem. Welthist. 53 — 62 Th.)

J. Ch. Krause, Einleitung in die Geschichte des teutschen Reiches. Halle 1794. 2te Aufl.

Jos. Milbiller, Grundriß akademischer Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nation, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Gang ihrer Kultur und die Entwickelung ihrer Staatsverfassung. München 1803.

K. Mannert, Kompendium der teutschen Reichsgeschichte. Nürnb. 1803.

J. Möser, Osnabrückische Geschichte, 2 Th. Berlin 1780. neue Aufl.

M. C. Sprengel, Geschichte von Großbrittanien und Irland. Halle 1783.

K. L. Woltmann, Geschichte der Teutschen in der sächsischen Periode, Th. 1, Gött. 1793.

Derselbe, Geschichte der europäischen Staaten. 2 Th. Berlin 1797. ff.

Derselbe, historische Darstellungen, 2 Theile. Altona 1800.

G. A. v. Halem, Geschichte des Herzogthums Oldenburg, 2 Th. Bremen 1794.

C. F. Weiße, Anleitung zur Geschichte der sächsischen Staaten. Leipzig 1796.

Derselbe, Geschichte der chursächsischen Staaten. 2 Th. Leipzig 1802. ff.

Arnoldi, Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder. 3 Th. Hadamar.

L. A. F. J. v. Baczko, Geschichte Preußens. 5 Theile. Königsberg 1792. ff.

D. H. Hegewisch, Versuch einer Geschichte Kaiser Karls des Großen. Leipzig 1777. N. A.: Gesch. der Regierung Karls des Großen. Hamburg 1791.

Derselbe, Geschichte der fränkischen Monarchie von dem Tode Karls des Großen bis zum Abgange der Karolinger. Hamburg 1779.

Derselbe, Geschichte der Teutschen von Konrad dem ersten bis zu dem Tode Heinrichs des zweiten. Hamb. 1781.

Derselbe, Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians des ersten, 2 Th. Hamb. 1782. f.

Derselbe, allgemeine Uebersicht der teutschen Kulturgeschichte bis zu Maximilian dem ersten. Hamburg 1788.

Derselbe, Geschichte Kaiser Friedrichs des zweiten. Züllich. 1792.

J. C. Krause, Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa, Halle 1789. ff. 5 Theile (aber 9 Bände.) der 6te und 7te ist von Remer.

K. E. Mangelsdorf, allgemeine Geschichte der europ. Staaten. 12 Hefte. Halle 1784. ff.

J. G. Eichhorn, Geschichte der drei letztern Jahrhunderte. Götting 1803 1 Th. 3r 4r Th. 5r Th. 1 Abth.

G. Merkel, die Letten. Leipzig 1797.

v. Bülow, der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande. 2 Th. Berlin 1797.

Ancillon, Darstellung der Veränderungen, welche das polit. System von Europa seit dem Ende des 15ten Jahrh. erlitten. 2 Th. Berlin 1803. (vergl. damit Dominikus Rec. in der Erf. gel. Zeit. 1803 St. 43.)

H) Geschichte des menschlichen Geistes und der menschlichen Kultur.

(Die Schriften über die Entwickelung und Ausbildung der Sprache sind schon in der Einleitung zu diesem Werke aufgeführt.)

Von der großen Menge der hieher gehörenden Schriften können nur die aufgeführt werden, die sich entweder durch neue Ansichten des Gegenstandes, oder durch Klassicität des Styls auszeichnen.

1) Geschichte der Philosophie.

J. G. Buhle, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer krit. Literat. derselben. 6 Theile. Götting 1796.

Derselbe, Geschichte der neuern Philosophie, seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften, bis 5r Th. 1 Abth. Götting 1800. ff.

W. G. Tennemann, Geschichte der Philosophie, 4 Theile. Leipzig 1798 ff.

D. Tiedemann, Geist der spekulativen Philosophie, 6 Theile Marburg 1791. ff.

F. V. L. Plessing, historische und philos. Untersuchungen über die Denkart, Theologie und Philosophie der ältesten Völker, vorzüglich der Griechen bis auf Aristoteles Zeiten. 1r Th. Elbing 1785.

Derselbe, Memnonium, oder Versuch zur Enthüllung der Geheimnisse des Alterthums. 2 Theile. Leipz. 1787. ff.

Derselbe, Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Alterthums. 2 Th. (in drei Bänden). Leipz. 1788. ff.

C. Meiners, Grundriß einer Gesch. der Weltweisheit, neue Aufl. Lemgo 1789

A. F. Büsching, Grundriß einer Geschichte der Philosophie. 2 Th. Berlin 1772. ff.

J. A. Eberhard, allgemeine Geschichte der Philosophie 2te Aufl. Halle 1796.

J. Gurlitt, Abriß der Geschichte der Philosophie. Leipzig 1786.

K. L. Reinhold, über den Begriff der Geschichte der Philosophie, in Fülleborns Beitr. St. 1, S. 1. ff.

G. G. Fülleborn, kurze Geschichte der Philosophie, in den Beitr. St. 3, S. 3 ff. und Plan zu einer Gesch. der Philosophie St. 4, S. 180. ff.

Socher, Grundriß der Geschichte der philosophischen Systeme von den Griechen bis auf Kant. München 1802.

* J. C. Adelung, Geschichte der Philosophie für Liebhaber. 3 Theile. Leipzig 1786. ff.

W. L. G. v. Eberstein, Versuch einer Geschichte der Fortschritte der Philosophie in Teutschland, 2 Th. Halle 1794 (Geschichte der Logik und Metaphysik.)

Derselbe, natürliche Theologie der Scholastiker. Leipzig 1803.

K. F. Flögel, Geschichte des menschlichen Verstandes, Bresl. 1776.

C. F. Stäudlin, Geschichte und Geist des Scepticismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion, 2 Theile. Leipz. 1794. f.

J. C. Hoffbauer, Entwurf einer Geschichte des Naturrechts, an seinem Naturrechte. (Halle 1793) S. 311. ff.

C. Meiners, allgemeine kritische Geschichte der ältern und neuern Ethik, 2 Th. Gött. 1800. f.

Ph. C. Reinhard, Abriß einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen. Jena 1794.

C. W. Flügge, Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit 3 Theile, Leipzig 1794. ff.

I. Berger, Geschichte der Religionsphilosophie. Berl. 1800.

I. G. Lindemann, Geschichte der Meinungen älterer und neuer Völker im Stande der Roheit und Kultur über Gott, Religion und Priesterthum, nebst einer besondern Religionsgeschichte. 7 Theile. Stendal 1787 — 1795. (eine Materialiensammlung, die nicht sehr geordnet ist.)

Simon, Geschichte des Glaubens älterer und neuerer Völker an Gespenster, Engel ꝛc. 1803.

2) Kirchengeschichte.

Außer Mosheims, Cramers, Semlers, Walchs, Starke's, Roykos ꝛc. Schriften:

I. M. Schröckh, christliche Kirchengeschichte, 35 Theile. Leipz. 1768—1803.

G. I. Plank, Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs, 6 Theile. Leipzig 1791. neue Aufl.

Derselbe, Geschichte der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung, 1 Th. Hannov. 1803.

L. T. Spittler, Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, neue Aufl. Götting 1785.

H. P. K. Henke, allgemeine Geschichte der christlichen Kirche, 5 Bände. 1788. ff.

I. C. Krause, Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, 1r Th. Halle 1785.

W. K. L. Ziegler, Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche. Leipz. 1798.

Corrodi, kritische Gesch. des Chiliasmus, 3 Theile (in 4 Bänden.)

C. F. Stäudlin, Geschichte der christlichen Sittenlehre, 2 Th. Gött. 1799. ff.

F. V. Reinhard, Geschichte der christlichen Moral, in der Einl. zum 1. Th. seines Systems der christlichen Moral (4te Aufl.) S. 39 ff.

C. F. Ammon, Geschichte der practischen Theologie, von der Wiederherstellung der Wissensch. bis auf die neuesten Zeiten, 1r Th. Geschichte der Homiletik. Gött. 1803.

G. W. Meyer, Geschichte der Schrifterklärung seit der Wiederherstellung der Wissenschaften. 2 Th. Götting 1802. f.

Ph. H. Schuler, Geschichte des katechetischen Unterrichts.

Derselbe, Geschichte der populären Schrifterklärung 2 Th. Tübingen 1787 ff.

C. W. Flügge, Geschichte des Predigtwesens.

Derselbe, Versuch einer Geschichte der theologischen Wissenschaften, 3 Th. Halle 1796. ff.

3) Mathematisch-physikalische Wissenschaften.

A. G. Kästner, Geschichte der Mathematik, 4 Theile. Gött. 1796. ff. (unvollendet.)

J. C. Fischer, Geschichte der Physik, 4 Th. Gött.

J. F. Gmelin, Geschichte der Chemie, 3 Bände und 1 Register (geendigt.) Götting. 1797. ff.

J. G. Hoyer, Geschichte der Kriegskunst, 6 Theile (geendigt) Götting 1797.

(C. G. Füchsel,) Geschichte der Astronomie, 2 Th. Chemnitz 1792.

4) Bearbeitung der Aesthetik.

J. Koller, Geschichte und Literatur der Aesthetik seit Baumgarten. Regensb. 1799.

J. Winkelmann, Geschichte der Kunst des Alterthums, 2 Th. Dresden 1764.

J. T. Plant, Geschichte der teutschen Dichtkunst und Dichter, 1 Th. Stettin 1782.

Fr. Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit 2 Th. Gött.

J. A. Nasser, Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Poesie, 2 Th. Altona 1798. ff.

J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. — Geschichte der Mahlerei, 2 Theile, und 3r Th. 1 Abth. Götting 1798. ff.

J. N. Forkel, allgemeine Geschichte der Musik, 2 Th. Leipzig 1790. ff.

A. F. Büsching, Entwurf einer Geschichte der zeichnenden schönen Künste. Hamb. 1781.

K. F. Flögel, Geschichte der komischen Literatur. 4 Th. Liegnitz 1784. ff.

J. D. Hartmann, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie, 2 Th. Leipz. 1797. f.

5) Klassische Literatur und Archäologie.

A. H. L. Heeren, Geschichte der klassischen Literatur, 2 Th. Götting 1797. f. (unvollendet.)

J. J. Eschenburg, Handbuch der klassischen Literatur, 4te Aufl. Berlin 1801.

J. Ph. Siebenkees, Handbuch der Archäologie, 2 Th. Nürnberg 1799. f.

6) Literatur der Geschichte der Sitten, des gesellschaftlichen Lebens ꝛc.

C. Meiners, Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom. 2 Theile. Lemgo 1781.

Derselbe, Geschichte des Verfalls der Sitten der Römer. Leipzig 1782.

Derselbe, historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unsers Zeitalters. 3 Theile. Hannover 1793 ff.

Derselbe, Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unsers Erdtheils, 2 Th. Gött. 1802. f. — und: über die Verfassung und Verwaltung teutscher Universitäten. 2 Th. Gött. 1801. f.

J. G. Zimmermann, über die Einsamkeit, 4 Theile; und: über den Nationalstolz.

A. L. Schlözer, Geschichte der Handlung und Seefahrt in den ältesten Zeiten. Rostock 1761.

F. C. J. Fischer, Geschichte des teutschen Handels, 4 Theile. Hannov. 1785 ff.

K. G. Anton, Geschichte der teutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts, 3 Theile. Görlitz 1800 ff.

F. E. Ruhkopf, Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Teutschland, 1r Th. Bremen 1794.

K. Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, 4 Th. Halle 1792. ff.

(Kriegsgeschichte.)

Es zeichnen sich durch gute Darstellung aus:

J. W. v. Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, 2 Th. Berlin 1792.

Fr. v. Schiller, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, (Anfangs im histor. Kalender für Damen. Leipzig 1802. 2 Th.

E. L. Posselt, Krieg der Franken gegen die wider sie verbündeten Mächte, 2 Th. Frankf. 1793. (Dann die Fortsetzung dieser Darstellung in seinen europäischen Annalen, und in seinen historischen Taschenbüchern.)

J. G. Eichhorn, die französische Revolution, in einer historischen Uebersicht, 2 Th. Gött. 1797. (unvollendet.)

I) Literargeschichte.

M. Denis, Einleitung in die Bücherkunde, 2 Th. Wien 1777 f. neue Aufl. 1795 f.

Fr. Gedicke, Abhandlung über das Studium der Literargeschichte; in der Berliner Monatsschrift. 1783. März.

J. G. Meusel, Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit, 3 Theile. Leipzig 1799. f.

L. Wachler, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur, 3 Theile in 4 Bänden. Lemgo 1793. ff. (noch unvollendet.)

J. G. Eichhorn, Literärgeschichte, 1r Th. Gött. 1799.

S. G. Wald, Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Kenntnisse, Wissenschaften und schönen Künste. Halle 1784; Zusätze dazu 1786.

Derselbe, Uebersicht der allgemeinen Literatur- und Kunstgeschichte, 1r Th. Halle 1786.

A. F. Büsching, Grundlage zu einer Geschichte der Bemühungen und Verdienste alter und neuer Völker um die Gelehrsamkeit. Berlin 1792. (unvollendet.)

S. F. G. Wahl, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur, 2 Th. Erfurt 1787. f. (unvollendet.)

J. G. Dahler, Handbuch zum Gebrauche bei Vorlesungen über die Geschichte der Literatur und Kunst. Jena 1788. (Eichhorns Plan liegt dabei zum Grunde.)

C. F. Bougine, Handbuch der allgemeinen Literargeschichte, nach Heumanns Grundriß, 6 Theile. Zürich 1789. ff. (der 6te Theil von seinem Sohne herausgegeben.) Mehr Materialiensammlung voll biographischer und bibliographischer Nachrichten, als Literargeschichte.

J. A. Ortloff, Ideal einer Literargeschichte. Erl. 1800.

P. J. Bruns, allgemeine Literargeschichte. Helmst. 1803.

K) Tabellarische Geschichte.

J. Hübner, genealogische Tabellen, 4 Th. Hamb. 1725. ff. (ein Werk, das mit eisernem Fleiße gearbeitet ist.)

G. A. Titel, Teutschland und die besondern teutschen Staaten in Tabellen, synchronistisch-historisch-genealogisch. Frankf. 1773.

Th. Berger, synchronistische Universalhistorie der vornehmsten Reiche und Staaten in 40 Tabellen; verbessert und in 5 Tabellen fortgesetzt von W. Jäger. Coburg 1781. 5te Aufl.

J. C. Gatterer, Stammtafeln zur Weltgeschichte. Göttingen 1790.

J. H. Jacobi, geographisch-historisch-statistische Tabellen, 3 Theile. Hamb. 1786. ff.

A. F. Randel, statistische Uebersicht der vornehmsten teutschen und sämmtlichen europäischen Staaten, 3 Theile. Hamburg 1786. ff.

Derselbe, Annalen der Staatskräfte von Europa. 1r Th. das teutsche Reich. Berlin 1792. (unvollendet.)

Jul. A. Remer, Tabellen zur Aufbewahrung der wichtigsten

statistischen Veränderungen in den vornehmsten europäischen Staaten, seit 1786. 14 Tabellen. Braunschw. 1787 ff.

F. L. Brunn, tabellarisches Lehrbuch der neuesten Geographie und Statistik; Basel 1786. (umschließt nur Europa.)

J. D. A. Höck, statistische Uebersicht der teutschen Staaten, in Ansehung ihrer Größe, Bevölkerung, Producte, Industrie und Finanzverfassung. 4 Hefte. enthalten 15 Tabellen. Basel 1800. 9 Tab. Nachtr. dazu 1803.

D. G. J. Hübler, synchronistische Tabellen zu der Völkergeschichte. 3 Lieferungen. Freyb. 1796.

Derselbe, synchronistische Tabellen über die neuere Geschichte der europäischen Reiche. Freyb. 1802.

G. G. Bredow, Weltgeschichte in Tabellen, nebst einer tabellarischen Uebersicht der Literargeschichte. Altona 1801.

C. Kruse, Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten, 1 Abth. (gehört zu der ersten Abtheilung seines Atlas) Oldenb. 1802.

G. F. Seiler, kurzer Inbegriff der Kirchengesch. des N. T. in Tabellen. 7te Aufl. Fol. 1793. (Das 18te Jahrhundert ist von J. G. Rosenmüller bearbeitet.)

J. S. Vater, synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte. Halle 1803.

L) Geschichtsstyl in Zeitungen, Tagebüchern, Journalen ꝛc.

a) Zu den bessern politischen Blättern in Teutschland, (um deren Literatur sich von Schwarzkopf besonders verdient gemacht hat) — ob sich gleich noch keine Zeitung findet, die dem Ideal der Vollkommenheit nur bedeutend näher käme, — gehören:

Der hamburgische unpartheiische Correspondent. 1803.

Die allgemeine Zeitung, (seit dem 17 Nov. 1803, in Ulm, seit sie den 13 Oct. 1803 in Stutigart verboten ward) in Cotta's Verlage.

Die neue hamburgische Zeitung.

Die Bayreuther Zeitung.

Die Erlangische Realzeitung.

Die Bamberger Zeitung.

Die Berlinische Zeitung.

Die Berlinischen Nachrichten.

Die Frankfurter Zeitung, und das Frankfurter Staatsristretto.

Die Leipziger Zeitung.

Die Augsburgische Zeitung.

Die Wiener und die Prager Zeitung.

Die Petersburgische und Mitauische Zeitung.

b) Die gelesensten Nationalblätter sind:

Beckers Nationalzeitung; Steinbecks teutscher Patriot; der Reichsanzeiger; der Verkündiger; Hartlebens Policeifama; Mu-

Digitized by Google

sikalische Zeitung; der Freimüthige, oder Ernst und Scherz; unter G. Merkels Redaction; die Zeitung für die elegante Welt, unter Spaziers Redaction; Aurora, Zeitschrift aus dem südlichen Teutschl. München, seit Jan. 1804; — Eudora, Tagblatt für Geschmack, Kultur und Kunst; Nürnberg, seit Jun. 1804. (in der Manier der Schlegelianer.) Die Rheinländische Zeitung itzt als; fränkisch' Staats- und gelehrte Zeitung in Wirzburg. Unter den Intelligenzblättern das Dresdner, Hannöversche, Wittenbergische.

c) Die vorzüglichsten Journale sind:

α) zunächst politischen Inhalts: Posselts europäische Annalen,
(zu bedauern ist es, daß Genz geistvoll geschriebenes hi-
storisches Journal einging); Schirachs politisches Journal;
Archenholz Minerva; Häberlins Staatsarchiv; Frankreich, un-
ter Reichards Redaction; Woltmanns Geschichte und Politik ꝛc.

β) allgemeinern Inhalts sind: Wielands und Böttigers Merkur; das
Weimarische, Leipzigerund Hamburger Modejournal; Böttigers
London und Paris; Journal für Fabrik; Berliner Monatssch. ist;
Feßlers Eunomia; teutsches Magazin (ehemals unter Eggers Re-
daction); französische Miscellen; englische Miscellen; russische
Miscellen; Schlegels Europa; Magazin des Wundervollen ꝛc.

γ) mehr auf locale und provinzielle Bedürfnisse berechnet: Aretins
Genius von Bayern; Sächsische (nun: obersächsische) Provinzial-
blätter; Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg; Brennus;
Degens fränkische Provinzialblätter, Lausitzer Monatsschrift;
Italien; H. Storchs: Rußland unter Alexander I, seit 1803. —

δ) Gewisse wissenschaftliche Bestimmung haben: C. F. Weiße,
Bibl. der schönen Wissenschaften. Zachs monatliche Kor-
respondenz; Bertuchs geographische Ephemeriden; Voigts Ma-
gazin für Physik; Gilberts Annalen; Gutsmuths pädag Biblio-
thek; Wismayr italien. Ephemeriden; Niemanns Blätter für
Policei und Kultur; Reinholds, Bouterwecks und Hegels philos.
Journale; (Eingegangen sind: Hennings Genius der Zeit; Kronos
von Rambach; Schlözers (und dann die fortgesetzten) Staatsan-
zeigen; Annalen des Schul- und Erziehungswesens von Gedicke;
Chronik der Menschheit; Adrastea von Herder; Propyläen von
Göthe. ꝛc.)

M) Lexikographische historische Werke:

C. G. Jöcher, allgemeines Gelehrtenlexikon, 4 Theile. Leipz. 1750. ff. und Adelungs Fortsetzung, 2 Th. Leipzig 1784. ff. (nicht vollendet.)

Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der itzt lebenden teutschen Schriftsteller, angefangen von G. Ch. Hamberger, fortgesetzt von J. G. Meusel; in der fünften Aufl. 8 Bände, u. 2 Bände Nachträge.

J. G. Meusel, Lexikon der seit 1750 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Leipz. 3 Theile.

J. G. Grohmann, neues historisch biographisches Handwörterbuch, 7 Theile. Leipz. 1796. ff. (vollendet.)

F. C. G. Hirsching, historisch literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18ten Jahrhun-

derts gestorben sind, 5 Bände, jeder in 2 Abth. u. 6ten Bandes 1ste Abth. Leipzig 1794 ff.

Ladvokats historisches Handwörterbuch, 8 Theile, Ulm 1760 ff; der neunte Band von S. Baur fortgesetzt unter dem Titel: allgemeines historisches Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem letzten Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts gestorben sind. Ulm 1803.

J. Th. Jablonsky, allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften, neue Aufl. von J. J. Schwabe. Königsb. 1767. 2 Theile.

Jacobson, Ludovici, Schedel, Roth, Jacobi und andere gehören nicht geradezu hieher. Eben so enthalten: Lawätz Handbuch für Bücherfreunde, und Ersch Repertorium keinen historischen Styl in sich. Panzers Annalen könnten nur uneigentlich hieher gezogen werden.

W. Jäger, geographisch-historisch-statistisches Zeitungslexikon, 2 Th. neue Aufl. Nürnb. 1791. (eine dritte verbesserte Ausgabe hat Mannert versprochen.)

P. A. Winkopp, neues Zeitungs- Reise- Post- und Handlungslexikon 2c. jeder Band 3 Abtheilungen; bis 2ten Bandes 2te Abth. Leipzig 1802. f.

N) Universalgeschichte.

Die von Teutschen besorgte Uebersetzung der allgemeinen Welthistorie, und der Weltgesch. von Guthrie und Gray, welche durch teutsche Bearbeitung neue Werke geworden sind, gehören vorzüglich hieher.

Bossuet, Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt, übersetzt und bearbeitet von J. A. Cramer, 8 Theile. Leipzig 1757. ff.

A. L. Schlözer, Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange, 2 Th. N. A. Gött. 1792.

J. C. Gatterer, Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Gött. 1785. (nicht vollendet)

Derselbe Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung Amerikens. Gött. 1792.

J. M. Schröckh, allgemeine Weltgeschichte (für Kinder) 6 Bände. Leipz. 1779. ff.

C. D. Beck, Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte, 3 Theile. Leipz. 1787 — 1802. (noch nicht vollendet.)

Jul. A. Remer, Handbuch der ältern, mittlern und neuern Geschichte, in drei Theilen. Braunschw. 4te Aufl.

Derselbe, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Halle 1800.

Derselbe, Darstellung der Gestalt der historischen Welt in jedem Zeitraume. Berl. 1794.

J. G. Eichhorn, Weltgeschichte. 2 Th. Gött. 1799.

J. G. A. Galletti, kleine Weltgeschichte, zum Unterrichte und zur Unterhaltung. 10 Theile Gotha 1797. ff.

D. G. J. Hübler, Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte. 5 Th. Freyb. 1798. ff.

(Die Literatur der Geschichte der Menschheit ist schon in der Note zu §. 222 beigebracht.)

§. 229.

d) Der didactische Styl.

Wenn der historische Styl die Aufgabe hat, die Welt außer uns, inwiefern sie von uns durch Anschauung aufgefaßt und in der Idee als ein zusammenhangendes Ganze verbunden wird, darzustellen (§. 207); so hat der didactische Styl die Aufgabe zu lösen, daß er die Welt in uns, die Sphäre unsrer Begriffe darstelle. Wenn also der Darstellung im historischen Style Vorstellungen von gegenwärtigen oder vergangenen Erscheinungen zum Grunde liegen; so liegen der Darstellung im didactischen Style Vorstellungen von Begriffen zum Grunde. Da nun jede Darstellung in der Form als **Einheit** erscheinen muß; so wird durch die einzelnen Formen des didactischen Styls entweder irgend eine Sphäre von menschlichen Begriffen unter sich zur Einheit und zum Zusammenhange verbunden, oder man beabsichtigt eine encyklopädische Uebersicht des ganzen Gebiets der intellectuellen Erkenntniß. — In einer allgemeinen Sprachkunde aber, die nicht die Absicht haben kann, das Gebiet des didactischen Stoffes, wie er in sämtlichen apriorischen Wissenschaften enthalten ist, zu erschöpfen, (was der Encyklopädie vorbehalten bleibt*), kommt alles darauf an, zu zeigen: **unter welchen stylistischen Formen die verschiedenartigen wissenschaftlichen Stoffe behandelt werden können, und unter welchen Bedingungen die beiden höchsten stylistischen Gesetze: Korrectheit und Schönheit, in den einzelnen Formen des didactischen Styls realisirt werden sollen.**

Die innige Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit ist daher auch für den didactischen Styl das höchste

*) Man vergleiche z. B. Krugs Encyklopädie, Eschenburgs Wissenschaftskunde rc.

Digitized by Google

Princip in Hinsicht der Darstellung seiner Formen. Da der Stoff des didactischen Styls in Begriffen besteht; so kann über die Korrectheit der Darstellung gar kein Streit seyn. Denn da die Korrectheit in der Darstellung der Wahrheit innerhalb der Vorstellungen, und also auch innerhalb der Begriffe, entspricht; so hängt die Korrectheit im didactischen Style von der Wahrheit ab, die innerhalb der Begriffe herrscht, welche den Stoff des didactischen Styls ausmachen. Was aber die Schönheit der Darstellung in Hinsicht auf den didactischen Styl betrifft; so besteht sie in der Hervorbringung einer Form, durch welche die Totalität der darzustellenden Begriffe in ein Bild für die Einbildungskraft verwandelt wird, vermittelst dessen sie die Begriffe selbst, als zur Einheit verbunden, festhält, und durch welches die mechanische und logische Folge der Begriffe auf einander in ein organisches lebensvolles Ganze verwandelt wird, welches durch die Versinnlichung der Begriffe, vermittelst der Form, eben so ein reines Wohlgefallen an der Form selbst hervorbringt, wie der Verstand durch die Korrectheit der Darstellung, die der Wahrheit in den dargestellten Vorstellungen entspricht, befriedigt wird. — Es ist daher eine irrige Meinung, wenn man die Forderungen an den didactischen Styl zunächst nur auf die Korrectheit der Form beschränken will; die Schönheit ist eine eben so unnachlaßliche Forderung an denselben, obgleich so viele Producte des didactischen Styls dieser Schönheit ermangeln, weshalb sie auch alles andere eher, als stylistische Kunstwerke sind. Denn daß Korrectheit und Schönheit in jeder stylistischen Form in inniger Verbindung stehen müssen, erhellet schon a priori; wie aber beide, in Beziehung auf die einzelnen, nur empirisch zu erkennenden, Stoffe, verbunden werden sollen, das kann theils nur nach den richtigen Begriffen von jeder isolirten Gattung des stylistischen Stoffes ausgemittelt, theils nach der bestimmten Verzeichnung des Charakters einer jeden Untergattung des stylistischen Stoffes festgesetzt werden. Denn z. B. in Hinsicht auf die Untergattungen des didactischen Styls, so verstattet der oratorische Lehrstyl ein freieres Leben und ein

höheres Spiel der Phantasie als der populäre oder der kritisirende Lehrstyl, weil er, seiner Bestimmung nach, eben so auf die Rührung des Gefühlsvermögens und auf die Belebung des Willens zu Handlungen berechnet seyn muß, wie auf die Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes.

§. 230.

Fortsetzung.

Der nächste Zweck des didactischen Styls ist allerdings: die Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes. Der menschliche Geist ist aber, seinen einzelnen Vermögen und Kräften nach, ein viel zu innig verbundenes Ganze, als daß irgend etwas auf das eine Vermögen wirken sollte, ohne daß die übrigen Vermögen daran Antheil nähmen. So wird mithin jede Erkenntniß, welche dem Verstande zugeführt und in ihm zur Ueberzeugung ausgebildet wird, auch auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen hinwirken, und ebenfalls die Phantasie auf eine gewisse Weise beschäftigen müssen. Denn keine Erkenntniß, an welche sich der Verstand hält, bleibt ganz todt und unfruchtbar in demselben; sie wird, bald schwächer, bald stärker, den Willen zu Handlungen beleben, und dem Gefühlsvermögen, entweder angenehme oder unangenehme Gefühle zuführen, weil keine unsrer Handlungen erfolgt, der nicht gewisse Vorstellungen und Gefühle zum Grunde lägen, diese mögen sich nun mit Klarheit oder Dunkelheit, mit Bestimmtheit oder Unbestimmtheit ankündigen und die Handlung bewirken. Eben so ist es mit der Phantasie. Ueberhaupt strebt sie nach einem Bilde von dem vorgestellten Gegenstande, und je mehr dieses Bild dem Gegenstande entspricht; je stärker es denselben versinnlicht; desto mehr wird sie in ihren Ansprüchen befriedigt, und desto inniger ist ihr Zusammenhang mit den übrigen geistigen Vermögen zur Hervorbringung eines Totaleindruckes.

Wenden wir dies auf den didactischen Styl an; so ergibt sich von selbst, daß die Belehrung und Ueberzeugung, welche durch die stylistische Darstellung des didactischen Stoffes für den Verstand vermittelt wird, zugleich durch diese Darstellung, freilich mehr oder weniger, dem Gefühlsvermögen

und dem Willen näher gebracht, und der Phantasie ein Bild vorgehalten werden muß, so daß alle Kräfte des menschlichen Geistes, vermittelst der Darstellung, in ein freies und harmonisches Spiel unter sich selbst gesetzt werden.

Der didactische Styl ist bisher noch eben so wenig, wie der historische, erschöpfend und befriedigend bearbeitet. Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 80. ff. hat ihn sehr kurz behandelt, und dessen Untergattungen auf Lehrbücher, didactische Reden und Abhandlungen eingeschränkt. Weiter hinten behandelt er die feierliche Rede besonders. Faßlichkeit und Deutlichkeit stellt er als die einzigen Eigenschaften des didactischen Styls auf; denn von der Lebhaftigkeit (der einzigen ästhetischen Eigenschaft, deren er gedenkt,) sagt er S. 82: „die merkliche Einmischung der untern Kräfte ist im Ganzen unerlaubt, wenigstens in denjenigen Stellen, wo es unmittelbar auf die Ueberzeugung ankommt.„ Ferner fließt bei ihm aus der schon weiter oben gerügten Unbestimmtheit in der Bezeichnung des Charakters der drei Schreibarten die Behauptung, „daß der Lehrstyl, weil er zunächst mit dem Unterrichte und der Ueberzeugung des Verstandes zu thun habe, zum mittlern Style (d. i. zur mittlern Schreibart) gehöre. Allein (setzt er hinzu), da die schwache Lebhaftigkeit des vertraulichen Styls die Wirkungen des Verstandes nicht hindert, sondern selbige vielmehr unterstützt; so läßt sich auch der vertrauliche Styl sehr wohl mit demselben verbinden, und der Verstand wird die Ueberzeugung immer desto lieber annehmen, je mehr der Schriftsteller den steifen Lehrton mit dem vertraulichern zu vertauschen weiß.„ Snell, Lehrb. der teutschen Schreibart, S. 251. ff. folgt Adelung, hat aber mehrere Beispiele aus dem didactischen Style beigebracht, und weicht darin von A. ab, daß er behauptet, „der didactische Styl vertrage ein grösseres Maas von Schmuck in der Darstellung, als der historische.„ — Dasselbe stellt auch K. Reinhard, Theorie des teutschen Styls S. 237. ff. auf, der übrigens die ganze Theorie des didactischen Styls in nicht vollen 20 Zeilen bearbeitet hat. — Eschenburg, Theorie der schönen Wissenschaften, S. 316 ff. hat ihn gründlicher dargestellt; aber zunächst auf die Korrectheit der Darstellung gesehen, und der Schönheit, so wie der Bedingungen derselben gar nicht gedacht. — Ungleich schärfer faßt Maaß, Rhetorik S. 281. ff. diese Untersuchung. Er sagt zwar auch von dem didactischen Style: „Wenn sinnliche Vorstellungen vorkommen; so sind sie bloße Nebenvorstellungen, den allgemeinen, abstracten

Hauptgedanken untergeordnet, und nur zum Behufe derselben vorhanden;„ — aber indem er fragt, wiefern eine dogmatische Rede überhaupt eigentlicher Schönheit empfänglich seyn könne, erklärt er sich dahin: „Sie kann es, weil sie 1) mittelbar die Sinnlichkeit beschäftigt, indem die Thätigkeit, worein sie den Verstand setzt, wie jeder Gemüthszustand, von dem innern Sinne empfunden wird; ferner 2) weil sie sinnliche Nebenvorstellungen enthalten kann, und 3) weil der Ausdruck, an sich betrachtet, allemal ein sinnliches Object ist.„ — Blos erwähnt hat Voigtel, Lehrb. der t. pros. Schreibart, S. 215. ff. den Lehrstyl, und darauf zehn Seiten Beispiele folgen lassen. — Unbedeutend ist das, was Etzler, Anl. zur Wohlredenheit, S. 79. ff. darüber sagt. — Ausführlich habe ich den didactischen Styl behandelt in meiner Theorie des Styls, Th. 2, S. 382. ff. und kompendiarisch in dem Elementarbuch des Wissensw. S. 357. ff. — Vergl. die Literatur der Rhetorik, §. 106, S. 254. ff. — Beispiele des Lehrstyls finden sich in J. C. König, pract. Handb. des teutschen Styls, Th. 2, S. 272. ff. —

§. 231.

α) Untergattungen des didactischen Styls.

Die Untergattungen des didactischen Styls werden nicht nach dem unermeßlichen Gebiete des wissenschaftlichen Stoffes classificirt, und also nicht nach den einzelnen Wissenschaften (den mathematischen, philosophischen rc.), sondern nach der Art, **wie man den wissenschaftlichen Stoff in der Darstellung behandelt.** Diese Behandlung kann nun aber seyn:

1) **systematisch,** wenn man irgend einen Theil oder ein größeres Gebiet der menschlichen Erkenntniß in sich zusammenhängend, vollständig, erschöpfend und nach allen seinen Umgebungen darstellt;
2) **kompendiarisch und epitomatorisch,** wenn man ein Gebiet der menschlichen Erkenntniß zwar in sich zusammenhängend und befriedigend, aber so gedrängt darstellt, daß man die völlige Ausführung der einzelnen Theile der gedrängten Uebersicht aufopfert;
3) **erläuternd (commentirend),** wenn man die einzelnen Theile eines systematisch dargestellten Ganzen weiter aus-

führt; die mit der systematischen Darstellung nicht selten verbundne Terminologie erklärt; verwandte Materien damit in Verbindung bringt; wegen der Verdeutlichung auf die Meinungen Andrer über denselben Gegenstand Rücksicht nimmt u. s. w.

4) populär, wenn man einen wissenschaftlichen Gegenstand so darstellt, daß man alles von ihm trennt, was den eigentlichen Gelehrten ausschließend angeht, und nur diejenigen Theile desselben in einer lichtvollen Uebersicht und leicht faßlichen Darstellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntnisse verstehen und mit dem wirklichen Leben in Verbindung bringen kann;

5) oratorisch, wenn man irgend einen Theil der menschlichen Erkenntniß, oder irgend eine wissenschaftliche Aufgabe isolirt, und zu der Bestimmung bearbeitet, daß vermittelst der Darstellung, nächst der beabsichtigten Ueberzeugung und Ueberredung, eine höhere Rührung des Gefühlsvermögens, eine stärkere Belebung des Willens, und ein lebhaft versinnlichendes Bild für die Phantasie hervorgebracht wird;

6) dialektisch-kritisirend, wenn man die Principien der Korrectheit und Schönheit auf irgend eine stylistische Darstellung so anwendet, daß man vermittelst dieser Anwendung zuerst die Wahrheit des Stoffes prüft, und dann die Form nach der innern Harmonie der Korrectheit und Schönheit in derselben, und nach ihrem Verhältnisse zum Stoffe beurtheilt.

§. 232.

1) Der systematische Lehrstyl.

Unter einem Systeme denken wir das planmäßig angelegte und ebenmäßig durchgeführte stylistische Ganze, in welchem entweder eine ganze Wissenschaft, (mithin eine abgeschlossene Sphäre der menschlichen Erkenntniß), oder doch ein bestimmter Theil der intellectuellen Erkenntniß in sich zusammenhängend, vollständig, erschöpfend, und nach allen seinen Umgebungen dargestellt wird. Alle Theorie ist nämlich Wissenschaft; d. h. ein Ganzes von zusammenhän-

genden und aus Einem Princip abgeleiteten Sätzen. Wer daher den Grund zu einer Theorie legen will; muß das Princip für die Theorie wissenschaftlich aufstellen und begründen, und nun die einzelnen Theile in Angemessenheit zu dem an die Spitze gestellten Princip ausführen und bearbeiten. Die **Begründung** eines Princips hängt aber davon ab, daß es, **der Form nach**, als Vernunftwahrheit, d. h. als ein Widerspruchsfreies und allgemein gültiges Urtheil aufgestellt werde, und daß es, **der Materie nach**, als der Keim erscheine, aus dem sich alle einzelne Glieder des Systems in einer zusammenhängenden Folge entwickeln lassen. In einem Systeme müssen also alle einzelne Glieder und Theile, aus welchen das Ganze besteht, nicht nur **vollständig** vorhanden, sondern dieselben auch nach ihrem innern Verhältnisse gegen sich (als Theile), und nach ihrem Verhältnisse zum Ganzen so dargestellt seyn, daß **theils** das **logische Princip** der Eintheilung aus der Anlage des Ganzen hervorleuchtet, **theils** die **Darstellung** selbst in allen einzelnen Theilen so viel Symmetrie und Rundung erhält, daß nicht nur der **Verstand**, in Hinsicht auf Belehrung und Ueberzeugung, völlig befriedigt werden, sondern auch die **Phantasie** das durch die Form hervorgebrachte Bild festhalten kann. — Die **Korrectheit** der Form wird daher in dem Systeme darin bestehen, daß nicht nur alle dargestellte Begriffe unter sich selbst übereinstimmen (**formelle** Wahrheit haben *)), sondern daß diese auch so sicher aus einander abgeleitet, und so bestimmt mit einander verbunden sind, daß der Verstand in denselben durchaus weder Lücke, noch Sprung entdecken, sondern vielmehr das Princip, nach welchem alle Theile verbunden sind, wahrnehmen, und dasselbe mit der Ausführung, Haltung und Behandlung der Theile selbst durchgehends vergleichen kann. Die **Schönheit** der Form aber wird sich darin zeigen, daß alle einzelne, aber systematisch verbundene Theile so in sich ausgearbeitet und vollendet sind, daß nicht

*) Ueber die materielle Wahrheit kann nur in den Wissenschaften selbst, nicht aber in einer allgemeinen Sprachkunde, die sich blos mit der Form beschäftigt, verhandelt werden.

nur durch diese Behandlung das Ganze selbst ein freies (organisches) Leben erhält, bei dessen Betrachtung man mit Wohlgefallen verweilt, sondern daß auch die Form, nach der ihr mitgetheilten Versinnlichung, der Phantasie unter dem Bilde eines vollendeten Ganzen erscheint.

Der systematische Lehrstyl umschließt folgende Untergattungen:

a) die Abhandlung. Sie enthält die systematische Darstellung irgend eines Theils, oder eines Abschnitts aus einem größern wissenschaftlichen Ganzen. Man bearbeitet diese einzelnen Theile der Wissenschaften deshalb isolirt, damit, durch die detaillirte Untersuchung und Aufstellung aller hieher gehörenden Begriffe, der innere Zusammenhang derselben so genau und befriedigend angegeben werde, daß man nicht nur das Verhältniß dieser einzelnen Theile zu den Wissenschaften, welchen sie angehören, bestimmter festsetzen, sondern auch die Wissenschaften selbst, wenn alle ihre einzelnen Theile isolirt behandelt und erschöpfend durchgeführt sind, geründeter und systematischer darstellen könne. Denn nothwendig müssen die Wissenschaften außerordentlich dadurch gewinnen, wenn man, ehe man die Zusammenstellung derselben in einem abgeschlossenen Systeme versucht, alle ihre einzelnen Theile völlig befriedigend und erschöpfend dargestellt hätte. — Daß in der Ausführung der Abhandlung alles das im Besondern gilt, was im Allgemeinen, in Hinsicht auf Korrectheit und Schönheit von dem systematischen Lehrstyle verlangt wird, versteht sich von selbst.

b) Die Vorlesung. Vorlesungen sind entweder isolirte für sich bestehende Ganze, und, als solche, Fragmente aus ganzen Wissenschaften; oder sie haben die Bestimmung, eine Wissenschaft selbst allmählig nach ihrem ganzen systematischen Zusammenhange darzustellen, und zwar so, daß in der Folge der Darstellung der Begriffe, das Bild von dem Ganzen selbst zuletzt zur Vollendung gelangt, und diese Vollendung in der letzten Vorlesung

erhält, welche die Durchführung des wissenschaftlichen Ganzen beendigt. Da sie zunächst für die intellectuelle Bildung bestimmt sind; so ist die systematische Haltung derselben das wesentlichste Erforderniß. In Hinsicht auf die Schönheit der Form darf man diese nie in erkünsteltem rednerischen Schmucke, sondern in derjenigen Belebung und Versinnlichung suchen, durch welche die Darstellung auf die gesammten geistigen Vermögen wirkt, und so den ganzen Geist des Menschen in Thätigkeit setzt. Die meisten Vorlesungen scheinen dadurch ihren Zweck zu verfehlen, daß sie nur auf Ein geistiges Vermögen berechnet sind, und dadurch die Zuhörer selbst einseitig beschäftigen und einseitig, in Beziehung auf die Wissenschaften, bilden. Denn in demselben Grade, in welchem man durch die dargestellten Wahrheiten den Verstand zu beschäftigen sucht, muß man auch, der Phantasie ein Bild von dem Ganzen ertheilen, auf welchem sie mit Wohlgefallen ruhen kann; und wieder in demselben Grade den Willen beleben, damit er die als wahr erkannten Begriffe, nach ihrer practischen Beziehung fassen, und aufs Leben anwenden lerne.

c) **Das Lehrbuch.** Im Gegensatze gegen das Kompendium, muß das wissenschaftliche Lehrbuch den darzustellenden Stoff nach allen seinen Umgebungen so behandeln, wie die Forderungen in der Einleitung an die systematische Darstellung selbst entwickelt worden sind. Denn die Ausführung eines Systems kann nicht anders, denn in nächster Beziehung auf Belehrung geschehen.

Man kann, in einem höhern Sinne, das System noch von dem Lehrbuche unterscheiden, wenn man das erstere nämlich blos den Stiftern neuer Systeme beilegt, und das Lehrbuch als die Verarbeitung eines schon erfundnen und aufgestellten Systems betrachtet. Dieser Unterschied kann aber nur in materieller Hinsicht statt finden; denn an den Stylisten werden in Hinsicht auf die Form der Darstellung dieselben Forderungen gemacht, er mag nun Urheber eines neuen Systems seyn, oder er mag es nach seiner individuellen Ansicht und Ueberzeugung behandeln und darstellen.

Als Muster einzelner trefflichen Abhandlungen gehören hieher:

F. V. Reinhard, über den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre. Meißen 1801. (neue Aufl.) — J. Kant, zum ewigen Frieden. Königsb. 1795. — Derselbe, Streit der Facultäten. Königsberg 1798. — Derselbe, Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung; — über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee; — Was heißt: sich im Denken orientiren. — Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis; — Das Ende aller Dinge &c. in seinen von mehrern in verschiednen Sammlungen herausgegebenen kleinen Schriften. — J. J. Engel, Philosoph für die Welt 2 Th. — dessen Fürstenspiegel. — C. Garve, Abhandlungen zur Uebersetzung des Cicero: von den Pflichten. — Derselbe, über die Verbindung der Moral mit der Politik. Bresl. 1788. — Derselbe, Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben, 5 Theile. Bresl. 1798 — 1802 — voll von einzelnen trefflichen Abhandlungen — Derselbe, Sammlung einiger Abhandlungen aus der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften, neue Aufl. 2 Theile. Leipz. 1802, enthalten 12 Abhandlungen, (wovon die eine in franz. Sprache.) — Derselbe, vermischte Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind, 2 Theile. Breslau 1796. und 1800, enthalten 18 Abhandlungen.

Hieher gehören ferner: Mendelssohn, philos. Schriften 2 Theile. — Dessen Jerusalem. — Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, und unzählige kleinere und größere Abhandlungen in den 30 Bänden seiner sämmtlichen Schriften — Viele Aufsätze von Wieland. — G. Forsters kleine Schriften, 6 Theile — J. C. F. Manso, Versuch über einige Gegenstände aus der Mythologie. Leipz. 1794. — Derselbe, vermischte Schriften, 2 Theile. Leipz. 1801. — Die 6 Bände Nachträge zu Sulzers Theorie &c. — Herder, zerstreute Blätter, 6 Theile. Dessen Adrastea, und andere Schriften. — Mehrere Sammlungen philosophischer Schriften von J. A. Eberhard. — C. H. Heydenreich, Originalideen, 3 Theile. Taschenbuch für denkende Gottesverehrer, 4 Jahrgänge. — Dessen Mann und Weib. — Dessen psychologische Theorie des Aberglaubens. — Zimmermann, über die Einsamkeit; — über den Nationalstolz. — J. G. Schlosser, kleine Schriften, 5 Theile. — Moritz Magazin für Erfahrungsseelenkunde.

Als Muster von Vorlesungen gehören hieher: Mendelssohns Morgenstunden. — Jerusalems Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion. — Gellerts Vorlesungen über die Moral, 2 Th. — Heydenreichs Betrachtungen über die

Wahrheiten der natürlichen Religion, 2 Th. — Fichtes Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten ꝛc.

Als meisterhafte Behandlung ganzer Systeme: J. Kants Kritik der reinen Vernunft; der practischen Vernunft; der Urtheilskraft ꝛc. C. L. Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens. — F. V. Reinhards System der christlichen Moral, 2 Theile, (noch unvollendet). Steinbarts System der Glückseligkeitslehre. — J. G. Eichhorn, Einleitung in das A. T. 3 Theile. N. A. 1803. ꝛc.

Doch sowohl hier, als in den folgenden Rubriken können nur einzelne Muster aufgeführt werden, da eine vollständige Literatur des didactischen Styls ein eignes Werk erfordert. — Als Muster des didactischen Styls verdienen noch erwähnt zu werden: Möser (patriotische Phantasien, 4 B. Berl. 1778); Tetens (philos. Versuche über die menschliche Natur, 2 Th. Leipz. 1777); Spalding (Bestimmung des Menschen); Feder (über den Willen, 4 Theile); Reimarus (natürliche Religion); Eberhard (Apologie des Socrates; 2 Th. Berl. 1776; Amyntor, Berlin 1782); Sturz (Schriften 2 Th. Leipz. 1779. ff.); Iselin, (vermischte Schriften, 2 Th. Zürich 1779); F. W. Jacobi (über die Lehre des Spinoza); Plank (Einleitung in die theol. Wissensch. 2 Th.); A. H. Niemeyer (Grundsätze der Erziehung, 2 Th.); Weishaupt; Hoffbauer; Pörschke; Fr. Gedicke; Feuerbach; Grollmann; K. S. Zachariä (Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat; über die vollkommenste Staatsverfassung; Janus); Stephani (Einheit des Staats und der Kirche); — Von den humoristischen Schriftstellern gehören hieher: Hippel, Knigge, Lichtenberg, Jean Paul ꝛc.)

§. 233.

2) Der kompendiarische und epitomatorische Lehrstyl.

Bei dem Kompendium gelten, in stylistischer Hinsicht, alle die Gesetze, an welche der systematische Lehrstyl gebunden ist, nur daß das Kompendium die Darstellung des Systems gleichsam in einem verjüngten Maasstabe enthält. Die Bestimmung des Kompendiums ist nämlich, eine gedrängte, aber in sich zusammenhängende, erschöpfende und befriedigende Uebersicht über eine Wissenschaft darzustellen, wo denn die Eigenschaft der Kürze zwar zunächst, aber doch nie in dem Grade beabsichtigt werden muß, daß

dadurch die wissenschaftliche Behandlung selbst beinträchtigt wird. Blos darin unterscheidet sich der kompendiarische und epitomatorische Lehrstyl von dem systematischen, daß er die einzelnen Theile und Momente mehr nur mit kräftigen Zügen andeutet und bezeichnet, als völlig ausführt, und die weitere Entwickelung des Details entweder der mündlichen Erläuterung, oder dem Scharfsinne des Lesers überläßt. — In Hinsicht auf die Form verlangt der kompendiarische Lehrstyl zunächst **Bestimmtheit** und **Kürze** in der Darstellung, lichtvolle **Uebersicht** über das Ganze, und **symmetrische Behandlung** der Theile. Zwar wird die höhere Schönheit der Darstellung in dieser Untergattung des didactischen Styls zum Theile der wissenschaftlichen Uebersicht aufgeopfert; nie darf man sich aber überreden, daß dadurch Nachläßigkeiten im Ausdrucke, oder andere stylistische Fehler (z. B. der häufige Gebrauch rhetorischer Figuren — Unverständlichkeit durch übertriebene und gesuchte Kürze) verzeihlich werden könnten; vielmehr verlangt die Bearbeitung eines Kompendiums in stylistischer Hinsicht beinahe noch mehr Sorgfalt, als die des Systems, weil durch die Beschränkung der Form auf einen kleinern Umfang, die harmonische und concentrirte Behandlung des Stoffes dringendes Bedürfniß wird.

Kompendien, die sich von Seiten des Stoffes und der Form auszeichnen, (mit Ausschluß der historischen, welche beim historischen Style angeführt sind,) haben die Teutschen von **Platner** (Anthropologie (unvollendet); Aphorismen, 2 Theile, neue Aufl.); **Eschenburg** (Archäologie; Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften; — Lehrbuch der Wissenschaftskunde); **Maaß** (Rhetorik); **C. C. E. Schmid** (Moralphilosophie; empirische Psychologie;) **L. H. Jakob** (Logik und Metaphysik; Naturrecht; Moral; Erfahrungsseelenlehre); **K. H. Heydenreich** (Grundsätze der moralischen Gotteslehre; Staatsrecht;) **J. C. Adelung** (Sprachlehre rc.); **G. M. Roth** (systematische Sprachlehre); **Vollbeding** (Sprachlehre); **C. F. Ammon** (Moral rc.); **C. F. Stäudlin** (Moral); **J. E. Schulze** (Grundriß der philos. Wissenschaften, 2 Th.); **Bensen** (Staatslehre): **Jung** (Lehrbuch der Kameralwissenschaften); **Schmalz** (Naturrecht; Kameralwissenschaften); **Eichhorn** (Literaturgeschichte); **Engel** (Theorie der Dich-

tungsarten); Eberhard (Theorie der schönen Wissenschaften rc.); Kiesewetter (Logik); rc.

§. 234.

3) Der erläuternde (commentirende) Lehrstyl.

Der innere nothwendige Zusammenhang aller Theile eines erschöpfend dargestellten Systems erschwert oft für minder geübte Denker die Uebersicht über das Ganze, und das Verstehen der Ausführung im Einzelnen. Dazu trägt die mit der systematischen Darstellung verbundene Terminologie nicht wenig bei, die in Sprachen, welche ihre Bildung erst in spätern Zeiten erhielten, nur allmählig, und doch vielleicht nie ganz, verdrängt werden kann. Ferner wird bisweilen in dem Systeme, um durchgehends die innere Symmetrie der Theile festzuhalten, ein Theil, der einer näheren Erläuterung bedürfte, verhältnißmäßig zu wenig erklärt; bisweilen fehlt auch demselben, um die einmal festgesetzte Oekonomie des Ganzen durchzuführen, die Rücksicht auf verwandte Systeme, das Beibringen historischer Notizen, mit einem Worte, diejenige Verdeutlichung des Ganzen und der einzelnen Theile, welche, unbeschadet des innern systematischen Zusammenhanges, zur Uebersicht und zum Verstehen nöthig ist. — Da übernimmt denn der erläuternde Lehrstyl das Geschäft: die einzelnen Theile größerer systematischer Werke erweiterter auszuführen und vollständiger darzustellen; die wissenschaftliche Terminologie zu popularisiren; das Neue und Eigenthümliche eines systematischen Schriftstellers mit dem zusammenzustellen, was seine Vorgänger in diesem Fache leisteten, die schweren Parthien durch beigebrachte Beispiele zu verdeutlichen; die entgegengesetzten Meinungen und dagegen erhobenen Einwürfe zu prüfen und mit dem Systeme auszugleichen; manche zu leicht hingeworfene und nicht genug berichtigte Ansichten mehr zu erörtern und bestimmter zu begründen, und überhaupt dem Ganzen mehr Brauchbarkeit und Anwendbarkeit zuzusichern. — Werden Kommentare in diesem Geiste geschrieben; so können sie als sehr nützliche Werke neben den Systemen bestehen. Viele derselben aber scheinen das Buch, das sie erläu-

tern wollen, nur zu durchwässern, indem sie Begriffe erkären, die keiner Erklärung bedürfen; indem sie Beispiele beibringen, wo sie entweder nicht nöthig sind, oder die nicht in diesen Zusammenhang passen; indem sie durch die Verdeutlichung zu Weitschweifigkeiten führen, welche den Blick aufs Ganze nur desto mehr vereinzelnen, und indem sie überhaupt die Originalität und den Geist eines Schriftstellers verwischen, statt ihn hervorzuheben und ihn nach allen seinen Eigenthümlichkeiten zu charakterisiren.

Zu den Untergattungen des erläuternden Lehrstyls gehören denn:

a) die Kommentare, von welchen das alles besonders gilt, was hier im Allgemeinen über den erläuternden Lehrstyl gesagt worden ist, da jeder Kommentar die Bestimmung hat, durch ausführlichere Darstellung eines Systems, die Verständlichkeit oder Verdeutlichung eines Systems und seiner Theile zu befördern. Im Allgemeinen gehört noch die Bemerkung hieher, daß sich der Kommentator sein Geschäft nicht zu leicht machen darf; daß er vielmehr zuerst mit sich selbst über das System, das er darstellen will, völlig aufs Reine gekommen seyn, und dasselbe nach seiner Tendenz und Entwickelung im Detail übersehen muß, weil er sonst sehr leicht eine fremde, und namentlich seine individuelle Ansicht der Darstellung und Behandlung desselben unterschieben, und dadurch der Beurtheilung und Anwendung desselben eine Richtung mittheilen könnte, die geradezu von dem Geiste des Stifters abläge *).

b) Die Paralellen. Sie haben die Absicht, mehrere Systeme, oder die einzelnen Lehrstücke derselben mit einander zu vergleichen, und vermittelst dieser Vergleichung ein Princip aufzufinden, wornach der wissenschaftliche Werth derselben gegen einander bestimmt werden kann. Verfährt man bei den Parallelen mit der nöthigen Unpartheilichkeit; ist man aller bei der Parallele vorkommenden

*) Wer erinnert sich hier nicht der Mißhandlungen, welche sich das kritische System von manchen seiner rüstigen Kommentatoren gefallen lassen mußte?

Gegenstände gleich mächtig, um durch die Vergleichung derselben sich gleichsam auf einen höhern Standpunct zu stellen, als den diese selbst erreicht haben; hat man Sinn genug für das Verdienstliche, das sich in den verschiednen Ansichten bedeutender Männer über einen und denselben Gegenstand findet, und Toleranz genug, um auch dem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der von unserer individuellen Ansicht abweicht; so können Parallelen, in diesem humanen Geiste geschrieben und dictirt von einem wissenschaftlichen Bedürfnisse den Wissenschaften und ihrem Fortschritte durch vielseitigen Anbau derselben sehr nützlich seyn, weil besonders ihre einförmige und einseitige Behandlung dadurch verhindert wird.

Zu dem erläuternden Lehrstyle kann man auch die logischen Formen: Descriptionen, Deductionen, (Expositionen), und Distinctionen rechnen, sobald sie, in stylistischer Hinsicht, weiter ausgeführt, und nicht blos netzartig skizzirt werden. Selbst Corollaria und Scholien gehören, der stylistischen Untergattung nach, hieher.

§. 235.

4) Der populäre Lehrstyl.

Die populäre Darstellung eines wissenschaftlichen Gegenstandes beruht, im Gegensatze gegen die systematische Darstellung, nicht etwa auf der oberflächlichen und seichten Behandlung desselben, sondern: daß man alles, was blos für den eigentlichen Gelehrten (und namentlich für den Facultätsgelehrten in dieser oder jener Wissenschaft) bestimmt und für denselben verständlich seyn oder Interesse haben kann, von der Darstellung ausschließt, die Untersuchung nicht auf ihre letzten und höchsten Principien zurückführt, und sich zunächst nur an das hält, was **allgemein verständlich** und **allgemein anwendbar** ist. **Allgemein verständlich** ist aber das, was entweder ohne gelehrte Vorkenntnisse überhaupt, oder ohne gelehrte Vorkenntnisse in einem besondern wissenschaftlichen Gebiete von einem Manne von Bildung gefaßt werden kann, der sich für irgend einen Gegenstand interessirt, wodurch der Kreis seiner Einsichten

erweitert wird. **Allgemein anwendbar** hingegen ist das, was durch die Darstellung in eine unmittelbare Beziehung aufs wirkliche Leben gebracht, und wo, durch dessen Verbindung mit dem wirklichen Leben, der Werth der intellectuellen Bildung nun um so sicherer begründet, und um so mehr erhöht wird. Zu dieser populären Darstellung gehört denn zunächst, daß der Schriftsteller mit sich über die letzten Principien der Wissenschaft aufs Reine sey, die er populär darstellen will, damit er nicht seicht und oberflächlich werde. Dann gehört hieher eine lichtvolle Uebersicht über die ganze Ideenreihe, welche man behandeln will; eine verständliche und leicht faßliche Darstellung der Hauptmomente; eine sorgfältige Gruppirung und hervorgehobene Behandlung der wesentlichsten Puncte; und eine durch das Ganze hindurchgehende Beziehung und Hinweisung aller einzelnen Momente auf ihre Anwendung im Leben.

Zu dem populären Lehrstyle gehören als **Untergattungen**:

a) **Sprüchwörter**. Sie enthalten gewisse, aus einzelnen Erfahrungen und Vorgängen des gemeinen Lebens abgeleitete, Ausdrücke und Redensarten, deren man sich, in stylistischer Hinsicht, zur Bezeichnung dieser Erfahrungen und Vorgänge bedient. Sie sind die, schon in den Zeiten des grauesten Alterthums gewöhnlichen, einfachsten und anschaulichsten Formen der Lebensweisheit und Lebensklugheit, und wegen ihrer Vielseitigkeit, wegen ihrer mannigfaltigen Deutung und speciellen Versinnlichung, gewöhnlich auf sehr verschiedene Fälle des gemeinen Lebens anwendbar. Wenn gleich in dieser Gnomenphilosophie sehr oft die ganze Moral des gemeinen Mannes liegt, und uns durch die Kenntniß derselben das Urtheil über seine Sittlichkeit erleichtert wird; so muß doch die Anwendung derselben in dem Tone der bessern Conversation, und in der Haltung des veredelten Styls sehr sparsam und vorsichtig seyn, weil sie sonst entweder ins Einseitige und Schielende fallen, oder doch nicht in den übrigen Zusammenhang der stylistischen Darstellung taugen.

b) Gemeinplätze (loci communes). Sie bestehen in solchen einfachen und verständlichen Sätzen, bei deren Gebrauche man gewöhnlich auf eine allgemeine Bekanntschaft mit denselben, und deshalb auch auf die Zustimmung der Mehrheit in der Erläuterung des gegebenen Falles rechnen kann. Sie werden im populären Style gewöhnlich Eingangsweise gebraucht, um eine wichtigere Belehrung, und tiefer greifende Resultate an sie anzuknüpfen, da man sie als erwiesen voraussetzen kann, und blos auf sie fortzubauen, und seine Folgerungen an dieselben anzureihen nöthig hat. Am zweckmäßigsten werden sie in Schriften gebraucht, die auf Menschen von geringen Fassungskräften berechnet sind; in eigentlichen wissenschaftlichen Schriften, in Reden u. s. w. bedient man sich ihrer höchstens Eingangsweise, und weiß ihnen dann immer auch durch die stylistische Umgebung das Kahle zu nehmen, in welchem sie an sich und isolirt erscheinen würden.

c) Sentenzen. Sie sind der Ausdruck gewisser einzelnen mehr oder weniger erkannten Wahrheiten, der sich durch Reichhaltigkeit der Gedanken bei Kürze der Worte, durch Kraft und Bestimmtheit in der Stellung bei scheinbar unabsichtlicher Einmischung derselben in den stylistischen Zusammenhang, charakterisirt. In Volksschriften müssen sie so populär seyn, daß keine wissenschaftlichen Vorkenntnisse erfordert werden, sie zu verstehen. In Schriften für die gebildeten Menschen aber darf das Sententiöse nicht absichtlich gehäuft werden, weil sonst das Ueberraschende verloren geht, das in denselben enthalten ist. Am wenigsten darf man in denselben das Bestreben wiederfinden, gesucht und gezwungen zu schreiben. Sentenzen müssen vielmehr als unwillkührliche Ergießungen eines richtig geleiteten Scharfsinns und eines natürlichen und gesunden Witzes erscheinen, wenn sie interessiren sollen.

d) Die katechetische und sokratische Form. Das Eigenthümliche der katechetischen Form besteht in der mündlichen Mittheilung einzelner Begriffe und ganzer Reihen von Vorstellungen, welche man, unmittelbar nach der Mittheilung, denen wieder abfraget, welchen man sie

mitgetheilt hat, um sich zu überzeugen, ob man von ihnen verstanden worden sey, und ob sie die Fähigkeit besitzen, dieselben wieder zu geben. Der Charakter der sokratischen Form hingegen beruht auf einer solchen Entwickelung gewisser Begriffe und Wahrheiten vermittelst der mündlichen Unterhaltung, nach welcher man sie nicht erst mitzutheilen scheint, sondern sie die zu unterrichtenden Individuen in sich selbst auffinden lehrt. — Zu beiden gehört eine genaue Kenntniß der intellectuellen Bedürfnisse der zu belehrenden Individuen; ein hoher Grad von Faßlichkeit und Popularität, und besonders eine gewisse Gewandtheit in der Darstellung, welche nur das allmählig zu erwerbende Resultat einer langen Uebung in der Entwickelung abstracter Begriffe und psychologischer Bemerkungen über die besondern Klassen und Lebensalter der Menschen ist.

e) Jugendschriften. Wenn die Jugend die heranwachsende Menschheit ausmacht; so muß auch alles das, was unmittelbar für ihre intellectuelle und moralische Bildung bestimmt ist, auf ihre Fassungskräfte berechnet und dem Grade von Entwickelung der geistigen Kräfte (des Verstandes, des Gedächtnisses, der Phantasie rc.) angemessen seyn, den sie eben, in ihren verschiedenen Individuen, erreicht hat, oder erreicht haben kann. Schriften, die zunächst für die Jugend bestimmt sind, dürfen daher nichts Unverständliches enthalten; sie müssen sich aber auch eben so weit von dem Spielenden und Tändelnden entfernen. Sie müssen korrect geschrieben seyn, um frühzeitig das Bild der stylistischen Korrectheit in der heranwachsenden Generation zu veranlassen; sie müssen vom Leichten zum Schweren fortschreiten, um, durch die allmählig vorbereitete höhere Anstrengung, ihre Kräfte zu üben und in ein lebhafteres harmonisches Spiel zu versetzen. Sie müssen überall die fruchtbare Verbindung der aufgestellten Begriffe und Wahrheiten, mit dem Leben befördern, und jedem blinden Dahingeben an die Auctorität Andrer nachdrücklich entgegen arbeiten. Sie dürfen endlich keine vielwissenden und vorlauten Knaben bilden wollen, die in

dem Besitze einiger halbwahren Begriffe schon am Ziele der menschlichen Erkenntniß zu stehen wähnen.

f) Volksschriften. Sie haben die wichtige Bestimmung, dem größern Theile des erwachsenen Menschengeschlechts, dem gemeinen Manne, richtige und bestimmte Begriffe über die interessantesten Gegenstände des Lebens, der Religion und der bürgerlichen Verfassung beiznbringen; die bei ihm durch Erziehung und Umgang begründeten Vorurtheile zu erschüttern; ihm mehrere nützliche Erfindungen, Vortheile und Bequemlichkeiten mitzutheilen; den Kreis seiner Einsichten zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommnen; seinen Aberglauben zu vermindern; ihn über die wohlthätigen Absichten der Regierung und ihrec Gesetze aufzuklären; ihn mit den wesentlichen Bedingungen der Verbesserung seines Zustandes bekannt zu machen, und so an richtigere Begriffe die Freuden eines bessern Daseyns und die Ausübung seiner Pflichten anzuknüpfen. — Kaum bedarf es der Erinnerung, daß Schriften dieser Art mit Sorgfalt und Vorsicht, mit kluger Auswahl des Wissenswürdigsten, und mit Bestimmtheit und Popularität im Ausdrucke geschrieben werden müssen.

Eine interessante Abhandlung von Greiling gehört hieher: über die Popularität in der Philosophie, in Fichte und Niethhammers phil. Journal, 1798, St. 4, S. 281. ff. In der populären Schreibart haben sich ausgezeichnet: Sander (Vorsehung; über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur); Hufeland (Kunst das Leben zu verlängern); Keigge (über den Umgang mit Menschen); C. F. Weiße; Campe; Rochow; Salzmann; Villaume; Funke; Dolz; R. Z. Becker; Hellmuth; Schlez; Steinbeck; Glatz; Engelhardt; Merkel rc.

§. 236.

5) Der oratorische Lehrstyl.

Die eigentliche Rede, im engern Sinne, ist die, nach den Principien der Korrectheit und Schönheit bearbeitete und für die mündliche Darstellung bestimmte, Ausführung eines Thema, durch welche man unmittelbar auf die Ueberredung und Ueberzeugung, und mittelbar auf die Rührung, des Ge-

fühls und auf die Belebung des Willens der Hörenden wirken will. Sie ist das vollendeteste Kunstwerk des didactischen Styls, weil in ihr, nächst der Wahrheit, die der Darstellung zum Grunde liegen, und aus den grammatischen und logischen Principien hervorgehen muß, die Schönheit der Form noch eine unnachlaßlichere Bedingung, als in den übrigen Untergattungen des didactischen Styls ist. Die Rede wendet sich also allerdings durch die Begriffe, die sie aufstellt, und durch die Gründe, welche sie für den innern Zusammenhang der entwickelten Begriffe entwickelt, zunächst an Verstand, Urtheilskraft und Vernunft; aber mit gleicher Stärke sucht sie sich auch eines bleibenden Eindruckes auf das Gefühls- und das Begehrungsvermögen zu versichern, und der Phantasie ein vollständiges Bild vorzuhalten, weil ohne die harmonische Thätigkeit aller geistigen Vermögen der Zweck nicht erreicht werden kann, den sie beabsichtiget. — Was die **Wahl des Thema** betrifft; so muß der Redner einen Gegenstand abhandeln, dessen Wichtigkeit entweder an sich schon in der Ankündigung entschieden ist, oder dessen Wichtigkeit er durch die Art der Behandlung hinlänglich belegt. Ist dem Redner der Stoff aufgegeben; so wird er ihn von seiner wichtigsten Seite zu fassen, nach seinen bedeutendsten Momenten darzustellen, und unter die Gesichtspuncte zu bringen wissen, wo er ein allgemeines Interesse erregt. Zur **technischen Oekonomie** einer Rede gehören aber vier Puncte: 1) der **Eingang**, welcher auf die Ankündigung des Thema vorbereitet, und durch seinen Inhalt die Aufmerksamkeit so fesselt, daß sich der Redner die Erreichung des beabsichtigten Zwecks der Rede erleichtert. An den Eingang schließt sich der **Uebergang** zum Thema, und die **Ankündigung** desselben an; 2) die **Exposition**, oder die Entwickelung aller der Momente, welche zum Wesen des darzustellenden Stoffes und der dadurch hervorzubringenden Ueberredung, Ueberzeugung, Rührung und Versinnlichung des Gegenstandes gehören; 3) die **Argumentation**, oder diejenige Gruppirung von Begriffen, durch welche der dargestellte Gegenstand **bewiesen**, und die beabsichtigte Ueberredung, Ueberzeugung, Rührung und Versinnlichung

hervorgebracht werden soll; 4) der **Schluß**, oder diejenige kunstvolle Verarbeitung der den Hauptgegenstand unterstützenden Begriffe, durch welche der hervorgebrachte Eindruck auf sämtliche geistige Vermögen befestigt und für die Zukunft erhalten werden soll. Es versteht sich dabei von selbst, daß, weil jede Rede ein in sich vollendetes Kunstwerk seyn soll, in keinen dieser Bestandtheile einer Rede etwas Fremdartiges aufgenommen werden dürfe, daß aber der beabsichtigte Eindruck durch das allmählig höher steigende Feuer in der Darstellung und besonders durch die in den Schluß des Ganzen gelegte Erschütterung des Gefühls und Willens so begründet werden müsse, daß nicht nur der Redner am Schlusse seines Erfolges gewiß versichert, sondern auch in dem letzten Momente der Darstellung das Bild für die Phantasie vollendet ist, welches nach und nach entstehen, und derselben von dem Ganzen vorschweben soll. — So muß der Redner die **Schönheit** der Form mit der Korrectheit in der Darstellung selbst in die innigste Verbindung bringen, und zugleich mit der hervorgebrachten Ueberzeugung ein reines Wohlgefallen an der Form, um ihrer selbst willen, erregen.

Was den **Eingang** betrifft; so muß derselbe mit aller Sorgfalt (am besten nach der Vollendung der Rede selbst) gearbeitet, und nach seiner Ideenreihe genau mit dem dargestellten Hauptgegenstande in Verbindung gebracht werden. Da er zur Vorbereitung auf das Ganze dient; so ist sein Ton dann am zweckmäßigsten, wenn er populär und leicht faßlich ist, und die höhere rhetorische Kunst der Ausführung der Hauptmomente überläßt. — Die **Exposition** muß, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen soll, das Ganze des Gegenstandes erschöpfen, so daß er von allen Seiten beleuchtet, bestimmt gehalten und logisch durchgeführt erscheint, weil alle Lücken in derselben, die sich entweder dem Verstande deutlich, oder dem Gefühle dunkel ankündigen, und alle Unordnung und Disproportion der einzelnen Theile, so wie die Herbeiziehung fremdartiger Gegenstände, und die Schwatzhaftigkeit in der Darstellung der Hauptpuncte, den beabsichtigten Eindruck des Ganzen stören. Dasselbe gilt auch von der **Argumentation**. Der Redner muß den darzustellenden Gegenstand nach allen seinen Umgebungen genau kennen und behan-

deln; er muß die überzeugenden Argumente vorausgehen, und die überredenden nachfolgen lassen, weil die Ueberredung um so leichter wird, je mehr die Vernunft durch die aufgestellten Gründe überzeugt worden ist. In der Ordnung aber läßt man die schwächern Gründe vorangehen und die stärkern darauf folgen; die erstern kann man auch bisweilen zusammenziehen, die letzten aber müssen isolirt, und nach ihrem ganzen Umfange behandelt werden. Nie darf man aber verschiedenartige Gründe und Beweise unter einander mischen, weil dann die Aufmerksamkeit zu sehr vereinzelt und der Totaleindruck selbst durch die Schuld des Redners zerstört wird. — Ob nun gleich schon in der stylistischen Haltung und Darstellung der Hauptbegriffe und der sie unterstützenden Beweise die Wirkung auf Gefühl, Willen und Phantasie zugleich, nächst der Ueberzeugung der Vernunft, beabsichtigt werden muß; so ist doch besonders der Schluß dazu bestimmt, den dargestellten Gegenstand dem Gefühlsvermögen und Willen näher zu bringen, und ihn durch die Versinnlichung so zu einem Ganzen für die Phantasie zu verbinden, daß sie dieses Bild zu ergreifen und fest zu erhalten vermag.

§. 237.

Fortsetzung.

Nächst der Bearbeitung des oratorischen Stoffes nach den Regeln der Grammatik, Logik und Aesthetik, wodurch die Darstellung zu einem stylistischen Kunstwerke, das in sich vollendet ist, erhoben wird, und wobei alle jene untergeordneten Eigenschaften der Korrectheit und Schönheit, die bereits (§. 71. 72 und §. 99.) entwickelt sind, berücksichtigt und auf den darzustellenden Stoff angewandt werden müssen, — ist es auch nöthig, dieses Kunstwerk nach seiner Bestimmung für die mündliche Mittheilung zu behandeln, d. h. die mündliche Darstellung desselben bei der ganzen Bearbeitung im Auge zu behalten. Zu dieser Darstellung gehört aber die Declamation und Gestikulation, und mithin die Anwendung aller der Regeln, welche für beide in § 81 — 84 aufgestellt worden sind, in unmittelbarer Beziehung auf den oratorischen Lehrstyl.

§. 238.

Fortsetzung.

Die Untergattungen des oratorischen Lehrstyls sind:

a) die Anrede. Sie ist das, was die eigentliche Rede ist, nur nach einem verjüngten Maasstabe. Sie enthält, ohne weitern Eingang, (der höchstens blos in einigen Sätzen besteht,) die kurze und gedrängte Darstellung irgend eines Gegenstandes, den man der Ueberzeugung, Belebung des Gefühls und des Willens, und der Versinnlichung dem Kreise von Zuhörern näher bringen will, dem sie zunächst bestimmt ist. Schon ihrer Bestimmung nach, um entweder als Einleitung (z. B. zu Vorlesungen rc.), oder als Ankündigung irgend eines Gegenstandes zu dienen, wird die größere Ausführlichkeit und höhere rhetorische Kunst von ihr ausgeschlossen; sie muß ganz einfach und so schmucklos, als möglich seyn.

b) Die Harangue. Sie ist von der Anrede dadurch unterschieden, daß sie gewöhnlich aus dem Stegreife gehalten wird, daß sie sogleich ihren Gegenstand ergreift, und ihn mit wenigen, aber kräftigen und auf Gefühl, Willen und Phantasie nachdrücklich wirkenden Zügen verzeichnet. Sie hat in den meisten Fällen die Absicht, einen augenblicklichen Eindruck hervorzubringen, und charakterisirt sich durch Kürze und Kraft (z. B. wenn ein Feldherr seine Soldaten vor der Schlacht haranguirt.)

c) das Gebet. Es ist wörtlicher Ausdruck der innern Rührung, welche uns bei der Vergegenwärtigung eines sittlichen und religiösen Gegenstandes durchdringt, ein freier Erguß des Gefühls, der um so wahrer und natürlicher ist, je weniger jene Rührung durch Kunst vorbereitet oder herbeigezogen ist. Der Form nach gehört das Gebet, als Ausdruck einer individuellen Stimmung, zum Monolog; der religiöse Redner wird sich aber desselben am sichersten zum Schlusse seiner Darstellung bedienen, wenn er in dasselbe alles das zusammendrängt, was ein warmes und erhöhtes Gefühl in Hinsicht auf den dargestellten Gegenstand in sich faßt.

d) Die feierliche Rede. Sie ist

α) religiöse Rede. Die religiöse Rede umschließt den ganzen Kreis sittlicher und religiöser Wahrheiten. Ih-

rem Inhalte nach ist sie entweder **dogmatisch**, wenn sie Glaubenslehren entwickelt; oder **moralisch**, wenn sie sittliche Vorschriften aufstellt; oder **gemischt**, wenn sie die Gegenstände der sittlichen und religiösen Ueberzeugung in unmittelbare Verbindung mit dem Leben bringt. — Sie ist entweder **Rede** im eigentlichen Sinne (z. B. bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, bei der Beichthandlung, Abendmahlsfeier rc.), oder **Homilie**, oder **Predigt**.

β) **weltliche Rede**. Ihre Gegenstände sind die Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens. Sie kann theils **gerichtliche** (anklagende und vertheidigende) Rede, theils **Staatsrede** seyn, welche Fürsten an gewisse Collegia und Corporationen, Minister und hohe Staatsbeamte bei der Einführung in den Kreis ihrer Geschäfte, Gesandte bei Ueberreichung ihrer Kreditive rc. halten. In Republiken und beschränkten Monarchien ist sie am gewöhnlichsten. Sie setzt eine genaue Kenntniß der Rechte und Verhältnisse des Staates, der einzelnen Stände und Individuen desselben, seiner Verbindungen mit dem Auslande, der Beförderungs- und Hinderungsmittel seiner Kultur und seines Wohlstandes, und einen reinen Patriotismus voraus. — Es kann hier nicht ausgeführt werden, welche nachtheilige und gefährliche Ansichten in politischer Hinsicht durch Redner, denen die ganze Kraft der Beredsamkeit zu Gebote stand, bisweilen verbreitet worden sind. So wenig aber Privatleidenschaft und Partheilichkeit sich in ihr ausdrücken dürfen; eben so wenig darf sie das Vehikel einer elenden Schmeichelei oder einer unredlichen Schüchternheit seyn. — Zu den weltlichen Reden gehören in einem gewissen Sinne auch die **akademischen** und **Schulreden**, welche gewöhnlich einen wissenschaftlichen Gegenstand behandeln; die **Lobreden** auf Verewigte oder Lebende und zum Theile auch die scherzhaften **Reden** (z. B. die **Strohkranzreden**.)

Man vergl. J. C. Adelung, von dem Style der feierlichen Rede, s. Werk über den Styl, Th. 2, S. 183. ff. — Snell, Lehrbuch S. 278. ff. — K. Reinhard, S. 251. ff. — Sehr ausführlich verbreitet sich über alle hieher gehörende Gegenstände: Batteux Einl. in die schönen Wissenschaften, von K. W. Ramler. (5te Aufl. Leipz. 1802) Th. 4, S. 9 — 270, nur fehlt die ebenmäßige Behandlung und die Rücksicht auf die neuesten Mustern. — Sulzers Theorie, die Artikel: Rede, Th. 4, S. 20. ff; Redekunst, S. 41 ff; Redner, S. 69. ff. — Die Rubrik: rednerische Schreibart, ist in Eschenburgs Theorie und Lit. ꝛc. S. 355 ff. gründlich bearbeitet. — G. G. Fülleborn, Rhetorik, der wieder sich zu den scholastischen Formen hinneigt, und wenigstens den ästhetischen Gesichtspunct zu sehr aus den Augen verliert. — Mit Geist und Geschmack hat diesen Abschnitt behandelt: Maaß, Rhetorik, S. 353 ff. Ausführlich verbreitet er sich über die geistlichen Reden, S. 367 — 420.

Für die geistliche Beredsamkeit verdienen verglichen zu werden: S. G. Steinbart, Anleitung zur Amtsberedsamkeit. 1779. — J. G. Marezoll, über die Bestimmung des Kanzelredners. Leipzig 1793. — C. F. Bahrdt, Rhetorik für geistliche Redner, 2te Aufl. von J. Büchling, Halle 1798. — J. W. Schmid, Anleitung zum populären Kanzelvortrage 3 Theile, neue Aufl. Jena 1795. (der dritte Theil enthält eine Geschichte der Homiletik.) J. Schuderoff, Versuch einer Kritik der Homiletik, nebst einem Verzeichnisse der seit Mosheim erschienenen Homiletiken. Gotha 1797. — C. F. Ammon, Anleitung zur Kanzelberedsamkeit. Gött. 1799. — J. F. W. Thym, historisch-krit. Lehrbuch der Homiletik. Halle 1800. — J. G. Thieß, Anl. zur Amtsberedsamkeit, 2 Theile. Altona 1801. — Grundlinien des teutsch. Styls, 3r Theil. Erfurt 1797.

Muster in der teutschen Kanzelberedsamkeit sind in den meisten ihrer Predigten und Reden: L. Mosheim (heilige Reden, 3 Theile. Hamb. 1757); J. F. W. Jerusalem, (Sammlung einiger Predigten, 2 Th. Braunschw. 1774); J. A. Cramer, (2 Sammlungen, eine von 10, die andere von 12 Bänden); J. A. Schlegel, (3 Theile. Leipzig 1757) J. J. Spalding, (verschiedene Sammlungen); F. G. Resewitz (Samml. einiger Predigten. Quedlinb. 1773); W. A. Teller, (Predigten, 2 Th. Berlin 1772. ff.) J. C. Lavater (verschiedene Sammlungen); J. C. Sturm; G. J. Zollikofer, (Predigten, 2 Theile. Leipz. 1769. ff. Ueber das Uebel in der Welt. Leipz. 1777. — Ueber die Würde des Menschen; 2 Theile. — Warnung vor herrschenden Fehlern ꝛc. — Nachgelassene Predigten, 7 Theile).

F. V. Reinhard, (Predigten, 2 Theile, Wittenb. 1786. 1793 — Beiträge zur Schärfung des sittlichen Gefühls. Leipzig 1799. — Dann seine sämtlichen Predigten seit 1795, jedes Jahr 2 Bände; von 1795 — 1797. ein Band Predigten, und ein Band Entwürfe; von 1798 — 1802. die vollständigen Predigten.) J. G. Rosenmüller, (mehrere Sammlungen); J. F. C. Löffler, (mehrere Sammlungen); C. G. Ribbeck, (mehr. Samml.); C. F. Sintenis (mehrere Samml.); Kindervater (m. S.); F. W. Wedag (m. S.); J. G. Marezoll (m. S.); Ammon (m. S.); Sonntag (m. S); Schuderoff (m. S.); Veillodter (m. S.); Henke (ein Band Universitätspredigten); Hufnagel; Hacker, (Abendmahlsreden; ausführlichere Predigtentwürfe ꝛc.); Tischer (psycholog. Predigtentw. 4 Th.) ꝛc. Politische Reden liefert in neuern Zeiten meistens nur die englische und französische Geschichte. —

Lobreden (eloges): J. J. Engel, Lobrede auf den König (im 4ten Th. seiner Schriften). — K. W. Ramler, Gedächtnißrede auf B. Rode. Berlin 1798. — Nic. Fuß, Lobrede auf Euler. Bas. 1798; vergl. den Artikel: Lobrede bey Sulzer. — Schulreden, von Fr. Gedicke (in s. kl. Schriften); Resewitz (in den Gedanken Vorschl. und Wünschen zur Verbess. der öffentlichen Erziehung); Degen, (in den Beiträgen zur Verbess. des Schulunterrichts); Rörger (in dem Jahrb. des Pädag.); Gurlitt (in seinen Schulschriften, und einzeln); Lieberkühn; G. W. C. Starke (vermischte Schriften, Th. 1, Berlin 1796.) Niemeyer. — Von akademischen Reden gehört vorzüglich: Schillers Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? hieher. —

§. 239.

6) Der dialectisch-kritisirende Lehrstyl.

Unter den stylistischen Formen muß es nothwendig eine geben, welche die allgemeinen Principien der Korrectheit und Schönheit auf die Prüfung und Beurtheilung der andern stylistischen Formen anwendet, und sowohl in materieller Hinsicht die Bearbeitung des Stoffes prüfet, als auch, und dies hauptsächlich, in formeller Hinsicht das Verhältniß des Stoffes zur Form und den innern Zusammenhang der Korrectheit und Schönheit in der dargestellten Form beurtheilt. Diese stylistische Form gehört aber dem didactischen Style an, weil der Maasstab für diese Beur-

theilung und Prüfung nur wissenschaftlich bestimmt werden kann.

Der dialectisch-kritisirende Lehrstyl zerfällt daher in **Dialectik** und **Kritik**. Die Dialectik betrifft zunächst die **Prüfung des Stoffes**; die **Kritik**, inwiefern sie in stylistischer Hinsicht angewandt wird, die **Beurtheilung der Form**.

Die Dialectik ist die Kunst, den Schein von der Wahrheit, durch Anwendung der logischen Principien, zu trennen, die Spitzfindigkeiten, welche sich als Wahrheit ankündigen, in ihrer Blöße darzustellen, alle Scheingründe zu vernichten und die Rechte der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und dies durch die strenge Grenzbestimmung zwischen **Schein, Wahrscheinlichkeit und Wahrheit**. In dieser Beziehung hat die Dialectik eine schwere, aber höchstwichtige Aufgabe zu lösen, und der echte Dialectiker muß ein Mann von vielseitiger intellectueller Bildung, von logischer Gewandtheit und von regem Scharfsinne seyn. Daß mit der Dialectik mancher Unfug getrieben worden, und daß sie nicht selten in Sophistik ausgeartet ist, kann ihren wahren Werth nicht herabsetzen.

Die **Kritik**, in stylistischer Hinsicht, wendet dagegen die Principien der Korrectheit und Schönheit auf die **Beurtheilung des Verhältnisses der Form zum Stoffe, und der Haltung und Durchführung der Form selbst** an. Sie bestimmt, nach formellen Principien, ob die Form, welche man für die Darstellung des Stoffes gewählt hat, eben dieser Gattung des Stoffes angemessen sey, oder ob man eine andere und zweckmäßigere hätte wählen sollen; ob ferner die gewählte Schreibart, die niedere, mittlere oder höhere, diesem Stoffe angepaßt habe und völlig bestimmt gehalten und durchgeführt worden sey; und endlich, ob die Form selbst ein in sich vollendetes Ganze ausmache, daß sie den Forderungen der Korrectheit und Schönheit entspricht, und alle die untergeordneten logischen und ästhetischen Eigenschaften in sich vereiniget, welche eben für die Darstellung und Vollendung dieser Form nöthig waren. — Die Kritik stellt also die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten der stylistischen

Producte mit Angabe der Gründe für ihre Behauptungen, und mit Zurückführung derselben auf die beiden höchsten stylistischen Principien, Korrectheit und Schönheit, auf; sie entwickelt aber auch nach demselben, aus festen Principien hervorgehenden, Maasstabe das Verdienstliche des Stylisten und die aufgefundene Korrectheit und Schönheit der Form.

Kaum bedarf es der Erinnerung, daß der dialectisch-kritisirende Lehrstyl durchaus einen Mann verlangt, der in wissenschaftlicher (materieller) Hinsicht dem Stoffe gewachsen ist, dessen Ausführung und Bearbeitung er beurtheilen will, und der in formeller Hinsicht vertraut ist mit den Principien für stylistische Vollendung, um nicht durch sein Urtheil seinen eignen Geschmack durch einseitige Bemerkungen und stylistische Fehler verdächtig zu machen.

§. 240.

Fortsetzung.

Als Untergattungen gehören zum dialectisch-kritisirenden Style:

a) die **Disputation.** Sie besteht in der mündlichen Beurtheilung und Prüfung eines stylistischen Products nach Stoff und Form gegen den anwesenden Urheber desselben, und verlangt deshalb Real- und Verbalkenntnisse, Gewandtheit im mündlichen Ausdrucke, und einen natürlichen und sichern Takt, die mehr oder minder versteckten Mängel und Fehler der Prüfe- oder Preisschrift aufzufinden und zu ahnden. Soll sie nicht seichtes Wortgeschwätz seyn; so muß sie überall ihre Behauptungen mit Gründen und Beweisen belegen. Soll sie nicht der Ausdruck niedriger Leidenschaften seyn; so muß sie sich aller Persönlichkeiten und Bitterkeiten enthalten, und nur die Sache, nicht die Person angreifen.

b) **Die schriftliche Prüfung.** Sie besteht in der gründlichen und sowohl in materieller, als in formeller Hinsicht befriedigenden Bearbeitung gewisser Aufgaben aus einer Wissenschaft, um entweder das ganze Gebiet, oder einzelne Theile derselben in einer ebenmäßigen Uebersicht dar-

zustellen. Von der mehr oder minder gelungenen Auflösung der Aufgabe schließt man dann auf den Grad von intellectueller Bildung und stylistischer Fertigkeit dessen, der die Aufgabe erhielt. Die schriftliche Prüfung hat Vorzüge vor der mündlichen, weil man den Gegenstand mit mehr Umsicht betrachten und bearbeiten, und ihn unter einer Form erscheinen lassen kann, welche den Beleg von der Uebung und Fertigkeit des Schreibenden im Style enthält. Zugleich wird es in derselben dem Fleiße möglich, neben dem Genie aufzukommen, das nicht selten in der mündlichen Prüfung wegen der Leichtigkeit, mit der es sich eines Gegenstandes bemächtigt, den blos Fleißigen überflügelt.

d) Die Recension. Recensiren heißt, im weitern Sinne den Inhalt eines Products darlegen (referiren); im engern Sinne aber, den Geist einer Schrift nach festen Principien, sowohl in materieller als in formeller Hinsicht, prüfen. Sie setzt daher vielseitige Bekanntschaft und Uebung in dem Felde der Dialectik und Kritik voraus. Sie verlangt daher von dem Ehrgefühl des Recensenten, daß er kein Buch anzeige und prüfe, dessen Gegenstande er nicht gewachsen sey und den er nicht selbst für sich, oder öffentlich in Schriften bearbeitet, denselben also vielseitig betrachtet, uud dadurch seine schiedsrichterliche Kompetenz über jeden Zweifel erhoben habe. Sie verlangt aber auch von der Rechtlichkeit des Recensenten, daß er das Buch, das er recensirt, aus sich selbst beurtheile, den Plan und die Ausführung desselben nach der Angabe des Verfassers, und nicht nach postulirten Principien prüfe; daß er den Verfasser aus sich selbst widerlege, und nicht nach einem Maasstabe, den jener nicht als gültig anerkennt; daß er überhaupt das anzuzeigende Buch ganz gelesen und durchgehends geprüft habe, um ein befriedigendes Urtheil darüber zu fällen, und jedem Leser der Recension gleichsam ein Bild von dem Ganzen zuzuführen. — Daß unter Gelehrten, die sich achten und Sinn für fremdes Verdienst haben, nie ein absprechendes (d. h. ohne beigebrachte Gründe aufgestell-

tes) Urtheil aufgestellt, nie ein wissenschaftliches Buch blos oberflächlich durchgeblättert und einseitig angezeigt, nie zu Gunsten einer Schule, oder eines herrschenden Systems der Anhänger desselben gelobt, und der Gegner getadelt werden, daß überhaupt an einer Recension nie eine Privatleidenschaft, die sich hinter dem Schleier der Anonymität zu verbergen weiß, Antheil haben sollte; das alles ist öfter erinnert, als ausgeübt worden. — Die Recension eines wissenschaftlichen Buches, (wobei die unbedeutenden Schriften allerdings ausgeschlossen werden,) sollte zugleich das Verhältniß desselben zu den bisherigen Fortschritten dieser Wissenschaft genau bestimmen, und deshalb alle einzelne Puncte angeben, in welcher durch das vorliegende Buch die Wissenschaft entweder weiter fortgeführt, oder zurückgebracht worden ist, womit jedesmal ein bestimmtes Urtheil über den Styl des Verfassers verbunden werden sollte, weil oft selbst die gründlichsten Gelehrten ihren Styl so vernachlässigen, daß sie eines Winkes oder auch einer Ahndung der Kritik bedürfen.

Noch fehlt es an einer befriedigenden Theorie der Recensionen, so wie überhaupt an einer gründlichen Darstellung des dialectisch-kritisirenden Lehrstyls, den man in der Theorie des Styls und selbst in der Rhetorik gewöhnlich ganz übergangen hat. Eine einzige Abhandlung gehört hieher: *Einige vorläufige Gedanken zu einer Theorie der Recensionen, von Greiling, in Fichte's und Niethammers philos. Journal* 1797. St. 6, S. 119 ff. die sich über die meisten bei den Recensionen vorkommenden Puncte mit Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit erklärt. — Die wichtigsten teutschen krit. Institute sind: die neue allgem. teutsche Bibliothek; die allgem. Literaturzeitung (seit 1804 in Halle); die Jenaische allgem. Literaturzeitung (neuentstanden seit 1804); die Leipziger Literaturzeitung (neu organisirt seit dem July 1803); die oberteutsche Literaturzeitung; (die Erlangische und Wirzburgische sind eingegangen;) die Göttingische, Tübingische, Erfurter, Greifswaldische und Gothaische Zeitung; die südteutschen pragm. Annalen; die Annalen der östreichischen Literat. u. s. w. — Dann hat jede Facultätswissenschaft ihre eignen kritischen Blätter. Die Theologie, — die theol. Annalen, unter Wachlers Redaction; das theol. Journal

(Red. Gabler); die Bibliotheken von Schmidt u. Thieß; Verlust für die exegetische Literatur war das Aufhören der Bibliothek, die Eichhorn mit dem zehnten Theile schloß. — Für die Rechtslehre wirkt das juridische Archiv, das Archiv für Kriminalrechte, und zum Theil die Policeyfama. Für die Medicin: Hufelands Bibliothek, Hartenkeils medicinische Zeitung, die medicinischen Annalen ꝛc. Nur die Philosophie hat, nach den eingegangenen Annalen, die Jakob 1795 — 1797 herausgab, kein eignes Institut. —

§. 241.

β) Eigenschaften, welche dem didactischen Styl zukommen müssen.

Je richtiger man den Charakter des didactischen Styls (§. 229 — 230) auffaßt und festhält; desto weniger wird man über die Eigenschaften verlegen seyn, welche zur Bezeichnung jenes Charakters, nach allen den einzelnen Untergattungen des didactischen Styls, erforderlich sind. —

Belehrung, Ueberredung und **Ueberzeugung**, als die nächste Bestimmung des didactischen Styls verlangen die Anwendung der **logischen** Eigenschaften, an deren Spitze die **Korrectheit** steht, die in der Darstellung, der Wahrheit in der Vorstellung entspricht. Es muß daher der Darstellung, nach den **untergeordneten** Eigenschaften der Korrectheit (§. 72.), **Deutlichkeit** zukommen; d. h. man muß diejenigen Wörter **wählen**, welche dem Stoffe am meisten anpassen, und diese so **verbinden**, daß jeder, der die Sprache versteht, die Ideenreihe übersehen kann. Diese Deutlichkeit und Verständlichkeit verhindert nicht nur den systematischen Zusammenhang nicht, sondern sie befördert ihn hauptsächlich, weil sie das sicherste Kennzeichen ist, daß der, welcher deutlich schreibt, auch seinen Gegenstand deutlich gedacht hat. Nirgends mehr, als im didactischen Style, muß man man sich vor einer schwerfälligen **Terminologie** hüten, durch welche die Verständlichkeit verhindert, und gewöhnlich der ganze Zusammenhang mit einer Dunkelheit umgeben wird, welchen selbst der Scharfsinn nicht so leicht durchbrechen kann. Wie konnte der Nationalgeschmack der Teutschen sich je so weit verirren, daß sie nur da systemati-

schen Geist, Gründlichkeit und volle Nahrung für scientifische Bedürfnisse suchen, wo alles in einer chaotischen Dunkelheit lag und der Styl mit einer barbarischen Schwerfälligkeit kämpfte? — qui non vult intelligi, non debet legi. Nie darf die Empfänglichkeit für speculative Untersuchungen die Richtung nehmen, daß man nur das anstaunt, was man nicht versteht, und das für gemein achtet, was, durch die höhere Kunst der Darstellung und durch die erlangte stylistische Fertigkeit, sich dem gesunden Menschenverstande als deutlich und verständlich empfiehlt. — Ferner gehört zur Korrectheit der Darstellung die **Klarheit** der Begriffe, nach welcher man die einzelnen Merkmale eines Begriffes genau erkennen und unterscheiden kann; die **Vollständigkeit**, daß das ganze Gebiet des darzustellenden Stoffes in dem Grade erschöpft werde, in welchem es der Aufgabe nach, nöthig ist; die **Einheit** des Ganzen, nach welcher alle verbundene Theile, durch ihre Verbindung, eine unzertrennliche und innig zusammenhängende Folge von Begriffen bilden; die **Angemessenheit**, nach welcher man jedesmal den üblichsten, schicklichsten und bestimmtesten Ausdruck für die Bezeichnung wählt; die **Natürlichkeit**, daß alle einzelne Begriffe, die zur Darstellung gehören, ohne Zwang und Härte, mit einander verbunden sind und sich mit Leichtigkeit an einander anreihen; die **Ordnung**, welche sich in der Verbindung der einzelnen Theile der Darstellung zu einem logischen Ganzen zeigt, in welchem jeder vorhergehende Theil den folgenden begründet, und dieser Kausalzusammenhang der Theile den Begriff eines nothwendigen Ganzen vermittelt; die **Präcision**, welche alle Weitschweifigkeit und alles Herbeiziehen fremder Materialien in den Kreis der Darstellung ausschließt; die **Treue**, welche, als Eigenschaft der Form, unmittelbar aus der Wahrheit zwischen den darzustellenden Vorstellungen hervorgehet, und sich aller Verschönerung und Uebertreibung, so wie aller Entstellung und Herabwürdigung enthält; und die **Sicherheit**, welche aus der völligen Bemächtigung des Stoffes entspringt, und deshalb auch durch die dem Stoffe ganz anpassende Diction sich des

Eindrucks im Voraus versichert, welchen die Darstellung hervorbringen soll.

Doch nicht blos Belehrung, Ueberredung und Ueberzeugung, sondern auch **Belebung des Willens, Rührung des Gefühls** und **Versinnlichung** des Gegenstandes, um von demselben der Phantasie ein befriedigendes Bild zu zuführen, soll die Form des didactischen Styls, vermittelst der ihr mitgetheilten **Schönheit**, bewirken. Zwar hängt der Grad der Schönheit der Form im didactischen Style sehr von den einzelnen Untergattungen desselben ab, unter welchen der **oratorische** Lehrstyl vorzüglich die innigste Harmonie der Korrectheit und Schönheit in der Form erfordert; aber ganz darf diese Schönheit in der Form keiner der Untergattungen des didactischen Styls fehlen. Deshalb muß **Lebhaftigkeit** des Styls in allen diesen Untergattungen getroffen werden, weil sie die Trockenheit des Stoffes mildert, und ein freies Spiel der andern Seelenkräfte vermittelt, so daß der Verstand nicht allein beschäftigt wird. Bis zum **Feuer** in der Darstellung darf sich ausschließend nur der oratorische Lehrstyl, und bisweilen die **Abhandlung** und **Vorlesung** erheben. Das **Interessante** aber, wodurch der Gegenstand unsrer Individualität besonders wichtig und näher gebracht wird, darf, nur nach verschiedenen Graden modificirt, keiner Untergattung des didactischen Styls fehlen. — Die **Anmuth**, welche sich als Freiheit in der Behandlung des Zufälligen des Stoffes zeiget, wird zunächst dem **oratorischen** Lehrstyl angehören; aber der **populäre** und **systematische** Lehrstyle schließen sie nicht von sich aus, besonders wird der erstere sehr dadurch gehoben; selbst den **dialectisch-kritisirende** Lehrstyl wird sie beleben können, und nur in dem **kompendiarischen** Style ist ihr freies Spiel durch die Gesetze der Form selbst beschränkt. — Die **Leichtigkeit** und **Proportion** in der Ausführung, die **Ueblichkeit** und **Schicklichkeit**, nach der Wirkung der drei letzten Eigenschaften aufs Gefühlsvermögen, können und sollen allen sechs Untergattungen des didactischen Styls zukommen; das **Naive** aber wird, doch selbst da nur mit Sparsamkeit, in Jugendschriften an seiner Stelle seyn. Dagegen kann **Mannigfaltigkeit**,

durch welche die Theile in der Darstellung, als Theile, Wohlgefallen erregen, und die richtige Vertheilung von Licht und Schatten, so wie das Nüaneiren in der Behandlung des Stoffes, höchstens mit Ausschluß des kompendiarischen Styls, in den übrigen Untergattungen des didactischen Styls angetroffen werden; die höhere Kraft in der Darstellung aber gehört häuptsächlich dem oratorischen und systematischen Lehrstyle an. Bisweilen zeigt sie sich in dem dialectisch-kritisirenden stärker, als es die Gesetze der schönen Form verstatten. — Das Große, Erhabene, Rührende, Pathetische, Feierliche, Neue, Kühne, das Bildliche im höhern Sinne, das Kontrastirende, und alle mit diesen Eigenschaften zusammenhängende rhetorische Figuren gehören im didactischen Style nur der oratorischen Untergattung an, und verlangen eine sehr zweckmäßige und vorsichtige Behandlung, wenn der Redner nicht seine Unfähigkeit in der Gewandtheit der Darstellung dadurch beurkunden will. Das Lächerliche wird bisweilen im dialectisch-kritisirenden Lehrstyle seine Stelle finden. Hingegen das Edle, die Würde und Simplicität in der Darstellung sind wesentliche Eigenschaften für die Darstellung in allen Untergattungen des didactischen Styls.

Rücksichten auf den didactischen Styl enthält Garve Abhandlung: über den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unsrer Sprache und Literatur, Sammlung einiger Abh. Th. 2, von S. 19 an; und Garve Abh. von der Popularität des Vortrages, in s. vermischten Auff. Th. 1, S. 331. ff.

§. 242.

γ) Gebrauch der drei Schreibarten im didactischen Style.

Wenn es überhaupt ein irriger Wahn ist, als ob eine gewisse Trockenheit durchaus nicht von dem didactischen Style getrennt werden könnte; wenn hingegen der Grundsatz feststeht, daß es blos von der Fertigkeit des Stylisten abhängt, der Darstellung der Untergattungen des didactischen Styls so viel Korrectheit und Schönheit zu ertheilen, daß dadurch ein freies Spiel unter allen geistigen Kräften veranlaßt wird;

so wird sich diese Fertigkeit des Stylisten, besonders auch in der Wahl der einen von den drei Schreibarten bewähren, in welcher er den didactischen Stoff nach seinen Eigenthümlichkeiten erscheinen läßt. — So wenig also im Einzelnen sich bestimmte Vorschriften für den Stylisten geben lassen, welche Schreibart er wählen soll, da dies theils von seiner Sicherheit und Gewandtheit in der einen Schreibart, theils von dem Stoffe abhängt, den er darstellen will; so läßt sich nur im Allgemeinen das Verhältniß der drei Schreibarten zu den einzelnen Gattungen des didactischen Styls bestimmen.

Der systematische Lehrstyl verstattet sowohl den Gebrauch der niedern, als der mittlern Schreibart; doch scheint die letztere der Würde desselben am meisten zuzusagen. Nur selten wird sich in der Abhandlung und in den Vorlesungen (bei den letztern immer nur in Kasualfällen, oder bei der Darstellung der höchsten Angelegenheiten der Menschheit.) der Styl bis zum Uebergange in die höhere Schreibart erheben dürfen, weil durch die Anwendung der höhern Schreibart der Zweck der Belehrung dem Zwecke der Rührung, Versinnlichung und Belebung des Willens untergeordnet wird. Dies können daher immer nur einzelne Fälle, und gleichsam vorübergehende Schilderungen seyn.

Der kompendiarische und epitomatorische Lehrstyl schließt die höhere Schreibart durchaus von sich aus; aber die Haltung desselben in der niedern oder mittlern hängt von der stylistischen Uebung in der zu wählenden Schreibart und von der Wissenschaft ab, die man kompendiarisch darstellen will. Dasselbe gilt auch in gleichem Verhältnisse von dem erläuternden (commentirenden) Lehrstyle.

Der populäre Lehrstyl, besonders in Jugend- und Volksschriften, ist zunächst an die niedere Schreibart gewiesen; nur dann, wenn Wissenschaften, ihrer Terminologie entkleidet, in nächster Beziehung auf die Bedürfnisse der höhern Volksklassen und derjenigen Gelehrten dargestellt werden sollen, welche sich auch außer dem von ihnen unmittelbar angebauten Felde der menschlichen Erkenntniß mit andern Theilen der intellectuellen Kultur bekannt machen wollen,

würde für solche populäre Darstellungen die mittlere Schreibart die angemessenste seyn.

Der oratorische Lehrstyl darf nie den Kreis von Menschen, auf welchen er wirken soll, vergessen. Vorträge ans Volk erlauben nur den Gebrauch der niedern Schreibart, weil der Grad von wissenschaftlicher Kenntniß und die höhere Belebung aller geistigen Vermögen, welche die mittlere Schreibart voraus setzt, nicht bei dem Volke getroffen werden. Aber bei den Vorträgen an gebildete Individuen ist die mittlere Schreibart die passendste, und selbst bisweilen ein Uebergang in die höhere dem Redner erlaubt, sobald er sichern Tact genug besitzt, um zu wissen, wohin die höhere Schreibart gehört und welche Wirkung er davon in einzelnen Fällen erwarten darf.

Der dialectisch-kritisirende Lehrstyl endlich kann seine Darstellungen entweder in der niedern, oder in der mittlern Schreibart vollenden.

Was die Methode im didactischen Style betrifft; so richtet sie sich theils nach den Personen, für welche die Darstellung bestimmt ist, und muß deshalb in Volks- und Jugendschriften populär, in eigentlich wissenschaftlichen Schriften aber streng scientifisch seyn; theils nach dem wissenschaftlichen Zwecke, und ist dann entweder analytisch oder synthetisch. Die erstere gehet von dem Bedingten und Gegebenen aus, und schreitet zu den Principien fort, auf welchen es beruht; die letztere gehet von den Principien aus, und entwickelt daraus die Folgen. Durch die analytische Methode werden Begriffe gefunden; durch die synthetischen die aufgestellten entwickelt.

§. 243.

Verhältniß der Beredsamkeit zur Prose und Poesie.

Die Beredsamkeit steht gleichsam in der Mitte zwischen Prose und Poesie. Jede bis zu einer gewissen Reife ausgebildete Sprache hat nämlich in sich ein doppelt abgeschlossenes Gebiet; eine Sprache des Verstandes, die sich zunächst an die Darstellung der Begriffe hält; und

eine Sprache für Phantasie und Gefühl, welche in Bildern darstellt. Nur die Form der Worte haben beide mit einander gemein; ihrem Ursprunge, Wesen und ihrer Wirkung nach sind sie weit von einander verschieden. Der ersten liegen die Vorstellungen zum Grunde, welche in der Darstellung erscheinen; der zweiten liegen Gefühle zum Grunde, welche, wenn sie dargestellt werden sollen, erst in Vorstellungen, und dann in Wörter verwandelt werden müssen. In einer kultivirten Sprache ist jede von diesen beiden Sprachen ein in sich vollendetes Ganze; die erste gehört zunächst der Prose, die zweite der Poesie an *). So nahe auch in der Wirklichkeit das Gebiet beider an einander grenzen mag; so befindet sich doch nur der Redner auf dieser Grenze, nach seiner ihm eigenthümlichen Function, auf den Willen zu wirken und die Triebe (sie mögen nun aus Vorstellungen oder aus Gefühlen entsprungen seyn) zu Handlungen zu beleben. Wirkt daher die Prosa zunächst auf das Vorstellungsvermögen, die Poesie zunächst auf das Gefühlsvermögen; so hat es die Beredsamkeit hauptsächlich mit dem Begehrungsvermögen zu thun. So wie nun die Triebe der Seele entweder aus Vorstellungen oder aus Gefühlen entspringen; so entsteht auch die Sprache der Beredsamkeit aus der Verbindung der beiden Sphären der Darstellung, der prosaischen und poetischen; und je nachdem der Redner Vorstellungen erwecken, oder Gefühle beleben will, wird er in der Darstellung sich bald mehr der Prosa nähern, bald mehr an die Poesie anschließen. Indem er beide benutzen kann; so bildet er sich aus beiden ein drittes, die Sprache der Beredsamkeit. Die Beredsamkeit beschränkt sich nämlich nicht blos darauf, daß der durch sie dargestellte Stoff wegen seiner Deutlichkeit verstanden werde; sie hat zugleich die höhere Tendenz der Rührung des Gefühls, der Belebung des Willens und der Versinnlichung zu erfüllen. Sie darf aber auch, von der an-

*) Die weitere Auseinandersetzung des Verhältnisses beider gegen einander, habe ich bei der Entwickelung der Lehre von den rhetorischen Figuren (§. 88 — 90) versucht, und baue hier auf diese Untersuchungen fort.

dern Seite, nicht ganz zur Poesie werden, weil Ueberzeugung und Belehrung in demselben Grade ihr Beruf ist, wie sie rühren, versinnlichen und den Willen bewegen will. Sie muß also die Sprache der Prosa und der Poesie in sich zu einem neuen Ganzen vereinigen, und daraus entsteht die neue Form der Sprache der Beredsamkeit. Der Charakter derselben beruht also auf der stylistischen Fertigkeit, ein Ganzes von Begriffen dem Vorstellungsvermögen so darzustellen, daß Belehrung und Ueberzeugung dadurch hervorgebracht wird, aber zugleich auch durch dieselbe Form der Darstellung auf Phantasie, Gefühls- und Begehrungsvermögen so zu wirken, daß diese in eine ebenmäßige Thätigkeit mit dem Vorstellungsvermögen versetzt werden. Durch dieselbe stylistische Form werden also alle geistigen Vermögen befriedigt, indem sie eine zweifach verschiedene, aber in der Darstellung selbst genau beabsichtigte, Wirkung auf das Erkenntnißvermögen von der einen, und auf das Gefühlsvermögen von der andern Seite hervorbringt, und durch beide, und zugleich mit beiden, das Begehrungsvermögen in Thätigkeit versetzen will. Diese Wirkung kann die Beredsamkeit aber nur dadurch hervorbringen, daß sie in sich, aus dem abgeschlossenen Gebiete des Verstandes- und der Bildersprache, so viel aufnimmt und vereiniget, als zur Hervorbringung dieses Totaleindruckes nöthig ist, und in der Sicherheit, mit der sie diese neue Form hervorbringt, zeigt sich die Gewandtheit und Fertigkeit des Stylisten in beiden Gebieten.

Ob nun gleich die Beredsamkeit in diesem Sinne hauptsächlich dem oratorischen Lehrstyle zukommt; so zeigt sich doch diese Beredsamkeit auch in den andern Formen des prosaischen Styls in jedem Falle, wo durch die Darstellung nicht blos der Verstand beschäftigt, sondern die übrigen geistigen Kräfte ebenfalls angeregt und in ein freies Spiel gesetzt werden. Deshalb finden sich ihre Spuren eben so im Briefstyle, wie im historischen Style; denn der Styl der Beredsamkeit liegt zwischen dem Style der gemeinen Prosa und dem dichterischen Style in der Mitte, und

die Feinheit der Linie, auf welcher sich derselbe durch das Ganze eines stylistischen Products halten muß, beurkundet theils die damit verbundnen Schwierigkeiten, theils bewährt sie die natürliche oder erworbene Fertigkeit des Stylisten. Dieser Styl der Beredsamkeit soll also nicht blos deutlich, klar und bestimmt seyn; sondern zugleich auch auf Phantasie, Gefühle und Neigungen wirken, dies aber wieder nur bis auf den Grad, über welchen hinaus, durch die reine poetische Darstellung die Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit der dargestellten Ideen leiden würden. In der Haltung dieses Mitteltones soll sich der Redner durchgehends gleich bleiben; Einheit dieses Tones soll in dem Ganzen herrschen, und das Ganze dadurch zur Vollendung erheben; nie darf er zur gemeinen Prosa herabsinken, sich aber auch nie den höhern Schwung der Dichtkunst erlauben.

Sulzers Theorie, Th. 1, S. 364. ff. (Artikel, Beredsamkeit, mehr ausführlich, als befriedigend; und Rede, Th. 4, S. 20 ff. Redekunst, Th. 4, 641 ff. und Redner, Th. 4, S. 69. ff.)

Es gehört dem verewigten Heydenreich das Verdienst, den Begriff der Beredsamkeit genauer aufgefaßt und dargestellt zu haben, als seine Vorgänger. Sulzer (Theorie Th. 1, S. 364 ff.) erklärt die Beredsamkeit für „die Fertigkeit, jeden Gegenstand, der unter den Ausdruck der Rede fällt, sich so vorzustellen, daß er den stärksten Eindruck mache, und denselben, dieser Vorstellung gemäß, durch die gemeine Rede auszudrücken.„ — J. Kant, (Krit. der Urtheilskraft S. 205) hält die Beredsamkeit für die Kunst „ein Geschäft des Verstandes, als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben„ setzt aber die Beredsamkeit (S. 215.) zu tief unter die Poesie, und ziehet die Grenzlinie zwischen beiden zu weit. — K. H. Heydenreich hatte schon in seinem Systeme der Aesthetik, Th. 1, S. 217 ff. die Grenzlinie zwischen Beredsamkeit und Poesie zu ziehen versucht; aber erschöpfender behandelte er diesen Gegenstand unter dem Artikel: Beredsamkeit, in dem kurzgef. Handwörterb. über die schönen Künste Th. 1, S. 143 ff. Ihm ist Beredsamkeit: „die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntnißvermögen so darzustellen, daß man zu gleicher Zeit auf Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geschmack eine der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen nicht nachtheilige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringe.„ Er unter-

scheidet Rednerkunst und Redekunst von Beredsamkeit. Die Rednerkunst ist, nach ihm, die Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen, die Redekunst aber ein Zweig der Beredsamkeit, worin die allgemeinen Grundsätze von dieser auf die Abfassung von Reden angewandet werden. Die Beredsamkeit zeigt sich, nach ihm, in folgenden Hauptpuncten: 1) in der Auffassung des Stoffes, welcher sich durch Bestimmtheit, Einheit, Reichthum, rührende Kraft und andere Eigenschaften auszeichnen muß; 2) in der Anordnung, welche so beschaffen seyn muß, daß man auf das leichteste dem Erkenntnißvermögen die Idee des Ganzen und die Theilvorstellungen darbiete, zu gleicher Zeit aber auch rühre, und ein reines Wohlgefallen an den Verhältnissen hervorbringe; 3) in den Wendungen, welche ungezwungen, treffend, neu seyn müssen; 4) in den Wörtern und Redensarten, welche so viel Versinnlichung zum Spiele der Phantasie enthalten müssen, als der schnellen und deutlichen Einsicht nicht hinderlich ist. — Nach ihm, beruht das Genie zur Beredsamkeit auf Anlagen zum zweckmäßigen Gebrauche der Sprache überhaupt, auf Talent zur Philosophie, und Talent zur Dichtkunst. 1) Der Beredsame muß die Sprache in seiner Gewalt haben, ihrer Gesetze, ihres Genius, ihres Reichthums mächtig seyn; er muß eine Fertigkeit aller möglichen Wendungen, Farben und Töne besitzen; 2) er muß mit dem Philosophen das Talent gemein haben, vollständig, bestimmt und deutlich zu denken, die mannigfaltigen Verhältnisse der Ideen scharf zu fassen, richtig zu combiniren und zu folgern, große Ideengänge mit Lebhaftigkeit zu übersehen; 3) er muß mit dem Dichter gemein haben das Talent einer lichtvollen Anschaulichkeit in den Planen der Komposition, eine tiefe Rührungskraft in den Wendungen, eine frische Lebendigkeit und Versinnlichung in Wörtern und Redensarten, endlich das Talent eines freien Spiels für das Rührende und Wohlgefällige in der Bewegung und dem Klange der Worte. — Noch fehlt uns eine philosophische und befriedigende Theorie der Beredsamkeit. — J. G. Sauer, **Untersuchungen über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst, ein Beitrag zur Philosophie und der Aesthetik, Penig 1803**, folgt größtentheils Kant und Schiller, indem er sich folgende Fragen zu beantworten aufgiebt: Was ist das Eigenthümliche der dichterischen und das Eigenthümliche der rednerischen Einbildungskraft? Worin unterscheiden sich beide von einander und wie verhalten sie sich zu einander? Was ist die Ursache dieses Unterschiedes

und Verhältnisses? Welchen Antheil hat jene an poetischen, diese an rednerischen Producten? und nach welchen Gesetzen wirken beide in ihrer Sphäre? — Er gibt besonders den Unterschied der poetischen und rednerischen Einbildungskraft nach fünf Momenten an, die größtentheils gegründet sind, aber doch auch im Einzelnen eine nähere Prüfung verdienten, die nur hier zu weit führen würde. — Originell und fruchtbar ist der Abschnitt: von der Beredsamkeit als einer menschlichen Kunst, in Herders Kalligone, Th. 2, S. 98 ff. — Mit Wärme behandelt Pörschke die Beredsamkeit in seinen Gedanken über die Phil. des Schönen, Th. 1, S. 25. ff. — C. W. Snell, Lehrbuch der Krit. des Geschmacks, S. 277 ff, erklärt die Beredsamkeit als Wohlredenheit, welche unmittelbares Wohlgefallen durch Beschäftigung der innern Sinnlichkeit beabsichtigt, zu welcher Einbildnngskraft, Witz, und die innern Gefühle gehören. — F. V. Reinhard (in dem ohne sein Wissen gedruckten Kollegienhefte) über die Grundsätze und die Natur des Schönen (Berl. 1797) S. 69. schlägt mit Recht den Werth der Beredsamkeit höher an, als andre Theoretiker: „Die Redekunst ist unter allen schönen Künsten vielleicht die nützlichste, und zwar deshalb, weil sie nicht nur das beste Mittel ist, die Menschen vernünftig und gesittet zu machen, Weisheit und Tugend durch sie fortzupflanzen, zu pflegen und zu empfehlen; sondern auch, weil sie uns dadurch, daß sie allen Dingen, die durch die Rede ausgedrückt werden, Schönheit und Reiz ertheilt, und die edelsten Freuden verschafft.„ — Indem Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 183 ff. die Beredsamkeit für „die Fertigkeit erklärt, Andre auf eine wirksame Art zu überreden“ zieht er selbst den Kreis derselben zu eng, und hat nichts über den eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredsamkeit, wohl aber eine kurze Geschichte der Beredsamkeit aufgestellt. — So fein auch die übrigen Bemerkungen in MaaßAbh. über die Begriffe von Prosa und Rhetorik (Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc. Th. 5, St. 1, S. 229 ff.) sind; so kann ich doch, wenn man den Begriff: Darstellung richtig gefaßt hat, darin nicht mit einverstanden seyn, daß er sagt: „Wenn eine Rede Begriffe hervorbringt; so ist sie hinreichend für den Verstand. Wenn sie Anschauungen erweckt; so ist sie darstellend für die Sinnlichkeit; denn ein Object darstellen heißt, machen, daß es angeschaut werden kann. Sofern nun eine Rede darstellt, heißt sie poetisch; sofern sie nicht darstellt, prosaisch„. — Wenn nun die prosaische Rede nicht darstellt, so sehe ich nicht ein, wie Maaß den

Ausdruck der Vorstellungen durch Worte anders bezeichnen will. Darstellung liegt der Prosa und Poesie zum Grunde; aber das Wie? der Darstellung bestimmt den Unterschied zwischen beiden. — Der Recensent von Engels Schriften in der allgem. Lit. Zeitung. 1803, N. 167. S. 596. ff. erklärt sich über das Verhältniß zwischen Beredsamkeit und Poesie dahin: „Die Beredsamkeit ist nicht, wie die Poesie eine freie Kunst, sondern eine dienende; sie arbeitet nicht für die Phantasie, sondern durch die Phantasie; sie soll als letzte und höchste Wirkung nicht Ruhe hervorbringen, sondern Bewegung; sie hat nicht zum Zwecke: schöne Darstellung ihres Objects, sondern eine solche, die ein bestimmtes Gefühl erwecke, unterhalte, herrschend mache.„ — Noch können drei Abhandlungen von Gellert im 7ten Th. seiner Schriften verglichen werden: wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie erstrecke; — Einfluß der schönen Wissensch. auf das Herz und die Sitten; — Ursachen des Vorzuges der Alten vor den Neuern in den schönen Wissensch. — Falk, kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. Weimar 1803. —

§. 244.

2) Gattungen des poetischen Stoffes.

Der zweite Untertheil der besondern empirischen Sprachwissenschaft (§. 182) umschließt die Gattungen des poetischen Stoffes. Der empirische Charakter der Poesie, im Gegensatze gegen den empirischen Charakter der Prose, (§. 183) ist **Darstellung bestimmter Gefühle unter einer vollendeten ästhetischen Form, nach dem Princip der innigsten Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit in der stylistischen Form überhaupt.** — Ob nun gleich unsre individuellen Gefühle der Stoff der poetischen Producte sind; so gehört doch nur die Darstellung dieses Stoffes in den Kreis der Sprachwissenschaft. Nur für diese Darstellung ist in ihr das allgemeine Gesetz der Form: die innigste Verbindung der Korrectheit und Schönheit, vorhanden, und nur die Hervorbringung dieser Form macht den Künstler, nicht aber der Stoff selbst, so genau auch der Zusammenhang zwischen Stoff und Form, und so versinnlicht der Wiederschein unserer eigenen Gefühle

in der Form ausgedrückt seyn mag. In der allgemeinen Sprachwissenschaft wird daher der Stoff als etwas außer uns Gegebenes betrachtet, und derselbe nur nach seinem Verhältnisse zur Form beurtheilt, unter welcher er erscheint. Da nun der poetische Stoff, d. i. unsre individuellen Gefühle, wenn sie eine Form erhalten sollen, blos durch Worte dargestellt werden können, der Darstellung aber unmittelbar die Vorstellung zum Grunde liegt; so muß unser Gefühl erst zur Vorstellung werden, ehe es wörtlich dargestellt werden, d. h. unter einer stylistischen Form erscheinen kann. In dieser Form aber kann der Ursprung des Stoffes aus dem Gefühlsvermögen nie verkannt werden; selbst der ärgste poetische Stümper scheitert eigentlich nicht an dem Stoffe, sondern nur an der Form. Der Ursprung des Stoffes (das Gefühl) zeiget sich nun in der Form durch die höhere Versinnlichung, welche dem Gefühle vorzugsweise vor dem Begriffe zukommt, und selbst aus der Darstellung durch Worte leuchtet diese Versinnlichung hervor, weil, nach dem ewigen Zusammenhange zwischen Phantasie und Gefühlsvermögen, die productive Phantasie sogleich die Darstellung in ein Bild verwandelt, das durch die ästhetische Vollendung zur Einheit der Form erhoben wird.

Diese Versinnlichung, und die ästhetische Vollendung der Einheit der Form macht daher den Dichter, und nicht das Sylbenmaas. Deshalb erscheinen unter den poetischen Formen mehrere Gattungen, welche nicht in dem Sylbenmaase den poetischen Charakter tragen, sondern als Prosa dastehen, obgleich das höchste poetische Leben in ihnen athmet, da sie, dem Stoffe nach, aus Gefühlen entsprangen, und ihre Form das Gepräge der ästhetischen Versinnlichung und Vollendung trägt.

Will aber der Dichter seiner Wirkung gewiß seyn, d. h. will er durch das bestimmte freie Spiel der Einbildungskraft bestimmt auf das Herz wirken; so muß in ihm und in der Darstellung seines subjectiven Gefühls die Individualität aufhören, und blos der Mensch überhaupt hervorleuchten, und zwar mit der ganzen Kraft und Innigkeit menschlicher Gefühle, welche mit der harmonischen Aus-

bildung und Entwicklung aller seiner Anlagen, d. i. der **vollendeten Menschheit in ihm**, in der genauesten Verbindung stehet. Der Dichter ist, als solcher, Repräsentant der vollendeten Menschheit, ausgedrückt in einer vollendeten Individualität, die sich zu dem Charakter der ganzen Gattung hinaufgeläutert hat.

Eine poetische Form oder Dichtungsart ist aber eine Klasse von Werken der Dichtkunst, deren gemeinsamer Charakter aus einer besondern individuellen Stimmung des Gemüths hervorgeht, welche die productive Phantasie entweder nach ihrer subjectiven oder objectiven Tendenz versinnlicht, und die also in der Darstellung auf einem gemeinschaftlichen Princip für die Form der Darstellung beruht. Dieses gemeinschaftliche Princip für die Form der Darstellung kann aber nur aus einer verwandten Rührung des Gefühlsvermögens hervorgehen, wodurch die Aehnlichkeit des Charakters in der Form der Darstellung, unter welcher das bestimmte Gefühl erscheint, begründet wird.

Nach diesem Gesichtspuncte stellen wir **drei verschiedene Formen oder Dichtungsarten** auf:

1) die **lyrische Form**, deren Charakter auf der Darstellung individueller bestimmter Gefühle in der idealischen Einheit einer vollendeten ästhetischen Form beruht;
2) die **historische Form**, deren Charakter auf der freien Versinnlichung der Sphäre der Möglichkeit beruht, deren idealische oder (nach der Sphäre der Wirklichkeit) idealisirten Gegenstände das Gefühl des Dichters innigst begeistert haben;
3) die **didactische Form**, deren Charakter auf der freien Versinnlichung allgemeiner Wahrheiten beruht, die auf das Gefühlsvermögen einen tiefen Eindruck gemacht haben;
4) **gemischte poetische Formen**, deren Charakter aus den Grundzügen zweier von den aufgeführten Formen, (z. B. der lyrischen und historischen; oder der lyrischen und didactischen; oder der historischen und didactischen), bisweilen auch aus allen dreien zusammengesetzt ist.

Ich bin bei der Bestimmung des Wesens der Poesie Schiller gefolget, (kl. pros. Schriften, Th. 4, S. 273 ff.), der sich so darüber erklärt: „Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, uns durch einen freien Effect unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen; so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn; denn nach der ersten müßte unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eignen Gesetze gehorchen; nach der andern müßte sie dienen, und dem Gesetze des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unsrer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt; denn jedes schöne Kunstwerk muß den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen. Er versetzt also nur deshalb die Einbildunngskraft in ein bestimtes Spiel, um bestimmt auf das Herz zu wirken. — Kant, Krit. der Urtheilskr. S. 203, erklärt die Bestimmung der Dichtkunst dadurch: „daß sie ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes ausführe.„ — Mit einem tiefen psychologischen Blicke hat sich Heydenreich über das Wesen der Poesie verbreitet, System der Aesthetik, Th. 1, S. 249 ff., und in dem kurzg. Handw. S. 309 ff. unter den Artikeln: Dichten, Dichter, Dichtkunst, Dichtungsarten. Darf ich es offen gestehen; so bin ich beinahe mehr mit seiner Ansicht der Poesie in dem Systeme der Aesthetik, als in dem kurzgefaßten Handw. einverstanden; denn in dem ersten erklärt er alle Werke der Poesie für „Darstellungen bestimmter Zustände lebhaft gerührter Empfindsamkeit.„ Dagegen bestimmt er in dem Handwörterb. den Begriff des Dichters (S. 311) dahin: „daß er in sich vollendete und in schöner Form erscheinende Verknüpfungen von Gedanken u. Erkenntnissen durch die Sprache, angewendet mit allen in ihr liegenden Mitteln eines treffenden, fruchtbar andeutenden, und gefallenden Ausdrucks darstellt.„ — Ich finde nicht nur etwas Schwerfälligkeit in dieser Definition, sondern vermisse besonders den Ursprung des Stoffes aus dem Gefühlsvermögen; denn Heydenreich spricht hier blos

von Verknüpfung von Gedanken und Erkenntnissen durch die Sprache. — Doch die Ausgleichung unsrer verschiedenen Ansichten würde hier zu weit führen. — In speciellcr Hinsicht verdient verglichen zu werden: Heydenreich, Skizze einer Charakterzeichnung in Werken der Dichtkunst, in seinen Originalideen, 3 Th. 1 Abth. S. 151 ff.; vergl. derselbe im Artikel: Charakter, im kurzgef. Handwörterbuch, Th. 1. S. 239. ff. — Nach Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 45 ff, ist Poesie sinnlich vollkommene, oder möglichst lebhafte Darstellung vermittelst der Rede, wodurch entweder sinnliche Gegenstände oder Gedanken, oder Empfindungen oder Handlungen ausgedrückt, nachgeahmt, beschrieben, in der Einbildungskraft des Hörers oder Lesers mit der lebhaftesten Stärke rege gemacht, oder der Mitempfindung desselben mitgetheilt werden. — Den Unterschied zwischen Prosa und Poesie sucht er in dem jeder Gattung der Schreibart eigenthümlichen Zwecke. — Er nimmt zwei Hauptgattungen der poetischen Formen an; die epische und dramatische. Zur ersten rechnet er die Fabel und Erzählung; das Schäfergedicht das Epigramm; die Satyre; das Lehrgedicht und die Epistel; die Elegie; die lyrische Poesie; das Heldengedicht. Zur dramatischen aber: das poetische Gespräch; die Heroide; die Cantate; das Lustspiel; das Trauerspiel; die Oper. — Lehrreich ist Moses Mendelssohns Abh. über die Hauptgrundsätze der sch. Künste und Wissensch. in der phil. Schrift. Th. 2, S. 97. ff. — Wie einseitig Batteux Ansicht ist, „daß die Dichtkunst sich auf die Nachahmung der schönen Natur gründe„ braucht kaum erinnert zu werden; s. dessen Einl. in d. sch. Wiss. von Ramler (5te Aufl. Leipz. 1802) Th. 1, S. 128 ff. so viele fruchtbare Ideen über die einzelnen Dichtungsarten, besonders in historischer Hinsicht, in diesem Werke enthalten sind. — H. Blair, (Vorles. über Rhetorik u. sch. Wiss., Th. 3, S. 278 ff) bestimmt den Character der Poesie dahin: „Poesie ist Sprache der Leidenschaft oder der in Thätigkeit gesetzten Einbildungskraft, die sich gemeiniglich auch durch einen besonders geordneten Sylbenfall unterscheidet.„ — Treffende, bisweilen große, bisweilen aber auch nicht ganz vollendete und nach der neuern Aesthetik erst zu vollendende Ideen enthält: G. E. Lessing, Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie, (unvollendet); der neunte Theil seiner sämmtlichen Schriften, Berlin 1792. (zuerst erschien er im Jahre 1766.) — Beinahe komisch ist die Definition der Dichtkunst in den Grundlinien des t. Styls, Th. 4, S. 5. (Erf. 1797): „Die

Kunst durch Worte darzustellen, wie uns war, wenn unsre Empfindsamkeit durch irgend etwas lebhaft gerührt wurde, heißt: Dichtkunst„. In diesem Geiste behandelt dieser vierte Theil die einzelnen Formen der Dichtkunst. — Zu wenig Geist hat der Artikel: Dichter bei Sulzer (Theorie, Th 1, S. 608 ff. und Dichtkunst (Theorie, Th. 1, S. 619 ff. und 656 ff.) Sie ist ihm: die Kunst, den Vorstellungen, die unter den Ausdruck der Rede fallen, nach Beschaffenheit der Absicht, den höchsten Grad der sinnlichen Kraft zu geben; der Artikel: Gedicht (Th. 2. S. 322. ff.) und der Artikel: poetisch, poetische Sprache (Th. 3. S. 707. ff.) Mit philosophischem Geiste schrieb Engel seine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus teutschen Mustern entwickelt, wovon aber nur der erste Theil, Berlin 1783, erschien. Hieher gehört das erste Hauptstück: von dem Gedichte überhaupt, S. 1 ff. und das zweite, von den verschiedenen Dichtungsarten, S. 15 ff. Demohngeachtet würde, bei der gegenwärtigen Gestalt der Aesthetik, dieses Werk nur eine treffliche Materialiensammlung, nicht aber die Grundzüge zu einem ästhetischen Systemdarbieten. — Eberhard, Theorie der sch. Künste und Wiss. (3te Aufl. Halle 1790.) erklärt S. 161 „eine vollkommne sinnliche Rede, welche den höchsten Grad der äußern Vollkommenheit in Rhythmus und Sylbenmaas hat, für das Gedicht in engerer Bedeutung„; nach den aufgestellten Begriffen kann diese Bezeichnung nicht hinreichen. — Meiners, Theorie und Gesch. der schönen Wiss. S. 48 ff. stellt gar keinen Begriff von dem Wesen der Poesie auf, sondern referirt blos die Meinungen Andrer. — In historischer Hinsicht und durch die Originalität der Ansichten ist Herders Abh. interessant: vom Unterschiede der alten und neuen Völker in der Poesie, als Werkzeug der Kultur und Humanität betrachtet, die durch den ganzen siebenten Band seiner Briefe zur Bef. der Humanität hindurchgehet. — Der achte Band enthält zum Theil eine Fortsetzung davon. Mit Geist hat Pöschmann, Gedanken über die Phil. des Schönen, Th. 2, S. 10 ff. einige allgemeine Regeln der Dichtkunst aufgestellt. Er sagt sehr wahr: „Da ein Gedicht keine Sache der Natur, sondern der Kunst ist; da kein Gegenstand an sich ästhetisch, oder unästhetisch seyn kann, sondern das Aesthetische erst durch den menschlichen Geist in die Dinge gelegt werden muß; so ist es möglich, alle Gegenstände zu Theilen eines Gedichtes zu machen; der Mensch gibt den Dingen ihre Form. Die Vernunft setzt dem Dichter keine Grenzen; sie übergibt ihm die ganze Schöpfung. — Des

Dichters Empfindungen sind künstlich, sie sind nicht die rohen Producte der Natur, nicht die gewöhnlichen Erscheinungen; daher weichet auch die Sprache vom Gewöhnlichen ab; sie ist künstlich. Von den ästhetischen Empfindungen hängt auch die Stellung der Wörter ab, in der nichts willkührlich, nichts zufällig ist, in der, wie in den Vorstellungen, nur eine Ordnung vollkommen ist. In der Dichterwelt, die aus dem Stoffe der unsrigen nach nothwendigen Kunstgesetzen zusammen gesetzt worden ist, sind die Erscheinungen und deren Ordnung freilich von unsrer Welt verschieden, doch immer gemäß den Gesetzen der Ursachen und Wirkungen verbunden." — C. W. Snell, Lehrb. der Kritik des Geschmacks, S. 293 ff. unterscheidet zwischen innerer und äußerer Poesie. Die erste besteht in denjenigen Darstellungs- und Einkleidungsarten, welche nicht sowohl dem Verstande deutlich entwickelte Begriffe liefern; als vielmehr die sinnlichen Gemüthskräfte in Bewegung setzen; die zweite beruht auf dem höchsten Grade des Wohlklanges, der Congruenz und der Harmonie, d. i. auf demjenigen Gebrauche des Sylbenmaaßes, des Versbaues, des Rhythmus und des Reims, welcher theils dem Gegenstande des Gedichts, theils dem herrschenden Gefühlszustande des Dichters genau angemessen ist, und das leichte Spiel der Gemüthskräfte befördert. — Nicht ohne historische Brauchbarkeit ist das Werk von B. Ortmann, Umfang der heutigen Poesie, Sulzbach 1795 — Ueber das Princip für die Eintheilung der poetischen Gattungen verdient verglichen zu werden: *I. G. I. Hermann,* de poeseos generibus. Lips. 1794. — Ein wahres und großes, aber nicht genug beherzigtes, Wort spricht Schiller über die Würde der Dichtkunst und über das, was der Dichter leisten soll, in seiner Recension der Bürgerschen Gedichte in der allgem. Lit. Zeit. (abgedruckt in seinen kl. pros. Schriften, Th. 4, S. 193 ff.): „Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nöthig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bande beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellet. Dazu würde aber erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft

an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammlen, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhunderte selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere, als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist; so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied statt findet, als daß letztrer zu den Vorzügen des Erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jünglinge suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindungen mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen kann, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthsanlage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen, er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen gilt. Wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reifste, der vollkommene Geist,

von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt, kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.„ — Tragen wir diesen Maasstab auf unsre teutschen Klassiker über; so läßt es sich erklären, wie ein Lessing, Jerusalem, Ramler, Garve, Engel, Klopstock, Mendelssohn, F. V. Reinhard, Wieland, Manso, Schiller und andre in ihren Schriften gleichsam diesen Wiederschein ihrer ganzen individuellen und vielseitigen Bildung darstellen konnten. — Ueber das Idealisiren des Dichters erklärt sich Schiller (Th. 4, S. 209 f.) so: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Treffliche seines Gegenstandes, (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen), von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen, zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Stralen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammlen, einzelne, das Ebenmaas störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, und das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er, auf diese Art, im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.„ — Sehr richtig verlangt W. v. Humboldt in seinen ästhetischen Versuchen, Th. 1, S. 20 ff. von dem Dichter Idealität und Totalität der Darstellung, und Einfluß der ersten auf die letztere in der Darstellung. — Die Poesie ist ihm die Kunst durch Sprache. Kaum bedarf es der Erinnerung, daß das, was Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 250 ff. sehr ausführlich über den poetischen Styl entwickelt, nur nach dem empirischen Theile brauchbar sey, wohin auch die Geschichte des poetischen Styls der Teutschen gehört. Die Aufstellung der Theorie der Poesie und des Unterschiedes zwischen Prosa und Poesie bedarf bei dem gegenwärtigen Standpuncte der Aesthetik ganz andere Principien. So setzt er das Wesen der Poesie nicht in Sylbenmaas und Reim, auch nicht in die Erdichtung allein, sondern in Lebhaftigkeit, die er auch Anschaulichkeit nennen möchte. Er, und sein Epitomator, Snell, Lehrb. der Schreibart S. 236 ff. bestimmen den Unterschied zwischen Prosa und Poesie, nach der in einem sy-

listischen Ganzen herrschenden Hauptabsicht des Schriftstellers entweder die obern (durch Prosa,) oder die untern Seelenkräfte (durch Poesie) zu unterhalten.) J. A. Schlegel, von dem höchsten Grundsatz der Poesie; und über die Eintheilung der Poesie, an s. Batteux. — J J Engel, von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst, in dem Phil.) f. d. Welt, Th. 2, S. 49. ff. — J. G. Herder, über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker, im 1 Th. der Schriften der Bayr. Akad. München 1781. — Eine Abhandlung von Garve: Betrachtungen einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter, aus der N. Bibl. der sch. Wiss., abgedruckt in der Samml. einiger Abh. Th. 1, S. 93. ff. ist sehr belehrend und gehört hieher. Fr. Gedicke, (in einer nachgel. Abhandl.) Idee einer psychologischen Symbolik der teutschen Sprache, Eunomia 1804. Jan. S. 19: „Die Dichtkunst, als die sinnlichste Darstellungsart (denn der Redner und Geschichtsschreiber unterscheiden sich von dem Dichter nur durch den geringen Grad der Sinnlichkeit der Darstellung, kann als das Maximum der sinnlichen Anschauung betrachtet werden.„ — Für die Literatur der poetischen Formen vergl. man E. J. Koch, Gesch. der Spr. und Phil. der Teutschen, den 2ten Th. — C. H. Schmidt, Anweisung der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst. Leipz. 1781, nicht genau genug. — Dessen Biographie der Dichter, 2 Th. Leipz. 1769. f. und Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und Schriften der vornehmsten verstorbenen Dichter, 2 Th. Berl. 1785. — Vorzüglicher, fleißig gearbeitet, aber nicht umschließend genug, ist: C. F. R. Vetterlein, Handbuch der poetischen Literatur der Teutschen, Köthen 1800.

§. 245.

a) Die lyrische Form.

Der Charakter der lyrischen Form ist Darstellung, (nicht Erregung) bestimmter Gefühle, welche sie zur objectiven Totalität für die Einbildungskraft durch die Einheit der ästhetischen Form erhebt. — In der lyrischen Form sind die Darstellung des Objects und die Darstellung der Individualität des Dichters unzertrennlich verbunden; deshalb kommt auch nur demjenigen lyrischen Producte die höchste ästhetische Vollendung zu, in welchem beides auf innigste zur Einheit verschmolzen ist, und wo diese Einheit sich unter einer Form ankündigt, welche ein

reines und unmittelbares Wohlgefallen an ihr selbst hervorbringt. Der Dichter erkennt in seiner Schöpfung den Wiederschein seiner eignen Gefühle; aber dieser Ausdruck seiner hohen individuellen Rührung ist nun durch die Form mit dem dargestellten Objecte so innig verbunden, daß er selbst seine Individualität von dem Objecte nicht mehr zu trennen vermag. — Der verschiedenartige Ausdruck des angeregten Gefühls, und der Grad der Stärke und des Schwunges dieses Gefühls, veranlaßt durch die Anschauung des Gegenstandes, bestimmt den verschiedenartigen Charakter der einzelnen lyrischen Formen. Dahin gehören:

1) das Lied;
2) die Elegie;
3) die Ode;
4) die Hymne, als Untergattung der Ode;
5) die Dithyrambe, als Untergattung der Ode;
6) die Heroide, als Untergattung der Elegie;
7) die Cantate, als Untergattung des Liedes;
8) das Sonnet.

Sulzers Theorie rc. Th. 3, S. 299 ff. Artikel: lyrisch.
Was Ramlers Batteux, Einl. in d. sch. Wiss. Th. 3, S. 1 ff. enthält, reicht nach den Resultaten der neuern Aesthetik durchaus nicht mehr hin, den Charakter dieser Dichtungsart zu bezeichnen; denn das dort einmal angenommene Princip der Nachahmung der Natur in der Poesie wird hier erkünstelt auf die lyrische Form übertragen. — Nach H. Blair (Vorles über Rhetorik und sch. Wiss. Th. 3, S. 336. ff. nach Schreiters Uebers.) besteht der eigenthümliche Charakter der lyrischen Poesie darin, „daß sie bestimmt ist, gesungen, oder mit Musik begleitet zu werden.„ — Am meisten verbreitet er sich über die Ode. — Viel tief Gefühltes enthält Herders Aufsatz: die Lyra; von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst; in seiner Terpsichore (Lübeck 1795.) Th. 2, S. 397. ff. Ihm ist (S. 417 ff.) die lyrische Poesie: „der vollendete Ausdruck einer Empfindung oder Anschauung, im höchsten Wohlklange der Sprache.„ Er will sogar, daß die Individualität des Dichters in der lyrischen Form verschwinde. S. 484. f. „Der lyrische Dichter hat keine Rolle; seine Person verschwindet; denn durch ihn singet die Muse. Er wähle sich also mit der schönsten Form des Gesanges

auch den edelsten Inhalt. Möge dieser unsre Seele zu Muth oder Unmuth, zur Freude oder zur Pflicht erheben, unser Herz zur Zufriedenheit beruhigen, oder in Mitleid und Liebe zerschmelzen; genug er singe in den süßesten Gesangweisen, in ewigen Formen der Sprache nicht Empfindungen des Menschen, sondern der Menschheit." — Sehr wahr erklärt sich Engel, Theor. d. Dichtungsarten, S. 282 ff. über die lyrische Poesie: „Jeder Dichter muß mit Empfindung, muß aus der Fülle des Herzens reden; kein anderer Ton ist wahrhaft dichterisch. Aber nicht jeder Dichter macht die Rührung der Seele zum Hauptwerke; vielmehr sehen alle übrigen vorzüglich auf die Ideen, welche die Rührung hervorbringen. Hingegen bei dem lyrischen Dichter ist die Rührung Alles; er will nur sein volles Herz entschütten; und so ist sein Werk, wenigstens dem Ansehen nach, weiter nichts, als Ausdruck des Zustandes, worein seine Seele durch gewisse Ereignisse, gewisse Ideen versetzt ist. Diese Ideen selbst aber, oder diese Ereignisse erfahren wir nur gelegentlich; ohne weitern Vorsatz, als sein volles Herz zu entschütten, geht er fort, wie das Interesse ihn führt, und greift Wahrheiten, Bilder, Geschichte, alles, was ihm vorkommt." — Eberhard, Theorie der schönen Künste und Wissensch. S. 227. ff. nennt ein lyrisches Gedicht ein solches, „das aus lauter solchen Hauptvorstellungen zusammengesetzt ist, welche mit einer herrschenden Leidenschaft natürlich vergesellschaftet sind". Die weitere Entwickelung des Details der lyrischen Form verräth den tiefen Psychologen. — Bendavid, Geschmacklehre S. 342, nennt diejenige poetische Form lyrisch, wo das Empfinden als Geistesthätigkeit zum Inhalte des Gedichtes dient. — Wenig bedeutend ist die Behandlung der lyrischen Poesie in Meiners Theorie u. Gesch. der schönen Wissensch. S. 264 ff. — Pörschke, Gedanken über die Phil. des Schönen. Th. 2, S. 47 ff. sagt: „der lyrische Dichter drückt, sowohl bei den äußern als innern Erscheinungen, nur seine Empfindungen aus; selbst von seinen Gedanken stellt er nur die durch selbige in sich hervorgebrachten Veränderungen dar." — Eschenburg, Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, S. 145 ff: „lyrische Poesie ist sinnlich vollkommener Ausdruck leidenschaftlichen Gefühls, welches die ganze Seele des Dichters einnimmt, auf die Einbildungskraft desselben lebhaft wirkt, und nach dem Gange derselben seine Ideenfolge leitet, vermittelst gleicher Fülle der Rede, und einer bestimmten, für den Gesang vorzüglich schicklichen, Abmessung

der Verse, die in Strophen getheilt werden, welche gewöhnlich von Einerlei Sylbenmaas, Verselänge und Umfang sind.,, —

§. 246.

1) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darstellung nur **Eines** bestimmten Gefühls, welches das Bewußtseyn des Dichters in dem Grade ergriffen hat, daß er den Gegenstand seiner Begeisterung, aber auch zugleich die Beziehung desselben auf sein Gefühls- und Begehrungsvermögen, darstellt. Diese letzte subjective Beziehung schimmert vorzüglich hervor, und stellt die objective Schilderung des Gegenstandes gleichsam in den Hintergrund, so daß das vorgestellte Ideenganze nur insofern versinnlicht erscheint, **inwiefern** und **weil** es jene subjective Stimmung des Gefühls angeregt hat. Der Ausdruck dieser subjectiven Stimmung des Gefühls ist aber **der Ton reiner Freunde**, und zwar muß die Form der Darstellung mehr durch das Wohlgefallen an dieser subjectiven Stimmung, als durch das Wohlgefallen an dem Objecte, welches diese Stimmung bewirkte, interessiren. — Bei dem Liede steht das Object der Darstellung mit der subjectiven darstellenden Kraft im Ebenmaase; der darstellende Geist fühlt seine Kraft, den Gegenstand der Darstellung entweder erreicht zu haben, oder doch erreichen zu können, und ein sanftes Gefühl, veranlaßt durch den Besitz und Genuß des gegenwärtigen Gutes, oder eine frohe Ahnung bei der **Erwartung** des Genusses des ihm vorschwebenden Gutes, spiegelt sich in dem Tone des Liedes, das in diesen Augenblicken der Begeisterung sein Daseyn erhält. — Da das Gefühl im Liede mit sich selbst im Ebenmaase steht; so wird auch in demselben die subjective Stimmung weiter **entwickelt**, und nicht blos angedeutet und in kühnen Zügen hingeworfen, wie in der Ode. Zugleich unterscheidet sich das Lied dadurch von der Elegie, daß in demselben kein Gefühl der Unlust sich mit dem reinen Gefühle der Lust vermischt, das die ganze Individualität des Dichters ergriffen und zum Dichten begeistert hat.

Man unterscheidet zwischen dem geistlichen und profanen Liede.

Das geistliche Lied ist ein Gebet an Gott und der Ausdruck der erhabensten Rührung des Gefühlsvermögens, die in uns durch die Betrachtung seiner Allvollkommenheit, seiner Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte, seines unendlichen Verstandes und seiner unermeßlichen Macht, so wie durch die lebhafteste Vergegenwärtigung seines Verhältnisses zu uns und unsers Verhältnisses zu ihm dies- und jenseits des Grabes, und nach dem ganzen Gange unsrer Schicksale angeregt wird. Es kann, je nachdem ein bestimmtes Gefühl sich in uns gebildet hat, der Ausdruck des Dankes, der Bewunderung, der Vergegenwärtigung unserer Pflichten, der Reue über unsre Verirrungen, der Demuth, und unsrer Hoffnungen für Gegenwart und Zukunft seyn.

Das profane Lied ist der Ausdruck eines bestimmten Gefühls, das durch einen Vorgang des Lebens u. s. w. veranlaßt worden ist. Es ist anakreontisches Gedicht, wenn es die individuelle Stimmung des Gefühlsvermögens in Hinsicht auf Liebe und Wein sinnlich vollkommen darstellt. Es heißt Volkslied, wenn es durch seinen Gegenstand und durch die Popularität des Ausdrucks allgemein verständlich und allgemein interessant ist.

Sulzers Theorie rc. Th. 3, S. 252 ff. Artikel: Lied. — Eschenburg, Theorie und Lit. der schönen Wissensch. S. 155 ff. —

Bendavid, Geschmackslehre, S. 344, bestimmt den Charakter des Liedes dahin, „daß es sanfte Empfindungen jeder Art darstellt„. — Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 162 ff. sagt: das Lied darf nur Eine Hauptempfindung, aber es muß dieselbe vollständig darstellen. — Sehr wahr sagt: Heydenreich, Syst. der Aesthet. Th. 1, S. 343 f. „Die eigenthümliche Sphäre der Lieder ist die Sphäre der Freude, der Freude in ihrer ganzen Sanftheit und ungemischten Reinheit. Freude entsteht, wenn wir ein Gut erreicht haben, oder erreicht zu haben glauben, und in bewußten klaren Vorstellungen seinen Werth anschauen, oder wenn wir die Erreichung eines Gutes zuversichtlich hoffen, und im Voraus den Werth desselben in bewußten klaren Vorstellungen anschauen. Die wahre Freude ist

keiner scharf abzustechender Grade fähig. Mischt sich Bewußtseyn oder Furcht eines Uebels hinein; dann ist sie nicht mehr wahre reine Freude; dann hören Stoff und Form auf, im Ebenmaase zu seyn, überwältigen die Vorstellungen durch Dunkelheit, ungestümen Andrang, Menge und Größe, die Seele; dann verschwindet ebenfalls die echte Freude, wird Traurigkeit oder berauschende Entzückung." — Ueber das geistliche Gedicht erklärt sich Heydenreich, Grundsätze der moralischen Gotteslehre, nebst Anwendungen auf geistliche Rede- und Dichtkunst. (Leipzig 1792.) S. 13 ff. so: „Ein geistliches Gedicht ist die Darstellung einer Wahrheit der Religion, mit denen durch sie erregten Bestrebungen und Gefühlen, in einer Form des Styls, die ihrer selbst wegen Wohlgefallen erregt, indem bei Auffassung derselben Verstand und Einbildungskraft in eine Harmonie gesetzt werden, wo sich das freieste Spiel der letztern mit einem unabsichtlich, und durch bewußte Regeln nicht bestimmten, gesetzmäßigen Wirken der erstern vereiniget. Die Gattung der geistlichen lyrischen Poesie befaßt drei Arten unter sich, deren jede ihren Charakter durch eine eigenthümliche Art von Begeisterung bekommt: geistliche Oden; geistliche Elegien; geistliche Lieder." — Ueber das Verhältniß des Liedes, der Ode und der Hymne zu dem Zwecke der öffentlichen Gottesverehrung erklärt er sich ebendaselbst S. 210 ff. — F. F. T. Heerwagen, Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder, 2 Theile, Schweinf. 1792 — 1797. — Ueber das Volkslied und den Volksdichter hat Schiller treffliche Bemerkungen in seiner Recension von Bürgers Gedichten (kl. pros. Schrift. Th. 4, S. 199 ff.) Er sagt: „der Volksdichter muß sich, ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, an den Kinderverstand des Volkes anschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen: glückliche Wahl des Stoffes, und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständnisse mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl

den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nützen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volkes veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinne zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellern Erkenntniß, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Kraft an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern. In diesem Sinne genommen, scheint der Volksdichter einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talente ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, und so viel Kunst in so wenigem Aufwande, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Bei einem Volksliede ist es daher wesentlich nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?„—

Unter den Teutschen brachen schon die Minnesänger die Bahn. — Luther verdient ehrenvolle Achtung. — Opitz, Flemming, Tscherning, Hofmannswaldau, Lohenstein ꝛc. Haller; Hagedorn; Schlegel; Gellert; J. A. Cramer; Zachariä; Gieseke; Cronegk; Uz; Lessing; Kleist; Gleim; Patzke; Weiße; Ramler; Karschin; Götz; Michaelis; Pfeffel; Blum; Münter; J. G. Jacobi; Lavater; Kretschmann; Gotter; Bürger; J. M. Miller; Hölty; Claudius; Schubart; Bur-

mann; Voß; W. G. Becker; Göckingk; Weppen; Göthe; Alxinger; Buri; Blumauer; Eul. Schneider; Overbeck; Karrol. Rudolphi; Schiller; Soph. Albrecht; Herder; Kl. Schmidt; Matthison; Kosegarten; Langbein; Bürde; Heydenreich; Manso; Jeheleín; Salis; F. W. A. Schmidt; Halem; Starke; Conz; Neubeck; Baggesen; Lindenmeyer; Lappe; Tiedge; A. Kuhn; A. W. Schlegel; Soph. Mereau; Fr. Brunn; Schmidt Phiseldek; Selmar; Stäudlin; Thümmel; Mahlmann; rc.

(Sammlungen: Lieder der Teutschen (von Ramler gesammlet) Berl. 1766. — Dann verbessert: lyrische Blumenlese, 2 Th. Leipzig 1774 und 1779. — Volkslieder 2 Th. Leipzig 1778. ff. (gesammlet und übersetzt von J. G. Herder.) — Dann Füßli Blumenlese. Th. 5 u. 6. — Allgemeines Liederbuch des teutschen Nationalgesanges, 4 Th. Altona 1798. —)

§. 247.

2) Die Elegie.

Das Wesen der Elegie besteht in der Darstellung eines gemischten Gefühls, doch so, daß das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt. Der psychologische Charakter der elegischen Begeisterung ist nämlich die süße Wehmuth, welche aus der Zusammenschmelzung des Vergnügens und Mißvergnügens entsteht. In diese Stimmung wird der Geist versetzt, wenn er sich mit ungetheiltem Interesse ein Gut vergegenwärtigt, das er entweder nie zu erreichen befürchtet, oder dessen Besitz und Genuß er verfehlt, oder wieder verloren hat, und wo dennoch, durch die von der Phantasie versinnlichte Idee dieses Gutes, das Entzücken bei der Betrachtung desselben, oder die Sehnsucht nach demselben, oder die Erinnerung an die ehemals im Besitze desselben genossene Seligkeit, das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust bald stärker, bald schwächer überwiegt, und dadurch die dichterische Begeisterung herbeiführt, in welcher die Elegie entsteht. Die Elegie beruht daher auf einem Uebergewichte der Lust über die Unlust, das entweder aus der erhöhten Vergegenwärtigung und idealischen Versinnlichung des Gutes selbst; oder aus der Erinnerung der ehemaligen Seligkeit im Genusse desselben; oder aus der Kraft der Phan-

tasie, den Genuß und Besitz desselben in die Zukunft zu versetzen; oder aus der höhern moralischen Empfindsamkeit, dieses Gut verdient, und ohne eigne Schuld verloren zu haben; oder aus der schwärmerischen Vorstellung von der Summe und dem Umfange des Genusses entspringt, der mit dem Besitze dieses Gutes verbunden seyn würde. Nur in dieser Stimmung entsteht die bezaubernde Form der Elegie, an deren Hervorbringung die Ideale der Vernunft eben so vielen Antheil haben, als die erhöhte Sinnlichkeit der Phantasie, und die Freiheit der Bewegung in der unbedingten Herrschaft über den Reichthum der Sprache. — In dem Tone der Elegie herrscht die Wehmuth des **Unvermögens**, den ersehnten Gegenstand entweder itzt überhaupt nicht zu besitzen, oder ihn verloren zu haben, oder ihn nie besitzen zu können. Diese Wehmuth des Unvermögens ist **Ton der Traurigkeit**, und deshalb schwingt sich die Elegie nicht auf den Fittigen der Ode empor; aber mit diesem Tone der Traurigkeit vergesellschaftet sich der **Ton der Freude** an dem Gegenstande selbst, und so verschmelzt die Subjectivität mit dem Objectiven in der Darstellung in jene milde Schattirung des Gefühls, welches dem Bewußtseyn zwar keine bleibende, aber eine unendlich süße Stimmung ertheilt.

Das Object der Elegie, welches hier ganz die Farbe der subjectiven Stimmung erhält, kann aber entweder ein **Object des Gefühlsvermögens**, oder ein **Object des Begehrungsvermögens** seyn; es kann **moralische** Würde in den **moralischen** und **religiösen** Elegien haben; es kann aber auch in den Elegien der Liebe in die Darstellung der vollendetesten und veredeltesten Sinnlichkeit verschmelzen. Die Elegie gebietet zugleich über die Sphäre der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; oft findet sie die Gegenwart zu arm, wenn sie diese mit Vergangenheit und Zukunft zusammenstellet; oft hält sie die Zukunft an den Spiegel der Vergangenheit, und erhebt die letztere; oft vergleicht sie auch die Vergangenheit mit der Zukunft, und versetzt in die letztere den Zauber der ihr vorschwebenden Freuden und Genüsse. Nur die **Gegenwart** verliert jedesmal bei der Zusammenstellung mit Vergangenheit und Zukunft; und in ihr hat

nichts Reiz, als die subjective Stimmung des Dichters selbst, dessen Wemuth entweder an den Farben der Vergangenheit, oder an den Bildern der Zukunft hängt.

Von dem Liede ist die Elegie dadurch verschieden, daß jenes durch reine Freude, durch diese eine Freude erzeuget wird, welche mit der Traurigkeit vergesellschaftet ist, aber diese überwiegt. Von der Ode ist die Elegie nicht durch die Gegenstände verschieden; denn alle Gegenstände für die Ode können auch elegisch behandelt werden, eben so wenig durch die bloße Gemischtheit der Empfindung, denn diese findet sich bei vielen Oden auch; allein sie ist es durch den Grad der Wirksamkeit und des Gefühls der Kraft. Denn wenn die Odenbegeisterung sich in der Gewalt ankündigt, die subjective Kraft an der Darstellung des Höchsten zu versuchen; so schwebt der Elegiker in der Dämmerung einer ermatteten Kraft, die sich nicht zur höhern Stärke und Fülle emporzuschwingen vermag, aber doch hinreicht, das Spiel der Phantasie an dem Gegenstande der Begeisterung zu unterhalten, mit Wollust bei den vorschwebenden Vorstellungen und Bildern zu verweilen, und ihnen das Gepräge der vollendeten Schönheit aufzudrücken.

Der Charakter der Elegie ist nicht an abwechselnde Hexameter und Pentameter, oder an die Alexandriner gebunden. Tiedgens Elegien, sind (wie er auch in der Vorrede sehr richtig erinnert) echte Elegien, ohne diese Zufälligkeit der äußern Form. —

Ueber die Natur der Elegie, vgl. Th. Abbt, in den Literaturbriefen, Th. 13, S. 69 ff. —

Nach Sulzer, Theorie, Th. 2, S. 39 ff. besteht der Charakter der Elegie darin, „daß der Dichter von einem sanften Affecte der Traurigkeit, oder einer sanften mit viel Zärtlichkeit vermischten Freude ganz eingenommen ist, und sie auf eine einnehmende etwas schwatzhafte? (Art) äußert." — Sehr richtig zeichnet sie Heydenreich im Syst. der Aesth. Th. 1, S. 348 ff. und im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 370 ff. Ihm folgt beinahe wörtlich: Eberhard, Theorie der sch. Künste und Wissensch. S. 238 ff. „Eine Elegie ist ein Gedicht, welches aus solchen Gedanken zusammengesetzt ist, die mit einer vermischten Leidenschaft vergesellschaftet sind. Sie kann nur alsdann entstehen, wenn eine vermischte Leidenschaft in der Seele herrschend ist, die aber keinen so

großen Grad der Stärke hat, daß sie die symbolische Erkenntniß verdunkelt, noch auch einen so geringen, daß die mit ihr vergesellschafteten Vorstellungen keinen beträchtlichen Grad der Lebhaftigkeit haben.„ — Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 139. ff. — Bendavid, Geschmackslehre, S. 344, bestimmt als Charakter der Elegie: „wenn Traurigkeit über einen Fall, den man sich als wirklich geschehen vorstellt, die herrschende Empfindung des Gedichtes ausmacht.„ — Nicht ganz scheint Pörschke, Bed. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 54 f. das Wesen der Elegie zu erschöpfen. „Elegie bedeutet nicht allenthalben einen Klaggesang, sondern oft nur ein Gedicht von einer ruhigern Empfindung, oder gar von einer gewissen Versart. Der klagende Dichter drückt einen gesetzten (?), von allen Seiten aufmerksam betrachteten Kummer aus, wobei aber das Aufsuchen der Hülfsmittel wider denselben, die in der eignen geistigen und physischen Kraft des Menschen, und in den Dingen um ihn liegen, nicht vergessen werden darf.„ — Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 169. ff. versteht unter Elegie ein Gedicht, welches die Art von gemischter Empfindung vorträgt, die man Wonne in Wehmuth nennet. — Schiller, über naive u. sentimentalische Dichtung (kleinere pros. Schriften, Th. 2, S. 87 ff.) erklärt sich so: „Setzt der Dichter die Natur der Kunst, und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird; so nenne ich ihn elegisch. Diese Gattung hat zwei Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird; oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste gibt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weitester Bedeutung. Bei der Elegie darf die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten, Begeisterung fließen; dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verschwundene goldne Zeitalter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Der Inhalt der dichterischen Klage kann niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealischer Zustand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. Der elegische Dichter sucht die

Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas Dagewesenes und nun Verlornes beweint. „—

In der Elegie haben sich ausgezeichnet: Klopstock; Kleist (Sehnsucht nach Ruhe); Hölty; Nicolay; Göthe; Weiße; Kl. Schmidt; Voß; Matthison; Stollberg; Selmar; Soph. Albrecht; Gotter; Heydenreich; Neubeck; Kosegarten; Salis; Tiedge rc

Samml. Oden und Elegien der Teutschen, Zürich 1765. — Elegien der Teutschen, 3 Th. Lemgo 1776. herausg. von Kl. Schmidt.

§. 248.

3) Die Ode.

In dem Menschen liegt die Tendenz zum Idealischen. Das Idealische besteht in der Versinnlichung einer Idee, die, vermittelst der Versinnlichung, aus dem Kreise des bloßen Erkenntnißvermögens gerückt, und der Einbildungskraft, dem Gefühls- und Begehrungsvermögen genähert wird. Allein je mehr bei der Betrachtung des idealischen Objects das Gefühl gerührt, die Phantasie begeistert, und das Begehrungsvermögen angeregt wird; desto mehr wird unsre Individualität durch die Urtheilskraft, welche die Kraft eines menschlichen Geistes an die Unendlichkeit des vorschwebenden idealischen Gegenstandes hält, überzeugt, daß diese Kraft nicht hinreicht, jenes Ideal zu erreichen und zu realisiren, dieses Ideal mag nun entweder zunächst ein Ideal des Vorstellungsvermögens (Wahrheit), oder ein Ideal des Gefühlsvermögens (die idealische Schönheit), oder ein Ideal des Begehrungsvermögens (sittliche Güte und Seligkeit in harmonischer Verbindung) seyn; oder es mögen in dem Ideale sich die letztern Endpunkte mehrerer geistigen Vermögen vereinigen. — Die hohe Begeisterung nun, wo das Individuum seine endliche Kraft an die Unendlichkeit des Gegenstandes hält, und, von seiner Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, aber dennoch, vermittelst derselben, an jene Unendlichkeit anstrebt, so weit es dem Schwunge der Phantasie und der Kraft der Vernunft möglich ist, ist die Begeisterung, in welcher die Ode entsteht. Ihr liegt ein Ideal des Handelns, oder des

Genußes zum Grunde, von dessen Vollkommenheit sich alle geistige Kräfte ergriffen, in ein harmonisches Spiel zu seiner Realisirung versetzt, und zu der höchsten Spannung, es zu realisiren, fortgerissen fühlen; sie ist also der höchste Schwung eines harmonisch gebildeten Geistes. Aber dennoch reicht, nach der Subjectivität des Dichters, jene Spannung und dieser Schwung nicht hin, das Ideal selbst zu berühren, die Kraft erliegt daran; aber sie hat, ihrem Wesen nach selbst unendlich, das Aeußerste gewagt, das Unendliche zu realisiren, sie hat es dargestellt, da sie es nicht verwirklichen konnte. — Die Ode enthält daher den kühnen Schwung des begeisterten Dichters zum Unendlichen; sie ist das höchste Aufstreben eines endlichen Geistes; sie berührt das Unendliche im freien Fluge der Darstellung, mithin mit den Flügeln der Phantasie und in der tiefsten Erschütterung des Gefühls, aber das Begehrungsvermögen erliegt dem Schwunge der Phantasie, das Ideal kann blos für die Darstellung und nicht für die Wirklichkeit realisirt werden. — Die Ode ist also der Ausdruck der höchsten subjectiven Bewegung eines endlichen Geistes. Das gemischte Gefühl der Lust und Unlust liegt ihr zum Grunde; das Gefühl der Lust, aufgeregt durch die Unendlichkeit des Gegenstandes und durch das Wohlgefallen an dem Schwunge der Phantasie und des Gefühls, das Ideal in der Darstellung zu realisiren; das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch die Ohnmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit zu realisiren, und dem Begehrungsvermögen Genüge zu leisten; doch so, daß, in dem Momente der Begeisterung, das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung des Gefühls und der Phantasie, das Bestreben der Neigung verdunkelt, und das Bewußtseyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Realisirung des Ideals in der Darstellung. In der Zeichnung der Ode vergißt der Geist die Endlichkeit seines Begehrungsvermögens; die Unendlichkeit des Gefühls und der Phantasie erreicht ihr Ideal, und dieses Wesen der Unendlichkeit, dieser Wiederschein des Idealischen ist es, was als Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust in jeder vollendeten Ode

erscheint, die dieses Namens würdig ist. — Daß in diesem großen Momente der Begeisterung das Ideal, das dem Dichter vorschwebt, nicht pragmatisch entwickelt und im Einzelnen verzeichnet, sondern immer nur mit starken, erhabenen Zügen angedeutet, und vermittelst derselben das Bild in ihm in eine äußere Anschauung verwandelt, und aus denselben in die **Darstellung** übergehen kann, fühlt jeder, der je von dem genialischen Schwunge eines Odendichters fortgerissen wurde. Das Objective (das Idealische) erscheint also als reiner Ausdruck und Ton des Subjectiven, und gleichsam unter der Verklärung, welche es durch diesen Schwung der Individualität erhält.

Sulzers Theorie rc. Th. 3, S 538. ff. Art. Ode. — Eschenburg, Theor. u. Lit. d. sch. Wissensch. S. 146 ff. theilt die Oden in Hymnen; heroische Oden, und philos. Oden. — Nach Bendavid, Geschmackslehre, S. 344. beruht der Charakter der Ode darauf: „daß der Dichter eine allgemeine Empfindung jeder Art, die an Affect und Leidenschaft grenzt, zum Gegenstande seines Gedichtes wählt.„ — Geistvoller sagt Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 51 ff.„ die Systeme der stärksten Ausdrücke der Empfindungen nennt man Oden. Die heroische Ode besingt die Erscheinungen der Tapferkeit oder der Verläugnung; die philosophische Ode die Offenbarungen der Vernunft. — Kriegslieder sind heroische Oden. Wenn darin philosophischer Geist herrscht; so besingen sie nur die Heldenthaten für Freiheit und Gerechtigkeit, um jederman zur erhabnen Aufopferung aller Lebensgüter für selbige zu ermuntern. Diese Lieder müssen Werth haben, so lange Freiheit und Gerechtigkeit noch von den Menschen gedacht werden.„ — Nach Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 129. ff. ist die Ode ein Gedicht, in welchem eine starke Empfindung mit großer Lebhaftigkeit dargestellt wird. — Vergl. Klose, von der Ode, in den Bresl. Beiträgen zur Phil. 2 B. 1 St.

Unter den Teutschen zeichneten sich in der Ode aus: (Aeltere: Weckherlin; Opitz; Flemming; Tscherning; Gryph; Günther;) Neuros; Haller; Hagedorn; J. A. Schlegel; J. A. Cramer; v. Creuz; G. S. Lange; N. D. Giesecke; Withof; Uz; Lessing; Cronegk; Kleist; J. G. Jacobi; Zachariä; Karschin; Wieland; Ramler; Blum; Gerstenberg; Kretschmann; Klopstock; Willamow;

Lavater; Küttner; Hölty; Denis; Mastalier; Niemeyer; die Stollberge; Alxinger; Voß; Schubart; Kosegarten; Mnioch; Matthison; Gedicke; Selmar; Neubeck; Conz; Fr. v. Kleist; Herder; Heydenreich; Eul. Schneider; Baggesen ꝛc. — Oden der Teutschen, 1 Th. Leipz. 1778. — Oden und Elegien der Teutschen, Zürich 1783, gehört zu Füßlis allgem. Blumenlese.

§. 249.

4) Die Hymne.

Die Hymne (welche griechischen Ursprungs ist und bei den Griechen einen Lobgesang auf eine Gottheit bezeichnete, der, vorzüglich bei Opferfesten, unter Begleitung von Instrumenten vorgetragen wurde,) hat keine von der Ode verschiedenen Grundsätze, sondern nur das Eigenthümliche, daß das Unendliche, das sie darstellt, Gott, oder ein als Gottheit personificirtes (allegorisches) Wesen ist. Sie hat daher für das Unendliche, zu dem sie sich erhebt, ein bestimmtes Object, welches sie nach allen Umgebungen der Erhabenheit schildert, und wo sich in der Darstellung ein hoher lyrischer Schwung mit einer durchaus herrschenden Feierlichkeit vereinigt. — In dem Charakter der Hymne liegt es nicht geradezu, daß sie sich noch höher, als die Ode erheben müßte, ob sie gleich, als Untergattung der Ode, denselben freien und kühnen Schwung, wie die Ode, wagt, das Unendliche zu versinnlichen, und das keinem Begriffe Erreichbare in ein Object der Phantasie vermittelst der ästhetischen Form zu verwandeln.

Vergl. Literaturbriefe, Th. 21. — Herders Fragmente über teutsche Lit. Th. 2, S. 298. ff. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 659. ff. Artikel: Hymne. — Eschenburg, Theorie u. Lit. der sch. W. S. 149. ff. — Heydenreich, in dem kurzgefaßten Handw. Th. 1, S. 611. — Bendavid, Geschmackslehre. S. 344, charakterisirt die Hymne als diejenige lyrische Dichtungsart, welche Empfindungen schildert, die sich des Menschen Geist bei Betrachtungen über die Gottheit und ihre Werke bemeistern, und die nicht anders als lobend seyn können. — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 52. sagt von der Hymne: „Hier ist die Schwärmerei, wenn wir uns in die Anschauung überirdischer Wesen zu versetzen meinen, wenn wir fühlen statt zu

denken, unmöglich zu vermeiden.„ — Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 147 ff. sagt: Die Ode verhält sich zur Hymne, wie das Starke zu dem Stärksten.

Unter den Teutschen haben die Hymne angebaut: M. Opitz; Kleist; Klopstock; Wieland; Stollberg; Lavater; J. A. Cramer; Herder; Kretschmann; ꝛc. (viele Oden gehörenhieher.) Eine vollständige Hymnensammlung fehlt noch. Der erste und zweite Theil in Füßlis Blumenlese enthält geistliche Lieder.

§. 250.

5) Die Dithyrambe.

Sie enthielt bei den Griechen ein Loblied auf den Bacchus, womit dessen Feste gefeiert würden, wenn die sinnliche Begeisterung, durch die man ihn zu verherrlichen glaubte, schon einen hohen Grad erreicht hatte. — „Eine trunkene, überall ausschweifende Phantasie, üppige Bilder, ungewöhnliche, viele Bilder umfassende, oft verworrene Zusammensetzungen der Wörter, wilde Ausrufungen, welche auf die Erhebung des Gottes abzweckten, kühne, ungewöhnliche Metaphern, salti mortali in Ansehung des Zusammenhanges und der Folge der Gedanken, und daraus nothwendig entspringende Dunkelheit, waren charakteristische Züge dieser Dichtungsart. Die Dithyramben wurden während eines wilden, gesetzlosen, tollen Tanzes gesungen. Die bei den Griechen sonst gewöhnlichen Abtheilungen der Oden in Strophen, Antistrophen und Epoden, können also in denselben nicht statt gefunden haben, weil sonst der Tanz dabei hätte regelmäßig seyn müssen *).„ — Es haben sich keine Gesänge dieser Art erhalten.

*) So stellt sie Grohmann dar, in dem kurzgef. Handw. Th. 1, S. 326 ff. Unter den Teutschen gab Willamow (1763) lyrische Gedichte heraus, die er wegen der hohen Begeisterung, die darin herrscht, Dithyramben nannte. — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 53, charakterisirt sie so: „Dithyrambe, eine Hymne zu Ehren des Bacchus, ist ein Ausbruch trunkener Begeisterung, die in dem besungnen Gegenstande nichts als die Thaten des alles besiegenden Weingottes siehet. Wäre die Dityrambe eine Nachahmung der wirklichen Trunkenheit, wo der Mensch als außer dem Zustande der Freiheit handelnd, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst, von seinen wilden Em-

pfindungen beherrscht, erblickt würde; triebe der Aufruhr der Lebensgeister, nicht aber die Muse (die freie Thätigkeit) den Dichter; so müßte sein Gesang mehr anthropologischen als ästhetischen Werth haben„. — Eschenburg, Theorie der sch. Wissensch. S. 153. ff. stellt die Dithyrambe in die Mitte zwischen Hymne und heroische Ode. — Vergl. Literaturbriefe; Th. 21, S. 39 ff. und J. G. Herder, Fragm. über t. Liter. Th. 2, S. 298. ff. — Unter den neuern teutschen Dichtern haben sich Schiller und Voß in der Dithyrambe versucht, und C. Schreiber hat ihren Ursprung und ihren Charakter näher gewürdigt in Merkels Freimüthigen, 1804, St. 39 u. 40.

§. 251.

6) Die Heroide.

Die Heroide trägt den Charakter der Elegie, und enthält die Schilderung der innern Leiden (meistens der Schmerzen der Liebe) eines Individuums, welche dasselbe, im tiefen Ausdrucke des Gefühls, einer abwesenden Person mittheilt. Für die Darstellung derselben wird die monologisch-epistolische Einkleidung gewählt; doch spricht der Dichter in der Heroide nicht in seinem Namen, sondern er führt eine fremde Person redend ein. — Ihr Urheber war Ovid, und ihren Namen erhielt sie dadurch, daß ausgezeichnete Individuen aus dem heroischen Zeitalter in ihr redend eingeführt wurden. Der Form nach gehört sie zur poetischen Epistel, dem Charakter nach aber zur lyrischen Poesie. Sie muß also die ganze Innigkeit, Zartheit und Kraft des Gefühls, mit Leichtigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks verbunden, in der Mittheilung an eine abwesende Person enthalten, und kann sich bisweilen zu einer leidenschaftlichen Stärke erheben.

Vergl. Sulzers Theorie, Th. 2, S. 570 ff. unter dem Artikel: Heroide, wo auch die ausländische und inländische Literatur derselben beigebracht ist. — N. Bibl. der sch. Wiss. Th. 5. — J. G. Herder, Fragm. über t. Liter. Th. 3, S. 240 ff. — Dusch Briefe, Th. 3, S. 250 ff. u. Th. 4, S. 24 ff. — Grohmann, der den Artikel: Heroide in dem kurzgef. Handw. Th. 1, S. 587 ff. bearbeitete, sagt sehr richtig: Die philosophische Theorie der Dichtkunst kennt die Heroide, als eine besondere Dichtart, nicht. Alles, was sie darüber zu sagen haben kann, gehört unter Elegie, von welcher sie eine Untergattung ist. — Nach Bendavid, Geschmackslehre, S. 344, ist die Heroide: Dar-

stellung der Empfindungen beim Anblicke großer von Menschen verübter Thaten. — Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 200 ff. — Unter den Teutschen schrieben Hofmannswaldau und Lohenstein, dem ästhetischen Gehalte nach, unbedeutende Heroiden. Vorzüglich sind die von C. M. Wieland, (8 Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde; im 2 Supplementbande zu seinen sämtl. Werk. S. 201 ff.). — J. J. Dusch, (pros.) Briefe zur Bildung des Herzens, 12 Th., gehören hieher. — Schiebeler hat zwei Heroiden in seinen auserlesenen Gedichten, (Hamburg 1773) wozu Eschenburg ein Gegenstück lieferte. — H. C. H. v. Trantschen einige in seinen vermischten Schriften (Chemnitz 1771), S. 1 — 14, und Kosegarten in seinen Poesien. — Meisterhafte Producte haben die Teutschen in dieser Dichtungsart nicht aufgestellt; auch ist sie im Ganzen entbehrlich. —

§. 252.
7) Die Cantate.

Die Cantate hat, als Kunstwerk, keinen eigenthümlichen Charakter, kann also auch nicht als eine besondere poetische Form aufgestellt werden. Sie gehört zur lyrischen Form, weil sie Gefühle darstellt; und ihr Eigenthümliches besteht blos in ihrer Bestimmung für die musikalische Darstellung. Sie ist daher ein Product der lyrischen Poesie, dessen Inhalt der musikalischen Darstellung fähig, und auf diese Darstellung in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet ist. Dem Charakter nach kann sie sich bald dem Liede, bald der Ode, bald der Hymne, bald der Elegie nähern, ja dieser Charakter kann aus mehreren dieser Formen zusammengesetzt seyn; nur muß er in sich Ein Ganzes bilden, und Eine Stimmung muß durch die ganze Cantate hindurchgehen. —

In der Behandlung des Stoffes muß der Dichter durchaus dem Komponisten vorarbeiten; d. h. er darf nur solche Schilderungen aufnehmen, die der musikalischen Darstellung fähig sind; er muß ein solches Metrum, und eine solche Abwechslung der Sylbenmaaße wählen, welche dem Komponisten nicht die Hände binden; er muß vielmehr durch den Schwung seiner Phantasie, den Schwung des Komponisten veranlassen, und durch den wohlberechneten Reich-

thum seiner Bilder, durch die Wärme und Innigkeit seines Gefühls, jenen so begeistern, daß er dem Ganzen, in dem Geiste, in welchem er gedichtet ist, die noch fehlende musikalische Bekleidung gibt, wodurch die Cantate erst die Vollendung eines Kunstwerkes erreicht. — Die Cantate darf also nicht blos versificirte Prosa seyn; sonst wird der Komponist durch sie nicht begeistert werden können, und wenn er dennoch Leben und Geist auf sie überträgt, wird die musikalische Bekleidung, für den reinen Geschmack, nur desto mehr mit der Ideenreihe des Dichters kontrastiren, und das Ganze keinen vollendeten Genuß gewähren. Die Cantate darf aber eben so wenig einen solchen Schwung und eine solche Richtung nehmen, welche für den Komponisten entweder nicht erreichbar, oder durch Musik nicht darstellbar ist. Der Dichter einer Cantate muß vielmehr beinahe in demselben Grade musikalisch seyn, in welchem er Dichter ist; er muß das Verhältniß beider Künste, der Dichtkunst und Tonkunst, gegen einander entweder genau berechnen und übersehen, oder wenigstens ahnen und fühlen. Es sind ihm also allerdings in der Beziehung auf die musikalische Darstellung gewisse Grenzen für die Behandlung seines Stoffes gesetzt; aber je verwandter beide Künstler, der Dichter und Komponist, sich in Hinsicht auf den Schwung der Phantasie sind, desto harmonischer wird ihre gemeinschaftlich beabsichtigte Wirkung zusammentreffen.

Recitativ, Arie und Chor sind die drei wesentlichen Bedingungen für jede Cantate. Das Recitativ veranlaßt und bereitet die darzustellenden Gefühle vor; es kündigt die Stimmung an, in welche das Ganze versetzen soll. Die Arie enthält den Ausdruck der angeregten Empfindung, und darf nur Eine Empfindung ausführen und darstellen, welche dann in der musikalischen Behandlung den Charakter der Melodie und das Verhältniß derselben zur Harmonie bestimmt. Der Chor endlich concentrirt gewissermaßen die Gesammtempfindung, welche durch die einzelnen in der Cantate dargestellten Empfindungen vorbereitet und hervorgebracht worden ist, und enthält, als Resultat, entweder den Schluß des ganzen Kunstwerkes, oder der jedesmaligen

einzelnen Abschnitte einer größern Cantate. In dem Chore muß die Totalität der Empfindungen aller für den dargestellten Gegenstand interessirten Individuen ausgedrückt seyn, und sich daßelbe also mit der höhern Kraft bewegen, welche dem Ausdruck einer Totalempfindung angemessen ist. Enthält der Chor, wie es seyn sollte, die Rücksicht auf die vorher durch Recitative und Arien veranlaßten Empfindungen; so muß auch seine Melodie und Harmonie dem Geiste der bereits bis zu ihm fortgeführten poetischen und musikalischen Darstellung anpassen.

Der Form nach *), kann man die Cantaten eintheilen:

a) in solche, welche Gefühle darstellen, die ein allgemeines Interesse für die Menschen haben, und das Object nach seiner reinen Wirkung auf das subjective Gefühl bezeichnen; (dahin würde Ramlers Tod Jesu rc. gehören;)
b) in solche, wo der Dichter in seiner eignen Person individuelles Gefühl und angeregte Leidenschaft ausdrückt, (z. B. Kleists Flucht der Lalage;)
c) in solche, wo der Dichter historische Personen sprechen läßt; historische Cantaten; hier muß die höchste Vergegenwärtigung die Erzählung beseelen.
d) in solche, wo er Personen wirklich handelnd einführt; dramatische Cantaten, die sich der Oper nähern; z. B. Niemeyers Abraham auf Moria; Niemeyers Thirza; Niemeyers Lazarus; Patzke's Tod Abels rc.

Sulzer, Theorie rc. Th. 1, S. 443 ff. sagt darüber: Cantate ist ein kleines für die Musik gemachtes Gedicht von rührendem Inhalte, darin in verschiednen Versarten Beobachtungen, Betrachtungen, Empfindungen und Leidenschaften ausgedrückt werden, welche bei Gelegenheit eines wichtigen Gegenstandes entstehen. Vergl. d. Artikel: Oratorium, Th. 3, S. 610. ff. — J. A. Eberhard, Theorie der sch. Wiss. S. 268 ff. — Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 205 ff, der größtentheils Krause, von der musikal. Poesie, Berl. 1752, folgt, und die Cantate ausführlich behandelt. — Mit Begeisterung nimmt sich

*) Heydenreich, im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 221 f.

Herder, Adrastea, St. 6, S. 324 ff. der unter uns zu sehr vernachläßigten Cantate an. „Das Oratorium ist eine reine Kunstgattung, vom Ton- und Gebärdenstreit sowohl, als von der Oper abgesondert. Sein Vorbild ist der reine griechische Chor, oder der Psalm und Hymnus. Ein viel in sich fassendes Vorbild. Hoch wie der Himmel der Phantasie, tief und breit und wellenreich wie das Meer der Empfindung, zugleich auch ein Land voll Thälet und Höhen, voll Mondesberge und Mondesgrüfte ist sie. Die lyrische Komposition begreift alles in sich, was Gesang und Töne ausdrücken können, ohne Gebärdung.„ — Fr. Rochlitz, in der musikal. Zeit. 1803, St. 8. bestimmt das innere Verhältniß der Theile einer religiösen Cantate so gegen einander: „Das Recitativ erinnert an die Begebenheit, deren Andenken durch das Fest feierlich erneuert werden soll; die Arie drückt Gefühle aus, die durch diese Begebenheit erweckt werden sollen; der Chor sammelt diese Gefühle, fasset sie in einen körnigten Spruch, macht sie dadurch kräftiger und dauerhafter, und sagt sie so aus, als wenn sie von der Gemeine selbst ausgesprochen würden; denn diese, wie sie seyn sollte, wird durch den Chor repräsentirt.„ —

Cantaten und Oratorien von Gerstenberg; Giesecke; Jacobi; Münter; Ramler, (der Tod Jesu. — Die Auferstehung und Himmelfahrt. — Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem.) —

Niemeyer, Lazarus, oder die Feier der Auferstehung. — Thirza. — Abraham auf Moria.

Patzke, Tod Abels. — Davids Sieg im Eichthale. — Saul, oder die Gewalt der Musik.

Schiebeler, Israeliten in der Wüste. — (musikalische Gedichte.)

Zachariä, Pilgrimme auf Golgatha. —

Meißner, Lob der Musik. —

Bürger, Gesang am Vorabend des Jubelfestes der Universität Göttingen 1787.

K. G. Küttner, (Sup. in Pirna) mehrere einzelne wenig bekannte, aber treffliche Cantaten. —

Klopstock, Golgatha, oder teutscher Text zu Pergolesi's Komposition des stabat mater &c.

§. 253.

8) Das Sonnet.

Der Charakter des Sonnets ist lyrisch. Die Individualität des Dichters und die bald hohe, bald sanfte Bewegung seiner Gefühle schimmert aus demselben hervor. Da seine Eigenthümlichkeit hauptsächlich auf einem gewissen

festbestimmten Mechanismus der äußern Form beruht; so kann in dem Sonnet, wie in dem Liede, nur Eine Empfindung herrschend seyn, die aber unter der vollendetsten ästhetischen Form, welche bei der Kleinheit des Umfangs dieser Dichtungsart unnachlaßliche Bedingung ist, erscheinen muß, wenn anders die Form der Darstellung ein reines Wohlgefallen an ihr selbst bewirken soll.

Der Mechanismus der äußern Form des Sonnets beruht auf vierzehn gleich langen Versen, wovon die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen getheilt sind. In den ersten zwei Strophen wechseln nur zwei Reime, und vier männliche, mit vier weiblichen Endsylben ab. In den sechs folgenden Zeilen gehören wieder drei Zeilen männlichen Reimen, und drei Zeilen weiblichen Reimen an. Ganz neuerlich hat man Sonnets mit blos weiblichen Endsylben gedichtet, die aber doch der Form zu viel Monotonie geben.

Vergl. Sulzers Theorie rc. Th. 4. S. 426. ff. wo sich auch die ausländische und inländische Literatur über das Sonnet befindet, und Eschenburgs Theorie der sch. Wiss. S. 111 ff. — Die ersten teutschen Sonneten sind von R. Weckherlin, in seinen geistlichen und weltlichen Gedichten, Amst. 1648. — Hart sind die von M. Opitz im 4ten Buche seiner poetischen Wälder. — Paul Flemming, in seinen geist- und weltlichen Gedichten (Naumb. 1642) hat 4 Bücher Sonnette. — Dann A. Tscherning, A. Gryph, v. Lohenstein rc. — darauf belebte sie 1765 J. Westermann wieder in seinen allerneuesten Sonnetten unter den Teutschen; — Schiebeler; Fr. Schmitt, in seinen Gedicht. (Nürnberg 1779); G. A. Bürger, einige treffliche in s. Gedichten. — A. W. Schlegel. — K. W. Neubeck, in seinen Gedicht. (Liegn. 1792)

§. 254.

b) Die historische Form.

Die historische Form der Poesie beschäftigt sich mit der versinnlichten Darstellung von Handlungen und Begebenheiten, die entweder wahr oder erdichtet sind, in einer vollendeten ästhetischen Form. Der Dichter ist in Hinsicht auf den historischen Stoff nicht durch das Gebiet der Wirklichkeit

beschränkt; eben so frei, wie in diesem, herrscht er auch im Reiche der **Möglichkeit**. Wenn er daher die Facta der Geschichte, Individuen, Handlungen, Schicksale, Naturbegebenheiten u. s. w. schildert; so gilt ihm nicht das Gesetz der **Wahrheit**, welches das höchste Gesetz für den prosaischen historischen Stoff ist, sondern das Gesetz der **Wahrscheinlichkeit**. Der Dichter gebietet also über den Stoff für den ästhetischen Zweck der schönen Form. Nur derjenige historische Stoff, welcher der Einheit der ästhetischen Form, und zwar einer solchen Versinnlichung in der Darstellung fähig ist, daß die Form um ihrer selbst willen gefällt, ist poetisch. Sind die Facta an sich dieser Form nicht fähig; so gestaltet er sie so, wie sie nun unter das Gesetz der Form gebracht werden können. So kann der Dichter auch die Vergangenheit wegen der Versinnlichung des Stoffes in der Darstellung, nicht anders, denn als **Gegenwart** schildern. Die Schatten der Vorzeit erscheinen durch seine magische Berührung, und stehen im belebten Bilde als gegenwärtig vor ihm. Das, was Vergangenheit war, erscheint nun vor dem innern Sinne gegenwärtig, und wird eine vollendete Anschauung.

Doch nicht blos über die Vergangenheit gebietet der Dichter nach dem Gesetze der Form; er bildet sich selbst eine Vergangenheit und Gegenwart in der Sphäre des Möglichen. Nach der Analogie der wirklichen Geschichte entwirft er eine Reihe von Begebenheiten, die er unter sich nach keiner andern innern Nothwendigkeit verkettet, als die aus dem Gesetze der Einheit für die darzustellende Form hervorgehet.

So entsteht durch die productive Phantasie des Dichters eine Welt, wie sie entweder nie gewesen ist, oder wie sie seyn sollte, und wie sie im kühnsten Ideale verzeichnet wird.

Die Darstellung des historischen Stoffes, er sey aus wirklichen Factis entlehnt oder erdichtet, enthält nun entweder den **Ausdruck der individuellen Stimmung des Dichters zugleich in der Gestaltung der Form**, so daß man seine Individualität in der Darstellung wieder erkennt, und ihn von seinem Geschöpf nicht trennen kann; oder er stellt die **Individuen so selbst handelnd** in der Darstellung auf, daß seine Individualität in der Form nicht mehr

zu erkennen ist, und daß sie den ganzen Gang der Begebenheiten selbst zu leiten, und vermittelst desselben auch die Darstellung zu vollenden scheinen. — Daraus entspringen die beiden Haupttheile der historischen Poesie; die historische Poesie im engern Sinne, und die dramatische. Man könnte auch, nach dem Beispiele vieler Theoretiker, die dramatische Form isolirt aufführen; aber sie hat die versinnlichte Darstellung von Factis als leitendes Princip mit der historischen Form gemein, und deshalb erscheint sie hier nicht isolirt, sondern abhängig von diesem ihrem Grundcharakter.

a) Zur historischen Form im engern Sinne gehören:
1) die Fabel;
2) die poetische Beschreibung;
3) die poetische Erzählung;
4) das Heldengedicht (Epopöe);
5) die Romanze;
6) die Legende;
7) der Roman.

In allen diesen Formen ist die Individualität des Dichters nicht zu verkennen.

b) Zur dramatischen Form gehören:
1) das Trauerspiel;
2) das Lustspiel;
3) das Schauspiel;
4) das Singspiel;
α) das Melodrama;
β) die Operette;
γ) die Oper.
5) Der Monolog.

Sehr wahr sagt Schiller, über das Pathetische (kl. pros. Schriften, Th. 3, S. 364 ff.) „Die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, hängt nicht von ihrer historischen Realität ab. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fictionen sind; denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische

Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit aber besteht nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß etwas geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen. Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatze, der dem poetischen Eindrucke vielmehr nachtheilig, als beförderlich ist.„ — Mehr für die Behandlung des Details als für die Erschöpfung des Charakters der historischen Poesie genügt J. J. Engel, Theorie der Dichtungsarten, S. 131 ff. Er sagt (S. 152): „Der beschreibende Dichter zeigt uns, was alles an einer Sache zu bemerken ist, was sich alles nach einander begibt.„ — Dusch, Unterschied des historischen Dichters und Geschichtsschreibers, im 5ten Th. seiner Briefe. Eine treffliche Abhandlung von Manso gehört hieher: über die Wirkung des historischen Gedichtes, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie, Th. 5, St. 1, S. 5 ff. —

Der Artikel: Abentheuerlich, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 4 ff.

§. 255.

א) Historische Form im engern Sinne.

1) Die Fabel.

Man kann die Fabel aus einem doppelten Gesichtspuncte fassen, und dadurch in Verlegenheit kommen, zu bestimmen, unter welche poetische Form man sie classificiren soll. Betrachtet man sie nach ihrem Charakter; so ist sie Erzählung, und gehört, als solche, zur historischen Form. Betrachtet man sie nach ihrem Zwecke; so enthält sie Belehrung, versinnlicht dargestellt, und würde in dieser Beziehung zur didactischen Form gehören. Da aber eigentlich nur der Charakter eines stylistischen Products (weil dieser seine Form ausmacht) die Gattung bestimmen kann, wohin es gehört; so bringen wir die Fabel nicht ohne Grund unter die historische Form.

Wichtiger ist die Frage: ob die Fabel zu den Werken schöner Kunst gehöre? Setzt man das Wesen der schönen Kunst in jene genialische Begeisterung, die den Formen Daseyn gibt; so ist die Fabel kein Werk der schönen Kunst. Faßt man hingegen jenen Begriff weiter, und bezeichnet damit jede Darstellung unter einer Form, die durch die bloße Form Vergnügen bewirkt; so kann man auch die Fabel in dieses Gebiet ziehen, nur daß sie dann, von Seiten der Form, eine ästhetische Vollendung verlangt, die ihr in vielen existirenden Producten abgeht.

Noch wichtiger ist die Untersuchung: welche Aufgabe eigentlich die Fabel zu lösen habe? Mann scheint den Standpunct dafür zum Theil verrückt zu haben, daß man auf den Ursprung der Fabel zurückging, und auf dem historischen Wege die Auflösung jener Aufgabe suchte. Allerdings ist die Fabel eine der ältesten Hüllen der Moral, und ihrem Ursprunge nach, scheint die Fabel aus der Beobachtung der Thierwelt hervorgegangen zu seyn, die dem Menschen noch um so näher lag, und an die er um so mehr grenzte, je weniger er in seiner intelleetullen und moralischen Ausbildung fortgerückt war. Noch immer bemerken wir diese entschiedene Wirkung der Fabel auf Kinder, die, dem Grade ihrer Bildung nach, dem Zustande der intellectuellen und moralischen Unmündigkeit unsers ganzen Geschlechts am nächsten sind. —

Waren die Thiere die Lehrer der Menschen in Ansehung der Kunsttriebe; warum konnte sich nicht auch die erste Regung der Sittlichkeit an Beobachtungen in der Thierwelt üben? — Aber nun, nachdem sich die Fabel in einer vollendetern Gestalt in dem Zeitalter einer höhern Bildung der Menschheit erhalten hat, ist sie der Spiegel menschlicher Handlungen in einer der menschlichen Thätigkeit analogen Spähre, in dem Kreise der Thierwelt. Zu seiner Beschämung soll der Mensch, dem statt des Leitbandes des Instinkts, ein freier Wille zu Theil wurde, in der Wirksamkeit des Instinkts einen Wiederschein seiner eignen Thätigkeit erblicken, und in der Analogie des Instinkts zur Freiheit eine Anweisung finden, wie er als ein freies Wesen

handeln soll. Zwar führt der Instinkt an sich nur auf Klugheit hin, und deshalb hat man auch die Bestimmung der Fabel oft blos auf Klugheitslehren einschränken wollen; aber eben in der für den Menschen niederschlagenden Vergleichung mit der Thierwelt liegt die bedeutendste Rüge seiner sittlichen Mängel, indem das Thier, nur durch den Instinkt geleitet, sicherer zu handeln und höher zu stehen scheint, als der Mensch, dessen Freiheit sich so mannigfaltig verirrt. Damit wird aber keinesweges bestritten, daß nicht auch die Fabel die Nebenbestimmung habe, Klugheitsregeln zu versinnlichen; nur ihre Hauptbestimmung ist: die sittlichen Mängel durch eine Versinnlichung anschaulich zu machen und zu rügen, die vermittelst der Form, unter welcher sie erscheint, den Menschen eben so anzieht, als sie ihn durch die Lehren, die sie ihm in einem Bilde vergegenwärtigt, auf seine Unvollkommenheiten hinführet. Jene Versinnlichung menschlicher Thätigkeiten geschieht aber in der Fabel durch die Analogie zwischen der Sphäre der Freiheit und der Sphäre des Instinkts; es muß dem Menschen in dem Reflexe eines Spiegels sein Bild, in fremdem Bilde das seine, zur Anschauung hingestellt werden, damit die heilsame, und mit dem Wohlgefallen an der dargestellten Form verbundne, Täuschung, er sehe nicht seine, sondern fremde Thorheit, übergehe in die heilsame Wirkung der Selbstbeschauung und Selbstkenntniß. Die scheinbare Ueberlegenheit, die der Mensch als freies Wesen über das Thier behauptet, und die durch die Entdeckung der, vermittelst der Versinnlichung dargestellten, Fehler und Unvollkommenheiten für den Augenblick erhöht wird, kann ihn nicht abhalten, zu der Einsicht und zu dem Gefühle zu kommen, daß er eigentlich unter der Hülle der Darstellung gemeint sey, und daß man ihm, unter der Bedingung der Selbsterkenntniß, eine Beschämung habe ersparen wollen, die man zum Scheine auf eine Sphäre überträgt, wo, wegen Ermangelung der Freiheit, keine Zurechnung der Handlung möglich ist. — Nicht also blos Klugheitsregeln, sondern auch moralische Maximen versinnlicht die Fabel; denn sie legt der Sicherheit, mit

der sich die Wirksamkeit des **Instinkts** ankündigt, Triebfedern unter, welche nur der mit **Sicherheit wirkende Verstand** (in Hinsicht auf Klugheitslehren) und die mit **Sicherheit wirkende Vernunft** (in Hinsicht auf moralische Maximen) bei ihren Aeußerungen befolgen können. Der Charakter der Freiheit verbirgt sich gleichsam hinter der Hülle des Instinkts; so wie der Charakter der Menschheit hinter den Charakter der Thierheit versteckt wird.

Diese Verwechslung der beiden Sphären, der Sphäre der Menschheit und der Thierheit, zwischen welchen doch durch die Darstellung das nothwendige Band der Analogie festgehalten wird, und fest **gehalten werden** muß, wenn anders die Versinnlichung die Phantasie in ein freies Spiel versetzen soll, ist der Grund des Wohlgefallens an der poetischen Form der Fabel. **Erdichtete menschliche Handlungen** (wo in der Fabel an die Stelle der handelnden Thiere Menschen selbst treten) vernichten die Illusion, welche aus der Verwechslung jener beiden Sphären hervorgehet, und vernichten zugleich den Charakter der Fabel. Dasselbe ist der Fall, wenn man **Gegenstände der leblosen Natur** an die Stelle der Thiere in der Fabel treten läßt, weil die Analogie der Freiheit und des Instinkts, und die Verwechslung zwischen beiden, nur durch das, den Thieren und Menschen gemeinschaftliche Merkmal **des Lebens** möglich wird, welches aber bei der Vergleichung des Menschen mit Gegenständen der leblosen Natur hinwegfällt, selbst wenn man diese (z. B. Bäume, Blumen rc.) noch so lebhaft zu personificiren sucht. Das den Menschen und Thieren gemeinschaftliche Princip **des Lebens**, und der mit einem organischen Leben verbundenen äußern **Wirksamkeit** ist also die Basis der Fabel. Auf diese Basis wird nun die Verwechslung der beiden Sphären **der Thätigkeit** gegründet, welche bei dem Thiere einzig aus dem Instinkte, bei dem Menschen aus der Freiheit des Willens hervorgehet. Vermöge jener Grundbedingung des Lebens findet aber, sobald man beide Sphären der Thätigkeit mit einander verwechselt, eine **Analogie der äußern Wirksamkeit** statt, und indem man die Ankündigungen und Aeußerungen **der menschlichen Freiheit dem thieri-**

schen Instinkte unterlegt, läßt man den Menschen sein eignes Bild in einer fremden Sphäre wieder erblicken. Dies aber, daß er nämlich sich hier wiederfindet, und dann daß das, was ihm hier entgegen kommt, unter einer ästhetischen Darstellung erscheint, die schon durch ihre Form gefällt, erregt ein doppeltes Interesse in ihm, das Interesse an der Darstellung und an dem dargestellten Gegenstande, die aber für ihn eben so innig in eins verschmelzen, wie Stoff und Form selbst unzertrennlich verbunden sind. — Wenn denn nun von der einen Seite die Neuheit in der Erfindung eines analogen Verhältnisses zwischen beiden Sphären die Aufmerksamkeit fesselt, und den Witz des Darstellenden bewährt; so wird von der andern Seite dem Dichter sein Geschäft dadurch erleichtert, daß der Charakter der Thiere, die er als handelnd darstellt, bereits bekannt ist, und deshalb auch der practische Satz, der dadurch versinnlicht werden soll, sogleich die nöthige Anschaulichkeit erhält, sobald man das Thier hinwegdenkt, und ein freies Wesen mit diesem dargestellten Charakter an seine Stelle setzt.

Nach Lessings Theorie ist die (äsopische) Fabel eine Erzählung, worin ein allgemeiner moralischer Satz auf einen besondern Fall zurückgeführt, diesem Falle Wirklichkeit ertheilt, und eine Geschichte daraus zusammengesetzt oder gedichtet wird, in welcher man den allgemeinen Satz sinnlich und anschauend erkennt. (Lessing, vom Wesen der Fabel; von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel; s. dessen sämtliche Schriften, Th. 18 S. 129 ff.) — Nach Herder, (über Bild, Dichtung und Fabel, s. dessen zerstreute Blätter, Th. 3, S. 87 ff. u. Adrastea, St. 3, S. 87 — 131.) ist die Fabel eine Dichtung, die für einen gegebenen Fall des menschlichen Lebens in einem andern congruenten Falle einen allgemeinen Erfahrungssatz, oder eine practische Lehre, nach innerer Nothwendigkeit derselben, so anschaulich macht, daß die Seele nicht etwa nur überredet, sondern vermittelst der vorgestellten Wahrheit selbst sinnlich überzeugt werde. — Gegen beide erklärt sich Heydenreich (im Syst. der Aesth. S. 353 ff.), der den Zweck der Fabel als anschauliche Darstellung einer Klugheitslehre nach ihrem Einflusse auf Vortheil und Nachtheil, in einer aus der Thierwelt oder der leblosen Welt hergenommenen Handlung, angibt. — Nach meiner An-

sicht im Paragraphe kann ich mich mit Heydenreichs Bestimmung, daß sie, dem Charakter nach, eine blosse Klugheitslehre enthalte, nicht aussöhnen, und eben so wenig damit, daß Personificationen aus der leblosen Welt zum Charakter der Fabel gehören könnten. — Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 78. ff. folgt Lessing und Herder. — So viel Brauchbares sich in historischer Hinsicht in Ramlers Batteux (Th. 1, S. 293 ff.) über die äsopische Fabel findet; so wenig befriedigt die Theorie. Er definirt die äsopische Fabel als „die Erzählung einer allegorischen Handlung, die ordentlicher Weise den Thieren beigelegt wird.„ — J. J. Engel, Theorie der Dichtungsarten, S. 37. ff. rechnet die Fabel zur didactischen Form. Wahrheit ist, nach ihm, Zweck und Seele der Fabel, dagegen komme es auf die Geschichte, als Geschichte, dem Dichter nicht an, sondern blos als auf Beispiel, als auf poetisches Mittel, die Erkenntniß der Wahrheit anschauend zu machen. — Ueber Epopöe und Romanze, ebendas. unter der Rubrik: von der Handlung S. 200 ff, wo Engel besonders die Grenzlinie zwischen epischer und didactischer Poesie zu ziehen sucht. — Eberhard, Theorie der sch. Künste und Wiss. S. 220 ff. erklärt sich über die Fabel dahin: „Da eine jede Fabel eine historische Wahrheit ist, und einer historischen Wahrheit eine einzelne, ein jeder niedriger Begriff aber, und also eine jede einzelne Wahrheit, worin eine allgemeine angeschauet werden kann, ein Beispiel, eine Fabel ferner erdichtet ist; so ist eine äsopische Fabel ein erdichtetes Beispiel, allein nicht jedes Beispiel oder jedes Erdichtete ist eine äsopische Fabel, sondern nur dasjenige, welches eine Fabel ist.„ — Nach Bendavid, Geschmackslehre, S. 343. ff, entsteht die Fabel: „wenn uns durch die Gedanken des Dichters ein solches anschauliches Beispiel von der moralisch guten oder bösen Seite einer Handlung gegeben wird, bei dem wir unpartheiische Richter genug bleiben können, um die Anwendung davon auf uns zu machen.„ — Meiners, Theorie und Gesch. der sch. Wiss. S. 275 ff. erklärt sich gegen Lessing, ohne etwas Besseres an dessen Stelle zu geben. — Pörschke, Ged. über d. Phil. d. Sch. Th. 2, S. 138 ff. erklärt die Fabel für die poetisch didactische Erzählung in Bilder eingekleideter moralischer Wahrheiten. Im weitern Sinne sey sie eine allegorische Erzählung einer Situation des menschlichen Lebens; und die in ihr dargestellte Wahrheit könne keine andere, als eine moralische seyn. — Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 19. ff. rechnet sie zur didactischen Poesie, und stellt nichts Eigenthümliches dar-

ber auf. — K. Ph. Conz, morgenländische Apologen, Heilbr. 1803, nimmt zwischen Fabel und Parabel keinen wesentlichen Unterschied an, und bezieht die Fabel nicht blos auf Klugheitslehren, sondern auch auf moralische Maximen. — Sulzer, Theorie Th. 2, S. 164 ff. nennt Fabel: die Erzählung einer geschehenen Sache, insofern sie ein sittliches Bild ist. Vergl. Bardili, was ist das Eigenthümliche der äsop. Fabel, in der Berl. Monatsschr. 1791 July. — Hiermit ist die Abhandlung von Jakobs: griechische Fabulisten in den Nachtr. zu Sulzers Theorie 2c. Th. 5, St. 2, S. 269 ff, und die von demselben Verf.: lateinische Fabulisten, Th. 6, St. 1, S. 29 ff. zu vergleichen.

Ausgezeichnete Fabeldichter der Teutschen sind: Lichtwer; Lessing; Gellert; J. A. Schlegel; Zachariä; Gleim; Michaelis; Meißner; Pfeffel; Burmann; Kl. Schmidt; Ramler; v. Nicolay; Götz; Gieseke; Schmit; Claudius (Asmus); Hagedorn; Weppe; Langbein; Willamow; Tiedge; Fink; Reinwald; Herder 2c.

Ganze Sammlungen: K. W. Ramlers Fabellese; Leipz. 1783 ff. 3 Th. Bodmers Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger. — Zürich 1757. — Fabeln, von Hagedorn, Gleim, Lichtwer. Winterth. 1777. — Auserlesene Fabeln von Gellert, Gleim, Hagedorn und Lichtwer. Berlin 1786. — Ellrodt, neue Fabellese für die Jugend. Hof 1794. —

§. 256.

2) Die poetische Beschreibung (Naturgemählde.)

Die poetische Beschreibung besteht in der Darstellung der Gegenstände der Natur unter einer in sich vollendeten ästhetischen Form. Sie ist nicht mit Menschen und deren Handlungen, sie ist mit der Natur und dem Kreise ihrer Geschöpfe und ihrer aus den Gesetzen einer ewigen Nothwendigkeit hervorgehenden Wirkungen beschäftigt. Es ist also nicht eigentliche Nachahmung, sondern Darstellung der Natur. Das Mannigfaltige der einzelnen Naturerscheinungen wird durch das Gesetz der Form für die Phantasie zur Totalität eines Bildes verbunden, das durch die Form wohlgefällt, unter welcher es erscheint, und von der es selbst unzertrennlich ist. — Die poetische Naturmahlerei darf daher das Mannigfaltige der erscheinenden Gestalten

nicht blos als Mannigfaltiges darstellen, sondern als Theil eines Ganzen, dessen idealisches Bild nur der Vernunftidee von der Einheit der Natur als eines Ganzen angemessen seyn kann. — Da der Stoff der poetischen Beschreibung in Erscheinungen enthalten ist, denen, als solchen, schon für die äußere Anschauung ein hoher Grad von Versinnlichung zukommt; so müßte der Dichter diesen Vortheil schlecht verstehen, wenn er das Mannigfaltige in der äußern Erscheinung nicht zur Totalität eines Bildes für den innern Sinn erheben wollte. In der Hervorbringung dieser Form liegt daher die ästhetische Kraft des historischen Dichters, und da alle Versinnlichung der productiven Phantasie idealisch erscheint, so fällt von der Form auf die dargestellten Naturgegenstände selbst ein idealischer Schimmer zurück, welcher der Natur in dem Bilde der Phantasie eine höhere Schönheit ertheilt, als sie in der Wirklichkeit besitzt. Dieser idealische Schimmer rührt aber von der Freiheit des Spiels der productiven Phantasie her, ohne die keine ästhetische Form entstehen kann; diese Freiheit nun, zurückgestrahlt auf Objecte, die an die Gesetze einer ewigen Nothwendigkeit gebunden sind, gibt denselben ein solches höheres Leben und verbindet sie, die einzelnen Gestalten, zu einer solchen Totalität, daß die Phantasie, die erst aus sich heraus dies auf die Außenwelt überträgt, durch ihr eignes Product gleichsam getäuscht wird, und sich in dem Zauber gefällt, der eine Form umfließt, in welchen Erscheinungen nach dem Gesetze der Freiheit zur Einheit erhoben werden, die an sich nach der Nothwendigkeit der Naturkräfte nur als ein Mannigfaltiges im Raume erscheinen können. — Aus diesem Gesichtspuncte läßt sich der Zauber erklären, den die vollendeten Landschaftsgemählde (z. B. von Matthison) gewähren.

Niemand hat vollendetere Formen in der poetischen Beschreibung aufgestellt unter den Teutschen als Jean Paul (es versteht sich, daß blos von einzelnen — nicht von allen seinen Naturgemählden die Rede ist) und Matthison. Es ist nicht nöthig die Naturgemählde zu einer eignen und neuen poetischen Form zu erheben, wie Schiller in der Recension der Matthisonschen Gedichte vorschlug,

(abgedruckt in seinen kleinen Schriften, Th. 4, S. 268 ff. eine Recension, die übrigens über diesen Gegenstand viel Originelles enthält); da sie unter die poetische Beschreibung gehören, sobald der Charakter derselben so, wie es hier geschehen ist, genauer bestimmt, und sorgfältig von der poetischen Erzählung unterschieden wird. — Zur Literatur der poetischen Beschreibung gehören: Sulzers Theorie rc. Th. 1, S. 381 ff. ein mattherziger Artikel. — J. J. Bodmer, krit. Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter. Zürich 1741 — Ein dichterischer Erguß über Naturgegenstände in Schillers zerstreuten Betrachtungen über ästhetische Gegenstände, in seinen kl. pros. Schriften, Th. 4, S. 35 ff. — Minder wichtig ist der Abschnitt von der Erzählung und Beschreibung, in Homes Grundsätzen der Kritik, (übers. von Meinhard, 3te Aufl.) Th. 3, S. 175 ff. — Eschenburg, Theorie der sch. Wiss. S. 134 ff. — Pörschke Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 19 ff. u. Eberhard, Theorie der sch. Wiss S. 179 ff. doch genügt mir bei dem letztern der Begriff des beschreibenden Gedichtes (S. 181.) nicht ganz: „Ein Gedicht, dessen Haupttheile dadurch unter einander zusammenhangen, daß sie zusammengenommen, die Beschreibung eines gewissen Ganzen ausmachen, ist ein beschreibendes Gedicht; und seine Theile, welche Merkmale des ganzen Begriffs sind, sind entweder neben einander seyende, oder auf einander folgende. Diese Theile können wieder poetisch deutlich, oder Gemählde seyn; daher auch dieses Gedicht Episoden zuläßt und erfordert, welche die ästhetische Kraft des Ganzen erfodern."

In der poetischen Beschreibung haben sich ausgezeichnet: Haller (Alpen); Kleist; Ebert; Uz; Gleim; Jacobi; Gotter; Göckingk: Kl. Schmidt; Matthison; Salis; Fried. Brunn; Bonstetten; F. W. A. Schmidt.

§. 257.

3) Die poetische Erzählung.

Die Erzählung ist von der Beschreibung, schon im prosaischen historischen Stoffe, dadurch verschieden, daß die erste die Vergangenheit und die Thätigkeiten freier Wesen, die letztere die Gegenwart und die durch Anschauung aufzufassende Beschaffenheit der Naturwesen (mit Einschluß des

Menschen als Naturwesen) darstellt. In der historischen Poesie sind die Grenzen zwischen der poetischen Beschreibung und der poetischen Erzählung dadurch gezogen, daß die erstere Naturgemählde unter einer ästhetischen vollendeten Form aufstellt, die poetische Erzählung aber eine bestimmte Aeußerung der freien Thätigkeit des Menschen unter einer vollendeten ästhetischen Form versinnlicht, aber durch die Einheit der Handlung zugleich das Princip für die Einheit der Form erhält. Die Einheit der Handlung, die nach ihrer ganzen Umgebung dargestellt werden soll, enthält also zugleich den Maasstab für die Einheit der Form. Es ist nicht, wie im Epos, das handelnde Individuum selbst, das in dem Mittelpunkte der Darstellung steht; es ist blos eine Handlung desselben, um welcher willen das Individuum in die Umgebung der Darstellung aufgenommen wird, statt daß im Epos die Handlungen des Individuums, der vollendeten Darstellung der Individualität wegen, zur Vollendung der Einheit der Form gehören. Dadurch wird nun das Gebiet der poetischen Erzählung sehr genau gegen die poetische Beschreibung und gegen die Epopöe begrenzt, und bleibt der Dichter innerhalb dieser Grenzen, so erhält die poetische Erzählung Einheit der Form. Weiß er die darzustellende Handlung für die Phantasie in ein lebensvolles Bild zu verwandeln, so daß alle Theile der Darstellung sich um diese Handlung, welche im Mittelpunkte der Darstellung steht, in einem freien Spiele bewegen und blos der Handlung wegen da sind; so hat die Form der Darstellung ästhetische Vollendung.

Der historische Dichter ist nicht wie der prosaische Historiker durch den Stoff gebunden; er kann ihn mit aller ästhetischen Freiheit gestalten, wie er will. Nur das Gesetz der Form ist für ihn das höchste; er hat alles gethan, wenn er dieses erfüllt. Er kann daher auch die factische (und nicht blos erdichtete) Handlung frei, d. i. poetisch behandeln, d. h. sie so darzustellen, wie die Einbildungskraft am freiesten über diesen Stoff gebieten, und durch die ver-

sinnlichende Hülle, mit der sie ihn bekleidet, am meisten auf die Leser wirken kann.

Da der erzählende Dichter sich mit freien Handlungen beschäftigt; so muß ihm ein tiefer psychologischer Blick zu Theil worden seyn. Er verarbeitet zwar die psychologischen Resultate nicht als Philosoph, aber er bedient sich ihrer poetisch, d. h. sein sicherer psychologischer Blick schafft, im Einverständnisse mit der productiven Phantasie, die Umgebung von Ursachen und Wirkungen um die darzustellende Handlung, so daß die poetisch dargestellte Handlung nach der Analogie der empirischen Wirksamkeit freier Wesen erscheint, und also auch das Gesetz der logischen Möglichkeit, das höchste Gesetz für die historische Form der Poesie, befriedigt. — Alles nun, was aus dem Kreise der physischen Welt in die poetische Erzählung aufgenommen wird, erscheint unter dem Einflusse moralischer Wirkungen; denn eine Handlung (d. i. eine Wirkung der Freiheit vernünftig-sinnlicher — also moralischer — Wesen) steht im Mittelpunkte der Darstellung. —

Man unterscheidet in der poetischen Erzählung die komische und ernsthafte. Die erste versinnlicht Handlungen, welche in dem Leser ein Gefühl von Lust, wegen der durch ihre Darstellung in ihm angeregten Empfindung der Ueberlegenheit über das Subject der dargestellten Handlung, anregen; die zweite hingegen versinnlicht Handlungen, welche ein gemischtes Gefühl von Lust und Unlust anregen, und also das Gefühlsvermögen rühren, in welchem zuletzt nur, entweder durch den Sieg des Individuums über die ihn nachtheiligen Umgebungen in Verbindung mit dem Wohlgefallen an der ästhetisch vollendeten Form, oder, wenn es der Macht der Verhältnisse um ihn her unterliegt, blos durch dieses Wohlgefallen an der Form, das Uebergewicht der Lust über die Unlust hervorgebracht wird.

Stellt in der komischen Einkleidung die poetische Erzählung die Thorheiten und Fehler der Menschen dar; so geschieht es blos, um dadurch zu belustigen, und nicht wie in der Satyre, um sie zu geißeln und die moralischen Krankheiten zu heilen; und dadurch ist wieder das Gebiet der ko-

mischen poetischen Erzählung gegen das Gebiet der Satyre durch genaue Grenzen bestimmt. — Die ernsthafte poetische Erzählung aber hat besonders das Sentimentale, wodurch sie sich auszeichnet, in ihrer Darstellung; aber nur der sichere Tact des Dichters kann ihn davor bewahren, die reine und tiefe Empfindsamkeit nie in eine ekelhafte Empfindelei ausarten zu lassen.

Die Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darstellung ist Hauptgesetz für die poetische Erzählung. Auf sanften Wogen der Empfindung, und nicht auf dem Kothurn des Epos, bewegt sich der Fluß derselben. Reim und Sylbenmaas sind in der poetischen Erzählung nur zufällige Merkmale, und die Teutschen haben beinahe in prosaischer Einkleidung (seit **Lafontaine's** und andrer Erzählungen) bessere poetische Erzählungen, als in der rhythmischen Haltung. Uebrigens muß der ästhetische Schmuck blos in der poetischen Erzählung einer leichten Bekleidung gleichen; er darf nicht pomphaft angekündigt, nicht feierlich aufgetragen, nicht ängstlich gesucht, nicht absichtlich erweitert und ausgedehnt seyn. Alle Belehrung ist an sich von der poetischen Erzählung ausgeschlossen; nur beiläufig darf sie angebracht seyn. —

Die **allegorische** Erzählung gehört ebenfalls hieher, inwiefern eine Handlung unter einem Gegenbilde dargestellt und versinnlicht wird, das mit dem Hauptbilde eine solche Aehnlichkeit hat, daß man die Beziehung darauf und das Verhältniß zwischen beiden leicht unter der versinnlichenden Hülle auffinden kann.

Sulzers Theorie, Th. 2, S. 121 ff. Artik. Erzählung befriedigt nicht. — Eschenburg, Theorie u. Lit. d. sch. Wiss. S. 89. ff. — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 23 ff. — Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 225 ff. sagt sehr populär: daß die poetische Erzählung eine schöne Erzählung, eine schön vorgetragne Begebenheit seyn müsse. —

In der poetischen Erzählung haben sich ausgezeichnet:

Wieland (Schach Lolo. — Wintermährchen. — des Maulthiers Zaum. — Clelia und Sinibald. — Wasserkufe ꝛc.) **Hagedorn.** — **Lessing.** — **Kleist.** — **Gellert.** — **Gerstenberg.** — **Michaelis.** — **Jacobi.** — **Gleim.** — **Karschin.** — **Göckingk.** — **Kotzebue.** — **Benkowitz.** — **Weppe.** — **Lang.**

bein. — Kosegarten. — Schiller. — Pfeffel. — Kl. Schmidt. — Gotter. — Steigentesch. —

In der prosaischen Erzählung:

A. G. Meißner, Skizzen, 14 Th. Leipz. 1783 ff. — Erzählungen und Dialogen, 3 Th. Leipz. 1783.

A. v. Kotzebue, kleine gesammlete Schriften. 4 Th. Leipzig 1791. ff. — Die jüngsten Kinder meiner Laune. 6 Th. Leipzig 1793 ff.

A. Lafontaine, moralische Erzählungen, 6 Bände. Berlin 1793 ff. — Die Gewalt der Liebe. 4 Th. N. A. Berlin 1798. — Scenen. 2 Th. Leipz. 1789. — Sagen aus dem Alterthume. 2 Th. Berlin 1796 ff. — Kleine moralische Erzählungen, 8 Th. (nach- und abgedruckt aus den Almanachen rc. in die er sie gegeben hatte).

A. F. E. Langbein, Feierabende, 3 Th. Leipzig 1793. — Schwänke, 2 Th. N. Aufl. Leipz. 1795. — Neue Schwänke. Ronneb. 1799. — Talismane gegen die lange Weile. 3 Th. Berlin 1801. — Erzählungen, Berl. 1804. — Neue Novellen, Berl. 1804.

L. Wächter (Veit Weber) Sagen der Vorzeit, 6 Th. Berl. 1789 ff. — Holzschnitte, 1r Th. Berl. 1793.

J. K. A. Musäus, Volksmährchen der Teutschen, 6 Th. Gött. 1782. ff. — Straußfedern, 1r Th.

(J. Milbiller) neue Volksmährchen der Teutschen, 4 Th. Leipzig 1790.

J. G. Müller, Straußfedern, 2 — 8r Theil.

Fr. Schulz, kleine prosaische Schriften, 4 Th. Weimar 1788 — Trauergeschichten, 3 Th. Leipz. 1782.

J. F. Jünger, Vetter Jakobs Launen, 6 Th. Leipzig 1786. ff. — Ehestandsgemälde Leipz. 1796.

Demme (Karl Stille) Erzählungen, 2 Th. Riga 1792.

C. M. Große, Erzählungen, 2 Th. Berlin 1793.

C. H. Spieß, Biographien der Selbstmörder, 4 Th. Prag 1789. — Biographien der Wahnsinnigen, 4 Th. Leipz. 1796.

W. G. Becker, Erhohlungen, jährlich 4 Bände seit 1796 — Darstellungen, 3 Th.

G. W. C. Starke, Gemählde aus dem häuslichen Leben, 5 Th. Berlin 1793 ff.

S. Ch. Wagner, Gespenster, 4 Th. Berl. 1797. — Neue Gespenster, 3 Th. Berlin 1802.

G. Schilling, Cyanen, 2 Th. Freyb. 1796.

K. F. Kretschmann, kleine Romane und Erzählungen, 2 Th. Leipzig 1799.

Fr. Rochlitz, Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen, 4 Th. Züllich. 1799. — Erinnerungen, 4 Th. — Familienleben, 2 Th. Frankf. 1801. — Amaliens Freuden und Leiden rc. 2 Th. Leipz. 1802.

L. Soph. Ludwig, Gemählde häuslicher Scenen, 4 Th. Leipz. 1780 ff. — Erzählungen von guten und für gute Seelen. Leipz. 1799.

Sophie de la Roche, moralische Erzählungen, 2 Th. Frankfurt 1801.

C. A. Fischer, spanische Novellen. Berl. 1801. dessen Reiseabentheuer, 2 Th. Dresd. 1801. Dessen neue Reiseabentheuer. Posen 1802.

L. F. Huber, Erzählungen, 3 Theile. Braunschw. 1801 ff.

G. A. H. Gramberg, Kränze, 3 Th. Erzählungen. ꝛc. Oldenburg 1801.

G. Merkel, Erzählungen, Berl. 1800. — Randzeichnungen. Berl. 1802. — Wannem Ymanta. Leipz. 1802.

A. G. Eberhard, gesammlete Erzählungen. Leipz. 1802.

A. Mahlmann, Erzählungen und Mährchen, 2 Th. Leipzig 1802. f.

§. 258.

4) Das Heldengedicht (Epopöe).

Das Heldengedicht besteht in der zur ästhetischen Einheit vollendeten Darstellung des Kampfes der menschlichen Freiheit mit der Macht des Schicksals. Dieser allgemeine Begriff muß als Charakter des Heldengedichtes aufgestellt werden, wenn die einzelnen vollendeten Producte in dieser poetischen Gattung unter ein allgemeines Princip gebracht werden sollen. — Handlung, und zwar Handlung eines menschlichen, d. i. eines mit geistiger Kraft und mit Freiheit des Willens ausgestatteten, aber unter den Schranken der Endlichkeit und unter dem Einflusse der Naturnothwendigkeit und der Conjuncturen des Schicksals wirkenden, Wesens ist der Charakter der Epopöe. Mag nun der Held, der im Vordergrunde der Dichtung steht, mehr nach seiner physischen Kraft, oder nach seinem intellectuellen Vermögen, oder nach seiner sittlichen Freiheit im Kampfe erscheinen; so ist doch das Anstreben gegen große Schwierigkeiten, in deren Besiegung sich die Thätigkeit des Helden zeigt, und durch die er unsre Theilnahme und Bewunderung erregt, die Hauptaufgabe der Epopöe. Unter dieser Bedingung darf es nur Ein Individuum seyn, das im Mittelpuncte der Darstellung steht, und um welches sich alle einzelne Gruppen der Darstellung, in untergeord-

neten Verhältnissen, bewegen. Auf diesen Helden muß sich alles beziehen; alles muß um seinetwillen da seyn; nichts darf mit der Darstellung in Verbindung gebracht werden, das nicht in näherer oder entfernterer Beziehung auf ihn, und zwar nach der Art stünde, in welcher sich seine Kraft thätig beweiset. Ob nun gleich der Held seine gesammten Kräfte aufbieten und in Thätigkeit versetzen darf; so wird doch derjenige Held, und diejenige Epopöe für moralische Wesen das meiste Interesse haben, in welcher die **moralische Kraft** gegen die Macht des Schicksals ankämpft, wenn anders die **Form** der Darstellung **Einheit** und ästhetische Vollendung hat.

Die versinnlichte Darstellung, Haltung und Durchführung des Helden ist daher der erste Punkt, auf welchen es in der Epopöe ankommt. Der zweite ist die Darstellung der **Macht des Schicksals**, gegen die er kämpft. Unter **Schicksal** verstehen wir in der Epopöe alles das, was **außer** der **Individualität** des Helden seine Kraft in Thätigkeit setzt, und zum Kampfe auffordert. Dies können theils **Naturkräfte**, theils der **Gang** seines **Lebens**, theils **Menschen**, die sich ihm entgegenstellen, theils **höhere Wesen** seyn, die seine Kräfte prüfen, oder unterdrücken wollen. Die Kraft in **ihm**, seine Subjectivität, steht mit der Außenwelt, die sein Schicksal herbeiführt, im Kampfe; das große und erhabene Schauspiel beruht zuletzt auf dem unerklärbaren Zusammenhange des Subjectiven und Objectiven, und auf dem ewigen **Antagonismus** beider. Zwei gleiche Größen, die sich messen, ohne von einerlei Ursprung und von gleicher Aeußerung zu seyn. Gegen die Macht des Schicksals kämpft also die Kraft des Helden. Es muß daher in der Darstellung das **Verhältniß** der Macht des Schicksals und der gegen sie kämpfenden Kraft genau angedeutet und durchgeführt werden; es muß **zwischen beiden die bestimmteste Proportion herrschen**. Wäre die Macht des Schicksals stärker, als die Kraft, die gegen sie ankämpft; so wäre der Sieg im Voraus entschieden. Wäre die Kraft, als solche, entschieden überwiegend über die Konjuncturen des Schicksals, das sie in Thätigkeit setzt; so würde der Held

nicht der Gegenstand unsrer höhern Bewunderung seyn. Nur dadurch, daß beide, bis zum Schlusse der Epopöe, in einem verhältnißmäßigen Gleichgewichte stehen, und daß mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden sich in einer höher steigenden Anstrengung zeiget, wird das Interesse an der Darstellung durchgehends lebhaft erhalten und gesteigert. Mag dann der Held siegen, oder unterliegen; so streitet beides nicht mit dem Charakter der Epopöe, nur daß allerdings das erste mehr der Theilnahme des Lesers zusagt, und der Sieg des Helden, nach dem Augenblicke des härtesten Kampfes, der seinen Triumph herbeiführet, die Bewunderung vollendet, die sich allmählig für ihn in uns bildet, und die mit seinem Siege den höchsten Grad erreicht. —

Die Epopöe muß, der Form nach, Sinnlichkeit und ästhetische Einheit und Vollendung haben. Die Darstellung des Kampfes muß mit einer Haltung durchgeführt seyn, daß man alle einzelne Theile dieser Darstellung genau unterscheiden, dieselbe aber in einem Totalbilde zusammenfassen kann; es müssen also alle ihre Theile in gegenseitiger Harmonie stehen, das Princip der Verbindung muß aber einfach seyn. Zugleich muß die Darstellung die höchste stylistische Vollendung haben, damit die Form eben so mächtig anziehe, wie der Held, der in der Darstellung erscheint. Diese Einheit ist aber eine Einheit der Gestalt und der Handlung, und keine Einheit nach Begriffen, wie in der Naturbeschreibung und Geschichte.

Der Stoff des Heldengedichts kann von größerm, oder kleinerm Umfange seyn; die Wirkung hängt nicht davon, sondern von dem Eindrucke ab, den der Held nach der Darstellung hervorbringt, unter welcher er erscheint. Die Wirkung ist also ganz in der Hand des Dichters, und je vollendeter sein Schönheitsgefühl, je größer seine Kraft ist, das Erhabene und Pathetische, das in die Epopöe wesentlich gehört, in die Handlungsweise und Gesinnungen des Helden zu legen, und die ganze Umgebung um denselben darnach zu modificiren; desto unwiderstehlicher wird sich der Enthusiasmus von der Darstellung ergriffen fühlen. — Der Held,

selbst, wenn er ein übermenschliches Wesen ist, muß im Epos in der Form der menschlichen Natur erscheinen, und als Mensch, mit menschlichen Kräften, gegen die Macht des Schicksals anstreben, dem er sich, wenn er ein übermenschliches Wesen ist, freiwillig unterwirft, statt daß er, als göttliches Wesen, über dasselbe unbedingt siegen, aber auch dadurch zugleich den ganzen Knoten zerhauen würde. Daß aber ein Wesen, das, seinem Ursprunge nach, über das Schicksal zu gebieten vermag, sich demselben unterwirft, und gegen dasselbe kämpft, bietet dem epischen Dichter einen unendlichen Reichthum von großen Situationen dar. Mehr als Ein Held darf aber nicht im Vordergrunde stehen, wenn nicht der reine Eindruck des Epos verdunkelt, und das Interesse an dem Hauptgegenstande geschwächt werden soll. Die dichterische Stimmung zur Epopöe unterscheidet sich hauptsächlich von der Stimmung zum Lyrischen dadurch, daß in der erstern der Dichter sich in dem höchsten extensiven Leben, in der zweiten aber in dem höchsten intensiven Leben der Empfindung zeigt. Die sinnlich vollendeteste Objectivität ist daher der Charakter des Epos; so wie die sinnlich vollendeteste Subiectivität der Charakter der Lyra.

Maschinen nennt man im Heldengedichte diejenigen übernatürlichen Wesen, welche durch ihre Handlungen Wirkungen hervorbringen, die nicht natürlich erfolgen könnten. Sie haben für das Heldengedicht nur relativen Werth; da immer dasjenige in einem höhern Grade interessiren muß, in welchem die Schürzung und Lösung des Knotens durch menschliche Kraft, und durch das gegenseitige Verhältniß der Freiheit und der Nothwendigkeit, bestimmt und geleitet, und nicht von dem Einflusse höherer Wesen abhängig gemacht wird. Der epische Dichter verkennt den Charakter seiner Form, wenn er in der Anordnung des Ganzen die Mittel der Täuschung bewirken will, die in der Gewalt des dramatischen Dichters stehen. Nicht durch die künstliche Verflechtung der einzelnen Parthien, nicht durch überraschende Schläge muß er Bewunderung hervorbringen wollen, sondern das Gefühl des Erhabenen muß er anregen, und nie aus dem Charakter des Erhabenen, das er zeichnet, fallen, vielmehr

muß er über alle Mittel, welche der Umfang der Sprache für die Darstellung in sich faßt, gebieten, dieses Gefühl zu beleben, zu unterhalten und bis an den Schluß fortzuführen.

Die Artikel: Held, Heldengedicht, in Sulzers Theorie 2c. Th. 2, S. 493 ff. erschöpfen nicht. — J. A. Schlegel, Uebers. des Batteux, Th. 2, S. 299 ff. — Mit Geist ist der Artikel: Heldengedicht von Heydenreich im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 582 ff. bearbeitet. — Eschenburg Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 164 ff. hat das Heldengedicht ausführlich behandelt. — Dusch, über das historische, das epische Gedicht u. die Epopöe, im 5 Th. seiner Briefe; vom komischen Heldengedichte im 6sten Theile. — Der Epos in neuen Sprachen ist von dem ältern wesentlich verschieden. Sehr wahr sagt Herder (von der Natur und dem Ursprunge des Epos, in der Adrastea 5 B. 1 St. S. 134 ff.): „der griechische Epos ist national, ein Kind der Umstände, des Lokals und der Zeiten; eine Volkssage. Epos ist also das poetische Wort der Tradition nach Völkern und Zeiten: deshalb macht sich auch sein Gewebe (ῥαφη) oder seine Verflechtung gleichsam von selbst.„ — Adrastea, St. 10, S. 296 ff. verlangt Herder in der Epopöe „eine Verbindung des Himmels mit der Erde", ein Eingreifen höherer Wesen. — Sehr wenig genügt die Theorie des Epos in Ramlers Batteux, Th. 2, S. 9 ff. — Eberhard, Theorie der sch. K. u. Wiss. S. 210 ff. nennt dasjenige größere Gedicht eine Epopöe, welches den höchsten Grad der poetischen Vollkommenheit hat, dessen Handlung also die reichste, größte, lebhafteste rührendste insonderheit aber wunderbar ist. — Home, Grunds. d. Kritik, Th. 3, S. 237 ff. — Hugo Blair, Vorlesung. über Rhet. und schöne Wiss. Th. 4, S. 75. ff. behandelt die epische Poesie als eine eigne Form, und zwar reichhaltig, aber nicht befriedigend. — Nach Bendavid, Geschmackslehre S. 345, entsteht die Epopöe in historischer Form, oder ein Trauerspiel in dramatischer Form: „ wenn der Dichter die Handlungen des Geistes und des Körpers eines Menschen schildert, insoweit sie mehr als gewöhnliche Menschenkräfte vorauszusetzen scheinen.„ — Meiners, Theorie u. Gesch. der sch. W. S. 58 ff. verfehlt den ästhetischen Gesichtspunct der Epopöe ganz, wenn er sagt: „Fiction ist so wenig zum Sujet eines epischen Gedichts nothwendig, daß ein Sujet der Regel nach um desto mehr an innerem Werthe verliert, je mehr es Erdichtung nothwendig macht.„ — Das komische Heldengedicht behandelt er S. 92 ff. besonders. — Genau unterscheidet Pörschke, Ged. über d. Phil. des Sch. Th. 2, S. 78 ff. das epische Gedicht von dem dramatischen. Ihm ist das erste: „ ein System für den

Zweck der Dichtkunst geordneter handelnder, von dem Dichter selbst dargestellter Wesen.„ Ausführlich stellt er das epische Gedicht dar S. 129 ff. — Zu unbestimmt ist Heusingers Begriff (Handb. der Aesth. Th. 2, S. 244 ff): die Epopöe ist eine umständliche poetische Erzählung einer Begebenheit. — Aus einem höhern und umschliessendern Standpuncte behandelt W. v. Humboldt, (ästhetische Versuche. Th. 1, S. 199 ff.) den Epos. Handlung und Beschreibung sind ihm die Hauptbestandtheile in dem Begriffe der Epopöe. „Die bloße Beschreibung eines Gegenstandes hat immer etwas Kaltes und Einförmiges. Da bei ihr der Stoff ohne alle Bewegung ist; so kann sie diese nur durch die Behandlung erhalten. Aber die bloße Bewegung allein ist noch bei weitem nicht hinreichend. Wo das höchste Leben und die höchste Sinnlichkeit gefordert wird, da muß man eine bestimmte Kraft in Thätigkeit erblicken; da muß ein Streben nach einem bestimmten Ziele vorhanden seyn, das uns für den gelingenden oder fehlschlagenden Erfolg im Voraus besorgt macht. — Was nun aber die Handlung und die Erzählung derselben so individualisirt, daß sie die Epopöe vor allen übrigen Gattungen erzählender Gedichte, in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnen, ist die Natur der beschauenden Stimmung des Gemüths und der dichterischen Einbildungskraft, und die Wechselwirkung, in welche beide im Epos mit einander treten.„ — Die Entwickelung dieser drei Momente muß man selbst, von S. 203 an, bei ihm vergleichen. S. 218 definirt er das epische Gedicht als eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung, welche unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten u. allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. — Als Gesetze der Epopöe stellt er S. 285 ff. auf: Gesetz der höchsten Sinnlichkeit; Gesetz durchgängiger Stetigkeit; Gesetz der Einheit; Gesetz des Gleichgewichts; Gesetz der Totalität; Gesetz pragmatischer Wahrheit. — Minder wichtig ist die Abh. über Roman, Heldengedicht und Drama, in der Bibl. d. sch. W., 68 B. 2 St. S. 179 ff.

C. *A. H. Clodius*, de carminis heroici dignitate philosophica et morali. Lipſ. 1795. 4.

C. L. Reinhold, über die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epischen Gedichts. Jena 1788. (mit Rücksicht auf den Oberon)

Klopstock, von der heiligen Poesie, vor dem 1 Th. der ältern Ausgabe des Messias.

C. F. Benkowitz, der Messias von Klopstock ästhetisch beurtheilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide, und dem ver-

lornen Paradiese. Bresl. 1797. — J. C. A. Grohmann, ästhetische Beurtheilung von Klopstocks Messias. Leipz. 1796. —

Ueber epische Schriftsteller vergl. Harris Handbuch der philos. Kritik der Lit. übers. von Jenisch (Berlin 1789), S. 32 ff. —

Die teutschen Heldengedichte aus den Zeiten der Minne- und Meistersänger gehören nicht hieher. — Schönaich (Hermann, oder das befreite Teutschland). — Klopstock (Messias) — J. E. Schlegel (Heinrich der Löwe.) — J. J. Bodmer, (Noachide). — Wieland, (Prüfung Abrahams. — Cyrus (unvollendet) — Idris und Zenide. — Liebe um Liebe. — Oberon) -- Geßner, (Tod Abels.) — Zachariä (Schöpfung der Hölle; Cortes, unvollendet; — der Renomist; Murner) Nicolay (in seinen sämtl. Schriften). — Alxinger, (Doolin von Mainz — Bliomberis.) — Thümmel (Wilhelmine). — Ratschky (Striegel). — Jenisch (Borussias). — Sonnenberg (Weltende). — Baggesen (Parthenais). — Soph. Mereau (Seraphine). — von Klein (Athenor). — Siegfried (Siama und Galmory) — Bielefeld (Thuiskon.) — Buttmann (Valeria). — Anonym: Richard Löwenherz. Alfonso. — Die Duncias des Jahrhunderts. Berl. 1790. — Die Wartburg. Leipz. 1802. — Der neue Froschmäusler, Heldengedichte in 3 Büchern. Braunschweig 1796.

§. 259.

5) Die Romanze (und Ballade).

Die Romanze ist Darstellung eines historischen Stoffes als freies Spiel gemischter Gefühle. Bei der Unbestimmtheit, die bisher über die Romanze herrschte, wird es erlaubt seyn, einen Versuch zur nähern Bestimmung ihres Charakters zu wagen.

Was den Stoff der Romanze betrifft; so ist er historisch, aber gleichviel, ob wahr oder erdichtet. Deshalb gehört sie auch der historischen poetischen Form an. Dieser Stoff kann nun entweder aus der Vorzeit, aus der Mythologie, aus dem Heldenalter, aus dem Klosterleben, oder aus den Vorgängen des täglichen Lebens entlehnt seyn; er ist das Zufällige in der Hand des Dichters; nur Liebe muß der herrschende Gegenstand im Stoffe seyn, damit sie der Grundton in der Darstellung werden könne.

Liebe ist ein gemischtes Gefühl, und da sie in jeder Romanze das Object der Darstellung ist; so muß auch die Darstellung den Ausdruck dieses gemischten Gefühls enthalten, doch so, daß sich im Schlusse der Vorstellung, das Uebergewicht auf die Seite des Gefühls der Lust, oder der Unlust entschieden neigt.

Soll nun die Romanze ein ästhetisches Kunstwerk seyn; so muß die Darstellung ein freies Spiel seyn, und diese Freiheit in der Bewegung, so wie die Versinnlichung im Ausdrucke kann nur durch das Object der Darstellung selbst bestimmt werden.

Die Liebe, die als gemischtes Gefühl in der Romanze dargestellt wird, kann aber eben so wohl unter einer traurigen und wehmüthigen Einfassung, als unter einer leichten und frohen Umgebung erscheinen; nur muß sie mit gewissen Schwierigkeiten kämpfen, und in diesem Kampfe nicht die Rechte der Vernunft, sondern die Gewalt und Stärke des Gefühls gegen die sich ihr entgegenwerfenden Schwierigkeiten geltend machen. Dadurch unterscheidet sich die Romanze wesentlich von der Epopöe, daß in ihr nicht die Stärke eines freien Willens, sondern die Macht des Gefühls herrscht. Die Länge oder Kürze der Form selbst ist an sich gleichgültig, und hängt von der Reichhaltigkeit des Stoffes ab, der übrigens in der Darstellung als ein für sich bestehendes, und in der Auflösung des Knotens vollendetes Ganze erscheint.

Die Auflösung des Knotens bestimmt das tragische oder erfreuliche Ende der Romanze. Die Stärke und Gewalt des Gefühls, (und welches Gefühl überträfe die Liebe an Stärke) mag nun zuletzt siegen, oder der auf sie von außen eindringenden Gewalt unterliegen; so ist dies an sich gleichgültig. Der Charakter der Romanze wird nicht durch ihren Schluß, sondern durch den höchsten Ausdruck des Gefühls der Liebe bestimmt. Das Wohlgefallen an der Form gründet sich daher auf die Theilnahme an den Erwei-

sungen der Stärke der Liebe, und dieses Wohlgefallen kann selbst durch den tragischen Schluß nicht vermindert werden, weil es theils auf dem Interesse an der hohen Glut des Gefühls, theils auf der ästhetischen Vollendung der Form beruht, welche die Gewalt der Liebe zeichnet.

Die Maschinen in der Romanze (z. B. übermenschliche Wesen, Geister, Naturkräfte, das Wunderbare rc.) gehören nicht unmittelbar zu ihrem Wesen; sie sind zufällig, und können eben so gut vorhanden seyn, als fehlen. Die Romanze als Kunstwerk ist vollendet, wenn sie das gemischte Gefühl der Liebe mit aller ästhetischen Freiheit darstellt, und dadurch das reine Wohlgefallen an der Form erzeugt.

Dadurch, daß die Romanze die Gewalt der Liebe schildert, nähert sie sich der lyrischen Form, weshalb sie auch manche Theoretiker dahin gezogen haben; aber die Bedingung, daß sie Liebe schildern kann, ist und bleibt der historische Stoff, er mag entweder aus wirklichen Begebenheiten oder aus der Tradition entlehnt, oder eine freie Wirkung der productiven Phantasie seyn.

Daß in der komischen Romanze die ganze Umgebung das Colorit der mit Frohsinn und erheiterten Kraft wirkenden Liebe trägt, ist schon aus ihrem Zwecke klar, der aber auf die Bestimmung ihres Charakters keinen Einfluß haben kann.

Man hat zwar zwischen Romanze und Ballade einen Unterschied machen, und jene Bezeichnung für die frohe und komische, diese für die sentimentale Einkleidung aufstellen wollen; aber der Ursprung der Benennung rührte vom Zufall her, und beide bezeichneten ursprünglich Lieder, die man zur musikalischen Begleitung, bisweilen zum Absingen beim Tanze bestimmte.

Der Ausdruck Romanze stammt aus der verderbten lateinischen (romanischen) Sprache her, in welcher man schon seit dem zehnten Jahrhunderte erdichtete Erzählungen von kriegerischen und verliebten Abentheuern schrieb, und aus welcher sich die provenzalische Sprache bildete (vergl. C. D. Beck, Anleitung zur Kenntniß der allgem. Weltgeschichte Th. 3, S.710. und Herders Adrastea, St. 10, S. 243 ff. — Vorher aber gab es schon in Spanien und England Romanzen. — Was unsre Theoretiker über den Charak-

ter der Romanze aufstellen, hat mich nicht befriedigt. So z. B. paßt Sulzers Bezeichnung (Theorie Th. 4, S. 110. ff.) nicht, wenn er sagt: „Man gibt den Namen Romanze kleinen erzählenden Liedern, in dem höchst naiven und etwas altväterischen Ton der alten gereimten Romanzen.„ Nicht alle, selbst die trefflichsten Producte in dieser Gattung, haben diesen altväterischen Ton; mehr ist es die Feierlichkeit der Einfassung, was man bei den meisten antrifft. — Eschenburg, Theorie der sch. Wiss. S. 161 ff. rechnet sie zur lyrischen Poesie. — Heusinger, Handb. der Aesthetik, Th. 2, S. 236. ff. zur historischen; aber sein Begriff derselben genügt mir nicht: „sie sey die Erzählung einer Begebenheit, die entweder abentheuerlich, oder wunderbar, oder schauerlich, oder tragi-komisch, oder alles dies zu gleicher Zeit ist. Liebe ist dabei jederzeit im Spiele, ob es gleich nicht gerade eine Liebesbegebenheit zwischen unverheiratheten Personen seyn muß, welche erzählt wird.„ — Eberhard, Theorie der sch. Künste u. W. S. 240 ff. erklärt den Ursprung der Romanze daraus; wenn die Hauptgedanken eines lyrischen Gedichts zu einer poetischen Handlung werden; und allerdings liegt viel Wahres darin. — Pörschke, Ged. über d. Phil. des Sch. Th. 2, S. 55. f. „Die Romanze ist ein Lied, welches eine poetisch erzählte Geschichte des Herzens oder der Leidenschaften, vorzüglich des Muthes, der Freundschaft und Liebe darstellt, ist also sowohl den epischen als lyrischen Regeln gemäß. Es ist eine Sache der Willkühr, den Romanzen tragischen Inhalts den Namen Balladen beizulegen.„ —

Romanzen und Balladen der Teutschen von J. F. Löwen; Zachariä; Gleim; Bürger; den Stollbergen; Weppen; Hölty; Starke; Michaelis; Jacobi; Kretschmann; Schink; Fr. Schmitt; Gotter; Pfeffel; Kosegarten; Schiller; Heydenreich; Tiedge rc.

Romanzen der Teutschen mit einigen Anmerkungen über die Romanzen, 2 Th. Leipz. 1779 ff. — (Ursinus) Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart. Berl. 1777. — Bodmer, altenglische und altschwäbische Balladen, 2 Th. Zürich 1780 f. — C. F. Waiz, Romanzen und Balladen der Teutschen, 1 Th. Altenb. 1799.

§. 260.

6) Die Legende.

Die Legende enthält die Darstellung einer Handlung, welche aus religiösen Gefühlen entsprang, und mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge ge-

krönt wurde. Ihre ästhetische Form ist vollendet, wenn das religiöse Gefühl, aus dem die Handlung entsprang, die Handlung selbst, und der sie begleitende Erfolg in der Totalität des Bildes nach einem ästhetischen Causalzusammenhange erscheinen.

Die Geschichte der Heiligen (nicht ausschließend der christlichen) ist das Gebiet des Stoffes für die Legende. **Handlungen** sind es, die sie versinnlicht, und deshalb gehört sie zur **historischen** Form. Diese Handlungen entsprangen aber aus religiösen, also aus den höchsten irdischen Gefühlen. Die Darstellung hat es mit der Innigkeit und Stärke, nicht mit der moralischen Reinheit dieser Gefühle zu thun, und dadurch geht ein Hauch der lyrischen Poesie in sie immer. Doch diese aus religiösen Gefühlen hervorgehende Handlung wurde mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt, und darin besteht das **Epische** der Legende.

Für die ästhetische Behandlung der Legende (die nach den Forderungen der historischen **Kritik** nie für die Poesie geeignet ist), gehört also nicht factische Beglaubigung, sondern nur **Darstellbarkeit** des Stoffes nach dem **Gesetze der Wahrscheinlichkeit**, durch welches das Wunderbare und Uebernatürliche nicht ausgeschlossen wird, sobald es nur mit der Handlung in einem **ästhetischen** Causalzusammenhange steht, und die ästhetische Vollendung der Form bewirkt.

Soll also die Legende als ästhetisches Kunstwerk erscheinen; so wird alles von ihr ausgeschlossen, was nicht nach dem Gesetze der Form dargestellt und zu einer Totalität des Bildes vereiniget werden kann. Niemand aber wird es läugnen, daß die großen Aufopferungen der Märtyrer für die Religion, daß die Innigkeit des Gefühls, welches jenen Aufopferungen zum Grunde lag, und daß der für die Darstellung blos aus ästhetischen Gesetzen erklärbare Zusammenhang ihrer Handlungen mit dem wunderbaren Erfolge, der sie krönte, einen reichhaltigen Stoff für ästhetische Formen darbieten. Diese Reichhaltigkeit des Stoffes schließt aber jede Unbedeutenheit der Hand-

lung, jede Schwäche des dabei wirksamen Gefühls, und jeden den ästhetischen Causalzusammenhang störenden wundervollen Erfolg der Handlung von sich aus.

Jeder Legende liegt gewöhnlich ein Factum zum Grunde; aber die Tradition, oder die religiöse Schwärmerei hat dieses Factum verschönert, und durch die beabsichtigte Verschönerung oft entstellt. Die Reformation vernichtete den Einfluß der Legende auf die Religion und die Moral, und das mit Recht; aber die Aesthetik kann über dieses reiche Gebiet des Stoffes herrschen und sich dasselbe eröffnen, sobald der Stoff jenen aufgestellten Forderungen entspricht. Unter dieser Bedingung ist sie dann eine wahre Bereicherung der ästhetischen Formen; aber ihre Bearbeitung darf nicht in die Hände von Stümpern oder Schwärmern fallen, auch muß der ästhetische Charakter der Darstellung so sicher gehalten seyn, daß sie nur eine ästhetische Wirkung hervorbringt, und weder den Aberglauben weckt, noch die Schwärmerei nähret. — Dann verdient Herder unsern Dank, der diese poetische Form wieder bei den Teutschen in Anregung brachte, und in seiner Abh. über die Legende (zerstreute Blätter, Th. 6, S 247 ff.) gewisse leitende Principien für dieselbe, zugleich mit einer kurzen ästhetischen Apologie derselben zusammenstellte, und darauf S. 275 ff. mehrere Legenden in einer ästhetischen Form folgen ließ. Schon die Vorrede S. VII ff. enthält einige treffliche Winke darüber. — Andre Legenden hat er bearbeitet in der Adrastea, St. 3, S. 189 ff. —

§. 261.

7) Der Roman.

Wenn die Geschichte das Gebiet der Wirklichkeit, nach Vergangenheit und Gegenwart, umschließt; so ist es die Aufgabe des **Romans: das Mögliche als wirklich, das Idealische nach der Analogie der Wirklichkeit, und zwar unter einer Form darzustellen, die um ihrer selbst willen mit reinem Wohlgefallen erfüllt.** Das Gebiet des Romans ist daher von ungleich weiterem Umfange, als das Gebiet der Geschichte. Die Geschichte ist an die Facta in der Wirklichkeit gebunden, und der Stylist kann sich um dieselben blos das Verdienst einer ästhetischen Darstellung erwerben. Der Roman hingegen gebietet über die **Wirklichkeit**, d. h. über die Facta, die

er versinnlicht darstellen will, nach den Gesetzen der Ideale, und das Mögliche, das die productive Phantasie in ihrem Schwunge berührt, darf sie blos nach der Analogie des Wirklichen gestalten. In den Begriff des Romans aber die Darstellung eines bestimmten Objects (z. B. der Liebe) aufzunehmen, würde es unmöglich machen, seine einzelnen Formen unter einen Hauptbegriff zu bringen.

Je weiter nun von der einen Seite das Gebiet und der Umfang des Stoffes ist, der in dem Romane zu einem ästhetischen Ganzen erhoben werden soll; desto freier ist zwar von der andern Seite die Wirksamkeit des Dichters, aber desto größer sind auch die Erwartungen von ihm in Hinsicht auf die productive Kraft, welche der Form Daseyn, Leben und Haltung geben soll, und desto strenger die Forderungen an diese Form von Seiten der stylistischen Vollendung. Wenn es daher in der einen Hinsicht dem Dichter zu statten kommt, daß er über den Stoff blos nach dem logischen Gesetze der Möglichkeit gebieten darf, ohne daß ihm durch die Facta die Hände gebunden werden; so steigen auch deshalb, in der andern, die Forderungen an ihn um so höher, je mehr die Erzeugung des Stoffes, die Darstellung desselben, und die innige Harmonie zwischen Stoff und Form ausschließend auf die Rechnung seines productiven Vermögens kommt.

Idealische Gestalten unter der vollendetsten ästhetischen Form soll der Roman darstellen. Der Begriff des Idealen im Romane ist aber freilich in so fern relativ, in wiefern er an die productive Phantasie des Dichters angeknüpft ist. Hält sich diese Phantasie bei ihrer Darstellung an Facta der Geschichte; so kann sie höchstens den Helden, den sie in den Mittelpunct der Darstellung stellt, idealisiren, damit das Mögliche gleichsam in seiner Individualität mit dem Wirklichen zu Einem Ganzen verschmelze, und so entsteht das historische Gemählde, das, sobald der Dichter ein romantisches und kein historisches Ganze ankündigt, an sich nicht verwerflich ist, und blos nach ästhetischen, nicht nach historischen Gesetzen beurtheilt werden kann. Ueberflügelt aber die Phantasie die

Wirklichkeit; zeichnet sie Gestalten, die nie existirt haben, und welche einer idealischen Welt angehören, einer Welt, wie sie seyn soll, nicht, wie sie ist; so hat allerdings die Phantasie freien Spielraum; sie kennt dann kein höheres Gesetz, als die Grenzen ihrer eignen Vollendung; sie ruft Gestalten zum Daseyn, die blos nach der Analogie des Wirklichen, nach den Bedingungen menschlicher Verhältnisse und menschlicher Thätigkeit existiren, unbekümmert darum, ob je ein Individuum so handelte, und so handeln wird, lediglich deshalb besorgt, ob es so handeln kann, nach allen organischen, intellectuellen, ästhetischen und moralischen Beziehungen eines endlich vernünftigen Wesens. — Die productive Phantasie kann wohl im Romane noch einen höhern Schwung nehmen, wo aber die Gefahr, ihre eignen Grenzen zu überschreiten, immer höher steigt, und das Idealische nur durch das Transcendente begrenzt werden kann. Diesen höhern Schwung, der ihr aber in den stylistischen Producten dieser Art nur selten gelungen ist, wagt sie dann: wenn sie übermenschliche Wesen in den Kreis der Endlichkeit herabruft, in den Lauf menschlicher Schicksale verflicht, und zwischen diesen übermenschlichen Gestalten und den idealischen Menschen eine Wechselwirkung begründet, deren Knoten leichter zu schürzen, als zur völligen ästhetischen Befriedigung zu lösen ist.

In Angemessenheit zu dieser dreifachen Function, zerfällt der Roman in drei Untergattungen.

a) Der **historische Roman**. Sein Stoff ist aus der **wirklichen** Welt entlehnt; aber die Komposition verräth den Zauber der idealischen Form. Die Wirklichkeit wird nach dem Gesetze der Möglichkeit gestaltet, d. h. die productive Phantasie vertilgt das Zufällige aus der wirklichen Geschichte, vernichtet den Einfluß des Ohngefährs und der zufälligen Umstände, und unterwirft den Gang der Handlung dem Gesetze der Ideale. Das Gesetz des Idealischen für die poetische Form ist, in der Darstellung, zunächst das Gesetz der Möglichkeit; dann die möglichst höchste Versinnlichung des Uebersinnlichen, und zwar diese

Versinnlichung unter einer vollendeten schönen Form. Das Princip für die Vollendung des historischen Romans ist daher das Princip für eine ästhetische Form, deren innere Vollendung durch die unübertroffene Sinnlichkeit im Ausdrucke, und durch die idealische Freiheit in der Bewegung bestimmt wird. — Es ist daher unbillig, den historischen Dichter nach den Gesetzen der beglaubigten Geschichte zu messen; er kann nur nach den Gesetzen der Form beurtheilt werden; nur ein Aesthetiker kann sein Richter seyn.

b) Der **philosophische Roman**. Schon seinem Stoffe nach gehört er zur idealischen Welt. Der Dichter entfaltet in ihm nicht die Wirklichkeit, sondern die Möglichkeit. Das menschliche Leben, menschliche Individuen, wie sie seyn sollten, und selbst innerhalb der Schranken der Endlichkeit seyn könnten, nach allen ihren individuellen Gefühlen und Handlungen darzustellen, ist seine große Aufgabe. Nur nach der Analogie der Wirklichkeit muß er diese Gestalten formen, wenn sie Wahrheit in der ästhetischen Komposition haben sollen; ob je ein solches Wesen existirte, oder je existiren wird, das kümmert ihn nicht. Eine veredelte menschliche Individualität steht daher im Vordergrunde der Darstellung; alle Radien der stylistischen Umgebung brechen sich in diesem Ideale. Seine Vollendung ist zugleich der Triumph des Dichters, dessen stylistische Vollendung ihren Wiederschein in die Haltung und Durchführung des Hauptcharakters im philosophischen Romane zurückstrahlt. Zwar gehören die idealischen Familiengemählde, wo mehrere idealische Charaktere sich den Vorrang streitig machen, auch hierher; aber die höhere Vollendung des philosophischen Romans hängt von der freien Annäherung der Form an den Charakter der Epopöe ab. Tief muß das Gefühl durch die Darstellung angeregt und erschüttert werden; lange muß der Eindruck der Form wiederleben in dem unverdorbenen, und für eine höhere Empfindsamkeit empfänglichen Gemüthe. Je mehr im philosophischen Romane der Dichter über Stoff nnd Form zugleich gebietet; desto höher wird die Forderung an sein productives Vermögen steigen; desto glänzender wird er in

der Vollendung erscheinen, welche die Form, als einen Wiederschein seiner eignen subjectiven Vollendung, an sich trägt.

c) Der **chimärische Roman.** Ueber den Kreis des Idealischen hinaus liegt die Welt des Wunderbaren, des Göttlichen. Nur die Idee berührt sie; kein Ideal der practischen Vernunft vermag sie zu erreichen. Die Phantasie wagt ihren höchsten Schwung, wenn sie übermenschliche Wesen verkörpert, und gleichsam durch ihre Allgewalt in den Kreis des Möglichen bannt, den sie nach der Analogie der Wirklichkeit ins idealische Daseyn ruft. Mag sie dann immer die Tradition, die Mythologie für ihre Zwecke gestalten; selbst in die durch höhere Wesen bewirkte Schürzung und Auflösung des Knotens in der Darstellung muß sie den magischen Wiederschein des Wirklichen bringen, wenn nicht in dem **Mährchen**, der fruchtbarsten Gattung des chimärischen Romans, der Knoten zerhauen, statt durch einen kunstvoll angelegten Causalzusammenhang gelöset werden soll. — Das Helldunkel und die magische Beleuchtung, welche diese Art der Auflösung gewöhnlich umschweben, geben dem Mährchen ein lebhaftes Interesse für die augenblickliche Unterhaltung, obgleich durch dasselbe weder eine reine Darstellung der idealischen Welt, noch eine idealisirte Darstellung der wirklichen Welt hervorgebracht wird. — Immer bleibt der chimärische Roman nur **Zwittergattung**, die blos durch die ästhetische Kunst des Dichters ein momentanes Interesse erregen kann. Das Mährchen, und würde es noch so vollendet dargestellt, ist **keine reine**, sondern eine **zufällige** Form des Dichters, dessen Begeisterung, wenn sie die beiden ersten Formen berührt hätte, gewiß auch in diesen eine vollendete Form aufgestellt haben würde.

v. Blankenburg hat anonym einen Versuch über den Roman, Leipz. 1774, auf 528 Seiten geschrieben, der treffliche Sachkenntnisse, aber alles eher, als eine Theorie des Romans enthält. Der Verf. konnte seinen Stoff nicht erschöpfen, da, zwei bis drei treffliche Produkte abgerechnet, der Roman unter den Teutschen noch in der Kindheit lag, und jene Producte waren wenigstens nicht

geeignet, durch Abstraction von ihnen ein gemeinschaftliches Princip für die Klassifikation der Untergattungen des Romans, und für die Angabe des allgemeinen Charakters dieser Dichtungsart aufzustellen. Aber Verwunderung erregt es, daß noch bis itzt keine Theorie des Romans existirt, da wenigstens dem Aesthetiker der Weg zu Principien und zur Kritik, durch die mäßige Zahl romantischer Meisterstücke und durch die Sündfluth elender Producte dieser Gattung, gebahnt ist. — Immer verdient Blankenburgs Werk, als das bis itzt noch einzige in seiner Art, mit Achtung genannt zu werden. — Mit Eberhard, Theorie der schön. K. und W. S. 212 ff. kann ich durchaus nicht übereinstimmen, wenn er den Roman als ein episches Gedicht bezeichnet, „dessen Handlung nicht den höchsten Grad der ästhetischen Vollkommenheit hat, und insonderheit nicht wunderbar, und weder von ausgebreiteter noch stärkerer Wichtigkeit ist, oder dessen Personen nicht die höchste äußere Würde haben.“ — Aus welchen Mustern mag er wohl diesen Begriff abstrahirt haben? Sehr viele Romane sind nichts weniger, als episch. Viele haben aber den höchsten Grad ästhetischer Vollkommenheit; viele sind sogar wunderbar; viele zeichnen sich durch ausgebreitete und starke Wichtigkeit aus; in vielen haben die handelnden Personen eine hohe äußere Würde. — Eschenburg, Theorie und Lit. der schön. K. S. 335 ff. — Der von mir aufgestellten Bestimmung nähert sich mehr noch der kurze anonyme Aufsatz: Roman, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie ɩc., Th. 1, St. 1, S. 38 ff., wo der Verf. sagt: „Der heutige Roman unterscheidet sich von der eigentlichen Geschichte durch die Dichtung, und indem er sich dieser durch die Art der Darstellung nähert, so unterscheidet sich die Epopöe von ihm durch den größern Grad der ästhetischen Vollkommenheit der Darstellung, durch die Größe der Handlung, die äußere Wichtigkeit der Personen, die Pracht der Einkleidung, den Glanz und die Erhabenheit der Diction.“ — Unbedeutend ist das, was Meiners, Theorie und Gesch. der schön. Wiss. S. 359 f. über den Roman sagt. — Pörschke, Ged. über die Phil. d. Sch. Th. 2, S. 134 ff., scheint den Charakter des Romans nicht zu erschöpfen, wenn er ihn für eine Art von epischem Gedichte erklärt, dessen Hauptgegenstand die Erscheinung der Liebe ist. Psychologisch wahr ist die Bemerkung (S. 136 ff.): „Je mehr über Liebe geredet wird; desto mehr verliert sie das Thierische, und je mehr auf ihre höhere Bestimmung für den Menschen gesehen wird,

desto mehr wird ihr das Schädliche benommen. Wo es viele Romane gibt, da gibt es viele Achtung gegen die Weiber. Wo diese noch, wie zu den Zeiten des Herkules und Theseus, keine andere als thierische Bestimmung haben; da ist ein Roman unmöglich. Wo die Weiber durch ihre Reize gebietend wurden; wo die Ritter sie gleichsam zu ihren Schutzgeistern erhoben; da entstand der Roman, ein sehr gefährliches Ding für den, welcher ihn nicht zur Disciplin, sondern zum Genusse braucht." — Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 326 ff., hält den Roman gar nicht für eigentliches Kunstwerk, und erklärt ihn für „die Darstellung von Begebenheiten, die der Wirklichkeit ganz abgeliehen, und höchstens so weit idealisirt sind, daß das ganz Alltägliche und Anstößige, welches bei dergleichen Vorfällen in der Wirklichkeit mit unter läuft (?), vermieden ist." — Sollte Heusinger wohl den Agathon gelesen haben? — Vielleicht zu tief stellt v. Humboldt, ästhet. Versuche, Th. 1, S. 202, den Roman, wenn er ansteht, denselben unter die Werke der Dichtung aufzunehmen, und zwar „weil er mit der wesentlichen (?) Bedingung eines jeden Gedichts, mit der rhythmischen Einkleidung, unverträglich sey." — Diese Unverträglichkeit zugestanden; so ist doch die rhythmische Einkleidung nicht die wesentliche Bedingung eines jeden Gedichts. — Ueber romantische Charaktere hat Herder in s. Adrastea, St. 2, S. 289 ff. treffende Bemerkungen. — In einem Helldunkel, das aber die Objecte des Romans und Mährchens nicht ohne Wahrheit darstellt, zeichnet Herder, Adrastea, St. 3, S. 132 ff. die Gesetze des Romans und Mährchens. — „Das Ideal des Mährchens sowohl als aller Romane ist der Traum; dieser zeichnet ihnen mit seinem Kranze und mit seinem Stabe den Umriß ihrer Kunst vor. Also! 1) umfasse den Traum ganz; halb wachen, halb träumen, ist ein ermattender, rastloser Zustand. Wem die Gabe, zu bezaubern, versagt ist, wolle nicht bezaubern; er lehre wachend, nicht träumend. Noch minder störe der Dichter sein eignes Werk, indem er uns mitten im Traume aufschüttelt, und, daß es nur ein Traum sey, ungeschickt belehret. Nicht immer weiß der Dichter sein eignes Gebilde genugsam zu schonen, und zu ehren; sofort verfliegt der Zauber. 2) Die in uns wirkende, Vieles zu Einem erschaffende Kraft, ist der Grund des Traumes; sie werde auch Grund des Romans, des Mährchens. Fehlt es diesem an Einheit, an Verstand, an Absicht, sowohl im Gange, als in Fortleitung der Scenen; so ists ein kranker, gebrechlicher Traum. Nichts foltert im Schlummer

uns mehr, als wenn wir suchen und nicht finden. 3) Ueber das grobe Gewirre des wachenden Lebens hebt uns der Träum; er zeichnet feiner. So hebe uns auch über die gemeine Welt der Roman, das Mährchen. Alltägliche Dinge sehen und hören wir täglich, wozu, o Dichter, trägst du den magischen Stab und die Krone, als daß du uns in eine andere Welt zaubern, und magisch erfreuen und belehren sollst? Mit trivialen Geschichten und Fratzengestalten, willst du uns wie ein Alp erdrücken und tödten? 4) Das Wunderbare des Traumes ist sein süßester Reiz. Je zärter es Mährchen und Romane webt und überwebt; desto anmuthsreicher sind sie. Dagegen alles grobgesponnene, mühsam erdrechselte Wunderbare uns wunderbar wegscheucht. Zu Wunderthaten gehören große Hebel, und auch in der Seele des Dichters große Kräfte. Jedes Wunder muß necessitirt werden, so daß es itzt und also nicht anders als erfolgen kann. 5) Im Traume endlich sind wir uns die schärfsten Richter. Aus dem tiefsten Grunde hohlt er die Heimlichkeiten und Neigungen unsers Herzens hervor, stellt unsre Versäumnisse und Vernachläßigungen ans Licht, bringt unsre Feinde uns vor Augen, und weckt und warnet und strafet. So thue es auch unabläßig und unvermerkt der Roman, das Mährchen. Hierdurch gewinnen sie ein magisches, sowohl als moralisches Interesse, an welches, außer dem Drama, keine andere Dichtungsart reichet. Der Traum macht uns Personen kenntlich, und sie sinds doch nicht; ähnlich und doch nicht dieselben; er zeichnet im Mondlicht. So auch der Roman, das Mährchen. Sie strafen Laster und Thorheiten, aber an schwebenden Gestalten. Die Vergangenheit, wie die Zukunft stellen im Zauberspiegel der Ahnung sie dar, unendlich, unvollendet; unsre Seele soll sie vollenden. Wünsche des Herzens endlich, — der Traum bildet schöner als Praxiteles und Lysipp; er mahlt schöner als Raphael und Guido, vorzüglich geistige Gestalten; die Stimmen in ihm sind von magischer Kraft und Wirkung. — Ihr Dichter fühlt euren Beruf! Voll Geistes der heiligen Götter, träumt glücklich!" — Unter der Rubrik: Princip für die Darstellung der erdichteten Geschichte, habe ich mich in meiner Theorie des Styls, Th. 2, S. 290 ff., über die Theorie des Romans erklärt.

*) Im historischen Romane verdienen ausgezeichnet zu werden:

A. v. Haller, Alfred, König der Angelsachsen. Götting. 1773. — Fabius und Cato, Götting. 1774. — Usong, eine orientalische Geschichte. Götting. 1778.

Feßler, Marc Aurel, 4 Th. Berl. N. Aufl. 1796. — Matthias Corvinus, 2 Th. Berl. 1793. — Attila, König der Hunnen, Berl. 1794. — Aristides und Themistokles, 2 Th. Berl. 1792. — Alexander der Eroberer, 1r Th. Berl. 1797. —

Jul v. Soden, die Spanier in Peru und Mexiko, 3 Th. Berl. 1793.

A. G. Meißner, Bianca Capello, N. Aufl. Leipz. 1800. — Alcibiades, 4 Th. N. Aufl. Leipz. 1785. — Masaniello, Leipz. 1785. — Spartakus, Berl. 1793. — Epaminondas. Prag 1798.

Rup. Becker, romantische Chroniken, 2 Th Leipz. 1794.

(Milbiller) Walther von Montbarry, 2 Th. Leipz. 1786. — Thekla von Thurn, 2 Th. Leipz. 1788. — Hermann von Unna, 2 Th. Leipz. 1788. — Konrad und Siegfried von Feuchtwangen, 2 Th. Leipz. 1792.

F. Rambach, Hiero und seine Familie, 2 Th. Berl. 1793.

F. L. Schlenkert, Friedrich mit der gebißnen Wange, 4 Th. Leipz. 1786 ff. — Graf Wiprecht von Groizsch, 3 Th. Zürich 1789. — Kaiser Heinrich der vierte, 5 Th. Dresd. 1788. — Rudolph von Habsburg, 4 Th. Leipz. 1792 ff. — Moritz, Churfürst von Sachsen, 4 Th. Zürich 1798. — Bernhard von Weimar, 4 Th. Leipz. 1800.

3) Im philosophischen Romane (wohin auch die sentimentalen Kompositionen, die Familiengemählde ꝛc. gehören) verdienen ausgezeichnet zu werden:

a) ernsthafte Form.

F. M. v. Klinger, Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt, Leipz. 1799. N. Aufl. — Geschichte Raphael de Aquilas, Leipz 1799, N. Aufl. — Geschichte Giafars des Barmeciden, 2 Th. Leipz. 1799. N. Aufl. — Reisen vor der Sündfluth. — Der Faust der Morgenländer, Riga 1797. — Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit, Leipz. 1798. — Der Weltmann und der Dichter, Leipz. 1798. — Sahir, Evas Erstgebohrner im Paradiese, Leipz. 1798.

F. v. Schiller, Geisterseher, 1r Th. Leipz. 1790. (unvollendet — die 2 Theile Fortsetzung sind nicht von ihm.)

Bouterweck, Graf Donamar, 3 Th. Götting. 1791. — Gustav und sein Bruder, 2 Th. Halle 1797.

F. H. Jacobi, Woldemar; 2te Aufl Königsb. 1796.

K. Ph. Moritz, Anton Reiser, 5 Th. Berl. 1785 ff.

K. Spazier, Karl Pilgers Roman seines Lebens, 3 Th. Berl. 1792.

J. G. Schummel, Spitzbart. Leipz. 1789.

C. M. Große, der Genius, 4 Th. Halle 1791.

(Meyer) Dya-Na-Sore, oder die Wanderer, 3 Th. Wien 1787 ff. — N. Aufl. in 5 Th. 1800.

Der Kettenträger, 2 Th. Leipzig 1796.

b) Sentimentale Form.

v. Göthe, Leiden des jungen Werther. Leipzig 1776.

J. J. Dusch, der Verlobte zweier Bräute, (umgearbeitete Geschichte: Karl Ferdiners,) 3 Th. Bresl. 1785.

J. M. Miller, Siegwart, 3 Th. Leipzig 1777. — Geschichte Karls von Burgheim und Emilie von Rosenau. 4 B. Leipzig 1779.

J. T. Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, 6 Th. Leipzig 1778. — Für Aeltern und Ehelustige, 5 Th. Leipzig 1790. — Für Töchter edler Herkunft, 3 Th. 1787. — Manch Hermaon, 2 Th. 1788.

A. Lafontaine, Gemählde des menschlichen Herzens, (der Naturmensch; der Sonderling) 4 Th. Halle 1799. N. A. — Rudolph von Werdenberg. Berlin 1793. — Klara du Plessis und Klairant. Berlin 1795. — Leben und Thaten des Freih. Quinct. Heimaran von Flaming, 4 Th. Berlin 1795. — Familie Halden, 2 Th. Berlin 1797. — Saint Julien. Berlin 1797. — Hermann Lange, 2 Th. Berlin 1799. — Karl Engelmanns Taschenbuch, Berl. 1800. — Theodor, 2 Th. Berlin 1802. — Leben eines neuen Landpredigers, Berlin 1802. — Henriette Bellmann 2 Th. Berl. 1802. — Feodor und Marie, Berl. 1803. — Rudolph und Julie, 2 B. Halle 1800. — Spiegel des Lebens, 1803.

A. v. Kotzebue, Leiden der Ortenbergischen Familie, 2te Aufl. Leipzig 1792.

(Heinse) Ardinghello, und die glückseligen Inseln, 2 Th. 1794. — Hildegard von Hohenthal, 3 Th. Berlin 1796.

Demme, der Pachter Martin und sein Sohn; 2 Th. Leipzig 1792. N. Aufl. in 3 Theilen. Leipz. 1802. — Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben. Leipzig 1792.

C. F. Sintenis, Hallos glücklicher Abend, 2 Th. Leipz. 1783. (N. A.) — Theodors glücklicher Morgen, 2 Th. Hannover (1801. N. A.) — Elias Klaprose, Exmagister. Berl. 1785. — Veit Rosenstock, 3 Th. Wittenb. 1782. — Max Wind und Consorten. Wittenb. 1783. — Begebenheiten der Rheinfeldischen Familie, 2 Th. Wittenb. 1779. — Trakimor, 2 Th. Berl. 1787. (Flemmings Geschichte, 3 Th. Berl. 1789. — Hallo der zweite,) 2 Th. Leipz. 1797. — Waldro, oder der letzte Vater in der Reihe der Edlen, 3 Th. Halle 1781. — Vater Roderich unter seinen Kindern, 3 Th. N. Aufl. 1802. — Robert und Elisa, oder die Freuden der höhern Liebe, 2 Th. — Stunden für die Ewigkeit verlebt, 2 Th.

L. Th. Kosegarten, Ewalds Rosenmonde. Berl. 1791. — Hainings Briefe an Emma, 2 Th. Leipzig 1791. — (Uebers. der Klarissa, 8 Th. Leipzig 1790 ff.) Ida von Plessen, 2 Th. Dresden 1800. — Jucunde von Castel, 2 Th. — Adele Cameron. —

Bianca del Giglio, 2 Th. Dresden 1801. — Julie von Reinau.

J. K. Wetzel, Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Empfindsamkeit, 2 Th. Leipzig 1782. — Hermann und Ulrike, 4 Th. Leipzig 1779. —

Soph. de la Roche, Geschichte der Fräulein von Sternheim, 2 Th. Leipzig 1771. — Rosaliens Briefe, 4 Th. 1779 ff. — Schönes Bild der Resignation, 2 Th. Leipz. 1790. — Fanny u. Julie, 2 Th. Leipzig 1801.

J. H. Jung, (Heinrich Stilling,) Theobald oder die Schwärmer, 2 Th. Leipzig 1784. — Heimweh, 5 Th. Marb. 1794 ff. Geschichte Florentins von Fahlendorn, 3 Th. Mannheim 1781.

C. Soph. Ludwig, Familie Hohenstamm, 4 Th. Leipz. 1793.

G. A. Eberhard, Ferdinand Warner, 2 Th. Halle 1802.

Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte, 2 Th. Berl. 1787. 3te Aufl. 1798.

Soph. Mereau, Amanda und Eduard, 2 Th. Frankf. 1803.

c) Leichtere Form.

C. M. Wieland, Agathon. — Sylvio von Rosalia. — Abderiten. — Peregrinus Proteus. — Danischmend. — Aristipp. —

K. L. Heyne, (Anton Wall) Bagatellen, 2 Th. Leipzig 1785. — Erzählungen nach Marmontel, Leipz. 1787. — Amathonte, Altenb. 1799. — Das Lamm unter den Wölfen. Altenb. 1799. — Murad, Altenb. 1800. — Corane, Altenb. 1801. — Morgenländische Erzählungen, Alt. 1804.

J. K. A. Musäus, physiognomische Reisen, 4 Th. Altenburg 1779. — Der teutsche Grandison, 2 Th. Eisenach 1781. —

J. G. Müller, Siegfried von Lindenberg, 4 Th. 6te Auflage. Leipzig 1802. — Die Herren von Waldheim, 4 Th. Gött. 1785 ff. — Emmerich, 8 Th. — Herr Thomas, 4 Th. — Selim der Glückliche, 3 Th. Berl. 1793. — Friedrich Brack, 4 Th. Berl. 1793. — Sara Reinert, 4 Th. Berl. 1798. — Wilh. Leevend, 2 Th. Mainz 1799. — Klärchen Wildschütt, Berl. 1800. —

J. F. Jünger, Fritz, ein komischer Roman, 4 Th. Berlin 1796 (Fortsetzung von einem andern). — Wilhelmine, 2 Th. Berl. 1795 — Der Schein betrügt. 3 Th. Libau 1789.

Fr. Schulz, kleine Romane, 5 Bände. Leipz. 1788. — Leopoldine, 2 Th. Leipzig 1791. — Josephe, Weimar 1791. — Moritz, 3te Aufl. Weimar 1792 — Zaide, Berl. 1789.

Schulz (Friedrich Laun) der Mann auf Freiers Füßen. Freyberg 1800. — Das Orakel, Freyberg 1802. — Der Mädchenhofmeister. Freyb. 1800. — Heirathshistorien, Freyberg 1801. — Die Gevatterschaft, Pirna 1801. — Das Kleeblatt. Pirna 1802. — Rudolph von Linden, 3 Th. Freyb. 1802. — Das Schleppkleid. — Prinz Gelbschnabel. — Zwei Bräute für einen Mann. — Historien ohne Titel, Dresd. 1804. Reisescenen, Leipz. 1804

G. Schilling, Guido von Sohmsdom, 4 Th. Freyb. 1791. N. A. — Julius, 2 Th. Freyb. 1798. — Röschens Geheimnisse, 2 Th.

Pirna 1798. — Klärchens Geständnisse, 3 Th. Freyb. 1799. — Die schöne Sybille, 2 Th. Freyb. 1799. — Reise nach dem Tode, Pirna 1800. — Emma, das Weib, wie es ist, Pirna 1800 — Der Mann, wie er ist, Pirna 1801. — Leben im Fegfeuer, Pirna 1801. — Gotthold, 2 Th. Pirna 1801. — Die gute Frau, Pirna 1802. — Der Roman im Romane, 2 Th. Pirna 1802. — Die Ignoranten, 2 Th. Pirna 1803. — Der Beichtvater, 2 Th. 1804. — Die Versucherinnen, 1804. — Abendgenossen, 1804.

d) Gemischte Form.

Hippel, Lebensläufe nach aufsteigender Linie. 4 Th. Berl. 1778 ff. — Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z. —

Fr. Nicolai, Leben und Meinungen des Magist. Sebaldus Nothanker, 3 Th. Berl. 1776. — Geschichte eines dicken Mannes, 2 B. Berl. 1794. — Sempronius Gundibert. Berl. 1798. —

von Knigge, Roman meines Lebens. 4 Th. Frankf. 1787. — Geschichte Peter Klausens, 3 Th. 4te Aufl. 1794. — Gesch. Ludwigs von Seelberg, oder die Verirrungen des Philosophen, 2 Th. Frankf. 1787. — Gesch. des armen Herrn von Mildenburg, 3 Th. Hannover 1789, — Das Zauberschlo, Hannov. 1791; — Reise nach Braunschweig, Hannov. 1792. — Geschichte des Amtsraths Gutmann, Hannov. 1794. — Noldmanns Gesch. der Aufklärung in Abyssinien, 2 Th. Gött. 1791. — Des Etatsraths von Schafkopf hinterlassene Papiere, Breslau 1793. —

C. G. Salzmann, Karl von Karlsberg. 6 Th. Leipz. 1783 ff. — Constants curiose Lebensgesch. 3 Th. Leipz. 1791.

C. G. Cramer, Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasmus Schleichers, 2 Th. 3te Aufl. Leipz. 1795. (die übrigen Romane dieses Werks, selbst die Fortsetzung des Schleichers, können hier keinen Platz finden.)

C. F. Bretzner, das Leben eines Lüderlichen, 3 Th. Leipz. 1790.

Göthe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, 4 Th. Berl. 1795.

L. F. Huber, Familie Seldorf, 2 Th. Tübing 1795.

Jean Paul (Fr. Richter), Hesperus, oder 45 Hundsposttage, 3 Th. N. A. — Unsichtbare Loge, 2 Th. Berl. 1793. — Leben des Quintus Fixlein, Bayreuth 1796. — Auswahl aus des Teufels Papieren, Gera 1789. — Grönländische Processe, 2 Th. Berl. 1783 — Biographische Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin, Berl. 1796. — Blumen- Frucht- und Dornenstücke 3 Th. Berlin 1796. — Der Jubelsenior. Leipz. 1797, — Das Kampanerthal, Erfurt 1797. — Palingenesieen, 2 Th. Gera 1798. — Briefe, und bevorstehender Lebenslauf, Gera 1799. — Das heimliche Klaglied der itzigen Männer, u. die Gesellschaft in der Neujahrsnacht. Bremen 1801. — Titan, 4 Th. Berl. 1800. ff. — Clavis Fichtiana. —

J. J. Engel, Herr Lorenz Stark, Charaktergemählde. Berlin 1801.

von Thümmel, Reisen in die mittäglichen Provinzen von

Frankreich, 9 Theile (vollendet) Leipzig 1791 ff. (hat als Kunstwerk einen eignen Charakter).

Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte. Leipzig (in 5 Auflagen.)

Agnes von Lilien, 2 Th. Berlin 1798.

J. G. D. Schmiedtgen, das Haus von Grodnow, 2 Th. Leipzig 1798. — Die stille Ecke am Rohrteiche, 2 Th. Leipz. 1800. — Der hohe Windbruch. Leipz. 1800. — Anna, oder der Fallstrick der Ehre und des Reichthums, Volksbuch Gera 1796. — Helene, oder so kommt man zu Ehren; Volksbuch. Leipzig 1797.

Lindau, (pseudonym) Heliodora, oder die Lautenschlägerin aus Griechenland, 2 Th. Meißen 1999. — Adolar, 2 Th. Freyberg 1802. — Ermina, Meißen 1800. — Erato, Meißen 1802.

Die Urne im einsamen Thale. 4 Th. Leipz. 1799.

Das goldene Kalb, 4 Th. Gotha 1802 f.

e) Im chimärischen Romane verdienen Erwähnung:

A. G. Meißner, der unsichtbare Kundschafter, 2 Th. Berlin 1791 ff.

C. H. Spieß, der Alte überall und Nirgends, 2 Th. Prag 1794. — das Petermännchen, Prag 1793. — Der Mausefallen- und Hechelkrämer. Prag 1794.

C. Tschink, Geschichte eines Geistersehers, 3 Th. Wien 1790.

(H. Zschocke) die schwarzen Brüder, 3 Th. Frankf 1793.

(Der Auswurf unsrer Literatur in dieser Gattung kann nicht aufgeführt werden.)

§. 262.

3) Die dramatische Poesie.

Die dramatische Poesie enthält die Darstellung einer Totalität von Begebenhieten, von der sich der Dichter begeistert fühlt, unter einer ästhetischen Form, die reines Wohlgefallen erregt, und zwar in einer dialogischen Einkleidung, in welcher wegen der Haltung der Objecte und Charaktere, die Individualität des Dichters nur an den allgemeinsten Zügen der Form erkannt wird,

Begebenheiten, und also die Vergangenheit oder die Gegenwart, sind der Stoff der dramatischen Poesie. Selbst die idealisirte Charakterzeichnung muß im Drama entweder unter der Form der Vergangenheit oder der Gegenwart erscheinen. So wenig aber, als der Romanendichter, an die historische Wahrheit, sondern blos an die psychologische Wahrscheinlichkeit gebunden ist; so wenig läßt sich auch der dramatische Dichter das Recht verkümmern, seine historischen Charaktere als idealische Charaktere aufzuführen.

Da mehrere Romanendichter ebenfalls für ihre Darstellungen die dialogische Form wählen; so ist auch diese kein ausschließendes Eigenthum des dramatischen Dichters geblieben. Demohngeachtet findet eine Grenzlinie zwischen der dramatischen und der romantischen Poesie statt. Die dramatische Poesie beabsichtigt nämlich bei ihrer Versinnlichung unbedingt die **Vergegenwärtigung** der Objecte, und vermittelst derselben die **Einheit und Vollendung ihrer Form** innerhalb des Kreises, den die productive Phantasie für die Totalität ihrer Schöpfung selbst erfindet. Jedes dramatische Kunstwerk ist nämlich in sich ein ästhetisch abgeschlossenes Ganze, und der Stoff wird nach den Gesetzen der Form behandelt, um vermittelst der Form ein reines Wohlgefallen an derselben zu veranlassen.

Die Forderung an die ästhetische Darstellung steigt aber in der dramatischen Poesie um so höher, weil dieselbe zunächst auf theatralische Darstellung berechnet seyn, und also in die Bedingung, daß die Form ein reines Wohlgefallen errege, die beständige Rücksicht auf individuelle Charakterdarstellung, auf Declamation und Gesticulation, und auf die Totalität des vermittelst der vollendeten dramatischen Form hervorzubringenden ästhetischen Eindrucks, eingeschlossen seyn muß.

Wenn z. B. im Epos der Dichter, der den Helden schildert, überall hervorleuchtet; so übernimmt in der dramatischen Poesie der Held gleichsam sein eignes Spiel, und der Dichter tritt in den Hintergrund zurück. Seine Individualität verschmilzt in den Individuen, die seine Kunst zum Daseyn ruft, und das Werk krönt seinen Meister um so mehr, je mehr man über der Darstellung den Dichter vergißt, und sich blos an die Geschöpfe seiner Phantasie dahin gibt, die ein lebensvolles und ästhetisches Ganze durch die schöpferische Zeichnung seiner productiven Phantasie bilden.

Der wesentliche Charakter aller Producte der dramatischen Poesie ist: **Einheit des Planes und der Handlung, und weise Berechnung des ganzen Details der Gruppirung zu einem Totaleindrucke, der reines Wohlgefallen an der Darstellung hervorbringt.** Zu

dieser Einheit des Planes gehört denn die sichere Zeichnung und Haltung der Hauptperson, die im Mittelpuncte jeder dramatischen Dichtung stehet; die ästhetische Vollendung der Umgebung um dieselbe; die scheinbar kunstlose, aber von der höchsten productiven Kraft des Dichters zeugende Verwicklung und Verkettung in der Folge der Begebenheiten, und die aus dieser Verwickelung natürlich hervorgehende, und gleichsam mit derselben gegebene, Entwickelung des Ganzen, in Angemessenheit zu dem Charakter, den die Form der Darstellung angenommen hat, und durch dessen Einheit in der Haltung und Durchführung, worin eben die ästhetische Kunst am meisten sichtbar wird, sie dem Ganzen das Gepräge der Vollendung aufdrückt.

Die äußere Form des Drama nach der Eintheilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte) wird durch die ästhetisch berechnete Folge der Begebenheiten bestimmt, um dadurch die innere Einheit zu vollenden, welche von der Symmetrie in der Bearbeitung der einzelnen Theile abhängt. Die Willkühr und der Zufall dürfen also diese Unterabtheilungen nicht herbeiführen; sie müssen vielmehr sogleich in der Anlegung des Ganzen und in der Berechnung der Verhältnisse der darzustellenden handelnden Personen gegen einander im Voraus bestimmt werden. Nach diesem sorgfältig gehaltenen Plane muß jede Scene in ihrer Beziehung auf den Act, zu dem sie gehöret, und jeder Act nach seiner Beziehung auf die Totalität der dargestellten Form erkannt werden können, und durch die Mannigfaltigkeit der Theile die Einheit des Planes und die ästhetische Vollendung der ganzen Darstellung keinesweges gestört werden. Aus diesem Gesichtspuncte gefaßt, darf keine Person, die in dem Drama erscheint, keine Scene, am allerwenigsten ein ganzer Act, müßig dastehen und gleichsam überflüßig erscheinen; Ein Geist muß vielmehr das Ganze anhauchen und durchdringen, und dieser Geist muß sich um so mächtiger ankündigen, je mehr die verschlungne Verwickelung sich der ästhetisch vorbereiteten Entwickelung nähert.

Der Dialog muß dem Charakter der handelnden Personen und ihrer Individualität ganz angemessen seyn, in sich

selbst aber, als stylistisches Produkt, solch ein Ganzes bilden, daß man auch, abgesehen von der dramatischen Beziehung desselben, auf ihm selbst mit Wohlgefallen verweilen würde, weil er, als vollendete stylistische Form, den Forderungen der Korrectheit und Schönheit völlig angemessen ist. — Das Costumiren, die Pantomime, die theatralische Musik ꝛc. und überhaupt alles, was der Schauspielkunst, als einer isolirten Kunst, angehört, kann nicht unter den poetischen Formen abgehandelt werden, sondern muß von der Aesthetik selbst ausgehen, die alle isolirte Künste unter sich zur Totalität, nach ihren allgemeingültigen Gesetzen, verbindet.

Jede dramatische Darstellung muß Einheit haben, d. h. sie muß durch die Verwickelung hindurch bis zur befriedigenden Entwickelung fortgeführt seyn, und durch das Wohlgefallen, das durch die vollendete ästhetische Einheit der Form hervorgebracht wird, muß die Anregung und Rührung des Gefühlsvermögens bewirkt werden.

Die Vollendung der Einheit der dramatischen Form und das dadurch angeregte Gefühl der Lust oder Unlust sind nun das Princip für die Untergattungen der dramatischen Poesie.

1) Das Trauerspiel hat, als dramatische Darstellung Einheit; aber diese Einheit endigt sich mit dem Unterliegen des dargestellten Helden. Das durch die ganze Darstellung angeregte gemischte Gefühl der Lust und Unlust kann daher blos durch das Wohlgefallen an der Kraftäußerung des dargestellten Helden und durch das Wohlgefallen an der Form der Darstellung zuletzt sich in ein Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust auflösen.

2) Das Lustspiel hat, als dramatische Darstellung, Einheit; aber durch die ganze Darstellung wird das Gefühl der Lust angeregt, theils durch das Wohlgefallen an dem dramatischen Gegenstande, theils durch das Wohlgefallen an der Form der Darstellung selbst.

3) Das Schauspiel hat, als dramatische Darstellung, Einheit; aber es steht in der Mitte zwischen Trauer- und Lustspiel. Durch die Darstellung selbst, wird das ge-

mischte Gefühl der Lust und Unlust angeregt; doch durch die glückliche Entwickelung des Schicksals, so wie durch die ästhetische Vollendung der Form wird zuletzt das **Uebergewicht** der Lust über die Unlust begründet.

Alle drei wesentliche Formen der dramatischen Poesie bewirken zuletzt das Gefühl der Lust, sonst könnten sie keine rein poetischen Producte seyn; aber jede bewirkt es auf eine andere Weise. In allen dreien muß das Wohlgefallen an der Form der **Hauptgrund** des erregten Gefühls der Lust und des Uebergewichtes desselben über das Gefühl der Unlust seyn; **sonst ist das Product kein Kunstwerk.**

Nach Sulzer, Theorie rc. Th. 1, S. 705. ff. ist Drama ein zu wirklicher Vorstellung einer Handlung verfertigtes Gedicht. — Art. Schauspiel, Th. 4, S. 253 ff. — **Eschenburg**, Theorie und Lit. d. sch. Wiss. S. 215 ff. — Schulgerecht, im Geiste der ältern französischen dramatischen Poesie, handelt Ramlers Batteux, Th. 2, S. 219 ff. — von der dramatischen Poesie; S. 275 ff. von der Tragödie, und S. 392 ff. von der Komödie. — Ungleich größer war der Effect, den **G. E. Lessings** Hamburgische Dramaturgie durch ihre Kritik, Fruchtbarkeit, Neuheit der Ansichten und Vielseitigkeit der Urtheile hervorbrachte, (s. dessen sämtl. Schriften, Berlin 1794, 24 u. 25 Theil). Noch immer muß sie der Kodex für jeden Schriftsteller über die dramatische Poesie seyn. — **Eberhard**, Theorie d. sch. K. u. W. S. 183, nennt das dramatische Gedicht, in weiterer Bedeutung, ein Gedicht, welches eine poetische Handlung vorstellt, und verbreitet sich dann weiter über die dramatische Poesie. — **J. J. Engel**, über Handlung, Gespräch und Erzählung, in d. N. Bibl. der sch. W. u. K. Th. 16, St. 2, und abgedruckt in s. Schriften, Th. 4, S. 101 ff. bestimmt den Begriff von Handlung, als: eine Veränderung durch die Thätigkeit eines Wesens werden sehen, das mit Absicht wirket. — So ausführlich auch **H. Blair**, Vorlesung. über Rhet. u. sch. W. Th. 4, S. 181 ff. sich über die dramatische Poesie und deren Untergattungen verbreitet; so erschöpfen doch seine Untersuchungen den Charakter derselben nicht. — Nach **Pörschke**, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 65. ff. ist das Drama „ein System für den Zweck der Dichtkunst geordneter freier Erscheinungen oder Handlungen.“ Ausführlich und geistvoll verbreitet er sich über das Detail derselben. — Das Schauspiel ist ihm (S. 78.) „ein

System für den Zweck der Dichtkunst geordneter handelnder Wesen, die als gegenwärtig durch Mimen vor unsere äußere Anschauung gebracht werden.„ — Der Knoten des Drama ist, bei ihm, die Ungewißheit der Entwickelung oder des Ausganges der Handlung; dieses Verbergen des Ziels muß, so wie jede Ungewißheit des Schicksals eines für uns nicht gleichgültigen Wesens, das Interesse vermehren. Das Schürzen des Knotens ist das Geschäft aller Personen des Drama, die entweder mittelbar ader unmittelbar dazu beitragen; und dieser Beitrag bestimmt die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Rollen. — Zu unbestimmt ist Heusingers Begriff vom Drama, (Handb. der Aesth. Th. 2, S. 244 u. S. 295 ff.): es sey eine von wirklichen Personen vorgestellte umständliche poetische Darstellung einer Begebenheit — F. V. Reinhard, über die Grundsätze des Schönen, S. 79 ff. sagt: „Ein dramatisches Gedicht ist dasjenige, welches eine gewisse Begebenheit so darstellt, daß die handelnden Personen ihre Gesinnungen selbst äußern und alles ausführen. In dramatischen Gedichten wird die Hauptsache nicht erzählt, sondern wir sehen sie vor unsern Augen vorgehen und geschehen.„ — Ueber das Verhältniß zwischen Tragödie und Komödie hat sehr viel Lehrreiches: Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung (kleinere pros. Schriften, Th. 2, S. 78 ff.) — Ueber das Drama, dessen griechischen Ursprung, und die ältere und neuere Tragödie Herders Adrastea, St. 4, S. 286 ff. — Größtentheils mit den aufgestellten Gesichtspuncte stimmt überein: Harris, phil. Kritik der Lit. übers. von Jenisch, S. 74 ff. — Ein trefflicher Artikel: Drama, von Blümner, im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 331 ff. Der Art. Handlung, von Heydenreich, ebend. S. 560 ff. — Zu vergl. M. Hißmann, über den Hauptzweck der dramatischen Dichtkunst, im teutschen Museum, 1777, December. — K. F. Kretschmann, Abhandlung über das Drama, im 4ten Th. seiner Schriften, S. VI ff. — Von einem geläuterten Geschmack zeugen: (von Einsiedel) Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst, nebst der Analyse einer komischen und tragischen Rolle Falstaf und Hamlet von Shakesspeare, Leipz. 1797, obgleich die Theorie dadurch nicht erschöpft ist. — Mit Begeisterung für den Gegenstand ist die (schon 1781 geschriebene) Vorlesung von Schiller, die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet; abgedruckt in seinen kleinern pros. Schriften, Th. 4, S. 1. ff. Das Haltbare in derselben verdient eine Bearbeitung in einer noch zu erwartenden festern Dramaturgie. —

J. C. Gottsched, Vorrath zu einer Geschichte der teutschen Schaubühne, oder kritisches Verzeichniß aller teutschen Schauspiele bis auf jetzige Zeiten, 2 Th. Leipz. 1757 — 1766.

Ifflands, theatralische Laufbahn, im ersten Theile seiner dramatischen Werke. Leipz. 1796.

Fr. Schiller, Briefe über Don Karlos, im 1 Th. seiner kleinern pros. Schriften, S. 163 ff.

C. A. Böttiger, Entwickelung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen. Leipzig 1796.

Allgemeinste Grundsätze der dramatischen Dichtkunst nach Lessing, Engel und Eschenburg. Leipzig 1797.

Briefe über das versificirte Drama; ein Beitrag zur pragmatischen Geschichte der dramatischen Poesie. Leipzig 1801. (Der Verf. erklärt sich für das versificirte Drama.)

Die einzelnen Theaterzeitungen und Flugschriften, die dahin einschlagen, in der Literatur des Artikels: bei Sulzer, Th. 1, S. 724 ff.

Ueber W. Shakspeare, von J. J. Eschenburg. Zürich 1787. (ist reichhaltig, aber etwas weitschweifig, und bedürfte in manchen Resultaten einer neuen Bearbeitung.)

Geschichte der Schaubühne und Theaterdichter bei allen Völkern, 2 Theile. Leipz. 1791. (unbedeutend.)

Valdastris, Preisschrift über das bürgerliche Trauerspiel, in der N. Bibl. der schönen Wiss. 52 B. 2 St. S. 26 ff.

C. Garve, über die Rolle der Wahnwitzigen in Shakespeare's Schauspiele, und über den Charakter Hamlets insbesondere, in s. Vers. über Geg. der Lit. Th. 2. S. 431. ff.

J. W. Ziegler, Hamlets Charakter, nach psychologischen und physiologischen Grundsätzen, durch alle Gefühle und Leidenschaften zergliedert. Wien 1803. (ein verunglücktes Machwerk, vergl. darüber: N. A. T. Bibl. 86 B. 1 St. S. 65. ff.)

§. 263.

1) Das Trauerspiel.

Wenn es überhaupt der Charakter der dramatischen Poesie ist, freie Wesen in dem bestimmten Kreise selbstthätiger Wirksamkeit darzustellen; so hat das Trauerspiel die unmittelbare Bestimmung, das handelnde Wesen im Anstreben und im Kampfe gegen die Hindernisse zu versinnlichen, die sich seiner Selbstthätigkeit entgegen stellen. Diese Hindernisse der Freiheit können aber theils in der entgegenstrebenden Freiheit anderer moralischen Wesen, theils in der Naturnothwendigkeit und in der Macht des Schicksals, im Sinne des Alterthums, enthalten

seyn. Der Held des Trauerspiels, der im Vordergrunde der Handlung steht, wird also entweder im Kampfe mit der Freiheit und mit den Leidenschaften von Wesen seines gleichen, oder im Kampfe mit der Macht eines seiner Kräfte übersteigenden Schicksals erscheinen, und dieser Kampf, bis an das Unterliegen des Helden fortgeführt und nach allen Nüancen motivirt, zur Einheit verbunden und als Einheit versinnlicht dargestellt, ist die große Aufgabe an das Trauerspiel. Das Trauerspiel ist nämlich die Einheit einer dramatischen Darstellung, in welcher der Kampf der menschlichen Freiheit gegen die widerstrebende Freiheit gleicher Wesen oder gegen die überwältigende Macht des Schicksals bis zur Entwickelung und Entscheidung desselben, in der Totalität einer Handlung versinnlichet wird, welche durch die Leiden des Helden ein gemischtes Gefühl der Lust und Unlust anregt, das sich aber, durch das Wohlgefallen an der Kraft der Freiheit des Kämpfenden und an der ästhetischen Vollendung der Form der Darstellung, zuletzt in ein Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust auflöset. Das Trauerspiel wird diese Wirkung in einem um so höhern Grade hervorbringen, wenn das ethische Princip in dem Helden, in Verbindung mit den geläutertsten und stärksten Gefühlen, hervorschimmert, und es nicht blos der Kampf der regellosen Leidenschaft ist, was durch die tragische Form versinnlicht wird; ja die höhere tragische Wirkung hängt wieder mehr von der Versinnlichung des Kampfes der Freiheit gegen die widerstrebende Freiheit Andrer, als gegen die Macht eines unbesiegbaren Schicksals ab, weil die eiserne Nothwendigkeit und das zermalmende Uebergewicht des letztern weniger das Gefühl des Betrachtenden zu heben vermag, als das kühne und zweifelhafte Spiel der gegen sich anstrebenden Freiheit. Der Held des Trauerspiels wird deshalb auch um so höher stehen, und um so lebhafter für sich interessiren, je mehr er alles durch sich ist; je mehr seine Thätigkeit aus seiner ganzen Individualität hervorgeht; je weniger Andre Antheil an seinen Handlungen ha-

ben, und je mehr mit seiner ethischen Kraft, Besonnenheit und Klarheit des Urtheils, und Zartheit und Innigkeit des Gefühls verbunden sind.

Dadurch ist denn auch die **Grenzlinie zwischen dem Trauerspiele und dem Epos gezogen.** Zwar versinnlicht der Epos auch den Kampf der menschlichen Freiheit, bald gegen die Freiheit Anderer, bald unter dem Einflusse der Maschinerie eines waltenden, unveränderlichen Schicksals; zwar muß auch der Epos auf **Einheit und Totalität der Darstellung** berechnet seyn; aber theils ist im Epos die **feindselige** Wirksamkeit der Kräfte gegen einander nicht wesentliche Bedingung, wie im Trauerspiele, theils (und dies ist der Hauptgrund des Unterschiedes zwischen beiden) leuchtet im Epos **der** Dichter, der den Helden schildert, **selbst überall nach seiner Subjectivität hervor**, so sehr er auch den Helden in Thätigkeit zu versetzen vermag, **dagegen handelt im Trauerspiele der Held selbst, und alles concentrirt sich in der Anschauung desselben.** Im Epos spricht der Dichter zu uns, und nicht der Held; der Wiederschein **seiner** ästhetischen Kraft spiegelt sich in der Kraft des dargestellten Helden; die Bewunderung, welche das epische Gedicht hervorbringt, theilt sich, wenn das Kunstwerk vollendet ist, zwischen dem Helden, der so handeln konnte, und dem Dichter, der diese ästhetische Vollendung dem Ganzen zu geben vermochte, und fällt zuletzt **haupsächlich** auf den Dichter zurück. Nicht so ist es im Trauerspiele, wo die Spur des Dichters, der im Epos die Muse zur Begeisterung, der er bedarf, anruft, der bisweilen die Thätigkeit des Helden durch eingeschobene Episoden unterbricht, ganz verschwindet, **weil sich hier die dargestellten Individuen selbstthätig nach dem möglichst höchsten Princip ästhetischer Freiheit bewegen.** Dieses möglichst höchste Princip ästhetischer Freiheit ist nämlich kein anderes, als daß der Schöpfer dieser Freiheit (der Dichter) sein eignes Kunstwerk sich selbst überläßt, voll Zutrauen zu der Kraft und zu dem Geiste, welche er dem Ganzen eingehaucht hat, auch ohne sich selbst bemerkbar

zu machen, die hohe Erschütterung des Gefühls und die gewaltsame Bewegung menschlicher Leidenschaften zu erregen, welche die Aufgabe des Trauerspiels ist. — Der Held, der im Mittelpunkte des ganzen Trauerspiels steht, ist rings umher von Wesen und Verhältnissen umgeben, die, als die Macht außer ihm, sein Schicksal bilden; er aber strebt durch die ganze innere Kraft, die ihm beiwohnt und die ihm der Dichter verleiht, gegen die feindlichen Kräfte an. Durch diesen Kampf der Freiheit wird alles, was die Aesthetik über das Rührende, Pathetische und Erhabene (§. 99) aufzustellen vermag, in den Kreis der tragischen Kunst gezogen, und nur dieses, auf die höchste Bewegung menschlicher Gefühle berechnete, Spiel menschlicher Freiheit vermag in dem Augenblicke, wo der Held des Trauerspiels der Macht der ihn umgebenden und verfolgenden Kräfte, nach allen Gegenanstrebungen seiner Freiheit, unterliegt, das reine Wohlgefallen an der ästhetischen Form zu vermitteln, welches den Schmerz der Theilnahme, und das hohe sympathetische Gefühl an dem gefallnen Helden überwiegt, aber nicht ganz verdunkelt, um dieses gemischte Gefühl der Lust und Unlust, in welchem aber doch das Gefühl der Lust, vermittelst des Bildes von der Totalität des Kunstwerkes überwiegt, noch, nach Vollendung der Darstellung, in dem Betrachter des Kunstwerks lebendig und thätig zu erhalten. — In dem Trauerspiele verliert sich also, wie in jeder dramatischen Form, die Individualität des Dichters; desto höher glänzt die idealische Individualität des Helden. Das Gefühl der Lust und der Unlust sind durch die tragische Kunst beide mächtig angeregt; beide streben unaufhörlich gegen einander an. Das Gefühl der Lust wird genährt durch die Sympathie, welche uns dem Helden nähert, und durch die Thatkraft, die er zeigt, welche uns mit Bewunderung von der Stärke seiner Freiheit und von der Macht seiner practischen Vernunft überzeugt, die hier im Andrange der Leiden, entweder durch feindselige Freiheit Anderer, oder durch die Macht des Schicksals hervorgebracht, durch Handlung versinnlicht erscheint; das Gefühl der Unlust aber wird rege erhalten durch die Gewalt des

Schicksals, die sich einem Individuum in den Weg wirft, für welches sich alles Edle und Große in uns interessirt. Endlich überwiegt, im großen Momente der Entscheidung, das Wohlgefallen an der ethischen Größe des sinkenden Helden, und an der vollendeten ästhetischen Form, welche die Rolle des Helden zur Einheit verknüpft, das Traurige seines Schicksals; die practische Vernunft fühlt sich befriedigt durch die Kraft, die er bis zum Augenblicke des Unterliegens zeigt, und die Phantasie schwelgt in dem idealischen Bilde eines Wesens, das ihr die vollendete ästhetische Darstellung dargeboten hat. — Dem Effecte nach scheint die Tragödie über dem Epos zu stehen, da sie das, was der epische Dichter auf einer unendlichen Fläche darstellt, in den Umkreis Einer Handlung concentrirt, und den Sieg des intensiven Lebens versinnlicht, wenn in der Epopöe die Versinnlichung des extensiven Lebens (die als idealisirt dargestellte Objectivität) der Hauptpunct ist, auf welchem die Kraft der Darstellung beruht.

Sulzers Theorie rc., Th. 4, S. 554 ff. Art. tragisch, und S. 557 ff. Trauerspiel. — Vergl. Manso, über einige Verschiedenheiten in dem griechischen und teutschen Trauerspiele, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie, Th. 2. St. 2, S. 229 ff. — Ueber das Trauerspiel, in der N. Bibl. der sch. W. u. K. 1 B. 1 St. — Ausführlich handelt davon Eberhard, in der Theorie der sch. K. und W. S. 193 ff. — Eschenburg, Theorie und Lit. der schön. W. S. 240 ff. — Meiners Theorie und Gesch. der schön. W. S. 101 ff. nimmt drei Klassen von Trauerspielen an. In der ersten werden durchaus gute oder unschuldige Menschen entweder von einem unvermeidlichen Verhängnisse, oder durch die unverdiente Bosheit von Feinden, oder durch eine unglückliche Kollision von Pflichten, oder in der Ausführung großer Unternehmungen zu Grunde gerichtet. In der zweiten werden gute, oder große Menschen dargestellt, die durch Vorurtheile, Schwachheiten und Leidenschaften, welche mit Größe und Güte des Herzens vereinbar sind, ins Unglück gestürzt. In der dritten sind interessante Bösewichter und Verbrecher die Hauptpersonen. — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 103 sagt: das Trauerspiel ist ein pathoserregendes Schauspiel, dessen Ausgang traurig ist; und verbreitet sich ausführlich dar-

über. — Viel Originalität enthalten folgende Abhandlungen von Schiller, die hieher gehören: Ueber das Erhabene, in s. klein. pros. Schriften, Th. 3, S. 1 ff.; Ueber das Pathetische, ebendaselbst, S. 310 ff.; Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, Th. 4, S. 75 ff; und über die tragische Kunst, ebendaselbst, S. 108 ff. — Er sagt in der Abhandl. über das Pathetische, S. 318 ff.: „Das erste Gesetz der tragischen Kunst ist Darstellung der leidenden Natur; das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloße sinnliche Kraft des Affects und die höchst lebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so fern es erhaben ist; denn gegen das Leiden selbst hat der Mensch keine andre Waffen als Ideen der Vernunft. Diese müssen in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos statt finden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinne nicht auszudrücken, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirect sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, ist eine indirecte Darstellung des Uebersinnlichen. — Der blos thierische Theil des Menschen folgt dem Naturgesetze, und darf daher von der Gewalt des Affects unterdrückt erscheinen. An diesem Theile also offenbaret sich die ganze Stärke des Leidens, und dienet gleichsam zum Maaße, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Kraft in dem Menschen, nur nach der Stärke des Angriffes beurtheilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affect in dem Gebiete der Thierheit sich äußert, ohne doch im Gebiete der Menschheit dieselbe Macht behaupten zu können; desto mehr wird diese letztere kenntlich; desto glorreicher offenbahret sich die moralische Selbstthätigkeit des Menschen; desto pathetischer ist die Darstellung, und desto erhabener der Pathos.“— In der Abhandlung, über den Grund des Vergnügens an tragischen

Gegenständen, (kl. pros. Schriften, Th. 4, S. 90 ff.) zeichnet er den Charakter der Tragödie in Verbindung mit der Wirkung derselben. „Diejenige Dichtungsart, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindung bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältnisse, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit im Widerspruche mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit bestimmt anzugeben. Ja vielleicht ließen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen, so, daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen, und den Grad sowohl, als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den sie sich vermöge ihrer Species nicht erheben kann." — Ueber das Interesse, das die Darstellung eines Bösewichts gewähren kann, ebendas. S. 95 ff. — Für die tragische Rührung stellt er folgende Bedingungen (Abh. über tragische Kunst, Th. 4, S. 149 ff.) auf: „Erstlich muß der Gegenstand unsers Mitleids zu unsrer Gattung, im ganzen Sinne dieses Wortes, gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gesetze der Freiheit begriffen seyn. Zweitens muß uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt, und zwar drittens sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen erfüllt und vereinigt die Kunst in der Tragödie. — Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustande des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleiden zu erregen." — Vergl. die Aufstellung der ästhetischen Eigenschaften: groß, erhaben, rührend, pathetisch, die Würde, in dieser Sprachkunde, S. 222 —

229. — Sehr viele feine Bemerkungen über das Trauerspiel finden sich in Schillers Recension von Göthe's **Egmont**, in den kl. pros. Schriften, Th. 4, S. 243 ff. — Viel Treffendes über das Wesen der Tragödie, besonders nach ihrem Verhältnisse zum Epos, enthalten **W. v. Humboldts ästhetische Versuche**, Th. 1, S. 220 ff. Den Heroismus definirt er durch diejenige innere Stimmung, in welcher, was sonst allein das Gefühl des reinen Willens ist, durch die Einbildungskraft, aber nach eben den Gesetzen ausgeführt wird, nach welchen auch jener gehandelt haben würde. Der moralische Heroismus liegt ganz in der Gesinnung, er hat seinen eignen innern Werth, und ist von allem, außer der Empfindung, aus welcher er entspringt, unabhängig; er versetzt uns in eine ernste, aber tiefe Rührung, und führt uns in uns selbst und in unser Gemüth zurück. Der sinnliche Heroismus hat keinen bestimmten moralischen Werth für sich selbst. Was er hervorbringt, ist immer groß und glänzend, aber nicht immer auch gut und nützlich; er hängt daher oft von Zufälligkeiten ab, und kann sich manchmal auf einen blendenden Schein, auf wirkliche Verhältnisse gründen; er versetzt uns in einen gewissen sinnlichen Schwung, weckt alle Kräfte in uns, die dazu mitwirken können, und umgibt uns mit allen den Gegenständen, mit welchen wir den Begriff des Großen, des Glänzenden, des Feierlichen verbinden." — Vergl. die **Vorrede** zum 2ten Th. der Gedichte Gotters, (dieser Theil enthält vier versificirte dramatische Producte). — Unter den ältern: **El. Schlegel, von der Würde des Ausdrucks im Trauerspiele**, im 5ten Th. s. Werke, herausgegeben von **J. H. Schlegel**. — Veranlaßt durch die neuerlich versuchte Nachbildung der griechischen Tragödie, schlägt der **Recensent** von Schillers Braut von Messina, (Jenaische Lit. Zeit. 1804, St. 79 u. 80) vor, zwischen zwei Gattungen des Trauerspiels zu unterscheiden. „Die eine ist so organisirt, daß die Verknüpfung der Ereignisse nach und nach, ganz und vollständig, aus der absichtlichen Thätigkeit der zusammen- oder entgegenwirkenden Personen sich entwickelt, daß der Held der Fabel in Verfolgung seiner Zwecke nur mit Wesen seines Gleichen zu kämpfen hat. Die andere Gattung ist so organisirt, daß die Verknüpfung von Ereignissen größtentheils unabhängig ist von der absichtlichen Thätigkeit der auftretenden Personen, daß die Katastrophe durch die Handlung nicht sowohl verursacht, als nur veranlaßt wird, daß also der Held der Fabel mit einem übermenschlichen Schicksale vielmehr, als mit menschlichen

Leidenschaften zu kämpfen hat. Als Repräsentant der ersten Gattung führen wir den Hamlet, der zweiten den Oedip an. — Fragen läßt sich nun allerdings, welche Gattung vorzüglicher sey; ob die charakterlose, in welcher das Schicksal vorwaltet, oder die charakterisirende, in welcher individuelle Handlung vorwaltet? Die höchste ästhetische Kraft und ethische Würde läßt sich wohl nur von der Tragödie erwarten, deren Held unter dem Drucke von Verhältnissen leidet, in welchen wir alle stehen, und Widerstand leistet durch eine Kraft, die wir alle mit ihm gemein haben; denn der hieraus entstehende Wechsel von Theilnahme und Bewunderung nähert sich der ganz uninteressirten rein künstlichen Stimmung am meisten. In sofern scheint die erste gedachte Gattung vorzüglicher. Doch hüte man sich ja, den Werth der andern zu verkennen."

Trauerspiele, die entweder hohen innern Werth, oder doch Sensation erregt haben:

G. E. Lessing, Nathan, der Weise, ein dramatisches Gedicht. — Emilia Galotti. — Miß Sara Sampson. — Philotas.

Klopstock, David. — Salomo. — Tod Adams. —

Fr. v. Schiller, die Räuber. — Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. — Kabale und Liebe. — Dom Karlos. — (N. Aufl. 1802 in 2 Th.) Wallenstein, ein dramatisches Gedicht. — Maria Stuart. — Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Komödie. — Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, Trauersp. mit Chören. —

v. Göthe, Egmont. — Clavigo. — Die natürliche Tochter, Taschenbuch auf 1804.

F. M. v. Klinger, die Zwillinge. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasus. — Aristodymos. — Damokles. — Elfride. — Konradin. — Der Günstling. (In der Auswahl s. dramat. Werke, 2 Th. Leipz. 1794.)

C. F. Weiße, Jean Calas. — Die Flucht. —

Leisewitz, Julius von Tarent. Leipz. 1776.

Iffland, (in den 16 Theilen seiner dramatischen Werke.) Albert von Thurneisen. — Das Gewissen. — (Die Kokarden.)

Collin, Regulus. Berl. 1802. Coriolan, Berl. 1804. — Polyxena, Berl. 1804.

v. Kotzebue, Octavia. — Adelheit von Wulfingen. — Johanna von Montfaucon. — Rolla's Tod. — Bayard. — Opfertod. — Negersklaven. — (In s. Schauspielen, 5 Th. Leipz. 1792; in s. neuen Schauspielen, 11. Th. Leipz. 1798 ff. — und mit Beziehung auf seine Lustspiele in den Almanachen dramat. Spiele auf 1803 und 1804.)

Babo, Otto von Wittelsbach. — Genua u. Rache, Berl. 1804.
F. L. Huber, das heimliche Gericht. —
Plümicke, Lanassa. — Johann von Schwaben. —
G. A. v. Halem, Johanna von Neapel. — Wallenstein. — Agamemnon, (in s. dramat. Werken, Berl. 1794.)
Kratter, Verschwörung wider Peter den Großen. —
Julius v. Soden, Anna Boleyn. — Ignez de Castro. — Bianca Capello. —
Zschocke, Abällino, der große Bandit. — Julius von Sassen.
Neumann, Kunz von Kaufungen.
C. H. Spieß, Klara von Hoheneichen. —
(Zieglers Trauerspiele sind nicht vollendet und korrect. — Mathilde, Gräfin von Gießbach rc., s. dessen Schauspiele, 5 Th. Wien 1791 ff.)
Als Nachbildung von Göthe's und Schillers Manier: die Söhne des Thales, ein dramat. Gedicht, 2 Th. 1) Die Templer. 2) Die Kreuzbrüder, — Berl. 1803.

§. 264.

Ueber den Chor in der Tragödie.

Das Theater der Griechen hatte eine andere Bestimmung, als bei uns, und deshalb trug auch das Schauspiel selbst einen andern Charakter. An Festen der Gottheiten endigte das Theater mit der Darstellung einer Nationalbegebenheit, an der das Volk, nach seiner republikanischen Souverainetät Antheil genommen hatte, und deshalb erhielt es, wegen dieses seines Antheils, auch in der Darstellung (der Kopie) den Platz, den es im Urbilde eingenommen hatte. Der Chor ging also bei den Griechen aus dem Charakter ihrer dramatischen Objecte hervor. — In Hinsicht auf die Darstellung war der Chor aber eben so nöthig. An jenen Festen war nämlich eine Masse von Menschen, die oft über zwanzigtausend stieg, bei der Darstellung zugegen; kein Schauspielhaus, in unserm Sinne, faßte sie, und die Stimme der einzelnen Schauspieler würde zu oft verschollen seyn, wenn nicht der Chor, verbunden mit Musik und Tanz, die Handlung fortgeführt, und gleichsam dem sich souverain fühlenden Volke selbst geschmeichelt, bisweilen auch dasselbe in politischer Rücksicht geleitet hätte. Es war also **keine ästhetische Mo-**

tive, sondern es ging aus dem Charakter des Volksschauspiels hervor, was in der alten Tragödie die Anwendung der Musik, des Chors und des Kothurns nöthig machte. Der Chor repräsentirte das Volk, und der Dichter theilte dem Chore die Urtheile und Empfindungen zu, welche das Volk über die dramatisch dargestellte Handlung gehabt hatte, oder haben sollte. — Da ferner die alte Tragödie keine Pause zwischen den Akten kannte; so führte der Chor auch in dieser Hinsicht den Faden der Handlung fort, und das Vergnügen des Volks wurde dadurch nothwendig erhöht, daß es im Chore gleichsam selbstthätig durch seinen Repräsentanten erschien.

Einen ganz andern Charakter trägt das Trauerspiel der neuern Zeit, als vollendetes ästhetisches Product. — Handlung, sinnlich vollkommen, und idealisirt dargestellt; eine innere Nothwendigkeit in der Verkettung und Folge der Verwickelung und Entwickelung, die durch nichts Fremdartiges unterbrochen wird; fortdauernde Thätigkeit aller wesentlich zum tragischen Kunstwerke nöthigen Personen, die durch keine Reflexion über sie gestört wird, um die allmählig sich bildende Totalität der Darstellung in der Phantasie des Beschauers zu vollenden, und dann ihm selbst die Reflexion zu überlassen; dies ist der Charakter der neuern Tragödie. Der Chor wird nun beinahe in den meisten Fällen, das alles hindern, wasman von der modernen Tragödie, als vollendetem Kunstwerke, verlangt. Er unterbricht die nothwendige Folge der Handlung; er trägt weder zur Verkettung noch zur Entwickelung etwas bei; er stört die Illusion an den idealisirten Charakteren, da er an sich nicht fähig ist, etwas Idealisches darzustellen, das nicht schon in der ästhetischen Form für die Darstellung der Handlung läge; er tritt als etwas Fremdartiges in die Mitte der Handlung, und wenn er auch das erstemal bei seiner Erscheinung durch Ueberraschung interessirt; so spricht doch sogleich das tragische Gefühl, das sich in seiner freiesten Bewegung durch ihn fortdauernd unterbrochen sieht, gegen ihn. Mag er immer die Bestimmung haben, die Reflexion von der

Handlung zu sondern, und Ruhe in die Handlung zu bringen; so scheint eben dies dem Charakter der Tragödie gerade zuwider zu seyn. Das Drama soll in sich reine, idealisirte, ästhetisch vollendete Handlung seyn; denn nur durch diese Vollendung kann sie dem Gesetze der Form entsprechen. Mischt nun der Chor in die Mitte der Handlung Reflexion; so stört er das Wohlgefallen an der Form, und vernichtet diese Form selbst in ihrem wesentlichsten Bestandtheile, in der Einheit für die Phantasie. Bringt er ferner Ruhe in die Handlung; so dürfte er dadurch noch nachtheiliger für die Wirkung der Handlung werden, die, so genialisch und erschütternd auch die Darstellung seyn mag, doch nie so tief greifend seyn wird, daß Menschen sie nicht ertragen könnten, sondern durchaus einer eintretenden Beruhigung bedürften. Was von Menschen geschrieben und dargestellt wird, und wenn es auch das vollendeteste Genie in dem überströmendsten Flusse der Empfindung und mit der höchsten Begeisterung zeichnet, kann doch, nach einem ewigen Gesetze, an welches die Geisterwelt gebunden ist, in der Darstellung von Wesen derselben Art ertragen werden, zu der auch der Dichter gehört. Noch keine vollendete Tragödie hat den Effect über die Grenzen eines menschlichen Gefühlsvermögens hinaus getrieben; aber in der Annäherung an diese Grenzen besteht eben die höchste Wirkung der tragischen Kunst. — Mag also immer unter uns ein genialischer Dichter den Versuch gewagt haben, wie viel er nach seiner Kraft in der Hervorbringung einer tragischen Form, in welche er den Chor aufnahm, vermochte; so wird doch dadurch noch kein Gesetz für die künftige Bearbeitung der Tragödie bei den Teutschen aufgestellt, da wenigstens so viel entschieden ist, daß der Chor nie etwas Wesentliches für eine Form werden kann, deren Charakter an sich, nach den angegebenen Momenten, nicht einmal mit dem Charakter des Chors zu vereinigen ist. — Uebrigens darf eben so wenig der Chor in der Tragödie mit den in Opern und überhaupt in Singspielen vorkommenden Chören verwechselt werden, als selbst die alte Tragödie, zu deren wesent-

lichen Bestandtheilen der Chor gehörte, mit der modernen zu verwechseln ist.

Ueber den Chor in der Tragödie der Griechen handelt Sulzer unter dem Artikel: Chor (Theorie ꝛc., Th. 1, S. 462 ff.), und unter dem Artikel: Zwischenzeit, (Th. 4, S. 760 ff.) Der Musik in den dramatischen Chören der Alten gedenkt: Forkel, in der Geschichte der Musik, Th. 1, S. 411 ff. — *C. D. Ilgen*. chorus Graecorum tragicus, qualis fuerit et quare vſus ejus hodie revocari nequeat; Lipſ. 1788. — In den neuesten Zeiten hat Schiller in der Braut von Messina den Versuch gemacht, den Chor wieder in das Trauerspiel einzuführen, und theoretisch suchte er, was er practisch darstellte, zu begründen, in der Abh.: über den Gebrauch des Chors in der Tragödie, welche sich vor der Braut von Messina befindet. Die völlige Entwickelung und Prüfung seiner Theorie kann nur in eine specielle Dramaturgie gehören; aber die von ihm aufgestellten Hauptgesichtspuncte für den Chor: daß er die Reflexion von der Handlung sondern, und Ruhe in die Handlung bringen solle, sind in diesem Paragraphe geprüft. — Von einer Meisterhand ist die ausführliche Recension der Braut von Messina und der angeführten Abhandlung in der Leipz. Lit. Zeit. 1804, St. 13, S. 145 ff. Sie dürfte zur Berichtigung der Urtheile über diesen Versuch nicht wenig beitragen. Eben so sind Schillers Begriffe von der Einführung des Chors in die Tragödie, doch mit großer Anhänglichkeit an ihm, modificirt in dem Briefe: über den Chor im modernen Drama, in der Eunomia, 1803, December, S. 471 ff. — Auch der Rec. der Braut von Messina in der Gött. gel. Zeit. 1803, St. 135 S. 1345 ff. erklärt sich gegen die Wiedereinführung des Chors, sowohl in wiefern er das Trauerspiel, als für die Darstellung auf dem Theater bearbeitet, ansieht, als in so fern er es als dramatisches Gedicht betrachtet. In Hinsicht auf den Effect auf der Bühne glaubt er, daß wenn der Chor auch in einem Stücke, auf einem bestimmten Theater gegeben, von guter Wirkung gewesen seyn sollte, sich daraus noch gar nichts für seine allgemeine Wiedereinführung schließen lasse, da so viele Süjets der Einführung des Chors durchaus ungünstig scheinen. In Hinsicht aber auf das Trauerspiel, als dramatisches Gedicht, hält er den Chor nicht für ein wesentliches Stück des Trauerspiels, sondern für etwas zu einer beliebigen Form Gehörendes, dessen Vortheile der Dichter in den meisten Fällen auch auf andern Wegen erreichen könne, da diese Form wieder andere sehr große Unbequemlichkeiten mit sich führe, und die Wiedereinführung

des Chors, als Theilnehmer der Handlung, uns unausbleiblich ganz in die Gattung des Sententiösen und Frostigen zurückbringen würde. Er schließt sehr wahr: „Schon das ist gegen den Chor, daß er zur Form eines alten Kunstwerks gehört. Keine Nation hat ohne großen Nachtheil sich die Fesseln der Formen älterer, längst verblühter Völker angelegt. Teutsche, gemachte Griechheit scheint sich keiner dauernden Einwirkung erfreuen zu können. Ein großes Genie kann einmal in einer alten Dichtungsart ein Meisterwerk liefern, wie wir solches in höchster Vollkommenheit in Göthes Iphigenie besitzen, wo der Dichter den Chor aber doch nicht einführte. Mag immerhin ein anderer großer Dichter den Chor in einem Trauerspiele auftreten lassen; nur dagegen, daß dieses nicht allgemeine Regel werde, sind diese Einwendungen gerichtet." — Aus demselben Gesichtspuncte wird auch der Chor betrachtet im ersten und zweiten Stücke der Aurora 1804 (München) S. 2 ff. — Vergl. Recension der Braut von Messina in der Gothaischen gel. Zeit. 1803, St. 90. — Einige Worte über die Rolle des Chors der Alten in Herders Terpsichore, Th. 2, S. 483 ff. — Der Artikel: Chor (v. Blümner) im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 255 ff. — Der Recensent von Schillers Braut von Messina in der Jenaischen Lit. Zeit. 1804, St. 79 und 80, erklärt zwar, S. 10, den Chor der Tragödie nicht für durchaus nothwendig, will aber, nach seiner Eintheilung der Trauerspiele entweder in solche, wo die Freiheit im Kampfe gegen die Freiheit Anderer, oder in solche, wo sie im Kampfe gegen ein mächtiges Schicksal dargestellt wird, doch der letztern Gattung den Chor zusichern. „Unzuläßig scheint der Chor denen Tragödien, worin die Handlung die vollständige Ursache der Katastrophe enthält; unentbehrlich allen denen, worin sie nur die Veranlassung der Katastrophe ist; denn in jenen dürfen wir den Kreis der Handlung nicht verlassen, in diesen müssen wir ihn verlassen, um die Verknüpfung der Ereignisse hell anzuschauen." — Befremden aber muß es, daß Schiller selbst in seinem (noch ungedruckten) Wilhelm Tell den Chor gebraucht hat. — Trefflich ist der Aufsatz von C. Schreiber, über den Chor der Alten, und über die Wiedereinführung desselben auf unsre Bühne, in Merkels Freimüth. 1804, St. 67 und 69, S. 265 ff. — Vergl. Ueber die Nachbildung der griechischen Tragödie, in den obersächs. Provincialbl. 1804, Febr. S. 139 ff. —

§. 265.

2) Das Lustspiel.

Das Lustspiel ist die Einheit einer dramatischen Darstellung, durch welche ein reines Gefühl der Lust an dem dargestellten Gegenstande und an der dargestellten Form hervorgebracht wird. So nahe auch das Lustspiel von einer Seite an die komische Epopöe grenzen mag; so weit liegt es von der andern davon ab. Nach der Verschiedenheit der epischen und dramatischen Poesie, ob sie gleich beide Begebenheiten schildern, erscheint in der ersten der Dichter selbst als das Wesen, das die ganze Handlung leitet; seine Individualität ist von der Darstellung unzertrennbar. In der zweiten aber zeigt sich keine Spur von dem Dichter; seine gedichteten Personen bewegen sich selbst und unabhängig, und bringen in die Handlung, durch sich selbst, Verwickelung und Entwickelung. Wenn nun bei dem Trauerspiele, durch die Anlegung und Haltung der Handlung, ein gemischtes Gefühl der Lust und Unlust angeregt wird, die beide durchgehends gegen einander anstreben, bis endlich das Wohlgefallen an der Vollendung der Form und die Bewunderung des Helden das Gefühl der Unlust an dem widrigen Gange seines Schicksals niederschlägt; so ist in dem Lustspiele alles auf den Sieg des Gefühls der Lust berechnet. Der Plan, die Charaktere, die Haltung des Ganzen, die Verwickelung und Entwickelung, alles trägt dazu bei, das Gefühl der Lust nicht blos anzufachen, sondern so zu unterhalten und zu erhöhen, daß Stoff und Form beide, einen gleich starken Antheil an der Hervorbringung dieses Gefühls der Lust haben.

Das Lustspiel schildert entweder Thorheiten und Fehler der Menschen, oder es ist ein Intriguenstück. In dem ersten, zu welchem auch die Posse gehört, wird ein fingirter Charakter durchgeführt, nach allen den Modifikationen, die mit seiner hervorstechenden Schwäche, Thorheit oder Eigenheit zusammenhängen. Das Uebergewicht, das

wir über ihn fühlen, gibt uns das Gefühl der Lust, und dieses erhält sich bis ans Ende, wo wir entweder seine Thorheiten bestraft, oder ihn von denselben geheilt und genesen sehen. — Wenn nun auch in dem Intriguenstücke, durch mannigfaltigere Verflechtung der Handlung, das Gefühl der Lust bisweilen durch die Besorgniß, wie der Knoten sich lösen und die Person, für die wir uns interessiren, glücklich werden wird, unterbrochen werden dürfte; so wird doch durch die, in dem Verfolge der Handlung herbeigeführte, Entwicklung das Gefühl der Lust nur um so mehr erhöht, und es theilt sich, unter der Voraussetzung der vollendeten ästhetischen Haltung der Form, zwischen dem Wohlgefallen an dem sinnlich vollkommen dargestellten Stoffe und dem Wohlgefallen an der vollendeten Form.

Nicht befriedigend sind die Artikel in Sulzers Theorie: komisch, (Th. 1, S. 485 ff.), Comödie, Th. 1, S. 486 ff. (nebst vollständiger Litteratur), lächerlich, Th. 3, S. 132 ff., (theoretisch besser, als die vorigen Artikel), Scherz, scherzhaft, (Th. 4, S. 268 ff.) — J. F. Jünger, über den Zweck des Lustspiels, vor s. Lustsp.: Verstand und Leichtsinn, Leipz. 1786. — Meiners, Theorie der sch. K. und W., S. 170 ff. — Eberhard, Theorie der sch. K. und W., S. 204 ff. — Garve, Abh.: Warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher, als im Komischen? in der Samml. einiger Abh., Th. 2, S. 83 ff. — Eschenburg, Theorie der sch. W., S. 225 ff. — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 124 ff. nennt das Lustspiel ein Schauspiel, das die angenehmen und lächerlichen Seiten des menschlichen Lebens (Situationen des Menschen) darstellt und dessen Ausgang vergnügt ist. — In empirischer Hinsicht hat Adelungs ausführliche Behandlung des, von ihm sogenannten, komischen Styls, über den Styl, Th. 2, S. 195 ff. viel Lehrreiches. — K. H. Heydenreich, Beiträge zur Kritik des Geschmacks, 1r Th. auch: Grundsätze der Kritik des Lächerlichen, mit Hinsicht auf das Lustspiel, nebst einer Abhandl. über den Scherz und die Grundsätze seiner Beurtheilung, Leipz. 1798. Sehr treffend sagt er S. 45 f.: „Keine Dichtungsart ist noch so weit zurück, als das Lustspiel; unter keiner Nation der ältern und neuern Zeiten findet man es in seiner Reinheit. Die meisten

Werke dieser Art sind Karrikaturvorstellungen ridiculisirter Immoralität und grell ausgemahlter Narrheiten. Denjenigen Nationen, welche echten komischen Geist besitzen, scheint es an einem lautern, sittlichen Gefühle zu fehlen, und andern, denen man dieses nicht absprechen kann, an komischem Geiste. Ohne Ungerechtigkeit dürfte man annehmen, daß die Franzosen, Italiener und Engländer im ersten, die Teutschen im zweiten Fall sind." Doch selbst nach dem, was Heydenreich in dieser Schrift als Theorie des Lächerlichen aufstellt, wo er das Lächerliche, S. 30 ff. in drei Hinsichten beurtheilt a) nach seinem Verhältniße zum Gesetze der Einheit, Zusammenstimmung und Zweckmäßigkeit; b) nach seinem Verhältniße zur Sittlichkeit; c) nach seinem Verhältniße zur Glückseligkeit desselben Wesens und Anderer, scheint mir das Wesen dieser Theorie nicht völlig erschöpft zu seyn. Es kommt immer darauf an, zu bestimmen, wie eine Reihe von Thorheiten und Fehlern, eingeflochten in den Gang menschlicher Schicksale, ästhetisch vollkommen dargestellt werden könne? ohne daß irgend etwas die ästhetische Einheit der Form störe. Denn daß eine ästhetisch vollkommene Form dann Wohlgefallen errege, versteht sich von selbst. Aber, so interessant auch die Behandlung des Lächerlichen nach seinem Verhältniße zur Sittlichkeit und Glückseligkeit ist; so wird doch dadurch höchstens nur die objective Zweckmäßigkeit des Stoffes zur Form, nicht aber die Vollendung des Charakters der Form selbst bestimmt. Diese Form scheint dann ästhetisch vollkommen zu seyn, wenn durch dieselbe eine menschliche Individualität nach einer psychologischen Verkettung ihrer Fehler und Thorheiten, so versinnlicht dargestellt wird, daß diese Totalität des Bildes eines Individuums nur, durch das ästhetische (d. i. mögliche) Verhältniß der dargestellten Fehler und Thorheiten zur Individualität und zu deren Schicksalen, eine ästhetische Einheit bildet, welche vermittelst der Darstellung Wohlgefallen erregt. Daß dieses Wohlgefallen vermindert werden müsse, wenn die Individualität nicht bloß mit Schwächen, sondern mit moralischen Gebrechen und Lastern, oder durch ihre Schwächen und Thorheiten, in der Entwickelung des Knotens, ganz unglücklich, (nicht aber blos bestraft und durch die Bestrafung geheilt) erscheint, ist mehr eine Nebensache in der vollendeten Theorie des Lächerlichen. Vergnügen durch eine ästhetische Form, welche individuelle Thorheiten versinnlicht und bis zu ihrer Bestrafung fortführt, zu erregen, ist die Hauptaufgabe des Lustspiels. Da es, als

dramatisches Product, auf Handlung gegründet ist; so muß ein Individuum als Hauptperson im Mittelpunkte stehen; die Fehler und Thorheiten desselben müssen den Lauf seines Schicksals bilden, und vermittelst ihres Verhältnißes zu seiner äußern Umgebung, theils die Schürzung, theils die Auflösung des Knotens herbeiführen, und dadurch die Totalität des Bildes der Darstellung (welches eben durch das innere nothwendige Verhältniß des Individuums zu seinen Handlungen und Schicksalen vermittelt wird), muß Wohlgefallen an der Form der Darstellung selbst hervorgebracht werden, sonst fehlt der ästhetische Charakter des Ganzen. — Die poetische Gerechtigkeit im Lustspiele, die dem Zwecke der Totalität der Form untergeordnet ist, verstattet daher die Bestrafung der Fehler, deren Darstellung uns belustiget hat, aber zugleich auch die Heilung derselben durch die Bestrafung, als der Schluß in der Kette der einzelnen Glieder der Darstellung, wo, durch die bewirkte Einheit des Stoffes, zugleich die Einheit der ästhetischen Form vorbereitet, und diese Form durch die vollendete Darstellung zu einer Totalität des Bildes erhoben wird. — Home, Grunds. der Kritik, übers. v. Meinhard, (3te Aufl. Leipz. 1790) Th. 1, S. 371 ff., unterscheidet zwei Gattungen von Gegenständen, die uns zum Lachen bewegen; lächerliche, und belachenswerthe. Die ersten sind blos lustig, die andern zugleich lustig und verächtlich. — In historischer Hinsicht kann über die teutschen Lustspieldichter verglichen werden, der vierte Theil von C. F. Flögels Geschichte der komischen Litteratur. — Die Posse ist eine Unterart des Lustspiels, in welcher das Niedrigkomische unter der höchsten Versinnlichung dargestellt wird. Es herrscht keine tiefangelegte Intrigue darin, sondern alles ist in ihr auf eine Stimmung von Lustigkeit (damit ich mich dieses Ausdrucks bediene) berechnet, welche bis gegen das Ende hin so verstärkt wird, daß kein anderes Gefühl in der Seele dabei entstehen kann. — So viel sich auch gegen den Harlekin auf dem Theater sagen läßt; so bestätigt doch der allgemeine Beifall, mit welchem man die sogenannten Fastnachtsstücke aufgenommen hat, daß jener Frohsinn Bedürfniß für die Menschen in allen Zeiten war. — Zu den gelungnen Producten in dieser Art, die man durchaus aus keinem höhern Gesichtspuncte fassen darf, gehören von Kotzebue: der Wildfang; die Unglücklichen; der Wirrwarr und die Pagenstreiche.

Vollendete Lustspiele fehlen den Teutschen, die selten sich zu der Leichtigkeit der Darstellung ihrer Nachbarn, der Franzosen,

erheben; aber mehrere, in verschiedener Hinsicht, ausgezeichnete Stücke verdienen hier aufgeführt zu werden:

J. F. Jünger, der offene Briefwechsel. — Die Entführung. — Er mengt sich in alles. — Der Wechsel. — Strich durch die Rechnung. — Kleid aus Lyon. — Badecur. — Revers. — Geschwister vom Lande. — Verstand und Leichtsinn. — Ehepaar aus der Provinz. — Der doppelte Liebhaber. — Ton unserer Zeiten, (in s. Lustspielen, 5 Th. Leipz. 1785 ff. und in s. komisch. Theater, 3 Th. Leipz. 1792 ff.)

Göthe, die Mitschuldigen. — Der Großcophtha. —

G. E. Lessing, Minna von Barnhelm. —

Iffland, der Fremde. — Die Hagestolzen. — Die Reise nach der Stadt. — Hausfrieden. — Herbsttag. — Die Aussteuer. — Frauenstand. Leichter Sinn. — Figaro in Teutschland. — (in den 16 Theilen s. dramat. Werke.)

v. Kotzebue, die Indianer in England. — Die teutschen Kleinstädter. — Das Schreibepult. — Das Epigramm. — Armuth und Edelsinn. — Die silberne Hochzeit. — Bruder Moritz, der Sonderling. — Die Tochter Pharaonis. — Der Gefangne. — Der Hahnenschlag. — Incognito. — Der Besuch. — Ueble Laune. — Die beiden Klingsberge. — Der Papagei. — Unser Fritz. — Der todte Neffe. —

F. B. Schröder, der Fähndrich.

C. F. Weiße, Lustspiele, 3 Theile, Leipz. 1783.

F. W. Gotter, Erbschleicher. — Zwei Onkel für einen. — Der Mann, der seine Frau nicht kennt. — Die Vetterschaft. — Der schwarze Mann. (s. dessen Schauspiele, Leipz. 1796.)

Babo, Bürgerglück. — Der Puls, Berl. 1804.

F. L. Huber, Offene Fehde. —

C. F. Bretzner, das Räuschgen. — Der argwöhnische Liebhaber. — Der Eheprokurator. — Die Physiognomisten. — Komplimente und Wind. — Felix und Hannchen. —

Großmann, Nicht mehr als sechs Schüsseln. —

Dav. Beil, die Gauner. — Liebe um Liebe, (sonst: die Schauspielerschule.) — Dietrich von Ruben. —

v. Brühl, der Bürgermeister. — So zieht man dem Betrüger die Larve ab. —

Heyne, (Anton Wall), die beiden Billets. — Die Hochzeit nach dem Tode. — Die gute Ehe. —

Wetzel, die komische Familie. — Der blinde Lärm, oder die zwei Vettern, (vergl. s. Lustsp., 4 Th. Leipz 1778.)

Beck, die Schachmaschine. —

Burchard, (Max Roller) die Dichterfamilie, Lustspiel, Rostock 1794.

Katharina, (Kaiserinn von Rußland), drei Lustspiele: der Betrüger; der Verblendete; der sibiris. Schamann. (Berl. 1788.)

Gustav 3. (König von Schweden), Siri Brahe, oder die Neugierigen.

(Hieher gehören auch Stephanie des Jüng. sämmtl. Schauspiele, 5 Bde. Leipz. 1777. — J. C. Brandes, sämmtl. dramatische Schriften, 8 Th. Leipz. 1790. — v. Gebler, theatralische Werke, 3 Th. Dresd. 1772. (Der Minister und das Prädikat sind nicht schlecht.) — J. C. Bock, vermischtes Theater, 4 Th. Leipz. 1778.)

§. 266.

3) Das Schauspiel.

Das Schauspiel (als dramatische Untergattung) ist die Einheit einer dramatischen Darstellung, durch welche ein gemischtes Gefühl der Lust und Unlust an dem dargestellten Gegenstande angeregt wird, welches sich aber in ein reines Gefühl der Lust an dem dramatischen Stoffe und an der Behandlung desselben auflöset. — Das Schauspiel stehet gewissermaßen zwischen Trauerspiel und Lustspiel in der Mitte. Es nähert sich dem ersten durch die Anregung des gemischten Gefühls der Lust und Unlust, bleibt aber hinter demselben in Hinsicht der tragischen Kraft zurück; es nähert sich dem letztern durch die Auflösung des Gefühls der Unlust in ein reines Gefühl der Lust, und durch das glückliche Ende, entfernt sich aber dadurch von demselben, daß in dem Lustspiele durchgehends das Gefühl der Lust herrscht, in dem Schauspiele hingegen das Gefühl der Lust erst gegen das Ende das Uebergewicht erhält. Es unterscheidet sich, in dieser Aeußerung, wieder von dem Trauerspiele, wo das tragische Ende des Helden das Gefühl der Unlust rege erhält, und blos die Bewunderung seiner Kraft und das Wohlgefallen an der schönen Form dem Gefühle der Lust das Uebergewicht verschaffen kann, statt daß in dem Schauspiele das Uebergewicht des Gefühls der Lust begründet wird durch die glückliche Entwickelung des Schicksals des Helden und durch das Wohlgefallen an der Form zugleich. — So ist also durch das Schauspiel die fehlende Mittelgattung zwischen dem Lustspiele und Trauerspiele ergänzt.

Dem Stoffe nach, ist es kein Held, wie ihn das Trauerspiel darstellt, der in dem Mittelpunkte der Begebenheit steht, und der sich durch Erhabenheit und Größe der Handlungen auszeichnet; es ist vielmehr ein Individuum aus dem Kreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens, das aber durch den Drang der Umstände, in welche es versetzt wird, das Edle und die Würde seines Charakters zu bewähren im Stande ist. Die Macht des Schicksals, das im Trauerspiele mit eiserner Hand auf den Held eindringt, ist in dem Schauspiele in die Gewalt der Umstände, in die Kabale mächtiger Feinde, in die drückende Form der Convenienz gelegt. Die Handlungsweise des Helden im Trauerspiele ist ein Ausdruck seiner natürlichen Kraft, seines angebohrnen Sinnes, seines muthigen Anstrebens gegen alle äußere Macht; dagegen charakterisirt sich die Hauptperson des Schauspiels mehr durch Ausübung der stillen häuslichen und bürgerlichen Tugenden, sie bewährt ihren Muth durch Geduld und Consequenz im Erdulden der Leiden, sie zerhaut den Knoten ihres Schicksals nicht durch mächtige Schläge, sondern kämpft dagegen mit ruhiger Besonnenheit. Endlich erscheint die unterdrückte und geprüfte Tugend und Unschuld in ihrem reinen Lichte, sie erliegt nicht der Gewalt des stürmenden Schicksals; sie geht anerkannt, bewährt, bewundert und selbst gegen ihre Feinde gerechtfertigt aus ihrem zweideutigen Kampfe hervor.

Das Schauspiel hat, als neue Untergattung der dramatischen Form ein schnelles Glück gemacht. Diese Erscheinung läßt sich sehr gut erklären; denn theils liegt es dem Kreise der wirklichen Welt, eben weil es in die häuslichen und bürgerlichen Verhältniße des Lebens eingreift, am nächsten, und gewährt für ähnliche wirkliche Fälle Belehrung, Beruhigung und Erquickung; theils erschüttert es wegen des ruhigern Ganges der Handlung und wegen der glücklichen Entwickelung das Gefühl nicht so mächtig, als das Trauerspiel. Man verläßt das Schauspiel von Seiten des Gefühlsvermögens gerührter und befriedigter als das Lustspiel, und fühlt sich doch durch dasselbe nicht so angegriffen, wie durch das Trauerspiel.

Daß der Dialog den Charakteren anpassen, daß er das Ganze eigentlich zur Einheit für den innern Sinn verbinden müsse, gilt von dem Schauspiele, wie von allen Gattungen der dramatischen Form, in gleichem Grade.

Das Schauspiel, das man bei seinem Entstehen, als man seinen bestimmten Charakter verkannte, spottweise die **weinerliche Komödie** nannte, ist von mehrern Dichtern brav bearbeitet worden, und zunächst ein Eigenthum der teutschen Literatur. — **Als vorzüglich verdienen genannt zu werden:**

Göthe, Iphigenia auf Tauris. — Götz von Berlichingen. Tasso. — Stella. — Die Geschwister.

Iffland, die Mündel. — Die Jäger. — Der Vormund. — Erinnerung. — Verbrechen aus Ehrsucht. — Bewußtseyn. — Reue versöhnt. — Dienstpflicht. — Die Advokaten. — Selbstbeherrschung. — Der Spieler. Elisa von Valberg. Allzuscharf macht schartig. — Das Vermächtniß. — Scheinverdienst. — Alte Zeit und neue Zeit. — Das Vaterhaus. — Achmet u. Zenide. — Der Mann von Wort. — Die Höhen. — Die Künstler. — Friedrich von Oestreich. — (in den 16 Theilen seiner dramatischen Werke.)

v. Kotzebue, Menschenhaß und Reue. — Graf Benjowski. — Hussiten vor Naumburg. — Die Versöhnung. — Falsche Schaam. — Sonnenjungfrau. — Kind der Liebe. — Die Korsen. — Gustav Wasa. — Die Verläumder. — Lohn der Wahrheit. — Der Graf von Burgund. — Die kluge Frau im Walde. — Die Verwandtschaften. — Hugo Grotius. — Eduard in Schottland.

F. L. Schröder, der Ring. — Die unglückliche Ehe aus Delikatesse. — Das Portrait der Mutter. —

v. Gemmingen, der teutsche Hausvater.

Babo, die Strelitzen.

Kratter, das Mädchen von Marienburg. — Der Friede am Pruth.

C. u. Fr. Leop. v. Stollberg, Schauspiele mit Chören. Leipz. 1787.

F. L. Huber, Juliane.

Fr. Rambach, der große Churfürst vor Rathenau. — Otto mit dem Pfeile. — Friedrich von Zollern. — Der Verstoßene.

Brömel, Gerechtigkeit und Rache, (in seinen Beitr. zur t. Bühne. Dessau 1785.)

Jul. v. Soden, Aurora, oder das Kind der Hölle. — Teutsche Hausmutter. — Doctor Faust.

Neumann, Gottfried von Bouillon.

§. 267.

4) Das Singspiel.

Das Singspiel ist für die historische Form der Poesie, was die Cantate für die lyrische Form ist. Es kann zwar als ein poetisches Ganze für sich betrachtet werden; aber es muß durchgängig auf die musikalische Begleitung angelegt und berechnet seyn. Es macht deshalb keine besondere Untergattung der dramatischen Poesie aus, sondern behandelt nur einen historischen Stoff, welcher der Einheit in der Darstellung eben so, wie im Trauer- Lust- und Schauspiele fähig ist, mit beständiger Rücksicht auf die musikalische Darstellung. Alles, was von der Cantate gesagt worden ist, gilt auch von dem Singspiele, nur daß, statt der lyrischen Form, hier die historische herrschend ist, und daß, statt der Darstellung des subjectiven Gefühls in der Cantate, hier Individuen handelnd aufgeführt werden, deren gegenseitige Thätigkeit den Knoten schürzt, dessen Auflösung nicht blos ein Wohlgefallen an der poetischen Form der Darstellung, sondern zugleich und mit demselben auch ein Wohlgefallen an der musikalischen Darstellung des Ganzen bewirken soll. — Da die Bestimmung der musikalischen Behandlung eines poetischen Stoffes nicht in den Kreis der poetischen Formen gehört; so bedarf es hier blos noch der Angabe der verschiednen Untergattungen des Singspiels; es sind: das Melodrama, die Operette, und die Oper.

§. 268.

α) Das Melodrama.

Das Melodrama, welches Monodrama, Duodrama rc. seyn kann, ist ein dramatisches Gedicht, dessen Ausdruck sich zwar der lyrischen Form nähert, dessen Eigenthümlichkeit aber darin bestehet, daß die Rede durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich von der Operette und Oper, daß keine Arien in demselben vorkommen, sondern die Musik blos zur Darstellung und Fortführung der in der Rede enthaltnen Gefühle

und Begebenheiten, oder zur Vorbereitung auf die künftigen dient. So neu das Melodrama auch seinem Ursprunge nach ist; so ist es doch nur ein unvollendetes Kunstwerk. Seine Darstellung hat durch den Mangel mehrerer Personen zu wenig Abwechslung und Mannigfaltigkeit, und deshalb kann sich auch sein Stoff nur auf einen kleinen Kreis von Begebenheiten und Gefühlen beschränken; deshalb wird auch seine ästhetische Vollkommenheit immer hinter der (gelungnen) Operette und Oper zurückbleiben. — Dazu kommt, daß die eintretende Musik, je mehr sie dem Charakter der dargestellten Gefühle anpaßt, und also je zweckmäßiger sie ist, das Einförmige des Eindrucks verstärken muß, weil sie, durch Töne, nichts anders darstellen kann, als was bereits durch Worte dargestellt worden ist. Dann wird der Gang der Empfindung durch die zu oft eintretende Musik in seinem natürlichen Fluße aufgehalten und unterbrochen, und dadurch der freie innere Zusammenhang zu viel gestört. Endlich häufen sich auch für den Schauspieler die Schwierigkeiten dadurch, daß er in Verlegenheit kommt, wie er die häufigen Zwischenzeiten der Musik durch Mimik ausfüllen soll.

So groß auch die Sensation war, welche Brandes, Ariadne auf Naxos, besonders durch Benda's Komposition, und Medea von Gotter, erregten; so scheint doch der Enthusiasmus dafür wieder erloschen zu seyn. Es gehören noch hieher: Rosamunda; und Theseus auf Kreta von Rambach, und Cephalus und Prokris. — Die Geschichte und Literatur des Melodrama in der N. Bibl. der sch. Wiss. B. 37, St. 2, und B. 38, St. 1. — J. A. Eberhard, über das Melodrama, in s. N. vermischten Schriften, Halle 1788. S. 1. ff. — Ein treffender Aufsatz darüber von Maaß, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie, Th. 3, St. 2, S. 318 ff. — Vergl. Herders Adrastea, St. 4, S. 258 ff. —

§. 264.

β) Die Operette.

Die Operette ist jüngern Ursprungs, als die Oper, und aus derselben entstanden. Sie trägt im Allgemeinen den Charakter des Singspiels, und unterscheidet sich dadurch

von der Oper, daß, wenn in dieser die poetische und musikalische Darstellung ein ununterbrochenes gemeinschaftlich sich unterstützendes Ganze bilden, in der Operette die musikalische Begleitung der Poesie durch Dialog unterbrochen wird, bei welchem die musikalische Begleitung aufhört. — Ihrer Bestimmung nach, sollte die Operette das größere theatralische Maschinenwerk der Oper überlassen, aber man hat die poetische Grenzlinie zwischen beiden durchbrochen, und behandelt beide gewissermaßen nach einerlei Maasstabe. — Da, aus Mangel an guten poetischen Stoffen, für die Operette, oft die elendesten Machwerke in die Hände trefflicher Komponisten gefallen, und durch diese zu einiger Celebrität gelangt sind; so ist nicht zu läugnen, daß dadurch beinahe der gesunde Geschmack für diese Gattung der dramatischen Poesie verdorben worden ist, und schwer dürfte es werden, die, durch Theaterschläge, Geistergeschichten und andre Maschinerien, hervorgebrachte fehlerhafte Richtung wieder ins rechte Gleis zu bringen.

Ich kann mir die Producte nicht denken, durch welche Bendavid, Geschmackslehre S. 419 ff. veranlaßt werden konnte, die Operette mit der Idylle zu vermischen, und für beide den Charakter festzusetzen, daß die handelnden Menschen in ihnen den höchsten Grad der Unschuld mit dem größten Grade der Kultur vereinigen. — Selbst ganz von allen vorhandnen Operetten abstrahirt, kann dies nie das Wesen der poetischen Form der Operette seyn. — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 138 sagt: „Zu der Operette gehören gemischte Handlungen, welche also nicht durchweg lyrisch dichterisch (wie in der Oper) sind. Die Operette ist den affectvollen, so wohl fröhlichen als traurigen Situationen des gemeinen Lebens gewidmet.„ — Sulzers Theorie 2c. Th. 3, S. 602 ff. Art. Operette. —

§. 270.

γ) Die Oper.

Die Oper, als dramatisches Kunstwerk, nähert sich dem Trauer- Lust- und Schauspiele. In der ernsthaften Oper (opera seria) handelt ein Held nach der Analogie des Trauerspiels; in der komischen Oper (opera buffa) werden Thorheiten und Fehler versinnlicht dargestellt, oder Intriguen ausgesponnen, an deren Darstellung der Faden der

Verwickelung bis zur Entwickelung fortläuft; die gemischte Oper ist nach der Analogie des Schauspiels gebildet, und wechselt mit heitern und ernsthaften Parthieen. — Die Oper, als musikalisches Kunstwerk, gehört nicht hieher; nur daß für sie, inwiefern der Dichter derselben dem Komponisten vorarbeiten muß, eben dieselben Gesetze gelten, welche von der Cantate entlehnt, und in Beziehung aufs Singspiel überhaupt aufgestellt worden sind. — Nach ihrer ursprünglichen Bestimmung verlassen sich Poesie und Musik in der Darstellung nie, sondern gehen gemeinschaftlich mit einander durch Arien, Recitative und Chöre fort. — Da in ihr mehrere Künste (außer Musik und Dichtkunst, noch Mimik, Mahlerei, höhere Schauspielkunst, Tanzkunst, Baukunst.) gewöhnlich Antheil nehmen; so würde sie sich des höchsten ästhetischen Effects versichern können, wenn sie nicht gewöhnlich von Seiten der Empfindung und der Behandlung des Stoffes unter aller Kritik wäre. Nur dann würde in ihr eine Wiederherstellung des guten Geschmacks möglich seyn, wenn zwei gleich große Genies, ein Dichter und Komponist, sich zur Reinigung und Vervollkommnung derselben vereinigten. So wenigstens ist es nicht möglich, aus den unzähligen mißlungnen poetischen Producten in dieser Art der dramatischen Poesie eine Theorie derselben abzuleiten, die befriedigend und den vorhandnen (sogenannten) Kunstwerken anpassend wäre.

Bendavid, Geschmackslehre, S. 415 ff, vereinigt das Mährchen mit der Oper, und kann also blos diejenige poetische Form der Oper gelten lassen, in welcher blos abentheuerliche Thaten dargestellt werden. — Dann würden wir viele Opern verlieren. — Der Oper gedenkt auch Meiners, Theorie u. Gesch. der sch. Wiss. S. 261 ff. — Der eigenthümliche Charakter einer Oper ist, nach Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 137 ff, „der immerwährende, nur in Gesang ausbrechende Affect. Sie verlangt die kühnsten, romanhaftesten Erdichtungen, wenn die Verwandlung unsrer Sprache in Gesang, d. i. die Versetzung des Menschen aus seinem gewöhnlichen Gleise bis zum Reden der Göttersprache, natürlich seyn soll. Die Oper zeiget uns eine bezauberte Welt. Dies ist die Feder, durch welche alle Zurüstungen dieses bunten Schauspieles

möglich werden. Die heroische Oper hat sich die höheren Regionen der Menschheit, eine in allen Theilen allegorische Welt zugeeignet.„ — Vergl. Sulzers Theorie 2c. Th. 3. S. 572 ff. Art. Oper; Eschenburgs Theorie u. Lit. der sch. Wiss. S. 253 ff.: die Briefe über Musik, in Merkels Freimüthigem, 1804. St. 29. —

Unter den Teutschen sind Oper und Operette von folgenden noch am zweckmäßigsten bearbeitet worden:

C. F. Weiße, komische Opern, 3 Th. Leipz. 1777. (Jagd. — Lottchen am Hofe. — Liebe auf dem Lande, — der Teufel ist los. — Dorfbarbier. — Erntekranz. — Jubelhochzeit. —

v. Göthe, Erwin und Elmire. — Klaudine von Villa Bella

G. E. Hermann, die Dorfdeputirten. — Abend im Walde. — treuen Köhler.

C. M. Wieland, Alceste. —

J. B. Michaelis, Operetten.

F. W. Gotter, Geisterinsel. — S. Singspiele.

J. Schiebler, Lisuart und Dariolette 2c. in s. Gedichten, herausgegeben von Eschenburg. Hamb. 1773.

Stephanie des jüngern, sämtl. Singspiele. Liegnitz 1792. (der Apotheker und der Doctor 2c.)

J. J. Engel, die Apotheke, Leipz. 1772.

J. G. Jacobi, Elysium (Vorspiel), Tod des Orpheus, in seinen theatral. Schriften, Leipz. 1792.

C. F. Bretzner, Singspiele. Leipz. 1796. (Entführung aus dem Serail; Schlaftrunk 2c.)

K. Herklots, Operetten. Berlin 1793.

v. Kotzebue, Eremit auf Fermentera. — Spiegelritter. — Sultan Wampum. —

A. G. Meißner, Operetten. Leipz. 1778. (Alchymist; Grab des Mufti 2c.)

S. G. Bürde, Operetten. Königsberg 1795.

L. v. Baczko, Operetten, Königsb. 1794.

C. A. Vulpius, Operetten, Leipz. 1790.

(Die Schikanederschen Operetten sind voll Unsinn.)

Vergl. J. F. Reichard, über die teutsche komische Oper. Hamb. 1774.

§. 271.

5) Der Monolog.

Es gibt Augenblicke einer hohen Bewegung im menschlichen Leben, wo der Andrang und Kampf unsrer Gefühle so stark wird, wo wir uns von Rührungen, Affecten und Leidenschaften so ergriffen fühlen, daß wir denselben, gleichsam nach außen hin, in Worten eine Entladung geben müssen,

um von der Macht, die in uns wirkt, nicht überwältigt zu werden. Dieser unwillkührliche, mächtige Erguß unsrer überströmenden Gefühle geschieht im Selbstgespräche.

Das nachgebildete Selbstgespräch, der Monolog, enthält also den Ausdruck der hohen Rührung, Erschütterung und Begeisterung eines Individuums unter einer Form, die in der Bestimmtheit des Gefühls, das dem Monolog zum Grunde liegt, oder in dem festgezeichneten Ausdrucke einer angeregten Leidenschaft, theils ihre Grenzen, theils ihren Charakter in der Darstellung erhält. Eben die Regellosigkeit des Gefühls, das mit Allgewalt in der Seele wogt; eben die Freiheit, die alle seine Aeußerungen bezeichnet, verstärken die Versinnlichung, welche in der Form des Monologs herrschen muß. Neben dieser hohen Sinnlichkeit im Ausdrucke muß der Monolog, wenn er ästhetische Einheit haben soll, in einem bestimmten Gefühle seine genau verzeichnete Sphäre und seine Grenzen haben, die er nicht überschreiten darf. In psychologischer Hinsicht wird also der Monolog ein freier, aber der höchsten Versinnlichung fähiger Erguß eines tiefen Gefühls oder einer mächtig anregten Leidenschaft seyn. Die productive Phantasie vollendet seine Form, indem sie innerhalb der Sphäre dieses Gefühls, dieser Leidenschaft bleibt, und ihm dadurch im Bilde jene Einheit mittheilt, welche ihm, als ästhetisch vollendetem Kunstwerke, nothwendig zukommen muß. — So bestimmt aber auch das herrschende Gefühl im Monologe gezeichnet seyn mag; so beruht doch eben seine Kraft auf der Herrschaft über den Antagonismus eines andern Gefühls, das mit gleicher Stärke gegen dasselbe ankämpft, aber endlich demselben erliegt. Auf die Darstellung dieses Antagonismus der Gefühle und Leidenschaften ist also das höhere Interesse des Monologs berechnet, und je ruhiger der Monolog erscheint, desto weniger wird er ein Product der schöpferischen Phantasie, und höchstens nur ein Spiel des Witzes des Dichters seyn. Da er zunächst nur der dramatischen Poesie zugehört; so darf er nie als Nothbehelf und Flickwerk eines armseligen Dichters erscheinen. Er muß die bestimmteste Individualität in den höchsten Momenten ihres Wirkens ver-

sinnlichen, und als wesentlicher, nicht entbehrlicher Bestandtheil in dem Zusammenhange eines dramatischen Werkes erscheinen, inwiefern nämlich an ihn jedesmal ein Theil der Schürzung oder Auflösung des Knotens geknüpft seyn muß. Monologen über wissenschaftliche Gegenstände und als isolirte Kunstproducte werden jedesmal mißlingen, da die psychologische Erscheinung eines Monologs nur aus dem Andrange starker Gefühle zu erklären ist.

Es erschienen 1776 Monologen der Vernunft, die aber eben so gut auch kurze Abhandlungen heißen könnten. — Die dramatische Poesie ist ausschließend das Gebiet für den Monolog, und Shakesspear, Schiller und Klinger, haben uns Meisterstücke darin geliefert. Iffland und Kotzebue verdienen einer ehrenvollen Erwähnung. — Theoretisch hat den Monolog behandelt: Maaß, Rhetorik, S. 339 ff. — Aus dem Gesichtspunkte der ruhigen Kontemplation behandelt J. J. Engel den Monolog in der Abh. über Handlung, Gespräch und Erzählung, in seinen Schriften, Th. 4, S. 156. ff. — Eberhard, Theorie der schönen Wiss. S. 187. folgt ihm. — Psychologischer faßt ihn Pörschke, Ged. über d. Phil. des Sch. Th. 2, S. 84 ff. auf, und stimmt mehr mit der von mir versuchten Darstellung seines Charakters überein: „Ein Monolog ist lautes Empfinden und Denken, ist in der Heftigkeit des Affects natürlich, wenn der Mensch alle Dinge um sich her belebt, sie personificirt, und zu Theilnehmern seiner Vorstellungen macht; oder wenn der Mensch aus sich selbst eine zweite Person zu bilden anfängt. Dann ist jeder Zuschauer so sehr in Affect gesetzt, und merkt es nicht mehr, daß der Redende allein sey. — Der Monolog auf der Schaubühne muß nicht etwa eine an die Zuschauer gerichtete Anrede seyn, was äußerst unästhetisch ist; für den Schauspieler sind keine Zuschauer da. Der einsame Mensch spricht nicht für Andre, sondern seines eignen Bedürfnisses wegen, um sein Herz zu erleichtern, seine Gefühle sich verständlicher zu machen, und sich zu einer entscheidenden Thätigkeit zu stärken.„ — Vergl. meine Theorie des Styls, Th. 2, S. 482 ff, und Sulzers Theorie, Th. 4, S. 354 f. Art. Selbstgespräch.

§. 272.

c) Die didactische Form.

Der Charakter der didactischen Form ist Darstellung von Begriffen, die mit Gefühlen vergesellschaftet

sind, unter der Einheit einer ästhetischen Form, die um ihrer selbst willen gefällt. Nicht Belehrung, sondern Versinnlichung ist der Zweck der didactischen Poesie, und dadurch wird theils ihr Charakter von dem Charakter des didactischen prosaischen Styls wesentlich unterschieden, theils das Gesetz für die ästhetische Vollendung der schönen Form, unter welcher der didactische Stoff dargestellt erscheint, fest begründet. — Zu dieser Form gehören:

1) das eigentliche Lehrgedicht;
2) die Satyre.

Sulzers Theorie rc. Artikel: lehrende Rede, Lehrgedicht, Th. 3, S. 166 ff. — Dusch, Briefe rc. Th. 2. 3 u. 4 — Außer dem Lehrgedichte und der Satyre rechnet Ramlers Batteux, Th. 3, S. 127 ff. auch den poetischen Brief und das Epigramm zu der didactischen Form; aber die Theorie derselben ist durchaus nicht befriedigend, wenn er ihren Charakter so angibt, daß in der didactischen Form „die Wahrheit und nicht die Erdichtung in Verse gebracht werde.„ — Sehr wahr erinnert Eberhard, Theorie d. sch. K. u. W., S. 165, daß die Wahrheiten, welche das didactische Gedicht enthält, zwar dogmatische und allgemeine sind, daß aber alle diejenigen allgemeinen Wahrheiten davon ausgeschlossen werden, welche außer dem ästhetischen Gesichtskreise liegen, und dahin rechnet er die, deren Wahrheit und Falschheit nicht sinnlich erkannt werden kann. — Er theilt das Lehrgedicht in das philosophische, dessen Hauptzweck der Vortrag spekulativer Wahrheiten ist; und in das moralische, wenn es den Vortrag moralischer Wahrheiten enthält. Der Hauptzweck des moralischen Lehrgedichts ist, den Leser von seiner Pflicht zu überreden (?, dies ist aber der unterscheidende Charakter der Beredsamkeit von der Poesie, die zunächst in der didactischen Form auf Versinnlichung der Wahrheiten wirkt), entweder durch Empfehlung der Tugend, oder durch die Bestrafung der entgegenstehenden Laster (Satyre). — Sehr verfehlt H. Blair; Vorles. über Rhetorik und sch. Wiss., Th. 4, S. 4 ff. den Charakter der didactischen Form, wenn er behauptet, sie sey blos der Form, nicht aber ihrem Wesen und Zwecke nach, von einer philosophischen oder moralischen, oder kritischen Abhandlung in Prosa unterschieden. Auch er rechnet die Epistel geradehin zur didactischen Form. — Nur historisch behandelt Meiners, Theorie u. Gesch. der sch. Wiss. S.

312 ff. die Untergattungen der didactischen Form. — Sehr treffend sagt Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung (kl. pros. Schriften, Th. 2, S. 96 ff.): „Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eignen Spiele zuzusehen, und was es in sich hat, durch Reflexion sich gegen über und aus sich heraus zu stellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflectirende Verstand aus dem Gegenstande machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüthe reflectirt, wie er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat.„

§. 273.

1) Das eigentliche Lehrgedicht.

Die Bestimmung des Lehrgedichts ist **Versinnlichung allgemeiner Wahrheiten unter einer vollendeten ästhetischen Form, die um ihrer selbst willen gefällt.** Die Darstellung allgemeiner Wahrheiten hat allerdings das Lehrgedicht mit dem didactischen prosaischen Style gemeinschaftlich; aber in der Behandlung des Stoffes, von dem es nur so viel entlehnt, als der Versinnlichung und der Verbindung zur **Einheit** der Form fähig ist, und in der Hervorbringung einer ästhetisch vollendeten Form weicht es ganz von dem didactischen prosaischen Style ab. Denn statt daß der prosaische Styl den Gegenstand, der dargestellt werden soll, logisch zergliedert und nach seinen Theilen behandelt und ausführt (welches allerdings auch unter der Bedingung der innigsten Verbindung der Korrectheit mit der Schönheit geschehen muß); so ist die Hauptaufgabe des Lehrgedichts, den Gegenstand zu versinnlichen und ihn, der in der Prosa unter der Form einer **Idee** erscheint, unter der Form eines **Bildes** darzustellen, und so in ein Object der Phantasie zu verwandeln. Wenn daher der prosaische didactische Styl zunächst zum Verstande spricht, und vermittelst des Verstandes zur Phantasie; so wendet sich das Lehrgedicht durch die Versinnlichung des Objects zunächst an die Phantasie, und die dadurch zu bewirkende **Belehrung** ist in dem Lehrgedichte blos **Nebensache**.

Man kann das Lehrgedicht eintheilen in das philosophische, welches theoretische, oder practische philosophische Gegenstände (am zweckmäßigsten aber moralische Wahrheiten,) darstellt; und in das scientifische, welches irgend einen andern Gegenstand der menschlichen Erkenntniß in ein lebensvolles Bild verwandelt. Doch eignet sich nicht jeder scientifische Gegenstand zur poetischen Darstellung, sondern nur derjenige, welcher einer höhern Versinnlichung fähig ist, und in der Darstellung zu einem ästhetischen Ganzen vereinigt werden kann. Denn Einheit des Planes, Lebhaftigkeit in den dargestellten Begriffen, Stärke und Fülle des Ausdruckes, innige Theilnahme an dem Gegenstande, mannigfaltige Abwechslung und Schattirung im Detail der Darstellung, sicher berechnete Wirkung auf den Willen, und wo möglich tiefe Rührung des Gefühls müssen der Darstellung des Lehrgedichts zukommen, wenn die Form desselben um ihrer selbst willen gefallen soll. Daß dadurch die schulgerechte und chrienartige Behandlung des Stoffes von selbst ausgeschlossen wird, obgleich eine logische Ordnung und Folge der Begriffe, (doch ohne hervorgehobene Ansicht der logischen Glieder) nicht vermißt werden darf, ergibt sich schon aus der Darstellung des ästhetischen Charakters des Lehrgedichts.

Eschenburg, Theorie u. Lit. d. sch. Wiss. S. 124 ff. sagt: Lehrgedicht nennt man diejenige Dichtungsart, worin der Unterricht der vornehmste Zweck, und die Ergötzung diesem untergeordnet ist, worin allgemeine Wahrheiten, Grundsätze oder Vorschriften poetisch vorgetragen werden, und durch diesen Vortrag einen höhern Grad der Lebhaftigkeit und des Eindrucks erhalten. — Würde aber dadurch die Grenzlinie zwischen dem prosaischen und poetischen didactischen Style genau gezogen seyn? Passen die angegebenen Merkmale nicht hauptsächlich auch auf jenen? — Mit viel Gründlichkeit ist das Lehrgedicht behandelt in J. J. Engels Theorie der Dichtungsarten, S. 89 ff. — Als Stoff des Lehrgedichtes gibt Eberhard, Theorie der sch. K. und Wiss. S. 167 ff, an: „Die Wahl des Stoffes zu einem Lehrgedicht wird nicht allein durch die ästhetische Beschaffenheit der Hauptgedanken, vermöge welcher sie innerhalb des ästhetischen Gesichtskreises liegen, sondern auch durch diejenige relative Beschaffenheit derselben bestimmt, vermöge welcher reiche, große, edle, erhabene, rührende

Gedanken näher und stärker mit ihnen verbunden sind, und also leichter mit ihnen vergesellschaftet werden." Nicht ästhetisch genug ist Bendavids (Geschmackslehre S. 343) Begriff des Lehrgedichts gefaßt. Es entsteht nach ihm, „wenn die Gedanken, die der Dichter darstellt, den Zweck haben, uns den Nutzen einer Handlung, oder die Schädlichkeit des Gegentheils geradezu, nebst den Mitteln anzuzeigen, wie wir den Nutzen erreichen, den Schaden vermeiden können." Wo liegt hier der Unterschied zwischen der poetischen und prosaischen didactischen Form? — Kann wohl Bendavid aus diesem Begriffe das Daseyn von Tiedgens Urania erklären? — Sehr wahr sagt Pörschke, Gedanken über d. Phil des Sch. Th. 2, S. 28 ff. „Die Belehrung in einem Gedichte geschieht nicht durch bloße Worte, durch abstracte Zeichen, sondern durch Anschauungen. Der lehrende Dichter muß lehren, als lehrte er nicht; jeder muß mit eignen Augen sehen. Was er Neues erkennt, muß aus seiner Seele hervorzugehen scheinen." — Analytisch behandelt den Charakter des Lehrgedichts: Heusinger, Handb. der Aesth. Th. 2, S. 103 ff. — F. V. Reinhard, (in dem ohne sein Wissen abgedruckten Kollegienhefte: über die Grundsätze und die Natur des Schönen. Berl. 1797.) sagt S. 73 ff: „Unter dem Lehrgedichte verstehet man dasjenige, welches ein gewisses System von Wahrheiten zusammenhängend darstellt. Der Inhalt solcher Gedichte kann nun entweder ein System speculativer Wahrheiten seyn, wie z. B. Pope's Versuch über den Menschen; Youngs Nachtgedanken; Hallers Gedicht vom Ursprunge des Uebels 2c.; oder eine moralische Wahrheit im Zusammenhange vorstellen, wie z. B. in Gellerts Reichthum und Ehre; Utzens Kunst stets fröhlich zu seyn 2c.; oder die Theorie einer Kunst und eine Menge praktischer Regeln, wie Pope's Versuche über die Kritik 2c. enthalten; oder es kann ein wohlgeordnetes Gemählde natürlicher Gegenstände seyn, wie z. B. Thomsons Jahreszeiten; Hallers Beschreibung der Alpen; Kleists Frühling 2c." — Nur die letztere Untergattung kann ich nicht unter die Rubrik des Lehrgedichts, nach dem aufgestellten Charakter desselben, bringen. — Fruchtbare Winke über das Lehrgedicht in Herders Adrastea, St. 3, S. 68 ff.

Im Lehrgedichte haben sich ausgezeichnet: Withof; Lichtwer (Recht der Vernunft); Haller; Hagedorn; Dusch; Gellert; J. A. Cramer; Zachariä (Tageszeiten); Wieland; Cronegk; Uz (Theodicee); Gleim (Halladat); Overbeck; Alxinger; F. Stollberg; (Helebeck);

Conz; Nicolay; Gotter; Selmar; Fr. v. Kleist; Voigt (Gärten); Tiedge (Urania); Schiller (Künstler); Heydenreich; Manso (Kunst zu lieben); Benkowitz; Schreiber (Harmonie); Bürrmann (Ostens Mystenschulen) rc.

§. 274.

2) Die Satyre.

Die Satyre enthält den Ausdruck eines gemischten Gefühls der Lust und Unlust bei der Wahrnehmung des Kontrastes der wirklichen Welt zu der idealischen, mithin das Gefühl bei Wahrnehmung der Unvollkommenheiten der intellectuellen und moralischen Welt. Der Dichter ist also satyrisch, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zum Objecte der Darstellung erhebt. Dem **Stoffe** nach schildert die Satyre **theils** die Vorurtheile, Thorheiten, Verirrungen und Fehler des Verstandes, **theils** die Mängel des Willens und die Gebrechen des Herzens. Der **Form** nach hat die Satyre dann ästhetische Vollendung, wenn das Wohlgefallen an der Darstellung das Gefühl des Schmerzes über die dargestellten Unvollkommenheiten **überwiegt**, aber diese Mischung des Gefühls der Lust und Unlust zugleich durch die Form angeregt und erhalten worden ist.

Der Satyriker kann seiner Form sowohl den **komischen**, als den **ernsthaften** Anstrich geben, je nachdem seine Individualität durch den darzustellenden Gegenstand afficirt worden ist; doch eignet sich der komische Anstrich mehr für die intellectuellen Mängel, der ernsthafte mehr für die moralischen Fehler und Gebrechen. Die Satyre setzt, wenn ihre Darstellung vollendet seyn soll, einen richtigen psychologischen Blick, vielseitige Welt- und Menschenkenntniß aus allen Ständen und Verhältnißen des Lebens, einen natürlichen und gesunden Witz, eine treffende Combinationsgabe und geübte Urtheilskraft, eine gereifte Vernunft, ein menschenfreundliches Herz, die Vergegenwärtigung des Sittengesetzes und das hohe Interesse für die wichtigsten Angelegenheiten unsers Geschlechts, für **Recht**, **Sittlichkeit** und **Tugend**, voraus,

so daß der edelste Kosmopolitismus aus ihr hervorschimmert, der nur deshalb den bittern Anstrich in seiner Darstellung wählt, weil er seine großen wohlwollenden Zwecke durch die intellectuellen und moralischen Gebrechen der Menschen gehindert und vereitelt sieht. Neben diesen psychologischen Eigenschaften erfordert die Satyre eine völlige Gewandtheit in der Sprache, um die bemerkten Fehler treffend zu zeichnen, und eine solche Anregung der Phantasie, des Gefühls und der practischen Vernunft, daß durch ihre gemeinschaftliche Thätigkeit eine ästhetische Form hervorgebracht wird, die in der Betrachtung Wohlgefallen erregt.

Durch diese ästhetische Form und **versinnlichte** Darstellung der Unvollkommenheiten unterscheidet sich die Satyre von der Moral, welche ebenfalls diese Unvollkommenheiten rügt, aber aus Gründen, und nicht vermittelst einer Versinnlichung, wodurch die Unvollkommenheit uns in einem vollendeten Bilde erscheint. Dabei bleibt aber die Moral mit ihren Forderungen das höchste Gesetz für den Satyriker, weil nur durch den Zusammenhang der Satyre mit allgemeinen moralischen Wahrheiten ihr Verhältniß zur didactischen poetischen Form bestimmt werden kann. — Das Wohlgefallen an der Satyre ist allerdings ein **gemischtes**, denn in demselben fließt das Wohlgefallen an der ästhetischen Form mit dem Mißfallen an der dargestellten Unvollkommenheit in Eins zusammen; aber das Gefühl der Lust **überwiegt** das Gefühl der Unlust, weil die Ueberlegenheit, die sich in der Darstellung der Unvollkommenheit ankündigt, zugleich mit dem Wohlgefallen an der Schönheit der Form, bestimmt für den Sieg des Gefühls der Lust entscheidet.

Da der Satyriker, der Darstellung nach, **Dichter** ist; so darf er auch die darzustellenden Unvollkommenheiten vergrößern, und anders gestalten, als sie in der Wirklichkeit erscheinen, und kann überhaupt alles, was die Realisirung des Ideals der menschlichen Bestimmung in intellectueller, ästhetischer und moralischer Hinsicht hindert, vor sein Forum ziehen. Der Satyriker ist der entschiedene

und ewige Feind des Thoren und des Bösewichts, aber nie stellt er, wenn er nicht seine Grenzen überschreiten und **Pasquillant** werden will, *) den Thoren und Bösewicht **persönlich** und **namentlich** auf, sondern er zeichnet die Thorheit und Bosheit, und stellt gleichsam einen **idealischen** Thoren und Bösewicht in den Mittelpunkt der Darstellung. Eine **allgemeine** Satyre ohne **bestimmtes** Object würde ihre Wirkung verfehlen, und die Menschheit selbst im Ganzen treffen. Ein bestimmt bezeichnetes Subject ist Hauptbedingung für die ästhetische Einheit der Satyre. — Nie darf aber der Stachel in der Darstellung fehlen; denn die blos gutmüthige (d. h. zwar wollende, aber nicht könnende) Satyre ist eine verunglückte Geburt der Einbildungskraft, und erregt Mißfallen an der Form und an dem Dichter, statt daß die ästhetische Form das angeregte Gefühl der Unlust einzig durch die gerügte Unvollkommenheit leiten, für sich aber das Gefühl der Lust zu erregen suchen muß.

Zwar nur in kurzen Andeutungen, aber trefflich zeichnet Schiller, über naive und sentimentale Dichtung (kleinere pros. Schriften, Th. 2, S. 70 ff.) den Charakter der Satyre, die er in die strafende und lachende eintheilt. Er sagt: „Es ist für den Satyriker keine geringe Aufgabe, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöset werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht; die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt. — In der Satyre wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideale als der höchsten Realität gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das Letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüthe zu erwecken weiß; dies muß er aber, oder er wird nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Object der Abneigung, aber diese Abneigung muß nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideale entspringen." —

*) Uebrigens kann ein Pasquill nie ein Kunstwerk seyn.

Eschenburg, Theorie und Lit. rc. S. 114 ff. — Eberhard, Theorie der sch. K. u. W., S. 172 ff. sagt: „Der Hauptzweck der Satyre ist, durch eine vollkommene sinnliche Rede, Mißfallen an sittlichen Unvollkommenheiten zu erwecken." Je nachdem sie Abscheu erregen, oder Lachen erwecken will, theilt er sie in die Juvenalische und Horazische Satyre. — Bendavid, Geschmackslehre, S. 345, stellt den Begriff der Satyre nur einseitig auf, wenn er sagt, daß sie entstehe: „wenn die dargestellten Gedanken des Dichters uns über die Nützlichkeit einer Handlung durch den Umweg belehren, daß sie das Lächerliche (gibt es nicht auch eine ernsthafte Satyre?) der entgegengesetzten Handlung aufdecken." — Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 33 ff., nennt die Satyre „die poetische Erzählung des Verächtlichen und Lächerlichen menschlicher Handlungen." Mit psychologischem Scharfsinne setzt er hinzu: „Ist die Satyre ein echtes Kunstwerk; so muß sie gar in dem Gezüchtigten Vergnügen erwecken, theils wegen ihres formellen Witzes; theils wegen der Wahrnehmung seiner angehenden Besserung." — In practischer Hinsicht behandelt sie Heusinger, Handb. der Aesth., Th. 2, S. 88 ff. — Rabener, von der Zulässigkeit der Satyre, im ersten Theile seiner Schriften. — J. G. Münch, über die Zulässigkeit der Satyre auf der Kanzel, mit Beispielen erläutert, Leipz. 1798. Vergl. Sulzers Theorie, Th. 4, S. 128 ff.

Hiermit ist die interessante Abhandl. von Manso zu vergleichen: über die römischen Satyriker, in d. Nachtr. zu Sulzers Theorie rc., 4 B. 2 St. und 5 B. 2 St., und 6 B. 1 und 2 St, — und über die teutschen Satyriker, der dritte Theil von Flögels Geschichte der komischen Literatur.

Schon die frühern teutschen Dichter versuchten sich in der Satyre: Reinicke der Fuchs, Brands Narrenschiff rc. gehören hieher. Rachel; Liscov; Rost; Rabener; Michaelis; Haller; Bodmer; Schönaich; Cranz; Wieland (Abderiten); Lichtenberg; Göthe; Stollberg (Jamben); Pfeffel; Falk; Klinger (Betr. über Gegenst. der Literatur); Jean Paul. —

§. 275.

d) Die gemischten poetischen Formen.

Unter den gemischten poetischen Formen verstehen wir solche, deren Charakter, nach der Mehrheit der vor-

handenen meisterhaften Producte in dieser Form, nicht so bestimmt verzeichnet werden kann, daß sie entweder der lyrischen, oder der historischen, oder der didactischen Form ausschließend zugetheilt werden müßten. Vielmehr fließen die, ohnedies nur in der Theorie mit aller Schärfe aufzustellenden, Grenzlinien in ihrem Charakter so unmerklich zusammen, daß sie nicht selten aus zwei Formen zugleich, oder bisweilen auch aus allen dreien die Grundsätze ihres Charakters entlehnen. — Zu diesen gemischten Formen, welche im Allgemeinen keiner der drei aufgestellten geradehin zugetheilt werden können, obgleich einzelne poetische Producte wohl unter eine derselben passen würden, gehören:

1) die Idylle;
2) die Allegorie;
3) das Epigramm;
4) die poetische Epistel;
5) der Dialog;
6) die Parodie und Travestirung.

§. 276.

e) Die Idylle.

Das Ideal eines entflohnen goldnen Zeitalters, wo der Mensch, der Natur am nächsten und treuesten, die höhern und verflochtenern Bedürfniße des Lebens noch nicht kannte, wo seine Sitten noch rein waren und seine Unschuld sich unverletzt erhielt, wo ein ewiger Friede mit Göttern, Menschen und mit sich selbst ihn umfloß, wo keine Noth, kein Leiden seine Tage trübte, wo, einem schönen Traume ähnlich, sein Leben einfach und still dahin gleitete, und er sich in dem Genuße der Natur, der häuslichen Freuden, der Liebe der Seinigen und der Ruhe des Gewissens selig fühlte; dieses Ideal umschwebt den bessern Menschen und den begeisterten Dichter um so mehr, je mehr sich ihm der Abstand der Wirklichkeit zu jenem Naturzustande aufdringt; je mehr er fühlt, wie weit sich die Bedürfnisse, die Sitten und die gesellschaftlichen Verbin-

dungen der Menschen von jener ursprünglichen Reinheit und Unschuld entfernt haben, und je mehr ihn die Wehmuth über den gegenwärtigen Zustand der Menschen durchdringt und mit Unzufriedenheit erfüllt. — Da kehrt seine Phantasie in jene glücklichen Zeiten zurück, und stellt die Menschen derselben unter Gemählden dar, welche in den Situationen, Handlungen und Schicksalen, unter welchen sie jene Menschen erscheinen lassen, den Ausdruck einer Unschuld, Sittenreinheit und Simplicität enthalten, zu welchem unsre gegenwärtigen Verhältniße, die Formen der Convenienz, die Abstufungen der verschieden Stände, die Thorheiten, Fehler und Laster, der verlorne Sinn für die Natur, die Verirrungen des Egoismus, die gewaltsamen Ausbrüche der Leidenschaften, die Spuren des Despotismus und des Fanatismus, den schreiendsten Kontrast bilden.

Der Dichter der Idylle ist also, wenn er jene verlorne Zeit mit der Gegenwart zusammenhält, seines Sieges gewiß, sobald er seinem Gemählde die hohe Simplicität des Charakters zu geben versteht, unter welchem es zu dem unverdorbenen Gefühle spricht.

Da die Menschheit ursprünglich in dem einfachen Stande des **Hirtenlebens**, des **Landbaues**, der **Jagd** und des **Fischfanges** sich befand, aus welchem sie allmählig in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens überging; so bieten jene Stände, zu einer vollendeten und idealischen Schilderung erhoben, dem Idyllendichter den schönsten Stoff für seine Darstellungen dar. Je näher jene Stände mit ihren Beschäftigungen dem ursprünglichen einfachen Naturzustande liegen: desto leichter läßt sich die idealische Darstellung dieses Zustandes an die Zeichnungen jener Verhältniße anknüpfen. Die Idylle begreift daher **Hirten- und Schäfergedichte, Fischergedichte, Jägergedichte** rc. in sich, und liegt also mit ihrer Schilderung fern von dem Kreise des bürgerlichen Lebens. — Der Naturmensch steht im Vordergrunde derselben; es ist mithin kein ganz vollkommenes Wesen, sondern ein Wesen unsrer Art, das sie zeichnet. Aber noch hat ihn das Gift der

Gesellschaft nicht berührt; noch kennt er keine andern Bedürfnisse, als die, zu welchen ihn die einfache Natur selbst leitet; noch ist sein Verstand nicht durch Vourtheile verhüllt; noch lebt in seinen Gefühlen Wahrheit, Zartheit und Innigkeit; noch ist seine Liebe reiner Naturklang und kein Nachhall grober oder raffinirter Sinnlichkeit; noch sind seine Neigungen unschuldig, und sein Charakter bewahrt seine ursprüngliche Güte und Unverdorbenheit. Die Natur um ihn her ist, wie sein innerer Zustand, in einer ewigen Harmonie, und ewig junge Schönheit umfließt in unzähligen Schattirungen alle ihre Gestalten. Noch sind die Thiere keine Feinde des Menschen; sie leben mit ihm im Frieden, und theilen mit ihm den Besitz der Erde und den Genuß ihrer Güter. Sie schmiegen sich an ihn an, und im großen Thierreiche herrscht so wenig Despotismus, Raubsucht und Zerstörung, wie in den stillen Hütten des Naturmenschen.

Die Idylle bildet daher Ein Ganzes, sowohl dem Inhalte, als dem Zwecke nach. Alles bewegt sich in demselben um eine idealisirte Hauptgestalt, die der Dichter in den Vordergrund gestellt hat, und die er unter den Bedingungen der **Möglichkeit** eines solchen Naturzustandes zeichnet. Nicht unsre **gegenwärtigen** Landleute schildert er; deshalb sind alle **Land- und Wirthschaftsgedichte**, welche auf die Gegenwart Beziehung haben, von der Idylle ausgeschlossen. Nichts desto weniger kann die Idylle **Naturschilderungen** in sich aufnehmen; nur darf nichts in derselben an das, **was ist**, sondern alles muß an das, **was war und nie wiederkehren wird**, was nun auf ewig verschwunden ist, erinnern. Deshalb würde der Charakter der Idylle durchaus verletzt werden, wenn irgend eine Ueberladung, oder ein Luxus von Bildern in derselben sichtbar würde. Das **Naive** gehört hauptsächlich in ihren Kreis, und überströmt muß sie gleichsam seyn von der **Wehmuth** bei der Rückerinnerung an eine Zeit, die bei jeder Vergleichung mit der Gegenwart, besser war, und dem unverdorbenen Gefühle mehr zusagt, als diese.

Dieser Charakter der Idylle muß hindurchschimmern, sie mag nun zunächst **historisch** oder **dramatisch** seyn. Ob sich gleich ihr Ton der Elegie nähert; so gehört sie doch nicht zur lyrischen Form, denn sie ist nicht blos der Ausdruck der subjectiven Stimmung, weil sie Objecte darstellt. Eben so wenig gehört sie zur **didactischen Form**, da sie keine Lehren und Folgerungen aus ihren Gemählden ableitet, sondern **zunächst zum Gefühlsvermögen** spricht.

Sulzers Theorie, Th. 2, S. 380 ff. Art. Hirtengedicht. — Mendelssohn, in den Literaturbrief. Th. 5, S. 125 ff. — J. G. Herder, Fragmente über d. Lit. Th. 2, S. 349 ff. — J. G. Jacobi, Iris, Th. 5. — Heydenreich, im kurzgef. Handw., Th. 1, S. 616 f. — Brauchbar für das Detail, aber höchst mangelhaft in der Theorie, ist das, was Ramlers Batteux, Th 1, S. 364 ff. über die Idylle, oder wie er sie ausschließend nennt, das Schäfergedicht, sagt. Er geht von der äsopischen Fabel dazu über, und sagt, indem er die Idylle zur erzählenden Poesie rechnet: „Hier (im Schäfergedichte) steigt die erzählende Poesie einige Stufen höher. Das Schaf und die Ziege treten nicht mehr auf die Bühne; die Ziegenhirten und die Schäfer nehmen itzt das Theater selbst ein, und unterreden sich von allem, was in ihrer Sphäre liegt, von allem, was für sie von Wichtigkeit ist. In der Fabel sah man Menschen unter der Maske der Thiere; hier ist die Maske abgenommen, hier ist keine symbolische oder allegorische Vorstellung mehr. Die Wahrheit erscheint hier sonder Umschweif und ohne Decke." — Man kann, mit gutem Willen, den Charakter der Idylle nicht tiefer heruntersetzen, als es hier geschieht. — Mit etwas mehr Geist, aber nicht befriedigend, ist die Darstellung des Schäfergedichtes bei H. Blair (Vorles. über Rhetorik und sch. Wiss., Th. 3, S. 311 ff., nach Schreiters Uebersetzung.) — Engel, Theorie der Dichtungsarten, [illegible] 68 ff. erklärt die Idylle als ein Gedicht, „das uns die Charaktere, Sitten, Begegnisse, Empfindungen, Handlungen solcher gesitteten Menschen schildert, die noch in keinem Staate zusammengetreten sind, oder bei denen wir die Verbindung mit der großen Gesellschaft des Staates wenigstens nicht gewahr werden." Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. W. S. 96 ff. „Das Schäfer- oder Hirtengedicht ist die sinnlich vollkommene Darstellung veredelter Handlungen, Sit-

ten, Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinen, gewöhnlich ländlichen, Gesellschaften beisammen leben." — Eberhard, Theorie der sch. K. u. W., S. 163 und S. 241 ff., erklärt die Idylle für ein Gedicht, „welches der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen ist, die in kleinen Gesellschaften zusammenleben, oder die ästhetische Nachahmung solcher Empfindungen." — Zu weit geht wohl Bendavid, Geschmackslehre, S. 345, indem er das Entstehen der Idylle dadurch erklärt: „wenn die handelnden Menschen den höchsten Grad der Unschuld mit dem größten Grade der Kultur (?) vereinigen." — Geßners Menschen haben einen hohen Grad der Unschuld; aber auch den größten Grad der Kultur? — Wodurch zeigten sie diesen? — Nur historisch behandelt Meiners, Theorie und Gesch. der sch. Wissens. S. 288 ff. die Idylle. — Richtiger faßt Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 57 ff. den Charakter der Idylle auf: „Sie ist ein poetisches Gemählde interessanter Scenen aus der goldenen Zeit. Nur in den Köpfen der Dichter hat es eine goldene Zeit gegeben; sie ist blos die Idee der höchsten Einfalt und Unschuld unsers Lebens, und der daraus entstehenden gleichförmigen Glückseligkeit. Gemählde aus der Natur sind Mäßigungsmittel, um die tausendfachen Versuchungen des Luxus, das Gewühl der verwüstenden Leidenschaften, die immer zunehmende Entfernung von der Natur, und die Menge selbstgemachter Plagen zu vermindern." — Heusinger, Handb. der Aesth., Th. 2, S. 191 ff. setzt den Charakter der Idylle darein, daß der Dichter seine Personen erstlich aus der bürgerlichen Gesellschaft hinwegnimmt, und zweitens, daß er ihnen alle Geistesbildung gibt, die sich ohne absichtlich auf Geisteskultur gewandte Mühe, und ohne künstliche Bildungsanstalten erwerben läßt. — Mit vielem Geiste hat Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung (klein. prof. Schriften, Th. 2, S. 127 ff.) die Idylle behandelt. Ihm ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart „die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit. Weil diese Unschuld und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der größern Societät und mit einem gewissen Grade von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich scheinen; so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kind-

lichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufällig sind, daß sie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das natürlichste Mittel zu demselben in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stande der Unschuld, d. h. in einem Zustande der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen. Aber ein solcher Zustand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtigt. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben, kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes, eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn beständigt widerlegt; so kommt auch hier das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu erheben, und in einem einzelnen Falle zu verwirklichen. — Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldnes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger Poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deswegen bildet aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darstellung der„selben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können." — Ueber das Wesen der Idylle im Verhältnisse zur Epopöe erklärt sich v. Humboldt in den ästhet. Versuchen, Th. 1, S. 234 ff., „das Object der Idylle ist immer ein Zustand, das der Epopöe eine Handlung des Menschen; jene ist immer nur beschreibend, diese durchaus erzählend. Der Idyllendichter schildert immer nur Eine Seite der Menschheit, und sobald er uns in

den Standpunkt stellt, von dem wir auch die andre gleich klar übersehen, geht er aus seinem Gebiete heraus." — Geistvoll und dichterisch behandelt Herder die Idylle, Adrastea, St. 3, S. 177 ff. „Leere Beschreibungen der Natur, Schäfertändeleien, die nirgends existiren, verschwinden in ihr wie abgekommene Galanterien; der ganze Kram einer uns fremden Bilderwelt, von dem unsre Phantasie so wenig als unsre Empfindung weiß, verschwindet. Dagegen tritt unsre Welt, nach Jedes Weise und Sitte, in den schönen Glanz einer neuen Schöpfung. Geist und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth schaffen sich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend. Groß und neu wird hiermit das Gebiet der Idylle. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Je näher unsrer Lebensweise; desto näher treten die Idyllenscenen an unser Herz. Hier ist Arkadien; vor dir, um dich; es sey nur in dir." Versuch einer kurzen Geschichte des Fischergedichts, (zugleich eine kurze Theorie desselben), von F. X. Bronner, vor dem zweiten Theile seiner Schriften, S. 5 ff. (Zürich 1794.) —

(Opitz (Schäferlieder). — (Die Idyllen aus den Zeiten der t. Gesellschaften sind zu unbedeutend). Rost, (Versuch von Schäfergedichten, Dresd. 1744). — S. Geßner. — Kleist (Irin); Reckert; J. F. Schmidt; J. N. Götz; Blum; Mahler Müller; Hölty; Voß; Bronner; Kl. Schmidt; J. G. Jacobi (Apollo unter den Hirten); Kosegarten; Bonstetten; Baggesen. — Am. v. Imhof. — Idyllen der Teutschen, 2 Th. Münster 1774 f., (herausg. v. Kl. Schmidt.)

§. 277.

2) Die Allegorie.

Der Charakter der Allegorie besteht in der vollendeten ästhetischen Darstellung eines Gegenbildes von einem Objecte, das man in der Darstellung nicht entdeckt, das man aber in dem Gegenbilde erkennen und die ganze Darstellung auf dasselbe beziehen soll. — Dem Dichter schwebt ein Object (ein Individuum, eine Handlung, ein Gefühl, eine Begebenheit u. s. w.) vor, es steht vor ihm als Einheit des Bildes. Er will oder darf aber dieses Object nicht selbst ver-

sinnlicht darstellen; die productive Phantasie bringt also ein Gegenbild zu demselben hervor, in welchem sie das Urbild, nach allen seinen Umgebungen, wieder erkennt, und das in der Darstellung nach dem Gesetze der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form erscheint, um durch diese Form Wohlgefallen an ihr selbst anzuregen. Es kann daher der Charakter der Allegorie im Allgemeinen blos auf der vollendeten Versinnlichung eines Bildes durch sein Gegenbild beruhen, ohne daß mit dieser ästhetischen Bestimmung der Allegorie noch ein anderer Hauptzweck beabsichtigt würde. Nebenzweck kann aber bei der Versinnlichung einer Wahrheit: Belehrung, bei der Versinnlichung einer Handlung: Rührung des Gefühls u. s. w. seyn. Als Form hingegen entsteht die Allegorie um ihrer selbst willen. Ob nun gleich die productive Phantasie zunächst die Form ins Daseyn ruft; so können doch bald Witz, bald Gefühl, bald die practische Vernunft (bei Darstellung moralischer oder politischer Wahrheiten) einen bestimmten Antheil an dem Objecte haben, welches in der Allegorie sein Gegenbild erhält; das Gegenbild selbst aber ist blos Product der Phantasie. — Da nun die poetische Vollkommenheit der Allegorie blos durch die völlige Angemessenheit des Gegenbildes zu seinem Objecte beurtheilt werden kann; dieses Object aber bald in einem individuellen Gefühle, bald in einer Handlung oder Begebenhiet besteht, so muß die Allegorie unter den gemischten poetischen Formen aufgeführt werden, obgleich mehrere Theoretiker sie nicht selten einseitig gefaßt, d. h. festgesetzt haben, daß die Allegorie entweder blos eine Wahrheit, oder blos eine Handlung im Gegenbilde versinnlicht darstellen könne, wo sie dann im ersten Falle zur didactischen, im zweiten aber zur historischen Form gezählt wurde.

(Die Allegorie als Trope, wo sie zu den rhetor. Figuren gehört, ist schon S. 209 ff. dargestellt, und dort zum Theil auch die Literatur derselben beigebracht. Man sollte die Allegorie, als rhetorische Figur, nie mit dem stylistischen und vollendeten Kunstwerke verwechseln. — Am nächsten ist sie der Fabel verwandt; aber durch die Verschiedenheit

des Objects, das sie im Gegenbilde darstellt, wird die Grenzlinie zwischen beiden genau bestimmt. — Sehr wahr erinnert Bendavid, Geschmackslehre, S. 357 ff., daß sie ihr Daseyn der Fähigkeit der Einbildungskraft verdanke, das Aehnliche durch das Aehnliche anzuschauen. — Nach Heusinger, Handb. der Aesthet., Th. 2, S. 77 ff. ist die Allegorie: schöne Erzählung (?) einer Begebenheit, aus welcher ein interessanter Satz, vielleicht (?) eine moralische Lehre hervorleuchtet. — Sulzers Artikel (Theorie, Th. 1, S. 73 ff.) ist unbedeutend. Lehrreicher ist Lessing im Laokoon, S. 113 ff., von dem Unterschiede in der Darstellung allegorischer Personen, zwischen Dichtkunst und Mahlerei. — Heydenreich, System der Aesthet., Th. 1, S. 247 ff., rechnet sie zur lyrischen Form. — J. Winkelmann, Versuch einer Allegorie, Dresd. 1766. — Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss., S. 93 ff. — Liebliche Allegorien sind diejenigen Dichtungen, welche Herder, (zerstreute Blätter, Th. 1, S. 165 ff.), unter der Benennung: Paramythien aufstellt, und dann Th. 3, S. 1 ff. und S. 191 ff.: Bilder und Träume, und Blätter der Vorzeit — auch in der Adrastea, St. 4, S. 221 ff. — Eberhard, die Wissenschaften, eine Allegorie nach Platon, in Engels Phil. f. d. Welt, Th. 2, S. 77 ff., einige von J. N. Götz, in der Samml. s. Gedichte, 3 Th. Manh. 1785, und von K. F. Kretschmann, im 6ten Theile seiner sämtlichen Schriften: Fabeln, Allegorien und neueste Gedichte. — Die Parabel ist eine Fabel unter einer allegorischen Form. Ihr Charakter schwankt zwischen der Fabel und der Allegorie in den Producten, die man Parabeln nennt. Mehrere bringen sie ausschließend unter die Fabel, (so z. B. Conz in s. morgenländischen Apologen, 1803, der zwischen Fabel und Parabel keinen wesentlichen Unterschied findet), andre rechnen sie zur Allegorie.

§. 278.

3) Das Epigramm.

Das Epigramm hat, als poetisches Product, die Aufgabe zu lösen: **Einen hervorstechenden Gedanken, durch die für seine Darstellung möglichst kleinste, aber in sich vollendete, Form zu versinnlichen.** — Da das Epigramm unter so vielen Gestalten bei den ältern und neuern Dichtern erscheint; so ist es schwer, seinen Charakter in einem allgemeinen Begriffe auszudrücken. Doch

scheint bei dem Epigramm alles auf folgenden Puncten zu beruhen:

1) Es enthält nur Einen Gedanken (nur Einen Begriff, oder Ein Urtheil,) dieser sey nun ein dargestelltes Individuum, oder ein Zustand, oder eine Handlung, oder eine Begebenheit rc., um welchen sich die ganze Umgebung bildet.

2) Dieser Gedanke muß an sich hervorstechend (frappant) seyn; er muß etwas in sich enthalten, wodurch er die Aufmerksamkeit erregt und fesselt;

3) Dieser Gedanke muß durch die Form versinnlicht werden, denn sonst fehlte dem Epigramm der poetische Charakter;

4) Diese Versinnlichung muß in einer möglichst kleinsten, aber in sich vollendeten Form geschehen. Die Form muß die möglichst kleinste seyn, weil sie nur einen Gedanken versinnlichen soll, und die Kraft desselben auch der Kürze in der Darstellung beruhet; sie muß aber auch vollendet seyn, weil sonst das Epigramm, als Kunstwerk, kein reines Wohlgefallen erregen könnte.

Wenn dem Epigramme Vollkommenheit zukommen soll, so enthält es, nach Lessing, Erwartung und Aufschluß. Beide müssen in einem gegenseitigen Verhältnisse stehen, so daß die Erwartung nicht höher gespannt wird, als der Aufschluß seyn kann, und der Aufschluß der Erwartung entspricht.

Dem Stoffe nach ist es entweder blos Sinngedicht, oder Epigramm im engern Sinne.

1) Sinngedicht. In demselben wird Ein Gedanke aufgestellt, der, ohne die Absicht zu haben, Thorheiten zu geiseln und zu verwunden, blos durch seine Neuheit und dadurch, daß man ihn isolirt unter einer ästhetischen Form erscheinen läßt, zu interessiren im Stande ist.

2) Epigramm im engern Sinne. In demselben erscheint Ein Gedanke, der als Ausdruck des Witzes

entweder loben, oder tadeln, oder im Allgemeinen spotten soll.

a) Das lobende Epigramm, enthält das verdiente, aber durch die Combinationen des Witzes ästhetisch versinnlichte, Lob eines Individuums, oder einer Handlung und dergl.

b) Das tadelnde Epigramm, enthält die Rüge der menschlichen Thorheiten und Fehler, der intellectuellen und moralischen Unvollkommenheit überhaupt. Nicht selten ist es durch bittern Witz gewürzt, und heißt auch das Strafgedicht.

c) Das spottende Epigramm, enthält den Ausdruck eines leichten Witzes über irgend einen Gegenstand, den man von seiner schwachen Seite faßt.

Am meisten wirkt das Epigramm, wenn der Aufschluß (die Pointe) in die Schlußworte des Ganzen, oder doch wenigstens in die letzte Zeile gelegt ist. Wird das Epigramm auf mehr, als vier Zeilen ausgedehnt; so verliert es schon seine Kraft, weil Ein Gedanke, der in mehr als vier Zeilen ausgedehnt wird, dann in seiner Auflösung weniger überrascht, als wenn Erwartung und Aufschluß, wie zwei Blitzschläge, unmittelbar einander folgen.

Das Epigramm kann, seinem Charakter nach, nicht unter eine der poetischen Hauptformen gebracht werden; denn es ist seinem Ausdrucke und seiner Beziehung nach zu sehr verschieden. Als Sinngedicht würde es zur historischen Form gehören; als Ausdruck einer Leidenschaft und eines aufgeregten Gefühls, zur lyrischen. Zur didactischen kann man es ebenfalls nur uneigentlich rechnen, da nie Belehrung durch dasselbe beabsichtigt wird, sondern höchstens nur ein wissenschaftlicher Gedanke in demselben ausgedrückt ist.

Das Epigramm ist griechischen Ursprungs, und war, schon seinem Namen nach, Ueberschrift, Aufschrift auf Tempeln, Grabmälern, Kunstwerken. — G. E. Lessing hat es in seinen zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm, (s. dessen vermischte Schriften, Th. 1, Berl. 1771), isolirt und mit Geist behandelt. — Sulzers Erklärung des Epigramms (Theorie ꝛc. Th. 4, S. 393 ff., unter dem Artikel: Sinngedicht), erschöpft den Begriff nicht: „Ein kleines Gedicht, darin der Dichter merkwürdige Personen oder Sachen nicht um-

ständlich, sondern gleichsam im Vorbeigang und mit wenig Worten in einem besondern und seltenen Lichte zeigt." — Ramler, (s. dessen Batteux, Th. 3, S. 233 ff.), rechnet es zu den Lehrgedichten, und verlangt, ohne einen bestimmten Begriff von demselben festzusetzen, daß es kurz, angenehm und glücklich vorgetragen werde. — Mit beständiger Rücksicht auf das Epigramm der Griechen verbreitet sich Herder darüber, in s. zerstreuten Blättern, Th. 1, S. 99 ff. Ihm ist es psychologisch betrachtet: a) die Exposition eines Bildes oder einer Empfindung; b) über einen einzelnen Gegenstand, der dem Anschauenden interessant war; c) und durch diese Darstellung in Worten auch einem andern, gleichgestimmten oder gleichgesinnten Wesen interessant werden soll. Die Fortsetzung dieser Abhandl. (zerst. Blätt. Th. 2, S. 103. ff.) empfiehlt statt der Lessingischen Begriffe: Erwartung und Aufschluß, Darstellung und Befriedigung (S. 109), und stellt (S. 112) das Epigramm dar: als poetische Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes, zu irgend einem genommenen Ziele der Lehre oder der Empfindung. — Eberhard folgt Lessing in s. Theorie der sch. Künste rc. (Halle 1790, 3te Aufl.) S. 249 ff. — An Lessing und Herder schließt sich an: Eschenburg, Theorie und Lit. der sch. Wiss. S. 103 ff. — Heydenreich, System der Aesthetik, Th. 1, S. 365 ff classificirt das Epigramm gar nicht als eine besondere Dichtungsart. Er sagt: „die Epigrammen, deren Stoff ein vom Witze gefaßtes Verhältniß ist, gehören zu den Werken der bloßen Urtheilskraft, und es ist ein unrechtmäßiger Eingriff in das Gebiet der Dichtkunst, daß sie das Sylbenmaas, ein Eigenthum der Leidenschafts- und Gefühlsdarstellung, an sich gezogen haben." — Dies scheint zu streng zu seyn. — Heusinger, Handb. der Aesthetik, Th. 2, S. 53 ff., nennt das Epigramm „ein Gedicht, welches in wenigen Zeilen einen Gedanken auf eine frappante Art vorträgt." — Das Frappante aber kann, nach meiner Ueberzeugung, nicht, wie Heusinger will, in der Form liegen, denn wie will diese frappant seyn, sondern in dem Gedanken, der dargestellt wird. — Im kurzgef. Handwört. fehlt der Artikel: Epigramm ganz. — Nicht bestimmt scheint Bendavid, Geschmackslehre, S. 343, das Entstehen des Epigramms zu erklären, „wenn wir durch einen einzigen Gedanken über irgend einen Gegenstand entweder geradezu oder durch einen Umweg belehrt oder gewarnt werden." — Blos historisch und oberflächlich behandelt Meiners

Theorie und Gesch. der schön. Wiss., S. 324 ff., das Epigramm. — Bestimmt zeichnet Pörschke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 56 f., den Charakter des Epigramms. „Es ist eine poetische charakteristische Bezeichnung eines wirklichen Dinges; oder: die poetische Darstellung einer Empfindung, oder eines Gedankens über einen Gegenstand. Eine epigrammatische Vorstellung muß in dem stärksten Lichte, aus einem einzigen und zwar aus dem interessantesten Gesichtspuncte dargestellt werden. Hiezu ist Kürze nothwendig, damit jeder mit so wenig Mitteln als möglich den Gedanken verstehe. Da die Vergleichung einer unbekanntern Sache mit einer bekanntern nicht allein größere Deutlichkeit, sondern auch Kraft zum Handeln bewirkt; so muß die Vergleichung des Gedankens witzig seyn. Da ein Gedicht nicht eher, als beim Beschlusse vollständig ist und ganz übersehen werden kann; so erhält das Epigramm erst in den letzten Worten seine Verständlichkeit und Bedeutung. Der Ausgang ist überraschend; er mußte nicht aus dem Vorhergehenden schon ganz erkennbar seyn. Die letzten Worte müssen die unerwartetsten und wichtigsten, oder die am meisten ästhetischen seyn." — F. V. Reinhard, über die Grundsätze und die Natur des Schönen, S. 77 f. sagt: Das Epigramm ist ein kurzes Gedicht, in dem etwas Merkwürdiges auf eine unerwartete Art so dargestellt wird, daß man es mit einem Blicke übersehen kann. Ausgezeichnet haben sich im Epigramm: **Opitz**; **Wernicke**; **Logau**; **Lessing**; **Ramler**; **Hagedorn**; **Kästner**; **Göckingk**; **Wieland**; **Bürger**; **Blumauer**; **Kretschmann**; **von Einem**; **Voß**; **Herklots**; **Miniot**; **Haug**; **Kraw**; **Klinkicht**; **Noack** rc.; (Füßli Sinngedichte der Teutschen; 6r Th. seiner Blumenlese; **Voigts** Triumph des teutschen Witzes, 2 Th. — Epigrammatische Blumenlese, 3 Th, Offenb. 1776 ff. — Epigrammenlese, oder Samml. von Sinngedichten, Berl. 1789. — K. H. Jördens, Blumenlese teutscher Sinngedichte, 2 Th. Berl. 1789 ff.)

§. 279.

4) Der Dialog.

Der Dialog, als Werk der schönen Kunst, ist zwar von der mündlichen Unterhaltung (Conversation) ausgegangen, und theilt mit derselben die allgemeinen Bedingungen jeder guten Unterhaltung, deren Charakter auf

Verständlichkeit, Bestimmtheit und Reinheit des Ausdrucks, so wie auf Gewandtheit und Schönheit in der Darstellung beruht; aber indem er, in ästhetischer Hinsicht, eine **vollendete Form**, und durch dieselbe ein reines Wohlgefallen an derselben hervorbringen soll, muß er zwar **sprechende Individuen** aufstellen, diese aber nicht nach ihren Persönlichkeiten, **sondern als Repräsentanten der ganzen menschlichen Gattung** zeichnen. Ihre Individualität ist deshalb nur das Mittel, gewisse **allgemeine Wahrheiten** und Belehrungen, oder gewisse bestimmte Gefühle darzustellen, oder auch gewisse **Handlungen** so zu versinnlichen, daß sie ein allgemeines Interesse erregen, so daß jeder in dem Sprechenden seine eigne Individualität wieder erkennt, und eben so durch den Stoff des Dialogs (Wahrheiten-, Gefühle, Handlungen) angezogen wird, wie er bei der Totalität der Form des Dialogs, als einer ästhetischen Einheit, mit Wohlgefallen verweilt. — In dem Dialoge erscheint der Schriftsteller nicht selbst in dem Mittelpunkte der Darstellung, er müßte denn seine Ansicht des Gegenstandes und seinen Charakter dem einen Individuum leihen; wie im Drama führt er die sprechenden Personen auf, und überläßt sie gleichsam ihrer eignen Kraft, indem doch von seinem productiven Vermögen sowohl die bestimmte Zeichnung der Individualität einer jeden dargestellten Person, als auch das Verhältniß derselben zur Vollendung der ästhetischen Form, vermittelst der erschöpfenden Behandlung des Stoffes, abhängt und ausgehet.

Obgleich auch **wissenschaftliche** Gegenstände im Dialoge behandelt werden können; so nehmen sie doch in demselben durchaus den Charakter der productiven Phantasie an. Die Hauptwirkung derselben ist die Erfindung der **Charaktere**, die individualisirt werden sollen; die bestimmten Züge derselben im Einzelnen; die Haltung und Durchführung derselben nach allen Schattirungen und Nüancen der ästhetischen Form und der kunstvoll angelegte Antagonismus ihrer Individualität, (er betreffe nun Begriffe, oder Gefühle, oder Handlung), der sich

zuletzt in die Harmonie des Ganzen, und, in der Darstellung, in die Einheit der vollendeten ästhetischen Form auflöset. —

Mag immer der Dialog von andern Theoretikern aus einem minder hohen Gesichtspunkte gefaßt werden; mögen immer viele der vorhandenen Dialoge weit hinter dem hier aufgestellten Ideale zurückbleiben; so muß doch der poetische Charakter desselben, der in der hervorgebrachten ästhetischen vollendeten Form rein vorlieget, und den unsre besten Dialogisten gehalten haben, bestimmt verzeichnet werden. Da der Dialog aber sehr verschiedenartige Stoffe darstellen kann; so gehört er auch, der stylistischen Gattung nach, zu den gemischten Formen. Ruhiger gleitet er hin, wenn er Begriffe entwickelt und Wahrheiten versinnlicht; stärker rauscht er, wenn er bestimmte Gefühle zeichnet, und gleichsam einen lyrischen Flug nimmt; am höchsten aber steigt die durch ihn hervorgebrachte Versinnlichung im Drama, wo an seine Haltung der ganze Faden der dramatischen Darstellung und das poetische Leben der Handlung angeknüpft ist.

Weitläuftig und nicht befriedigend, der Artikel: Gespräch, in Sulzers Theorie, Th. 2, S. 407 ff. — Mit Gründlichkeit hat Maaß, Rhetorik, S. 345 ff., die Theorie des Dialogs behandelt, ob er ihn gleich, da er zu viel auf den mündlichen Dialog Rücksicht nahm, und in der Darstellung des schriftlichen jenen stets im Auge behielt, zu wenig als Kunstwerk behandelt. — Sehr genau entwickelt Engel, über Handlung, Gespräch und Erzählung (s. Schriften, Th. 4, S. 163 ff.), den Unterschied zwischen den Dialogen der Griechen und der Neuern; aber eben dadurch wird er auch zugleich von der Angabe des wesentlichen Charakters des Dialogs selbst etwas abgeleitet. Er unterscheidet drei Gattungen philosophischer Dialogen. — Ihm folgt Eberhard in der Theorie der sch. W. S. 186. ff. — Sehr kurz und ohne Angabe des stylistischen Charakters desselben behandelt Adelung den Dialog, über den Styl, Th. 2, S. 328 ff. — Ihn hat Snell, Lehrb. der t. Schreibart (N. A. 1801) S. 268 ff., epitomirt. — Am schärfsten hat Pörschke, Ged. über d. Phil. des Sch., Th. 2, S. 87, den Ursprung des Dialogs gefaßt: „Die Kunst

zu dialogiren ist ein Produkt der Erkenntniß des Zusammenhanges der Dinge nach Gründen und Folgen. Alles, was gesagt wird, muß vollständig durch das Vorhergesagte vorbereitet seyn, muß eben so nothwendig darauf folgen, als jedes Ding, wenn seine Bedingungen vor ihm schon waren, so und nicht anders darauf folgen muß. Im Dialoge ist also *nichts zufällig*; die Bezeichnungen der Gedanken und Empfindungen der Redenden sind den Gesetzen der Naturreihen unterworfen. Die Kunst zu dialogiren findet man nur bei einem Volke von wissenschaftlichem Geiste, das sich geübt hat, seine Erkenntnisse in einen nothwendigen systematischen Zusammenhang zu bringen." Karl Reinhard, Theorie und Lit. des t. Styls, S. 249 ff., erschöpft den Charakter des Dialogs nicht. — Kurz berührt den Dialog Snell, in dem Lehrb. der Kritik des Geschmacks, S. 305. — Eschenburg, dialogische Schreibart, in s. Theorie und Lit. der sch. W., S. 311 ff, und das poetische Gespräch, ebend., S. 177 ff. — Vergl. meine Theorie des Styls, Th. 2, S. 495 ff. —

Als treffliche Dialogisten können die Teutschen nennen:

G. E. Lessing, Ernst und Falk. Wolfenb. 1778.

C. M. Wieland, im Diogenes von Sinope. — Göttergespräche, 25 Theil s. sämmtl. Schriften. — Gespräche unter vier Augen, 31 Th.

M. Mendelssohn, Phädon. — Philos. Gespräche, im 1 Th. seiner phil. Schriften.

S. Geßner, in seinen Idyllen.

J. G. Herder, Gott. — Drei Gespräche, über die Seelenwanderung im 1 Th. seiner zerstreuten Blätter; und viele einzelne Dialogen in der Adrastea.

E. Platner, Gespräch über den Atheismus, Leipz. 1794.

Fr. G. Klopstock, grammatische Gespräche. 1794.

J. J. Engel, in dem Philos. für die Welt; im Fürstenspiegel, und s. Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln, Berl. 1780.

F. H. Jacobi, der Kunstgarten; ein phil. Gespräch, im 1 Theile seiner vermischten Schriften. — David Hume, oder über Idealismus und Realismus.

Fr. Bouterweck, Dialogen, Halle 1798.

Leisewitz, im Götting. Musenalmanache aufs Jahr 1775, zwei Gespräche. —

C. A. Clodius, neue vermischte Schriften, 4 Th. Leipz. 1780.

In der dramatischen Form haben: Göthe, Schiller, Iffland, Kotzebue, Klinger 2c., bald durch Fülle, bald durch raschen Gang, bald durch Neuheit der Wendungen, bald durch

Gewandtheit der Darstellung, bald durch ganz bestimmte Individualisirung der Charaktere ꝛc., sich Verdienste um den Dialog erworben. — Die ganz dialogisirten Romane sind ästhetische Ungeheuer, weil der wesentliche Charakter des Romans nicht mit dem Charakter des Dialogs vereinigt werden kann, wenn nicht Roman und dramatische Poesie in Eins zusammenfließen sollen.

In der sokratisch-katechetischen Form zeichnen sich besonders die Schriften von Dolz aus. — In Kinderschriften von Weiße, Campe, Salzmann ꝛc., finden sich viele Dialogen, die für den pädagogischen Zweck brachbar sind. — In die Fabel nahm Willamow zuerst den Dialog auf. —

§. 280.

5) Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel ist eine gemischte poetische Form, und ist deshalb von den Theoretikern bald unter die didactische, bald unter die historische, bald selbst unter die lyrische Poesie gebracht worden. — Ihr Charakter beruht darauf, daß sie, indem sie zu einer Person spricht, dennoch zum ganzen Geschlechte redet; denn in ihre Darstellung gehört nur das, was dem Individuum, als Theil seiner Gattung, aber freilich unter subjectiven Verhältnißen beigelegt wird. Die Person, an welche sich der Dichter wendet, muß, wenn die poetische Epistel ein ästhetisches Product seyn soll, idealisirt werden, und die Verhältniße, die sie schildert, müssen nicht nur in der Darstellung zur ästhetischen Einheit verbunden, sondern auch bis zu einem gewissen Grade idealisirt seyn, so daß sich nicht blos das Individuum, an welche sie unmittelbar gerichtet ist, sondern der Mensch selbst, als Mensch, nur unter gewissen bestimmten Verhältnissen darin wieder erkennt. Das Individuum wird daher in der poetischen Epistel selbst zu einem poetischen Wesen, und darin besteht der Unterschied zwischen dem prosaischen Briefe und der Epistel. Jener muß so speciell seyn, daß er blos eine Person angeht und gleichsam nur für diese verständlich ist; diese individualisirt die Menschheit in einer Person, und spricht zu jener, indem sie sich an diese wendet. Nur dadurch kann die poetische Epistel Leben und Versinnlichung

gewinnen, und das Gepräge der ästhetischen Vollendung erhalten; denn die Stärke der Darstellung steigt, wenn das Geschlecht selbst als individualisirt erscheint. Je speciellern Inhalts also die poetische Epistel ist; desto weniger hat sie ästhetischen Gehalt und Werth. Je allgemeiner sie ist; desto höher steigt derselbe, und also gerade im entgegengesetzten Verhältniße mit dem prosaischen Briefe.

Enthält der Ausdruck der Darstellung die subjectiven Gefühle des Darstellenden; so nähert sich die poetische Epistel der lyrischen Form. Erzählt sie Begebenheiten, schildert sie; so ist sie mit der historischen Form verwandt. Stellt sie endlich gewisse Wahrheiten unter einer versinnlichten Hülle dar; so schließt sie sich an die didactische Form an. Deswegen also, weil ihre Darstellungen, dem Stoffe nach, so verschieden sind, wird sie selbst unter den gemischten poetischen Formen aufgeführt. — Die Wahl des Sylbenmaaßes wird sich nach dem dargestellten Gegenstande richten; doch ist der ehemahls gewöhnliche Alexandriner für diese Form veraltet.

Vergl. Pörschke, Ged. über einige Gegenstände der Phil. des Schönen, Th. 2, S. 31 ff. — H. Blair, Vorles. über Rhet. u. sch. W., Th. 4, S. 14 ff., — und Eberhard, Theorie der sch. K. u. W., S. 171 ff., rechnen sie zur didactischen Form; der Letztere sagt im Ganzen wenig darüber. — Vergl. die Vorrede zu J. A. Eberts Episteln.

Unter den Teutschen: (Aeltere: Opitz; Flemming; Skultetus; Tscherning; Gryphius; Canitz; Günther; Besser.) Schlegel; Haller; Ebert; Gleim; Wieland; Uz; Nicolay; Jacobi; Michaelis; Gotter; Sangerhausen; Blum; Göckingk; Weppen; Pfeffel; Degen; Bürde; Selmar; Kl. Schmidt; Köpken; Manso; Tiedge.

§. 281.

8) Die Parodie, und die Travestirung.

Die Theorie für Parodie und Travestirung darf nicht aus den mißlungnen Producten in dieser Art abgeleitet werden, auch muß man sie nicht blos nach ihren eingeschränkten Bestimmungen, als bloße rhetorische Figuren (vergl.

S. 202.) betrachten, wenn sie für ästhetische Kunstwerke gelten, und ästhetischen Werth haben sollen.

Beide haben das mit einander gemein, daß sie ein vorhandenes Kunstwerk voraussetzen, das einen ernsthaften Gegenstand behandelt. Es wird bei ihnen ferner vorausgesetzt, daß dieses Kunstwerk der Leser sich nach allen seinen Momenten und nach den einzelnen Theilen seiner Haltung und Durchführung vergegenwärtige, und daß auf diese Vergegenwärtigung der Effect des neuen Kunstwerkes berechnet sey.

Die Aufgabe für die Parodie ist: durch Beibehaltung der Form eines ernsthaften Kunstwerks, die nun aber auf einen komischen Gegenstand angewendet wird, eine neue zur Einheit verbundne Darstellung hervorzubringen, welche theils an sich, durch ihre Form, als für sich bestehendes Kunstwerk (in Beziehung nämlich auf die Vollendung der ästhetischen Form), theils und besonders durch die versinnlichte Vergegenwärtigung des Unterschiedes zwischen dem ernsthaften und dem an seine Stelle getretenen komischen Objecte, ein unmittelbares Wohlgefallen an der Form erregt. Das Object der Darstellung wird also verändert, und, durch ein freies Spiel der schöpferischen Einbildungskraft und des lebhaften Witzes, ein demselben, dem Charakter nach, entgegengesetztes Object an dessen Stelle gesetzt, auf welches aber die ernstere Form im Ganzen anwendbar ist, nur daß sie, durch die neue und parodirte Anwendung, eine von jener verschiedene, und das Gefühl der Lust an der Form erweckende, Darstellung erzeugt. Durch die Veränderung des Objects muß daher die Form, ob sie gleich dem Charakter nach, beibehalten wird, als neu erscheinen, und das Gefühl der Lust an der gelungnen Parodie beruht mithin auf der vollendeten, nur ins Komische gestellten, Vergleichung zweier an sich wesentlich verschiedenen Gegenstände.

Die Travestirung hingegen besteht darin, daß, unter denselben Bedingungen das durch die ästhetische Form hervorzubringenden Gefühls der Lust, der Gegenstand des

ernsthaften Kunstwerkes beibehalten, aber die Form desselben ganz geändert werde, die neuhervorgebrachte Form aber, der Thätigkeit des Witzes und der Phantasie, eine solche Vollendung verdanke, daß sie theils um ihrer selbst willen, theils wegen der Vergegenwärtigung der Vergleichung zwischen der vorigen ernsthaften, und der nunmehrigen komischen Form, ein ungetheiltes Wohlgefallen errege.

Der psychologische Grund des Wohlgefallens an der Parodie und Travestirung ist der Grund des Wohlgefallens am Komischen und Lächerlichen, und also an sich in der menschlichen Natur gegründet, und nicht verwerflich. Selbst das ernsthafte Kunstwerk, das parodirt oder travestirt wird, kann an sich dadurch nicht verlieren, weil es seinen eignen ästhetischen Werth hat; denn nur ein vollendetes Kunstwerk kann mit Erfolg travestirt und parodirt werden. Wird ein unvollendetes Kunstwerk parodirt oder travestirt; so schadet sich der Dichter selbst, weil seine Parodie und Travestirung, die an die gegebene Form gebunden ist, welche er umgestalten will, dann nothwendig mißlingen muß, außer, wenn er durch sein poetisches Uebergewicht im Stande ist, eben das Unvollendete in jener Form, durch die Parodie oder Travestirung, ins Lächerliche zu stellen. — Streng genommen, kann das Wohlgefallen an der Parodie und Travestirung nie auf Kosten des ernsthaften Objects geschehen, weil alles Wohlgefallen nur die Form, und das Verhältniß derselben zum dargestellten Stoffe, nie aber den Stoff, als unabhängig von der Form, betrifft. Deshalb wird selbst der böseste Wille, (wenn man diesen annehmen kann,) durch die Parodie und Travestirung in den Augen der Kenner nie einer wahrhaft vollendeten ernsthaften Kunstform, noch weniger aber dem ernsthaften Gegenstande schaden, und man hat also gar nicht Ursache, die Parodien und Travestirungen zu verschreien. Sie sprechen sich ihr eignes ästhetisches Verdammungsurtheil, wenn sie verunglückt sind, und da sie jedesmal an eine schon vorhandne Kunstform (die sie gleichsam verzerren) gebunden sind; so kann auch das Wohlgefallen an ihnen nie die Stärke erreichen, welche das Urbild der Form hervorbrachte, außer in dem Falle, wenn die Parodie und

Travestirung, in Hinsicht auf Vollendung der Form, die Form des parodirten und travestirten Kunstwerkes überträfe. — Daß aber Thorheiten und Fehler durch sie versinnlicht dargestellt und dem Lachen Preis gegeben werden, macht sie eben so wenig verwerflich, als das Lustspiel und die Satyre, die, nur freilich durch wesentlich von ihnen verschiedene Formen, einen ähnlichen Zweck beabsichtigen. — Als fruchtbare Spiele des Witzes, als Producte einer genialischen Phantasie, als Versuche, durch poetische Kraft sich mit der poetischen Kraft eines andern Dichters, in Hervorbringung einer zwar analogen, aber doch in sich selbst zur Einheit verbundnen Form, zu messen, verdienen sie bei einer Nation, die, wie die teutsche, ohnedies nicht viel leichten Witz und höhern Frohsinn besitzt, dankbare Anerkennung.

Die Parodie blos einzelner Verse, oder Gedanken gehört blos zu den rhetorischen Figuren, und die Parodie und Travestirung, als poetisches Kunstwerk ist eben so von den Figuren verschieden, wie die Allegorie als ästhetisches Product, von dem Gebrauche der Allegorie, als Trope, verschieden ist. — Nicht alle Theoretiker, die sich darüber erklärten, stimmen übrigens über den Unterschied zwischen Parodie und Travestirung überein; viele ereifern sich, aus moralischen und ästhetischen Gründen gegen beide. Das erste darf nicht befremden, (so wenig wie das Stillschweigen der meisten Theoretiker darüber), weil sich der Charakter beider nur schwer bestimmen läßt, da wir noch wenige eigentliche ästhetische Producte in dieser Art haben; was aber den zweiten Punct betrifft, so ist er in ästhetischer (von Seiten des Verhältnisses des parodirten Kunstwerks und der Parodie) und moralischer (von Seiten des Nachtheils der Parodien ꝛc.) Hinsicht im Paragraphe behandelt. — Sulzer hat (Theorie ꝛc. Th. 3, S. 650 ff.) den Artikel: Parodie, aber der Artikel: Travestirung fehlt. — Maaß, in dem Aufsatze: Parodiren und Travestiren, in den Nachträg. zu Sulzer, 2 B. 1 St. S. 41 ff. erklärt sich fast zu stark gegen sie. Nicht völlig erschöpfend, aber toleranter gegen sie ist Bendavid, in seiner Geschmackslehre, S. 366 ff. — Vergl. der interessante Aufsatz eines Ungenannten darüber in Merkels Ernst und Scherz, 1803. St. 42, S. 167 ff. — und Eschenburgs Theorie u. Lit. der sch. W. S. 122 ff. —.

Schon Michaelis machte den Versuch, den Virgil zu travestiren. Blumauers travestirte Aeneis ist bis

itzt der vollendeteste Versuch in dieser Art. — Bodmer parodirte die Trauerspiele von Weiße und Gerstenberg. — Die travestirte Kleopatra von Kotzebue steht im Almanache dramat. Spiele auf 1803. — Kotzebues Hussiten von Naumburg sind zum Theile travestirt in dem Herodes vor Bethlehem, Leipz. 1803, zum Theil zog aber dieser Dichter, (der seit 1804 ein Journal: die Maske herausgibt,) auch andere Gegenstände vor sein ästhetisches Forum. — Die travestirte Jungfrau von Orleans (Berl. 1803) hat keinen ästhetischen Werth. Den travestirte Nathan den Weisen kenne ich blos aus der Ankündigung. — Unter den Parodien erregte Semlers Parodie eines Gedichts von Lavater: Der kennt noch nicht dich Jesus Christus 2c. besonders der Tendenz wegen, Sensation.

§. 282.

Literatur der teutschen Poesie.

Da gewöhnlich jeder Dichter sich in mehr als einer poetischen Form versucht hat; so ist jeder namentlich da aufgeführt, wo er ausgezeichnete Verdienste sich erwarb. Hier soll noch eine gedrängte Literatur der wichtigsten dichterischen Producte der Teutschen, doch mit Ausschluß der Romane und Schauspiele versucht werden, weil diese gewöhnlich unabhängig von den Gedichten in engerem Sinne erschienen, und unter ihren Rubriken aufgeführt sind. — Da, bei den verschiednen Ausgaben mehrere Klassiker die chronologische Ordnung Schwierigkeiten hat; so ist die alphabetische angenommen worden, weil es hier hauptsächlich auf die Uebersicht der vorzüglichsten neuen Dichter (seit der Epoche von 1750 an) ankommt.

J. B. Alxinger, sämtliche poetische Schriften. Leipz. 1784. — Neueste Gedichte, Wien, 1794. — Doolin von Maynz. Leipzig 1787. N. A. 1797. — Bliomberis, ein Rittergedicht in 12 Gesängen; neue (von Seume verbesserte) Aufl. Leipz. 1802.

Soph. Albrecht, Gedichte, 3 Th. Dresden 1791 ff.

G. W. Burmann, Fabeln und Erzählungen. Berlin 1760. N. A. 1774. — Gedichte. Berl. 1764. — Auswahl vermischter Gedichte. Berl. 1783.

J. J. Bodmer, Noachide, ein Heldengedicht in 12 Ges. ganz umgearbeitet. N. A. Basel 1780. — Kalliope, oder Sammlung kleiner Gedichte, 2 Theile, Zürich 1783. — Apollinarien, oder nachgel. Gedichte, herausg. von Stäudlin. Tüb. 1783.

J. C. Blum, sämtliche Gedichte, 2 Th. Leipz. 1776, — neue Gedichte. Züllich. 1785. — Idyllen, Berl. 1773.

G. A. Bürger, Gedichte v. K. Reinhard, 2 Th. Gött. 1796.

F. X. Bronner, Fischergedichte und Erzählungen, 3 Th. Zürich — 1794. ff.

Al. Blumauer, Gedichte, 2 Th. Wien 1789. Travestirte Aeneis; 3 Th. Wien 1782. N. Aufl. Leipz. 1801.

S. G. Bürde, geistliche Poesien, Bresl. 1788. — Vermischte Gedichte. Bresl. 1789. — Poetische Schriften, 1 Th. Breslau 1803.

Bielefeld, Thuiskon, ein Nationalheldengedicht in 20 Gesängen, 1r Th. Leipz. 1802.

E. C. E. W. Buri, Gedichte. Offenb. 1791.

J. Baggesen, Parthenäis, oder die Alpenreise, ein episches Gedicht in 9 Gesängen, Seitenstück zu Hermann und Dorothea und zur Luise. Hamb. 1802. — Gedichte, 2 Th. Hamb. 1803.

Buttmann, Valeria, ein romant. Gedicht, in 4 Gesängen, Dresden 1803.

F. Bouterweck, Gedichte, herausg. v. K. Reinhard, Gött. 1802.

K. F. Benkowitz, Erzählungen und Gedichte. Gött. 1788.

Friedericke Brunn, Gedichte, herausgeg. von Matthison. N. A. Zürich 1798.

Emilie von Berlepsch, Samml. kleiner Schriften und Poesien. Gött. 1787.

Bürmann, (in Mannheim) Ostens Mystenschule, (ein pittoreskes Lehrgedicht über Weisheit und Thorheit im Geiste des hohen Alterthums, (in 9 Hallen) mit Kommentarien. Mannheim 1803.

C. V. von Bonstetten, Schriften, 5 Th. Zürich und Kopenhagen 1801. ff.

J. F. v. Cronegk, Schriften, 2 Th. 2te Aufl. Ansp. 1761.

J. A. Cramer, sämtliche Gedichte, 3 Th. Dessau 1782. f. — Poetische Uebersetzung der Psalmen, 4 Th. Leipz. 1766.

M. Claudius, omnia sua secum portans, oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten, 6 Theile. (Der 7te enthält theologische Schriften.)

von Creuz, Oden und andere Gedichte. Frankf. 1750. — Die Gräber, 1760.

A. F. Cranz, Gallerie der Teufel. Frankf. 1776.

K. Ph. Conz, Gedichte, Tüb. 1792.

J. J. Dusch, sämtliche poetische Werke, 3 Th. Altona 1767—1769.

M. Denis, Ossians und Sineds Lieder, 6 Th. Wien 1784 ff.

J. A. Ebert, Episteln u. vermischte Gedichte, 2 Th. Hamb. 1789 und 1795.

C. A. Fischer, politische Fabeln. Königsb. 1796.

Falk, Satyren, (die Gräber zu Com. — Die Gebete. — De

Mensch. — Die Helden. — Die Eitelkeit. — Die Schmausereien. — Die Jeremiade. — Die Mode). — Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre Jahrgang 1797 — 1803

H. W. v. Gerstenberg, Tändeleien. Leipz. 1765. — prosaische Gedichte, Altona 1759. — Gedichte eines Skalden. Kop. 1766.

C. F. Gellert, sämtliche Schriften, 10 Theile, (darin: Oden, Lieder, Lehrgedichte, Fabeln ꝛc.)

E. v. Gemmingen, poetische und prosaische Stücke, (herausg. von Zachariä.) Braunschw. 1769.

J. W. v. Göthe, in seinen Schriften der 4te Theil, und seine neuen Schriften, 6 Th. — Hermann und Dorothea. —

J. N. Götz, Idyllen an der Uebers. des Anakreon. Karlsruhe 1746. — Vermischte Gedichte, herausg. von Ramler, 3 Theile. Mannh. 1785.

S. Geßner, Schriften, 3 Th. N. A. Zürich 1801.

F. W. Gleim, sämtliche Schriften, 4 Th. Leipzig. — Episteln, Leipzig 1784 — Halladat, 3 Th. Hamb. 1774.

L. F. G. v. Göckingk, Gedichte, 3 Th. Frankf. 1780 — 1787 — Sinngedichte. Leipz. 1778.

N. D. Giesecke, poetische Werke, Braunsch. 1765.

J. C. Giesecke, Gedichte, 2 Th. Magd. 1787.

L. G. Götz, Belustigung für die Jugend in Fabeln und Erzählungen. Stuttg. 1779.

F. W. Gotter, Gedichte, 3 Th. Gotha 1787 — 1803.

A. v. Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1777.

F. v. Hagedorn, poetische Werke, nebst s. Lebensbeschreibung 5 Th. herausg. von Eschenburg. Hamb. 1800.

C. C. L. Hirschfeld, das Landleben, 3te Aufl. 1787.

C. H. C. Hölty, Gedichte, herausg. von Boje und Voß, 2te Aufl. Hamb. 1795.

v. Halem, Poesie und Prosa, oder gesammlete poetische und prosaische Schriften, 1r Th. Hamburg 1789.

(Haug) Sinngedichte Frankf. u. Leipz. 1791.

K. H. Heydenreich, Gedichte, 2 Theile. Leipz. 1793 u. 1803.

J. G. Jacobi, sämtliche Werke, 3 Th. Halberst. 1773. — Anhang dazu. Leipzig 1792.

Jenisch, Borussias. Berlin.

Am. v. Imhof, die Schwestern von Lesbos. Idylle.

E. C. v. Kleist, sämtliche Werke, nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim, herausgegeben von W. Körte, 2 Th. Berlin 1803.

F. G. Klopstock, geistliche Lieder, 2 Th. Kopenh. 1786. — kleinere poetische u. pros. Schriften. Frankf. 1771. — Sämtliche Werke, 1r u. 2 Th. Oden; 3 — 6 Th. Messias.

K. A. Küttner, vierzehn Oden, Mitau 1772. — Kurona, oder Dichtungen und Gemählde aus der nordischen Vorzeit, 2 Th. Leipzig 1793.

A. G. Kästner, Sinngedichte und Einfälle. Gießen 1782. — Neue, größtentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, herausg. von K. W. Justi. Marb. 1800. — Vermischte Schriften, 2 Th. Altenburg 1783.

A. L. Karschin, auserlesene Gedichte. Berlin 1764. — Neue Gedichte. Mit. 1772. — Gedichte, herausg. von ihrer Tochter von Kl. Berlin 1792.

K. G. Küttner, Sinngedichte und Lieder, gesungen an der böhmischen Grenze. Leipzig 1776. (Beiträge zu den Fidibus, Tapeten und Miscellaneen.)

C. F. Kretschmann, sämtliche Gedichte, 6 Th. Leipzig 1784 — 1799. Der sechste auch unter dem Titel: Fabeln, Allegorien und neueste Gedichte.

Fr. von Köpken, vermischte Gedichte. — Episteln. Magdeburg 1801.

F. L. W. Knäppel, Gedichte. Halle 1793. Görlitz 1802.

Fr. v. Kleist, hohe Aussichten der Liebe. Berlin 1791. — Zamori, Philosophie der Liebe. Berlin 1793. — Sappho. Berlin 1793. — Das Glück der Liebe. Berl. 1793. — Das Glück der Ehe. Berlin 1793.

L. Th. Kosegarten, Poesien, N. Aufl. 2 Th. Leipz. 1802. — Rhapsodien 3 B. — Jucunda, eine ländliche Dichtung in 5 Eklogen. Berl. 1803. — Die Inselfahrt, ländliche Dichtung in 6 Eklogen. Berlin 1804.

(A. v. Klein,) Athenor, ein Gedicht in 16 Gesängen. 1802.

C. F. Liscov, Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. Frankf. u. Leipz. 1739.

J. F. Löwen, poetische Schriften, 4 Th Hamb. 1765 f. — Romanzen, nebst einigen andern Poesien. Leipz. 1771.

M. G. Lichtwer, äsopische Fabeln in 4 Büchern. Berlin 1775. N. A. 1782.

G. S. Lange, horazische Oden. Halle 1747.

G. E. Lessing, äsopische Fabeln. Berl. 1759. — Ueberhaupt alle die in den 30 Bänden seiner sämtl. Schriften verstreuten ästhetischen Arbeiten.

J. C. Lavater, Schweizerlieder. Bern 1775. — 200 christliche Lieder. Zürich 1779. — Oden und Poesien, 2 B. Leipz. 1781. Vermischte gereimte Gedichte. Winterth. 1786.

A. F. E. Langbein, Gedichte, 2 Th. N. A. Leipz. 1801.

G. C. Lichtenberg, vermischte Schriften, nach dessen Tode von L. K. Lichtenberg und Kries. Gött. 1800 ff. 7 Theile, (vollendet. — der 6te und 7 Th. enthält physikal. und mathematische Schriften.)

G. C. L. Lindenmeyer, Gedichte, Frankf. 1803.

K. Lappe, Gedichte. Düsseldorf 1801.

J. B. Michaelis, Fabeln, Lieder und Satyren. Leipz. 1766. auch in seinen poetischen Werken, 2 Theile. Gießen 1780.

Fr. Müller, Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte. Mannh. 1778.

J. M. Müller, Gedichte. Ulm 1783.

C. Mastalier, Gedichte, nebst Oden aus dem Horaz. Wien 1782.

A. G. Meißner, äsopische Fabeln, 2te Aufl. Prag 1794.

F. Matthison, Gedichte, 5te Ausg. Zürich 1802.

K. Müchler, Gedichte. Berl. 1786. 2te Aufl. in 2 Th. Berlin 1802.

F. Mnioch, Gedichte, Halle 1789 und Görlitz 1796. Analecten 1804.

J. C. Fr Manso, Kunst zu lieben. Leipz. 1794. — vermischte Schriften, 2 Th. Leipz. 1801.

Soph. Mereau, Gedichte, 2 Th. Berlin 1800 ff. (im zweiten Bande ein romantisches Gedicht: Seraphine.)

A. H. Niemeyer, Gedichte. Leipz. 1778.

V. W. Neubeck, Gedichte. Liegnitz 1792. — Gesundbrunnen, ein Gedicht in 4 Gesängen.

L. H. v. Nicolay, vermischte Gedichte, N. Aufl. in 7 Bänden. Berlin 1792 — 1795.

L. L. Neuffer, die Herbstfeier, ein Sittengemälde in 9 Gesängen (in Hexametern) Taschenbuch auf 1802. Stuttg.

C. A. Overbeck, Sammlung vermischter Gedichte. Lübeck 1794 — Lehrgedichte und Lieder. Lindau 1786.

G. C. Pfeffel, poetische Versuche, 6 Theile, 4te Aufl. Tübingen 1802 u. 1803.

J. S. Patzke, dramatische Gedichte. Magdeb. 1780. Lieder und Erzählungen, 3 Th. Halle.

J. Rachel, satyrische Gedichte. Berlin 1743.

J. C. Rost, vermischte Gedichte, 1769.

G. W. Rabener, sämtliche Schriften, 5 Th. Leipzig 1778.

K. W. Ramler, Oden, Berlin 1768. — Geistliche Cantaten. Berlin 1770. — Lyrische Gedichte, Berl. 1772. — Fabellese, 3 Th. Leipz. 1783 — 1790. — Fr. v. Logau, Sinngedichte, überarbeitet und vermehrt. Leipz. 1791. — Lyrische Blumenlese, 2 Th. Leipz. 1774. — Poetische Werke, 2 Th. Berlin 1800 und 1802.

K. G. Reckert, Idyllen, 2 Th. Münster 1770.

Karol. Chr. Louise Rudolphi, Gedichte, 2 Th. Wolfenb. 1787. — Neue Samml. von Gedichten. Leipzig 1796.

J. F. Ratschky, Melchior Striegel, ein heroisch episches Gedicht in 6 Gesängen, Wien 1796. — Gedichte, Wien 1791. Neuere Gedichte. Wien 1804.

Karl Reinhard, Gedichte, 2 Th. Götting. 1794.

C. O. v. Schönaich, Herrmann, oder das befreite Teutschland, ein Heldengedicht. Leipz. 1755. — Oden, Satyren rc. Leipzig 1761.

J. F. Schmidt, poetische Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte. Altona 1759. — Kleine poetische Schriften, 1766. — Gedichte, 1786.

El. Schlegel, Werke, herausg. von J. H. Schlegel, 5 Th. Kopenh. 1770 ff.

J. A. Schlegel, Sammlung geistlicher Gesänge. 3 Th. Leipzig 1766 — 1772. — Vermischte Gedichte, 2 Th. Hannov. 1781 — 1789. — Fabeln, (herausg. von Gärtner.) Leipz. 1769.

C. F. Sangerhausen, Briefe in Versen. Halberst. 1771 ff 2 Th.

Der Grafen zu Stollberg, Gedichte, herausg. von Boje. Leipz. 1779. — F. L. Graf von Stollberg, Jamben. Leipz. 1784.

Fr. Schmit, Erzählungen, Fabeln und Romanzen. Leipzig 1781. — Gedichte, Nürnb. 1779.

Dan. Schiebeler, auserlesene Gedichte, herausg. von Eschenburg. Hamb. 1773.

Fr. v. Schiller, Gedichte, 1r Th. Leipz. 1800, 2r Th. 1803. — Spiel des Schicksals; Verbrechen aus verlorner Ehre, im 1 Th. seiner kl. pros. Schriften.

H. P. Sturz, Schriften, 2 Th. Leipz. 1786.

J. F. Schink, Gedichte. Berlin 1788.

J. G. v. Salis, Gedichte, 4te Aufl. Zürich 1800.

G. Schatz, Blumen auf den Altar der Grazien. Leipz. 1787.

Eul. Schneider, Gedichte, 4te Aufl. Frankf. 1801.

Selmar, Gedichte, 2 Th. Leipz. 1789. (sein Name ist: K. G. von Brinkmann.)

G. F. Stäudlin, Gedichte, 2 Th. 1791.

G. W. C. Starke, Gedichte. Bernb. 1788. — Vermischte Schriften, 1 Th. Gedichte und Reden. Berl. 1796.

Kl. Schmidt, vermischte Gedichte, 2 Th. Lemgo 1772 ff. — Gesänge für Christen. Lemgo 1773. — Elegien an meine Minna. Lemgo 1773. — Fabeln und Erzählungen, nebst Idyllen. Leipz. 1776. — poetische Briefe. Dessau 1782. — Die Landpfarrerin eine elegische Dichtung. Berlin 1801. — Neue poetische Briefe. Berlin 1790.

F. W. A. Schmidt, romantisch-ländliche Gedichte. Berlin 1798. — Gedichte. Berlin 1797.

J. G. Siegfried, Siama und Galmori in 2 Gesängen. Leipzig 1800.

C. F. D. Schubart, Gedichte, (von neuem) herausgegeben von seinem Sohne: L. Schubart, 2 Th. Frankf. 1802. (zuerst im Jahre 1787.)

C. F. Schmidt-Phiseldeck, Gedichte, Braunschw. 1794.

A. F. v. Steigentesch, Gedichte, Osnabrück 1799. — Loth. Osnab. 1802. — Dichtungen, Osnab. 1804. — Gelehrsamkeit der Liebe, 1804. —

Al. Schreiber, Gedichte. Düsseldorf 1801.

C. Schreiber, Harmonie, oder das Reich der Töne. Leipzig 1803.

Fr. von Sonnenberg, das Weltende. 1r Th. Wien 1801. (bis itzt nur 6 Gesänge.)

G. G. Säume, Gedichte. Leipz. 1801.

A. W. Schlegel, Gedichte. Tübingen 1800.

G. Schilling, Gedichte 1 Th. Freyberg 1790 (der Verf. fand dann im leichten romantischen Style das ihm mehr angemessenen Gebiet der Diction.)

G. L. Spalding, Versuch didactischer Gedichte. Berlin 1894.

M. A. von Thümmel, kleine poetische Schriften. Leipzig 1782. Wilhelmine, ein prosaisches komisches Gedicht. Leipzig 1764. — Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, 9 Theile.

C. A. Tiedge, Urania, ein lyrisch-didactisches Gedicht, in 6 Gesängen. N. A. Halle 1802. — Schriften, 1r Theil. Episteln. Gött. 1796. — Elegien und vermischte Gedichte, 1r Th. Halle 1803.

J. P. Uz, sämtliche poetische Schriften, 2 Th. 1767. ff. — neueste Aufl. von C. F. Weiße, 2 Th. 1804.

J. H. Voß, lyrische Gedichte, 4 Theile, Königsb. 1802. — Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. N. A. Königsberg 1802. — Idyllen, Königsb. 1801. — (Homers Werke, 4 B. — in zwei Th. die Odyssee, in 2 Th. die Ilias, 2te Aufl. Königsberg 1802. — Virgils ländliche Gedichte, 4 Th. Altona 1797. — Ovids Verwandlungen, 2 Th. Berlin 1798.)

C. F. T. Voigt, die Gärten, ein Lehrgedicht, nach Delille. Jena 1796.

C. M. Wieland, sämtliche Schriften, (mit den Supplementen bis itzt 42 Theile). Agathon, Th. 1 — 3. — neuer Amadis, 4. 5. — goldener Spiegel, 6. 7. — Danischmend 8. Musarion, 9. — Sylvio von Rosalia 11. 12. — Diogenes von Sinope 13. — Idris 17. — Erzählungen und Mährchen 18. — Abderiten 19. 20. — Oberon 22. 23. — Peregrinus Proteus 27. 28. — Agathodämon 32. — Aristipp 33 — 36.

C. Wernicken, poetische Versuche. Zürich 1763.

C. F. Weiße, kleine lyrische Gedichte. 3 Th. Leipz. 1772.

J. P. L. Withof, akademische Gedichte, 2 Th. Leipz 1780 f.

J. A. Weppe, Gedichte, 2 Th. Leipz. 1783. — Sinngedichte, u. Episteln, auch Sittengemählde. Hannov. 1796.

J. G. Willamow, sämmtliche poetische Schriften, Leipz. 1779. — Dialogische Fabeln. Berl. 1791.

E. v. Wedig, Gedichte, Zeitz 1803.

E. W. Zachariä, sämtl. poetische Schriften, 2 Th. Braunschweig 1777. — Hinterlassene Schriften, herausgegeben von Eschenburg, Braunschw. 1781. — Scherzhafte epische Poesien, nebst einigen Oden und Liedern, 2 Th. Braunschw. 1760. — Die Tageszeiten, in 4 Büchern, Rost. 1760. — Cortes, ein Heldengedicht, Braunsch. 1766. — Fabeln nach Waldis Manier. Braunschw 1777.

J. F. Zehelein, vermischte Gedichte, Bayreuth. 1790.

(Außer dem von Voß nationalisirten Homer, Virgil, Ovid; und Manso's Bearbeitung von Ovids Kunst zu lieben, sind durch teutsche Dichter folgende Producte eingebürgert worden:

Ossians sämmtliche Gedichte, rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode, 3 Th. Berl. 1800.

Butlers Hudibras, frei übers. v. D. W. Soltau, Königsberg 1798.

Shakespear, von Eschenburg und A. W. Schlegel.

Shakespear's Macbeth von Schiller.

Voltaire's Mahomet und Tancred, von Göthe.

Gozzi Turandot, von Schiller.

Tassos befreites Jerusalem, von Manso, (Leipz.) Gries, (Jena 4 Th.) und Hauswald (Görlitz 2 Th.)

Thomsons Jahreszeiten, v. L. Schubart, Berl. 1796.

Milton, v. S. G. Bürde. —

Reinike Fuchs ist neu bearbeitet worden von J. W. v. Göthe, und Soltau. —

Anhang teutscher poetischer Chrestomathien.

(Eine nach allen Gattungen des poetischen Styls systematisch geordnete, alle klassische teutsche Dichter umschließende, und von diesen wieder nur das Treffliche und Klassische aufbewahrende Chrestomathie gehört noch unter die frommen Wünsche. — Manche der folgenden Versuche nähern sich mehr oder weniger dieser Idee; viele sind weit hinter einer zweckmäßigen Ausarbeitung zurückgeblieben, theils weil sie nicht reichhaltig und vollständig genug sind, theils weil ihr Sammler nicht Geschmack und Kritik genug besaß.)

Hofmanswaldaus und andrer Teutschen auserlesene und überhaupt ungedruckte Gedichte, 7 Th. Leipz. 1697. N. Aufl. 1734.

Sammlung auserlesener Gedichte nach dem heutigen Geschmack, 3 Th. Nordh. 1734.

Muster und Proben der teutschen Dichtkunst, in den mehresten Arten der Poesie, welche aus den Arbeiten neuerer Poeten gesammlet sind. 2 Th. Nordh. 1755 ff.

Sammlung vorzüglich schöner Gedichte, 2 Th. Nordh. 1759.

Auserlesene Stücke der besten teutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Mit Anmerkungen von Zachariä, 2 Th. Braunschw. 1766 ff. 3r Th. von Eschenburg, 1778.

C. H. Schmidt, Anthologie der Teutschen, 3 Th. Leipz. 1769—72.

Die Originaldichter Teutschlands, 4 Th. Hamb. 1774—77.

Ausbund flüchtiger Poesien der Teutschen, Leipz 1778.

Füßli, allgemeine Blumenlese der Teutschen, 6 Th. Zürich 1782—88. — (1. 2 Th. Geistliche Gesänge; 3. Oden und Elegien; 4. 5. Lieder; 6. Sinngedichte.)

F. A. Mertens, die Schönheit der teutschen Sprache in verschiedenen Mustern aus klassischen Schriftstellern gesammlet, 2 Th. Augsb. 1786. — Chrestomathie der teutschen Sprache 1787.

C. Zumkley, poetische Chrestomathie, oder Muster der höhern Poesie, Münster 1775.

D. C. Seybold, Teutsche Chrestomathie für Jünglinge, zur Bildung des Herzens und Geschmacks. Leipz. 1786.

J. C. G. König, teutsche Chrestomathie zur Bildung des Geistes und Herzens, Nürnb. 1783.

Sammlung der besten Gedichte aus Teutschlands neuesten Zeitschriften, 1 B. 1 St. Hamb. 1790.

S. G. Wald, teutsche Chrestomathie zur Bildung des Geschmacks, Königsb. 1792. — N. Aufl. 1804.

J. Chr. Jahn, rhetorisch poetische practische Anthologie zum Besten der Schulen, Hildburgh. 1792.

J. M. Meyer, poetische Chrestomathie, für Freunde der Dichtkunst und für Schulen, Nürnb. 1796.

J. P. Firnhaber, Sammlung auserlesener Stücke, zum Gebrauche derer, die sich in der teutschen Sprache vervollkommnen wollen. Hannov. 1796.

W. A. Schreiber, neue teutsche Beispielsammlung für Schulen, Offenb. 1796. (enthält Fabeln, Episteln und Satyren.)

Encyklopädie der teutschen Musterschriften, zum Gebrauche in Schulen. Braunschw. 1796.

Der neue Sammler zum Nutzen und Vergnügen. Eine Reihe interessanter Aufsätze aus dem goldnen Zeitalter der teutschen Literatur 2 B. N. Aufl. Berl. 1798.

Klassische Blumenlese der Teutschen. 2 Th. Berl. 1797 f.

Phantasien und Gedichte, eine Auswahl aus den besten Dichtern Teutschlands. Berl. 1796.

C. F. R. Vetterlein, Chrestomathie teutscher Gedichte, 3 Th. Köthen 1796 ff.

J. H. M. Ernesti, neues Handbuch der Dicht- und Redekunst, in Beispielen, 2 Th. Bayreuth 1798.

Allgemeines Liederbuch der teutschen Nation, aus den Werken der neuesten teutschen Dichter gesammlet. N. Aufl. 5 Th. Hamb. 1801.

Fr. Rambach, Odeum, Sammlung teutscher Gedichte aus unterschiedenen Gattungen, 4 Th. Berl.

W. L. Müller, Samml. teutscher poetischer Meisterstücke des 18ten Jahrhunderts, 2 Th. Bremen 1802.

Fr. Matthison, lyrische Anthologie, 8 Th. Zürich 1803, enthält lyrische (durch Matthison veränderte und dem Zeitgeschmacke angepaßte) Producte von Weckherlin, Val. Andreä, Opitz, Sim. Dach, Flemming, Kleist, Tscherning, Hofmanswaldau, Lobenstein, Canitz, Besser u. a.

J. J. Eschenburg, Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, 8 Th. in 9 Bänden, Berl. 1788 ff., (mit kurzen literarischen Notizen.)

§. 283.

Rückblick auf das ganze Werk.

Die Aufgabe für dieses ganze Werk war: das Gesetz der Form auf die Sphäre der Darstellung durch Worte anzuwenden, und diese Sphäre, durch Aufstellung des ganzen Gebiets der stylistischen Formen und der unzähligen Modifikationen des Gesetzes der Form, in Hinsicht auf die einzelnen und so verschiedenartigen Stoffe für die stylistische Darstellung, zu erschöpfen.

Der Begriff der Darstellung mußte an der Spitze stehen. Darstellung im Allgemeinen ist Versinnlichung von Vorstellungen; daher gibt jede Darstellung die Vorstellung nicht als Vorstellung wieder, sondern unter irgend einer sinnlichen Bekleidung. Darstellung in der Sprache ist Versinnlichung der Vorstellungen durch Worte. Da nun die Wahrheit innerhalb der Vorstellungen nur durch die drei logischen Gesetze (der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit) bestimmt werden kann; so mußte die An-

wendung dieser Gesetze auch auf die Form der Darstellung übergehen, und daraus resultirte das erste höchste Gesetz für die Form: die **Korrectheit.** Korrectheit ist nämlich für die Darstellung das, was die Wahrheit für die Vorstellung ist.

Aber der Darstellung kommt, schon als Darstellung, Versinnlichung der Vorstellung zu; jedes Wort ist, als solches, schon eine sinnliche Hülle der Gedanken, es mag nun **als artikulirter Ton**, oder als **symbolisches Zeichen der Schrift** betrachtet werden. Der Verstand, das Vermögen der Begriffe, übergibt daher seine Producte, die Vorstellungen, durch die Darstellung der Phantasie, die Phantasie aber verlangt von jeder Darstellung, **Einheit und Vollendung der Form.** **Form** überhaupt ist die Art der Verbindung eines Mannigfaltigen zu einem Ganzen; und in Beziehung auf stylistische Darstellung, eine Verbindung von Worten, welche von der Einbildungskraft aufgefaßt und festgehalten werden kann. Die **Einheit** der Form hängt von der Totalität des Bildes von der Form (und also von der Sinnlichkeit des Ausdrucks in der Darstellung) ab; die **Vollendung** der Form hingegen von der Freiheit in der Bewegung, die in der Darstellung herrscht. Auf dieser Sinnlichkeit im Ausdrucke und Freiheit in der Bewegung, die der ästhetischen Form zukommen muß, beruht nun die **Vollendung** der Form, und diese Vollendung der Form, als solcher, heißt: **Schönheit.** Sie bewirkt **durch** die Form ein reines Wohlgefallen an der Form, um ihrer selbst willen.

Das Gesetz der Form wird also erschöpft **durch Korrectheit und Schönheit** in der Darstellung. Diese Korrectheit und Schönheit müssen aber **in der innigsten Harmonie** stehen, d. h. sie müssen in der Form ein unauflösliches Ganze vermitteln, so daß man die Form selbst vernichten müßte, wenn man ihr gegenseitiges Verhältniß aufheben wollte. Die Korrectheit hängt aber nicht von der Schönheit, die Schönheit nicht von der Korrectheit ab; beide sind sich nicht subordinirt, sondern **coordinirt;** beide sind in der **vollendeten** Form unzertrennbar; beide

fließen daher auch zusammen in **Ein** Gesetz der Form, das als höchste Norm für alle stylistische Darstellung unabänderlich gilt, kein höheres Gesetz über sich erkennt, das Princip für alle untergeordnete stylistische Eigenschaften (theils der Korrectheit, theils der Schönheit) in sich enthält, und weil es, unabhängig vom Stoffe, blos in der Sphäre der Formen gebietet, selbst **ganz formell** ist, und aus Logik und Aesthetik (zweien formellen Wissenschaften) hervorgehet.

Mag nun der **Stoff** für die Darstellung entlehnt seyn, woher er wolle; sobald er eine Form erhalten soll (und **formlos** kann er nicht erscheinen), gebietet über ihn das Gesetz der Form. Unter **Styl** verstehen wir nun den **generischen** Begriff aller einzelnen Formen für die Darstellung von Vorstellungen; deshalb gibt es nicht blos für Beredsamkeit und Poesie einen Styl, sondern auch in allen übrigen Künsten. Wenn daher in der Mahlerei die Darstellung, als Versinnlichung der Vorstellungen, an Farben und Symbole gebunden ist; so ist sie in der Beredsamkeit und Poesie an Worte gebunden. Der generische Begriff des Styls in diesen beiden Künsten zeigt sich nun **als Art**, in den **drei Schreibarten**, durch welche die ganze Sphäre aller stylistischen Darstellung erschöpft wird; denn ein stylistisches Product, dem ästhetische Vollendung der Form zukommen soll, muß einer dieser drei Schreibarten zugehören, und durch die Haltung und den Charakter der Schreibart zugleich die ästhetische Wirkung der Form selbst bestimmt werden.

Da aber im menschlichen Gemüthe drei ursprünglich sich coordinirte Vermögen: das **Vorstellungs**-, das **Gefühls**- und das **Begehrungsvermögen** das ganze Gebiet des darzustellenden **Stoffes** in sich enthalten; so begründen diese drei Vermögen auch den innern nothwendigen **Charakter** der Form, in wiefern derselbe von dem Stoffe abhängt, obgleich Gefühle und Triebe, wenn sie wörtlich dargestellt werden sollen, zuvor in Vorstellung übergegangen seyn müssen. Die **Prosa** verdankt ihr Daseyn der Darstellung von unmittelbaren Vorstellungen; die **Poesie** ist

die Sprache des Gefühls, das aber, wenn es dargestellt werden soll, erst Vorstellung geworden seyn muß; die Beredsamkeit, eine neue, aus Prosa und Poesie entstandene, Form entspricht den Trieben des Begehrungsvermögens. Jedem Triebe liegt aber entweder eine Vorstellung, oder ein Gefühl zum Grunde; die Darstellung desselben wird sich daher auch im ersten Falle mehr der Prosa, im zweiten mehr der Poesie nähern. Diese Darstellung ist aber, da jeder Trieb nur erst nach seiner Verwandlung in Vorstellung durch Worte darstellbar ist, an dasselbe Gesetz, wie die Darstellung der Gefühle gebunden, die auch zuvor in Vorstellungen übergehen müssen, wenn sie durch Worte dargestellt werden sollen. Ob nun gleich die äußere sinnliche Erscheinung, die Darstellung durch Worte, bei den Stoffen aus allen dreien Vermögen, als Wirkung dieselbe ist; so ist doch in der Form der Darstellung der Ursprung des Stoffes aus einem der drei Vermögen ohnmöglich zu verkennen, und die drei Schreibarten werden daher das Gesetz der Form unter den Modificationen enthalten, die es als Prosa, als Poesie, oder als Sprache der Beredsamkeit in der Sprache erhält.

Die Aufstellung des Gesetzes der Form, unabhängig von allem nur im empirischen Bewußtseyn wahrnehmbaren Stoffe, wird nun in der philosophischen Sprachlehre versucht.

Die Aufstellung der einzelnen Formen selbst aber, wie sie durch die Verbindung mit dem empirisch wahrgenommenen Stoffe, entweder als prosaische oder als poetische Formen erscheinen, und die Anwendung des allgemeinen Gesetzes der Form auf jeden einzelnen Stoff, versucht die empirische Sprachlehre.

Die erstere vollendet ihr Gebiet, wenn sie den Zusammenhang zwischen Darstellung und Vorstellung aufstellt; das Wesen des menschlichen Gemüths in Hinsicht auf die Hervorbringung einer Form, welche die Vorstellung als Darstellung zeigt, erforscht; und aus diesem Wesen das Gesetz der Form, nach allen seinen Merkmalen und Umgebungen, ableitet und unerschütterlich begründet. — Die

leztere hingegen vollendet ihr Gebiet, wenn sie den ganzen Umfang der stylistisch darstellbaren Stoffe nach der empirisch wahrgenommenen Verschiedenartigkeit derselben (als Vorstellungen, Gefühle und Triebe) erschöpft, und mit Sicherheit und Bestimmtheit angibt, inwiefern und bis wie weit das Gesetz der Form anwendbar ist auf alle einzelne Gattungen und Untergattungen des Stoffes.

Durch diese vollendete und systematische Darstellung des Gesetzes der Form, nach seinem Ursprunge und seinen Bedingnissen (philosophisch), und nach seiner Anwendung auf alle Gattungen des Stoffes, oder nach den Modifikationen, wie es durch diese Anwendung in jeder Gattung des Stoffes erscheint (empirisch), wird das Gebiet der durch Sprache möglichen Darstellung erschöpft, und dieses abgeschloßene und in sich vollendete Gebiet heißt, in wissenschaftlicher Hinsicht: **allgemeine Sprachkunde.** Sie bildet eine **selbstständige** Wissenschaft, weil sie in dem Gesetze der Form durch Sprachdarstellung ihre festbestimmten Grundsätze und Grenzen hat; sie ist eine **abgeleitete** Wissenschaft, weil ihre Principien nicht primitiv, sondern aus **Logik** und **Aesthetik** entlehnt sind; sie ist endlich eine **ganz formelle** Wissenschaft, weil sie sich ausschließend mit der Form, und mit dem Stoffe **blos nach** seinem **Verhältniße zur Form** beschäftiget. —

Ende.

Nachträge zur Literatur in diesem Werke.

Zu Seite 4. J. H. L. Meierotto, Probe, wie die Sprache eines Volkes dessen Denkungsart und Sittlichkeit schildere; in den Beitr. z. teutschen Sprachk. Th. 1, S. 232 ff.

Z. S. 9. Graf v. Herzberg, Beweis, daß die teutsche Völkerschaft eine einheimische und ursprüngliche ist; in d. Beitr. z. teutsch. Sprachk. Th. 1, S. 93 ff.

Z. S. 9. J. A. Kanne, über die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache. Leipz. 1803.

Z. S. 10 Fr. Gedicke, über die teutschen Dialekte, in d. Beitr. z. teutsch. Sprachk. Th. 1, S. 292 ff.

Z. S. 11 Fortsetzung des Thüringischen Idiotikons von Winkler, in d. sächs. Provinzialb. Sept., Oct., Nov. und Dec. 1803.

Z. Seite 13 Zeile 2 v. u. Wieland, was ist Hochteutsch, ehemals im Merkur; itzt: in seinen sämtl. Werken, 6r Supplementb. S. 297 ff.

Z. S. 14 J. H. Voß Recension von Klopstocks grammat. Gesprächen, in der Jenaischen L. Z. 1804 N. 24 ff.

Z. S. 16 L. Tiek, Sammlung von Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter; Berl. 1803.

Z. S. 21 Von den Meistersängern, vergl. Sulzers Theorie rc. Th. 1, S. 644 ff.

Z. S 22 W. A. Teller, von den Verdiensten einiger mit Luther gleichzeitigen theologischen Schriftsteller um die teutsche Sprache; in den Beitr zur t. Sprachk. Th. 2, S. 217 ff.

Z. S. 31 Merkels Ernst und Scherz ist seit 1804 mit dem Freimüthigen vereiniget.

Z. S. 37 Handwörterbuch der teutschen Sprache. Halle 1804 (mit Rücksicht auf Synonymik)

Z. S. 38 Sub. a, E. Tillich, der Sprachunterricht als intensives Bildungsmittel. Leipz. 1803. — Gamborg, über die Theorie der Lesekunst, oder Versuch einer Legologie, übers. v. Gehren. Kopenh. 1803. — Schreiber, über die Nothwendigkeit des Unterrichts in der Muttersprache, nebst einigen Winken, die Methode desselben betreffend; in Schuderoffs Journal für Veredl. des Prediger- und Schullehrerstandes, 1803, 2 B. 2 St. S. 242 ff. (ein sehr gut geschriebener Aufsatz).

Z. S. 39 Sub. γ) J. Löwe, ausführliche Beurtheilung teutscher Musterschriften in Betracht der Sprache, in s. Beitr. zur Kritik d. t. Sprache, S. 193 ff.

Z. S. 42 J. H. P. Seidenstücker, Bemerkungen über die teutsche Sprache, eine Vorarbeit zu einer kritischen Grammatik der hochteutschen Sprache. Helmst. 1804.

— — — — Warum gemeine Gedanken, in alten Sprachen ausgedrückt, besser gefallen, als wenn sie in die Muttersprache übersetzt werden? im 42 St. des philos. Anzeigers zu Jakobs philos. Annal, 1795, S. 329 ff.

Z. S. 45. Fr. Gedicke, Idee einer psychologischen Symbolik der teutschen Sprache; in d. Eunomia, 1804, Jan. S. 1 ff.; eine gehaltreiche Abhandlung, in welcher der Begriff der Darstellung eben so gefaßt wird, wie in diesem Buche.

Z. S. 83 Eine gehaltvolle Recension von Roths Antihermes in Jakobs phil. Annal, 1795, St. 52, S. 409 ff., verdient verglichen zu werden; — und die recensirende Abhandlung: Sprachphilosophie, in Jacobs phil. Annal 1796, St. 4, S. 577 ff. —

Z. S. 158 Maaß, Geist eines Schriftstellers, Lectüre und Übersetzung; in d. Nachtr. zu Sulzers Theorie rc. Th. 3. St. 2, S. 221 ff.

Z. S. 163 Ueber den mündlichen Vortrag und die Bemühungen Schochers um denselben, im 4ten St. des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annalen, 1795, S. 25 ff.

Z. S. 173 J. F. Zöllner, über die teusche Aussprache, in d. Beitr. zur t. Sprachk., Th. 2, S. 204 ff.

Z. S. 178 J. M. Wika, Anweisung zur körperlichen Beredsamkeit, Prag 1802 (beschäftigt sich mit Ton- und Gebärdensprache.)

— — — G. E. Lessing, Der Schauspieler, worin die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden; in s. sämtl. Schriften, Th. 22, S. 231 ff., (ein brauchbarer Grundriß, der hauptsächlich sich auf die Gesticulation bezieht)

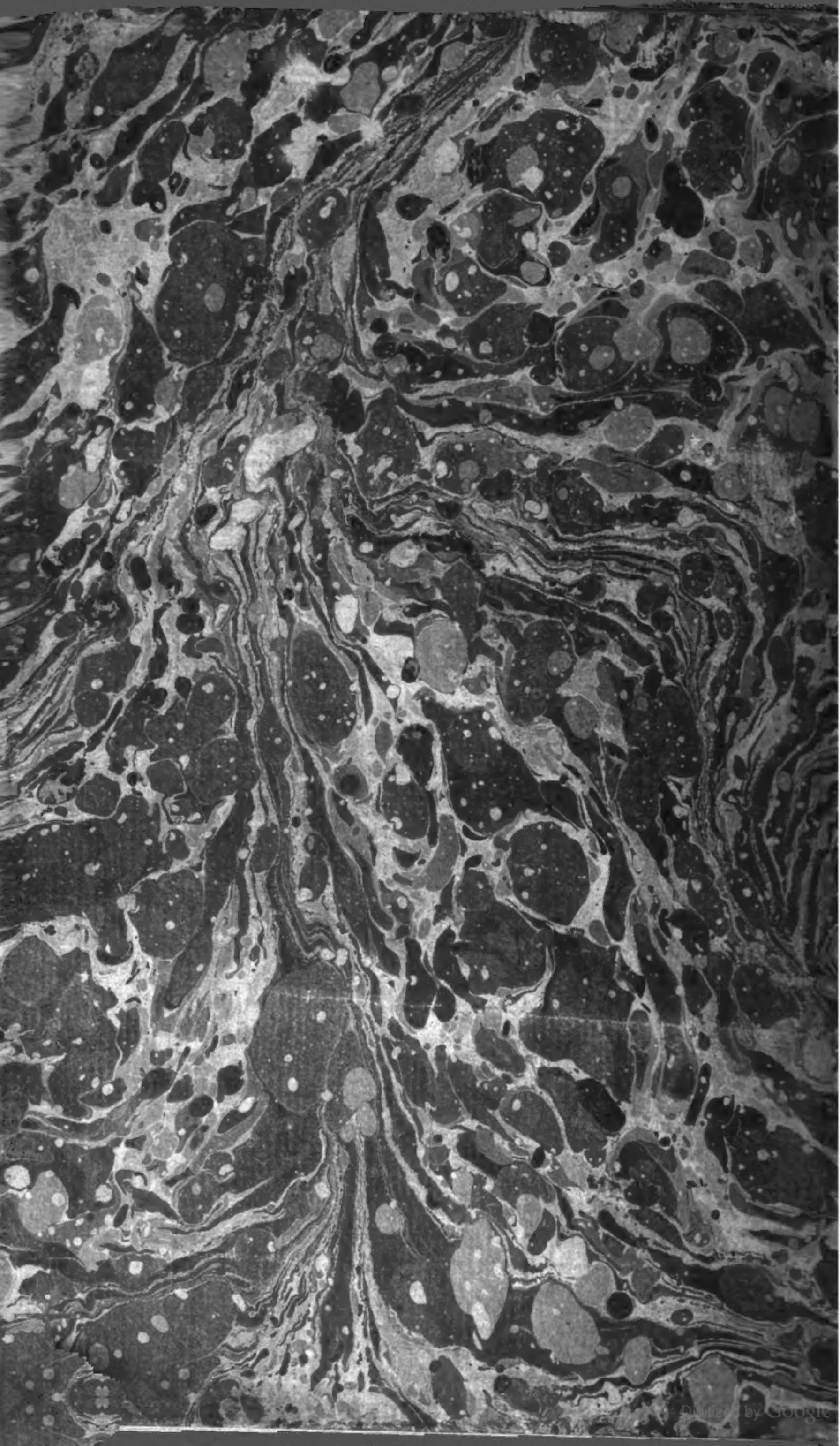
Z. S. 253 Euryalus über das Schöne, aus dem Holländ. des Prof.

van Boek Calkoen, übers. von Heidekamp. 1803 (vergl. Gothaische gel. Zeit 1804, St. 23.)
Zu Seite 253 C. W. Snell, Handb. der Philosophie für Liebhaber, zweiter Theil, enthält Aesthetik oder Geschmackslehre, Gießen 1803.
— — — —, Gaheis, Vorlesungen über die schönen Künste, für Jünglinge in Bürgerschulen. Wien 1803.
— — — — Horstig, über Heydenreichs Princip der Aesthetik, in der n. Bibl. der sch. Wiss. 47 B. 1 St. und Derselbe, über die Natur und das Wesen schöner Empfindungen, in der Bibl. der sch. W. 49 B. 1 St. S. 49 ff. u. 49 B. 2 St. 195 ff; und 54 B. 1 St. S. 1 ff.
Z. S. 254 Principes d'Eloquence pour la Chaire et pour le Barreau par Maury. N. E. Paris. (wenig systematisch, aber voll feiner und richtiger Bemerkungen; vergl. Götting gel. Anz. 1804, St. 59, S. 577 ff.)
Z. S. 261 J. B. Th. Helfrecht, kurze Anleitung zur teutschen Dichtkunst; 2. Aufl. 1803.
— — — — A. W. Schlegel, Briefe über Poesie, Sylbenmaas und Sprache; in d. Horen v. 1795, St 11, S. 77 ff.
Z. S. 262 Nachtigall, Warum sind die Dichter bei allen Nationen älter als die Prosaisten? in der t. Monatsschaft, Februar 1794.
Z. S. 265. Der schöne Geist, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften. Halle, 1793, Heft 2—4, S. 3—78.
Z. S 312 J. H Campe, Versuch einer genauern Bestimmung und Verteutschung der für unsre Sprachlehre gehörigen Kunstwörter. Braunschw 1804 (vergl. Hallesche L. Z. 1804, N. 97 und 98, S. 769 ff.)
Z. S. 425. Ueber die Abstammung des Reims von den Arabern, Reiske im neuen Büchersaal der sch. Wiss. Th 10, S 227 ff; und Herders Adrastea, St. 10, S. 249 ff. — Ueber den Reim, ein Brief von G. E. Lessing, in s. sämtl. Schriften, Th. 4, S. 25 ff. Er erklärt sich, in Hinsicht auf den Vorzug der reimenden und reimlosen Dichter gegen einander so: „Ich dringe hier auf republikanische Freiheit. Den Reim für ein nothwendiges Stück der teutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen; läugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse dem Dichter die Wahl." —
Zu S. 533. Fritze, über Selbstbiographien, in d. t. Monatsschr. 1795, Februar, S. 176 ff.
Zu S. 537. Artikel: Aufschrift, in Sulzers Theorie, Th. 1, S. 239.
Zu S. 555. Hegewisch, über die Wahrscheinlichkeit eines künftigen vollkommenern Zustandes der Menschheit, in Eggers t. Magazin, 1795, July, S 36 ff.
Zu S. 555. K. S. Zachariä, Inwiefern ist Geschichte als Wissenschaft möglich? in Zachariäs und Grohmanns Journ. f. Phil. April 1796, S. 1 ff.
Zu S. 590, sub γ. Redactoren der Zeitschrift: Italien sind: Rehfues und Tscharner. Es sind bereits 7 Stücke erschienen.
Zu S. 642 K. F. Kretschmann, Betrachtungen über die Dichtkunst, im zweiten Theile seiner sämmtl. Werke (Leipz. 1784) S. 1 ff., und C. M. Wieland, Briefe an einen jungen Dichter, in seinen sämmtl. Werken, 6r Supplementb. S. 231 ff.
Zu S. 697 Ueber Romane überhaupt, Leipz. L. Z. 1804. St. 32. —

Fischer, über den historischen Roman (an Feßler) — er vertheidigt ihn, in d. t. Monatsschr. 1794, Jan. S. 66 ff. — Ueber den historischen Roman (gegen denselben), im 21 St. des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annal. 1795, S. 161 ff. — Dagegen erklärt sich auch *W. Lange, de fabulis romanensibus vt vocantur histor cis* Hal. 1795. — Ueber das Idealisiren in Romanen, im 32 S. des philosoph. Anzeigers von Jakobs phil. Annal. 1795, S. 249 ff. — Einige Gedanken über die histor Romane, ebendaselbst, St. 45, S. 353 ff., — und Feßlers einige Gedanken darüber, ebendaselbst, St. 52, S. 409 ff. — Feßler, Commentar über ein wichtiges Aktenstück zur Gesch. der Verirrung des menschlichen Geistes in Sachen des Geschmacks; t. Monatsschrift 1795, Decemb. S. 304 ff., (vertheidigt den historischen Roman.) — Vergl. Etwas über Roman, Heldengedicht und Drama, in der N. Bibl. der sch. W., 68 B. St. 2, S. 179 ff.

Zu S. 707 Zusammenstellung der in Teutschland erschienenen dramaturgischen Schriften, nach der Zeitfolge, in der teutschen Monatsschrift, Febr. 1794, S. 123 ff.

— — — — Warum lieben alte Personen mehr die Lustspiele, junge Leute mehr die Trauerspiele? im 7. Stücke des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annalen, 1795, S. 49 ff.

Zu S. 721 Fortsetzung der Abh über den Chor, in den Obersächs. Provinzialblättern, März 1804, S. 205 ff.

Zu S. 736 Ueber den Monolog im Drama, im 33 und 34 Stück des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annalen, 1795, S. 257 ff.